
WIDENER
HN LBF8 9





Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben.

Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben.

Von

Eduard Michelis.

Münster,
Druck und Verlag von Friedrich Regensberg.
1847.

Sr. Bischöflichen Gnaden

dem Hochwürdigsten Herrn

Johannes Theodor Laurent,

Bischof von Chersones,

Apostolischem Vicar im Großherzogthum Luxemburg,

Assistent am Päpstlichen Throne,

Hausprälaten Seiner Päpstlichen Heiligkeit, Doctor der Theologie,

Consultor der Congregation des Index und Mitglied der Römischen

Academie von der Katholischen Religion ꝛc.

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfasser.

Ew. Bischöflichen Gnaden

haben mir erlaubt, Hochdenselben diese Schrift zu widmen. Ich wollte, so viel meine schwachen Kräfte es erlaubten, dem glorreichen Wirken des großen Papstes Gregors XVI. auf einem Gebiete, das die Aufmerksamkeit der Kirchenhistoriker noch zu wenig in Anspruch genommen hat, auf dem Gebiete der auswärtigen Missionen nämlich, durch diese Schrift ein kleines Denkmal setzen. Eine Anerkennung dessen, was ich wenigstens gewollt und zu erreichen versucht habe, finde ich darin, daß ich diese Schrift in Ew. Bischöflichen Gnaden Hände niederlegen darf, der Sie dem Throne Gregors, ja, was mehr ist, Seinem Hause, Ihm selbst, so nahe gestanden haben, und den Seine Oberhirtenstimme als einen Freund des unvergeßlichen Clemens August nach Rom berufen, und dann dem Episkopate unseres Deutschen Vaterlandes, das sich mit erneuerter Liebe und Treue um den Apostolischen Stuhl zusammengeschlossen, eingefügt hat. Ich weiß, wie das große Werk der Glaubensverbreitung Ew. Bischöflichen Gnaden am Herzen liegt, wie Sie dasselbe em-

pfohlen und für dasselbe gewirkt haben, und wie es Ihnen eine Freude gewähren würde, sollte meine Absicht, in unserm Deutschen Volke den Sinn für das Werk der Missionen immer mehr zu wecken, durch diese Schrift auch nur einiger Maßen erreicht werden. Auch schien mir die Pflicht der Dankbarkeit es zu erfordern, daß die erste größere wissenschaftliche Arbeit, die ich in Ew. Bischöflichen Gnaden neu-errichtetem Priesterseminar vollendete, keinem Anderen gewidmet würde, als Dem, dessen erleuchtetem Schutze die Wisschaften und die wahre Bildung in diesem Lande so viele Aufmunterung verdanken. Was meinen Kräften gefehlt hat, das möge die Absicht ersetzen.

Der Verfasser.

Vorwort.

Mit der Herausgabe dieses Werkes über die Missionen in der Südsee erfülle ich ein dem Publikum vor mehr als zwei Jahren gegebenes Versprechen. Eine mit großer Kühnheit im Westfälischen Merkur *) ausgesprochene Beschuldigung gegen die Katholischen Missionäre der Südsee veranlaßte mich damals, unter Nennung meines Namens den ungenannten Einsender jenes Angriffes aufzufordern, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten, und mit mir in demselben Westfälischen Merkur über die Missionen der Südsee eine öffentliche Diskussion zu beginnen. Nachdem ich lange geharrt hatte, meldete sich der Hr. Dr. Richter, Vorsteher des protestantischen Missionshauses in Barmen, als Verfasser jener Einsendung, erklärte sich bereit, den Kampf aufzunehmen, und begann, in allgemeinen Ausdrücken sich in vielen Lobeserhebungen über das Wirken der protestantischen Missionäre in der Südsee zu verbreiten. Meine umgehends erfolgende Antwort bezeichnete genau das Feld, worauf sich die ganze Verhandlung zu bewegen habe, damit dem Publikum nur Thatsachen, nicht Deklamationen und Ergüsse überschwänglicher Gefühle geboten würden; indeß Hindernisse, deren Beseitigung nicht in meiner Macht stand, hemmten damals die Weiterführung der begin-

*) Nro. 269. Jahrgang 1844.

nenden Verhandlung. Auf eine an mich ergangene öffentliche Aufforderung, dem Publikum meine Mittheilungen über die Missionen der Südsee nicht vorzuenthalten, erklärte ich mich bereit, eine eigne Schrift über diesen Gegenstand zu veröffentlichen. Daß dieselbe erst jetzt, nach Verlauf von mehr als zwei Jahren erscheint, hat seinen Grund theils darin, daß das ursprünglich nur auf einen geringeren Umfang bestimmte Werkchen der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend sich mehr, als ich selbst Anfangs dachte, erweitert hat, theils darin, daß meine Berufung zur Professur der Dogmatik in Luxemburg und vielfache Berufsarbeiten nicht selten eine Unterbrechung der Arbeit herbeiführten. Übrigens hat, wie ich hoffe, durch die Zögerung das Werk nicht an Interesse verloren. Denn es ist keine Streitschrift, die hier dem Publikikum geboten wird, sondern ein geschichtliches Werk. Freilich liefert die unpartheiisch behandelte Geschichte der Wahrheit mächtige Waffen, und dem Irrthume mag wohl kein Feind mit mehr vernichtender Kraft entgegentreten, als eben die Geschichte. Wenn in dieser Hinsicht die Missionsgeschichte der Südsee einen polemischen Charakter bekommen sollte, so ist der Grund davon in der Macht der angeführten Thatsachen selbst zu suchen.

Die Katholischen Kirchenhistoriker haben die Missionsgeschichte namentlich der neueren Zeiten zu sehr vernachlässigt. Die neuesten Bearbeitungen, die wir besitzen, verlieren sich zu sehr in das Gebiet des Erbaulichen, und haben für die eigentliche Geschichtschreibung weniger Werth. Dadurch ist es gekommen, daß die wirklich großen Leistungen Katholischer Missionäre in neuerer Zeit nicht die gehörige Anerkennung gefunden haben. Protestantischer Seits hat man dagegen mit einem um so größeren Eifer sich auf diesen Zweig der Geschichtschreibung geworfen, je geringer und unbedeutender die Erfolge der Protestanten auf dem Gebiete der Missionen gewesen sind. Es ist, als hätten sie sich beeilen wollen,

über die Leistungen ihrer Missionäre in der öffentlichen Meinung ein Urtheil zu befestigen, ehe man Katholischer Seits eine gründliche Untersuchung auf diesem Gebiete anstellte. Ob ihnen diese Absicht gelungen, oder ob das vielleicht hier und da von ihnen Erreichte ihnen auch bleiben wird, muß die nächste Zukunft lehren. Der bedeutendste Bearbeiter der Missionsgeschichte der Südsee ist auf protestantischer Seite ohne Zweifel Meinicke, der deshalb meiner Seits die sorgfältigste Beachtung gefunden hat. Meinicke's Forschungen über die Völker der Südsee verrathen große Sachkenntniß. In der Behandlung der protestantischen Missionsgeschichte hat Meinicke es für nothwendig erachtet, den Weg der bisherigen protestantischen Missionsschriftsteller, die nur überschwängliches Lob und Bewunderung auszusprechen wußten, zu verlassen. Er erscheint überall als ein kühler Beobachter, spricht mannichfaltigen Tadel aus, und sucht den protestantischen Missionären wenigstens das zu retten, daß sie am Ende doch ein Bedeutendes für die Menschheit geleistet haben. Wie wenig er sich aber selbst in dieser anscheinlich bescheidenen Stellung zu behaupten vermöge, und wie wenig es ihm gelingt, durch den Schein unpartheiischen Tadels in unbedeutenderen Dingen die außerordentlichen Mißgriffe und Vergehen der protestantischen Missionäre in der Hauptsache zu verhüllen, wird die folgende Untersuchung zeigen. Dabei beurtheilt Meinicke die Wirksamsamkeit der Katholischen Missionäre mit der augenscheinlichsten Partheilichkeit. Ja sein Urtheil zeugt von so großer Unkenntniß der Katholischen Missionsgeschichte, daß er selbst die Annalen der Verbreitung des Glaubens offenbar nur aus Citaten einzelner von ihm benutzter Schriftsteller kennt. — Wegener, zu dessem Werke*) Professor Neander in Berlin eine Vorrede geschrieben

*) Geschichte der Christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel. I. Th. Berlin 1844.

hat, ist ein fleißiger Sammler. Sein Styl ist glatt, seine Darstellung angenehm, nur verliert sie sich zu oft in das Erbauliche und Kleinliche. Ihm thäte ein tüchtiges Studium Katholischer Kirchenhistoriker noth. Lutteroth, den Meinicke so hoch erhebt, ist ein gewandter Verfälscher. Seine Geschichte der Insel Taïti*) ist ein historischer Roman, und macht, wie es scheint, selbst nach der Absicht des Verfassers, keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit. Mit der den Franzosen eigenen Gewandtheit weiß Lutteroth den Hintergrund der hervortretenden geschichtlichen Thatsachen durch eigne Phantasiestücke auszufüllen, und dadurch die ganze Anschauung der Begebenheiten zu verändern. Zudem hat er sich offenbare Verfälschungen geschichtlicher Thatsachen zu Schulden kommen lassen. Daß mein Urtheil über Lutteroth nicht zu hart ist, mag der Leser aus den ihm in meinem Werke nachgewiesenen Fälschungen selbst beurtheilen. Übrigens habe ich bei der Darstellung der protestantischen Missionsgeschichte überall protestantische Quellen benutzt, und durch die fortlaufenden Citate den Leser in den Stand gesetzt, sich von der Richtigkeit des Angeführten durch eignes Nachschlagen zu überzeugen.

Die Katholische Missionsgeschichte in der Südsee habe ich mit dem Wirken der Spanier auf den Philippinen begonnen, theils, weil die Vollständigkeit der Geschichte solches erforderte, theils, weil die dortigen Missionen und ihre bedeutenden Erfolge den neueren Bestrebungen in der Südsee so viele Anknüpfungspunkte bieten. Die Missionen auf den Philippinen und Marianen sind Katholischer Seits schon so vielfach und zum Theil sehr gut bearbeitet, daß ich mich bei denselben kürzer fassen und mich damit begnügen konnte, vorzüglich das auf die neuern Missionen

---

*) Ich citire nach der Übers. von Dr. Th. Bruns. Berlin 1843.

ein Licht Verbreitende aus ihnen hervorzuheben. In der Geschichte der neuesten Missionen in der Südsee fand ich keine bedeutende Vorarbeit. Die Hauptquelle bleiben hier immer die zu Lyon gedruckten Annalen der Verbreitung des Glaubens*). Daß dieselben jedoch behufs einer Geschichtschreibung nicht leicht zu benutzen sind, davon hat mich das Studium dieser Jahrbücher überzeugt. Welche Quellen ich außerdem benutzt habe, wird der Leser aus den fortlaufenden Anführungen ersehen. — Es war nichts Leichtes, aus dieser Mannichfaltigkeit von Berichten den rechten Faden herauszufinden, wonach sich die Mannichfaltigkeit zu einer in allen ihren Theilen zusammenhangenden Einheit ordnet. Und doch durchdringt die ganze Katholische Glaubensverbreitung ein einziger leitender Gedanke. Ob dieser Gedanke richtig erfaßt ist, mag der Leser selbst beurtheilen. —

Die ersten Bogen dieser Schrift waren schon gedruckt, ehe die politischen und kirchlichen Angelegenheiten im Oregongebiet geordnet waren, und ehe der Krieg zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten seinen Anfang genommen hatte. Das Oregongebiet ist jetzt so getheilt, daß der größere Theil mit der Mündung des Oregon den Vereinigten Staaten, der kleinere Theil aber mit der Insel Vancouver und dem Pugetsund den Engländern zugefallen ist. In kirchlicher Hinsicht ist das bisher nur aus Einem Apostolischen Vikariate bestehende Gebiet in sieben Bisthümer und ein Erzbisthum getheilt. Californien ist gegenwärtig, wenigstens was die Küstenpunkte betrifft, von den Truppen der Vereinigten Staaten besetzt. Über die nächste Zukunft des Landes kann jetzt noch nichts mit einiger Gewißheit gesagt werden. Wahrscheinlich werden die Vereinigten Staaten einige Mexicanische Provinzen erwerben, und dadurch so bedeu-

*) Meine Citate sind nach der bei Dumont-Schauberg in Cöln erscheinenden Übersetzung gemacht.



tende Katholische Elemente in sich aufnehmen, daß die Katholische Kirche in Nordamerica auch politisch aus ihrer passiven Stellung heraustreten kann. Auch hier wird, wie überall in neuerer Zeit, wo Katholische Gebiete mit protestantischen Staaten verbunden wurden, der Vortheil auf Seiten der Katholischen Kirche bleiben.

Im Seminar zu Luxemburg, am Tage der Epiphanie 1847.

Eduard Michelis.

Inhalt.

I. Einleitender Theil.

II. Geschichte der Missionen in der Südsee.

Erster Abschnitt.

Von der Entdeckung der Südsee bis zum Sinken der Spanischen Übermacht.

Zweiter Abschnitt.

Das Übergewicht Englands in der Südsee. Die protestantischen Missionen.

Dritter Abschnitt.

Wiederbeginn der Katholischen Missionsthätigkeit in der Südsee.

I.

Einleitender Theil.

---

§. 1.

Kurze geographische Übersicht.

1. Im Allgemeinen versteht man unter Südseeinseln die Inseln des Stillen Oceans, in so fern dieselben zu dem fünften Welttheil, zu Australien, gerechnet werden. Die Französischen Geographen und die päbstlichen Breven bezeichnen die Gesammtheit dieser Inseln mit dem gemeinsamen Namen Oceanien, der an sich am bezeichnendsten ist, und überall in diesem Werke als gleichbedeutend mit Südseeinseln gebraucht wird. Das Festland Australiens (Neuholland) mit der Insel Vandienensland (Tasmanien) steht in Bezug auf die Verbreitung des Christenthums mit den Südseeinseln in so naher Beziehung, daß seiner mit einiger Ausführlichkeit Erwähnung geschehen muß. Die Größe des eigentlichen australischen Festlandes mag 138,000 □M. betragen; die von Vandiemensland steigt auf 1200—1400 □M.

Schwer ist es, die eigentliche Gränze Oceaniens zu bestimmen. Gegen Osten nehme ich in der Gegend des Äquators den 270° östl. Länge als Gränze an, so daß also die Osterinsel noch mit zu Oceanien gehört, während alle östlich vom 270° liegenden Inseln zu America gerechnet werden. Gegen Süden kann man füglich den 54° südl. Breite als Gränze annehmen; von da ab nach Süden hört alle Bevölkerung auf. Westlich läuft die Gränze um Neuseeland und die dazu gehörenden Eilande herum, dann die Ostküste von Vandiemensland und Neuholland entlang durch die Torres-Straße, von da bis zur Westspitze des Arnhemlandes um Neuguinea, Mindanao und die Philippinen herum, und endlich zwischen den Batanen (Bashi-Inseln) und Formosa hindurch zur Ost-Küste von Japan. Die Nordgränze

ist gar nicht genauer zu bestimmen. Gewöhnlich nimmt man den 30° nördl. Breite als Gränze an.

Man wird bemerken, daß hier die Philippinen und Batanen mit zu Oceanien gerechnet sind. Die Annahme der Geographen sind hierüber schwankend, und ich gestehe gerne ein, daß diese Inseln geographisch eben so wohl zu den ostindischen, als zu den oceanischen Inseln gerechnet werden können. Nimmt man aber auf die Abstammung ihrer Bewohner und ihre Kulturgeschichte Rücksicht, so muß man den Geographen, welche die Philippinen zu Oceanien rechnen, seine Beistimmung geben.

2. Die oceanischen Inseln lassen sich in zwei große Hauptmassen theilen, die sich sowohl durch geologische Beschaffenheit, als auch durch die Verschiedenheit ihrer Bewohner durchaus von einander unterscheiden. Die erste große Inselreihe, gleichsam der erste große Gebirgszug, dessen Gipfel hoch über die Meeresfläche hervorragen, beginnt mit Neuguinea, und zieht sich in einem großen Halbzirkel Neuholland umgürtend bis zum 53° oder 54° südl. B. hinab. Im Süden bilden das letzte Hauptglied dieser Kette die Neuseeländischen Inseln. Die einzelnen zu dieser Reihe gehörenden Gruppen und Inseln sind von N. nach S. hinabsteigend Neuguinea, die Admiralitätsinseln, Neuhannover, Neuirland, Neubritanien, die Salomonsinseln, die Louisiade, die Inseln von Santa Cruz, die Neu-Hebriden (Heilige-Geist-Inseln), Neu-Caledonien, die Norfolkinseln und Neuseeland. — Die andere Hauptmasse der Inseln liegt außerhalb dieses Halbkreises in einzelnen, oft weit von einander getrennten, oft dichter zusammengehäuften Gruppen über den ganzen Ocean ausgesäet. Die Philippinen, Batanen und Bashiinseln schließen dieses Inselmeer nach der Indisch-Chinesischen Seite hin. Nach der Americanischen Seite zu verlieren sich die Gruppen und selbst die einzelnen Inseln und Klippen zuletzt fast ganz, und kommen nur nahe der Küste wieder zum Vorschein. Die einzelnen Gruppen werden später näher bezeichnet werden.

3. Die bezeichneten beiden Hauptmassen der Südseeinseln zeigen eine ganz verschiedene geologische Beschaffenheit. Die erstere, Neuholland umgürtende große Inselreihe besteht fast ausschließlich aus s. g. langen oder begleitenden Inseln, die der

Urformation angehören. Jedoch sind die großen der Urformation angehörenden Inseln meistens von einer großen Zahl von Korallenriffen umgeben. Die beiden Schlußglieder dieser großen Kette, Neuguinea und Neuseeland bilden die größten Inseln von ganz Oceanien. Alle diese Inseln haben im Innern hohe Gebirge. Der Egmontsberg auf Neuseeland, 14,760′ hoch, ist der höchste Punkt in der ganzen Südsee. Außer Neuseeland und Norfolk gehören alle diese Inseln der heißen Zone an, und haben eine überaus üppige Vegetation. — Die andere Hauptmasse dagegen gehört nicht der Urformation an, sondern besteht theils aus vulkanischen, theils aus Koralleninseln. Koralleninseln umgürten überall die vulkanischen Inseln, und verbinden die größeren Gruppen durch eine Unzahl kleiner Inselchen und Riffe, die ganze Meeresstrecken anfüllen, und oft nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel hervorragen.

4. Merkwürdiger Weise ist auch die Bevölkerung auf diesen einer verschiedenen Formation angehörenden Inseln der Abstammung nach durchaus verschieden. Auf allen der Urformation angehörenden Inseln ist eine negerartige Bevölkerung vorherrschend. Diese Negritos oder Papuahs, wie sie gewöhnlich genannt werden, gehören ganz offenbar zu einem und demselben Stamme mit den Urbewohnern von Neuholland, obwohl nicht zu läugnen ist, daß nicht unbedeutende Verschiedenheiten bei beiden wahrgenommen werden. Sie sind dunkelfarbig und wollhaarig, und stehen im Ganzen auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Doch sind die Bewohner der Inseln, und namentlich der kleineren Inseln weniger roh und stumpfsinnig als die Negritos auf dem Festlande von Neuholland. Besonders zeigen die Bewohner solcher Inseln, welche den von dem oceanischen Volksstamme bewohnten Gruppen näher liegen, mehr Spuren von geselligem und politischem Leben, als dieses gewöhnlich von den Geographen angegeben wird. Von der aufgestellten Regel, daß alle Inseln der Urformation von Negritos bevölkert sind, machen nur Norfolk und Neuseeland eine Ausnahme. Es scheint, daß die schwarze Bevölkerung nicht über den südlichen Wendekreis hinausgekommen ist. Jedoch will man auch auf Neuseeland Spuren einer Negerbevölkerung entdeckt haben, die vielleicht die Reste einer früheren,

durch die Einwanderung von s. g. Oceaniern verdrängten Bevölkerung gewesen sein mögen. Die vulkanischen und der Korallenformation angehörenden Inseln sind dagegen von einem ganz andern Menschenstamme bewohnt. Man nennt sie füglich Oceanier. Dieser oceanische Menschenstamm hat eine weiß-gelbe Hautfarbe, glattes, schwarzes Haar, und ist im ganzen kräftig und wohl gestaltet. Er zeigt überall, wo er sich niedergelassen hat, eine höhere Bildung, und größere Entwickelung der sozialen, politischen und religiösen Formen, als die Negritos, und scheint auch zu Zeiten eine politische Überlegenheit über die letztern geltend gemacht zu haben. — Fast allgemein ist in neuerer Zeit die Ansicht geltend geworden, daß die Oceanier malaiischer Abstammung sein. Wie grundlos und unhistorisch eine solche Annahme sei, wird die spätere Untersuchung ergeben.

5. Physische Beschaffenheit der Inseln. Unter den Koralleninseln gibt es viele Tausende, die nur 1—3 Fuß hoch aus dem Meere hervorragen, und von so geringem Umfange sind, daß sie häufig bei den in diesen Meeren so heftigen Stürmen ganz oder zum großen Theile von der Fluth bedeckt werden, und daher keinen Anbau und keine regelmäßige Bewohnung zulassen. Diese niedrigen Inseln haben in der Mitte meistens einen Teich oder See mit süßem Wasser, dessen Ufer oft nur einige hundert Schritte vom Meeresrande entfernt ist, einen schmalen Ring festen Landes zurücklassend. Sobald die Korallenbänke nur einige Fuß über den Meeresspiegel hervorragen, bildet sich auf ihrer Oberfläche eine Pflanzenerde, die nach und nach mehre Fuß tief wird, und durch Guiano befruchtet eine überaus üppige Vegetation hervorbringt. Besonders sind diese Koralleninseln mit der schlanken Kokuspalme geschmückt. — Die hohen Inseln vulkanischen Ursprungs bilden zum Theil nur einen einzigen bereits erloschenen, oder auch noch thätigen Vulkan, der bis zur Höhe von 8000 Fuß und darüber hinansteigend bis hoch zum Gipfel hinauf mit den prachtvollsten Waldungen bedeckt ist, an den Seitensenkungen aber Schluchten und wasserreiche Thäler bildet, und rund umher mit einem Rande flachen, äußerst fruchtbaren Marschlandes umgeben ist. In einiger Entfernung vom Ufer läuft ein Korallenriff um die Inseln herum, die Ufer vor dem Andrang

der Meereswogen schützend. Nur einzelne Öffnungen in diesen Riffen lassen den Schiffen freien Durchgang, und bilden in dem ruhigen Binnenwasser sichere Häfen. Die Vegetation auf diesen Inseln, die zu den schönsten der Erde gehören, ist wunderbar frisch und üppig, und außer den Erzeugnissen der Tropenländer gedeihen hier die meisten Produkte der gemäßigten Zone. Die Küsten sind reich an Fischen aller Art, an Austern, Schildkröten und Perlenmuscheln. Auffallend ist dagegen die Armuth an vierfüßigen Thieren. Man fand hier nur Schweine, Hunde und Ratten. Die Philippinen, unter allen Inseln des Oceans die fruchtbarsten und reichsten, bringen außer den ostindischen Produkten in Folge der Spanischen Kultur einen großen Reichthum Europäischer Erzeugnisse hervor. Der Beginn einer ähnlichen Kultur ist durch die Engländer auf Neuseeland gemacht. — Die der Urformation angehörenden Inseln sind zum Theil mit einer noch üppigeren Vegetation bedeckt, und erzeugen einen großen Reichthum von Handelsprodukten, der diesen Inseln dereinst eine große Wichtigkeit geben wird. An Säugethieren sind sie eben so arm, als die vorigen Inseln.

6. Größe und Einwohnerzahl. — Neuguinea, die größte unter den der Urformation angehörenden Inseln mag etwa 9000 □M. groß sein. Die Angaben sind verschieden. Auf die 3 Neuseeländischen Inseln mögen 4000—4200 □M., und auf Neucaledonien 300—360 □M. kommen. Die Größe der andern Inselgruppen, die zu dieser ersten Hauptmasse gehören, läßt sich nur annährungsweise bestimmen, und mag zusammen 2—3000 □M. betragen, so daß alle Inseln dieser Abtheilung 15—16,000 □M. enthalten mögen. Noch schwerer ist die Gesammtbevölkerung anzugeben, weil man namentlich das Innere von Neuguinea noch fast gar nicht kennt. Die Nähe stark bevölkerter Inseln im Indischen Meere und einzelne Beobachtungen neuerer Reisender berechtigen zu der Annahme, daß die Bevölkerung wohl eine halbe Million betragen mag. In Betreff Neuseelands schwanken selbst die Angaben Katholischer Missionäre zwischen 110,000—150,000 Ew. Auf Neucaledonien nimmt man gewöhnlich 50,000 Bewohner an. Die übrigen kleinern Gruppen sind meistens mit einer zahlreichen Bevölkerung bedeckt, so daß man für diese zu-

sammen wohl eine Volksmenge von 500,000 Seelen annehmen darf. Dazu kommen endlich noch 12—15,000 Europäische Kolonisten auf Neuseeland und Norfolk. Die ganze Bevölkerung beliefe sich nach dieser Berechnung auf etwa 1,200,000 Seelen, darunter über 1 Millionen Negritos. — Von der andern Inselmasse sind die Philippinen mit Mindango bei Weitem die größten. Man rechnet ihrer 1200, die zusammen etwa 5000 □M. groß sind. Die übrigen Inseln alle zusammen mögen 1—1500 □M. enthalten. Nur eine von ihnen übersteigt die Größe von 100 □M. Sehr viele sind ganz unbewohnt; auf anderen, die früher stark bevölkert waren, hat die Zahl der Bewohner sehr abgenommen, und schwindet sichtbar dahin, während auf den Philippinen die Bevölkerung im raschen Zunehmen begriffen ist. Man rechnet auf letztere Inseln zwischen 4 und 5 Millionen Menschen, während auf allen andern zusammen 450,000—500,000 wohnen mögen. — Was endlich Neuholland mit Vandiemensland betrifft, so zählen diese auf etwa 140,000 □M. über 200,000 Europäischer Kolonisten. Die Zahl der Eingebornen läßt sich noch gar nicht genau bestimmen, und mag annährungsweise 400,000 Seelen betragen. Demnach beträgt die Bevölkerung der Philippinen allein ungefähr das Doppelte der gesammten übrigen Bevölkerung des ganzen Welttheiles.

---

§. 2.

Die politische Bedeutung der Südseeinseln.

1. Drei der großen Europäischen Nationen haben sich bis jetzt in Oceanien festgesetzt, und ihre Herrschaft über einen großen Theil dieser Inselwelt verbreitet. Zuerst kamen die Spanier, welche als die Entdecker der Südsee nicht allein die Inselgruppen an der Americanischen Westküste, Chiloë, Juan Fernandez, die Galapagos, Rivella Gigedo ꝛc. besetzten und zum Theile kolonisirten, sondern auch, nachdem sie unter Magellan zum ersten

Male die Erde umschifft hatten, am entgegengesetzten Ende der Südsee sich niederließen, und auf den Philippinen eine blühende Kolonie gründeten. Von dieser Zeit an wurde die Südsee regelmäßig von Spanischen Schiffen befahren, und von den Philippinen aus eine Ausbreitung der Spanischen Herrschaft über die andern Gruppen des Stillen Meeres versucht. Nach und nach eroberten die Spanier die Babyanen, Batanen, Bashiinseln und Marianen, und machten auch Versuche auf die Carolinen. Letztere werden noch heut zu Tage von den Spaniern als ihr Besitzthum betrachtet, und zum Generalkapitanat Manilla gerechnet, obwohl die Inseln in der That frei sind. Eben so waren es die Spanier, welche zuerst Taiti und die Inseln der Negritos besuchten, und dort Bekehrungs- und Kolonisationsversuche machten, wiewohl ohne Erfolg. Noch jetzt besitzen die Spanier in der Südsee von allen Europäischen Nationen die blühendsten Kolonien, und beherrschen einen Flächenraum von mehr als 4000 □M. mit wenigstens 4 Millionen Ew. — Die zweite Macht, die sich in Oceanien befestigte, war die Brittische. Den eigentlichen Stützpunkt der Brittischen Macht in diesen Meeren bilden die Kolonien auf dem Festlande von Australien und auf Vandiemensland, die zwar noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, aber dennoch von Tag zu Tag eine größere Wichtigkeit gewinnen, und eine noch größere Zukunft zu erwarten haben. Die Ansiedelung einer zahlreichen Europäischen und christlichen Bevölkerung wird der Brittischen Macht in Ostindien und China auf die Dauer hin einen mächtigen ihr unentbehrlichen Stützpunkt geben, und den Sieg des Christenthums und der Civilisation in diesen Theilen der Welt mächtig fördern. Die Europäische Bevölkerung in diesen Kolonien beträgt schon über 200,000 Seelen, und nimmt in immer schnellerem Verhältniß zu. Traurig ist dagegen das Loos der eingebornen Neger von Neuholland und Vandiemensland, die überall, wo die Brittische Bevölkerung die Überhand gewinnt, ausgerottet werden, oder übermächtiger physischen Einwirkung erliegen. Schon ist die Urbevölkerung von Vandiemensland bis auf wenige dürftige Überreste verschwunden, und der schon bedeutend geschwächten Bevölkerung des Festlandes steht ein gleiches Schicksal bevor, wenn es nicht dem Christenthume gelingt, dem völligen

Untergange dieser Völkerschaften vorzubeugen. Unmittelbar an diese Brittischen Besitzungen auf dem Festlande reiht sich Neuseeland an, welches seit 1839 für eine Brittische Kolonie erklärt worden ist. Die Ausdehnung dieser Inseln, die Fruchtbarkeit des Bodens, besonders auf der nördlichen Insel, die allein eine Bevölkerung von mehren Millionen fassen kann, der Reichthum an Flachs (neuseeländischer Flachs) und Bauholz geben dieser Kolonie eine große Bedeutung. Die Brittische Regierung hat hier ausnahmsweise das menschenfreundliche Gesetz gegeben, daß bei der Kolonisation des Landes die Eingebornen geschont, und ihr Besitz von Grund und Boden anerkannt werden soll. Ob sie in der Handhabung dieses Gesetzes mehr Ernst und Energie, als anderswo zeigen, und ob es ihr auch beim besten Willen gelingen werde, dem zerstörenden Einflusse, den Brittische Anbauer überall auf die Urbewohner der kolonisirten Länder ausüben, mit Erfolg zu begegnen, muß die nächste Zukunft lehren. Schon breiten sich die Brittischen Anbauer an allen Küsten der nördlichen, und an der Nord- und Ostküste der südlichen Insel aus, und mögen sich auf 12,000—15,000 Seelen belaufen. Die Habsucht vieler dieser Kolonisten hat die Eingebornen bereits vielfach gereizt, und in der neuesten Zeit zu den blutigsten Konflikten Veranlassung gegeben, die eine Zeitlang wohl die Entwickelung der Englischen Macht aufhalten können, zuletzt aber offenbar mit dem Untergange eines großen Theiles der einheimischen Bevölkerung enden müssen. Auch hier kann nur das Christenthum die Einwohner vor einer völligen Vernichtung bewahren. — Außerdem erstreckt sich die Brittische Herrschaft nur noch über die an sich unbedeutende Norfolkinsel mit ihren kleinen, unbewohnten Nebeninseln. Sie diente bisher zum Deportationsorte für die schwersten Verbrecher, und hat eine Besatzung. — Die dritte Europäische Großmacht, die in Australien eine Herrschaft erworben hat, ist Frankreich. Der erste Versuch der Franzosen wurde auf Neuseeland gemacht, wo mehre Französische Kolonisten im Anbaue des Landes sehr glücklich waren, und auf der Ostseite der südlichen Insel an der Halbinsel Banks eine Niederlassung gründeten. Schon seit längerer Zeit verfolgte die Französische Regierung den Plan, in Oceanien eine Verbrecherkolonie nach dem Muster der Englischen zu Port

Jackson anzulegen, wobei sie zugleich den Gedanken hatte, der wachsenden Brittischen Macht in diesen Meeren durch eine Französische Kolonie ein Gegengewicht zu schaffen. Die förmliche Besitznahme des ganzen Landes durch die Engländer setzte diesen Planen ein Ziel, und die Kolonie an der Halbinsel Banks mußte sich der Brittischen Landeshoheit unterwerfen. — Seitdem warf Frankreich sein Augenmerk auf die Philippinen, diese reiche und blühende Kolonie der Spanier, und suchte, die Finanznoth des Mutterlandes benutzend, diese Kolonie durch Kauf an sich zu bringen. Aber wiederholte, zu diesem Zwecke gethane Schritte blieben ohne allen Erfolg. Der immer steigende Wohlstand dieser Kolonie und die Verdopplung der Staatseinkünfte aus derselben hatte die Spanische Regierung die große Wichtigkeit dieser früher wenig beachteten Besitzung kennen gelehrt. — Nachdem auch hier alle Aussicht auf Erfolg verschwunden war, wurden am 1. Mai 1842 die Markesasinseln durch den Französischen Contre-Admiral Dupetit Thouars besetzt, und dann förmlich für Französische Besitzung erklärt. Schon im September desselben Jahres erklärte der Contre-Admiral auf Ansuchen der Häuptlinge von Taïti diese Insel so wie die ganze Gruppe der Gesellschaftsinseln als unter den Schutz seiner Nation gestellt. Eine völlige Besitzergreifung und Entsetzung der Königinn Pomare wurde auf Reklamation Englands von der Französischen Regierung nicht anerkannt. Noch jetzt macht ein blutiger, durch fremden Einfluß unterhaltener Krieg die Französische Herrschaft streitig. Indeß haben die kleinen Könige der Gambierinseln, von Wallis und Futuna, sich freiwillig in den Schutz Frankreichs begeben. Allem Anscheine nach sollen diese kleinen Inseln nur Mittelstationen bilden zwischen den östlichen bereits besetzten Inselgruppen, und einer im Westen noch zu erwerbenden größeren Kolonie. Frankreich scheint außer Neucaledonien entweder Neuguinea oder die Inselgruppen im hinterindischen Meere im Auge zu haben. Bereits wurde ein Versuch zur Besetzung der Insel Basilan an der Küste von Mindanao gemacht, der aber an den Reklamationen der Spanier, die auf Basilan ein Fort besitzen, gescheitert ist.

2. Außer diesen Europäischen Besitzungen bestehen in Oceanien noch viele kleine selbstständige Staaten. Einige von ihnen

umfassen mehre Inseln oder ganze Inselgruppen; andere aber erstrecken sich nur über eine einzige oft sehr kleine Insel; oft auch ist eine kleinere oder größere Insel in mehre unabhängige Gebiete getheilt. Das Letztere gilt namentlich von den Inseln der Urformation, die von Negritos bewohnt werden, unter denen sich nirgends eine eigentliche politische Verfassung ausgebildet hat. Auf den andern, von Oceaniern bewohnten Inseln hatten sich bereits, ehe die Europäer einen merklichen Einfluß auf sie gewannen, Staaten und Verfassungen ausgebildet, die trotz der späteren mächtigen Einwirkung der Europäer und der dadurch bewirkten Modifikationen im Ganzen bis auf den heutigen Tag ihren früheren Grundtypus bewahrt, und nach allen versuchten Umänderungen sich immer wieder hergestellt haben. Der bedeutendste dieser oceanischer Staaten besteht auf den Sandwichinseln. Er enthält fast 300 □M., umfaßt die ganze Gruppe, und ist von mehren Großmächten als selbstständig anerkannt. Ähnliche größere Staaten bestehen auf den Freundschafts-, Schiffer- und Vitiinseln. Die Zahl der einzelnen unter einem Könige stehenden Inseln und Inselchen läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Kein einziger dieser Staaten hat jedoch eine politische Bedeutung, und nur die Eifersucht der großen Mächte kann den bedeutendern unter ihnen eine längere Selbstständigkeit fristen.

3. Faktisch bildet England gegenwärtig die bedeutendste Macht in Oceanien, welches eine doppelte Handelsstraße mitten durch diese Meere sich eröffnet hat. Im Besitze der Falklandsinseln, und nach dem Besitze der Südspitze Americas strebend nehmen die Britten mit ihren Handelsflotten den Weg vom Kap Horn über Taïti nach Sidney und nach Neuseeland, und weiter nördlich über die Sandwichinseln nach China und Indien. Um auf diesem zweiten Wege zwischen den Sandwichinseln und der Küste von Asien eine Zwischenstation zu besitzen, haben sie sich bemüht, von Spanien die Bashiinseln zu erwerben, jedoch vergebens. Es ist den Engländern zum Bewußtsein gekommen, daß ohne einen festen Anhaltspunkt an der Westküste von America ihrer Macht in der Südsee eine Sicherung fehle, die im Falle eines Krieges sehr vermißt werden könnte. Die Falklandsinseln gewähren nicht die Vortheile, die man bei der Besitznahme der-

selben gehofft hatte, und zudem ist die Umschiffung der Südspitze von America zu schwierig und gefährlich, als daß dieser Weg der Englischen Marine auf die Dauer genügen könnte. Zwar sind die Englischen Besitzungen in Nordamerica schon seit Jahren bis zur Westküste, also bis zum Gestade des stillen Oceans ausgedehnt: aber diese Küstenstriche sind zu kalt, und bieten zu wenig Hülfsquellen dar, als daß sie der Englischen Macht in der Südsee einen bedeutenden Zuwachs geben könnten. Darum hat England zwar unvermerkt, aber mit aller Kraft im reichen und fruchtbaren Oregongebiete sich festzusetzen gestrebt, und ist darüber mit den Vereinigten Staaten in Streit gerathen, der wahrscheinlich damit enden wird, daß England das Gebiet am rechten, und die Vereinsstaaten das am linken Ufer des Columbiastromes besetzen. Beide Staaten haben aber zugleich ihr Auge über die Grenze von Mexico nach Californien geworfen, und England hofft durch Geld, die Vereinigten Staaten aber durch eingedrungene Abentheurer in ähnlicher Weise wie Texas dieses Land gewinnen zu können. Offenbar wird der Besitz von Californien in der nächsten Zukunft für die Herrschaft in der Südsee von der entschiedensten Wichtigkeit sein. Schon jetzt beginnt die Seemacht der Verinigten Staaten an der Westküste von America sich zu zeigen, und die Regierung hat die Absicht ausgesprochen, an der Mündung des Columbia eine Station für die Flotte zu gründen. Auf jeden Fall werden also die Vereinigten Staaten in nächster Zukunft auch in der Südsee eine Macht bilden. — Am äußersten Ende der Nordwest- und Nordküste von America hat Rußland ein Gebiet erworben, das aber bei nicht geringer Ausdehnung zu kalt und unfruchtbar, und von den Englischen Gränzlinien zu enge eingeschlossen ist, als daß von dort aus die Ausdehnung eines Russischen Einflusses auf Oceanien zu befürchten wäre. Zwar sind auch von der Russischen Regierung Versuche gemacht worden, mit den oceanischen Inselgruppen Verbindungen anzuknüpfen, und namentlich die Könige von Taïti und Sandwich zu bewegen, sich in Russischen Schutz zu begeben; allein diese Versuche sind zum Theil durch Mitwirkung der protestantischen Missionäre gänzlich gescheitert. Einen eben so ungünstigen Erfolg hatte der Versuch, eine Russische Kolonie in Neucalifornien zu gründen; und

für die Zukunft wird hoffentlich die eifersüchtige Wachsamkeit der Seemächte den Russischen Planen von dieser Seite für immer ein Ziel setzen.

4. Eine andere Frage ist, welche Rolle werden die ehemaligen Spanischen Kolonien, von denen nicht weniger als sieben freie Staaten eine unermeßliche Küstenstrecke der Südsee berühren, bei der Entwickelung des politischen Lebens in diesen Weltgegenden zu spielen haben? Diese Staaten sind: Merico, Centralamerica, Neugranāda (Panama), Eguador, Peru, Bolivia und Chile. Zwar sind alle diese Staaten in Folge der blutigen und zerstörenden Freiheitskämpfe noch so erschöpft, und durch unaufhörliche Partheiungen im Innern zerrüttet, daß von ihnen für die allernächste Zukunft noch keine Entwicklung einer bedeutenden Seemacht zu erwarten ist: doch ist nicht zu zweifeln, daß auch für sie eine bessere Zukunft bevorsteht. Eine innere Kräftigung dieser Staaten ist aber von einer doppelten Bedingung abhängig. Zuerst von der Wiederversöhnung mit dem Mutterlande Spanien. Diese schönen, von der Natur so unendlich reich ausgestatteten Länder sind durch ihre ganze Geschichte, durch Sprache und Religion und endlich durch politische und merkantilische Interessen so sehr an das große Volk des Europäischen Mutterlandes angewiesen, daß eine feindliche Spannung, wie sie bisher bestand, eine fortwährende Unbehaglichkeit und ein unnatürliches Schwanken in allen Verhältnissen zur Folge haben mußte. Jetzt haben die politischen Umgestaltungen des Mutterlandes selbst eine Annährung dieser Staaten an Spanien möglich gemacht: bereits sind freundschaftliche Beziehungen von beiden Seiten angeknüpft, und die Zeit, so wie das gemeinsame mächtige Interesse wird die Versöhnung vollenden. — Die zweite Bedingung für die Kräftigung dieser Staaten ist die Wiederherstellung des Einflusses der Kirche auf die Bildung und Gesittung der denselben untergebenen Völkerschaften. Irreligiöse Ideen drangen durch Englischen und Nordamericanischen Einfluß mit großer Gewalt in das Spanische America ein, und bemächtigten sich fast aller Männer, welche die Revolution an die Spitze der Verwaltung führte. Die Folge davon war, daß die geistlichen Orden zum Theile aufgehoben, und die religiösen Institute vernachlässiget wurden, so, daß die

Bildung der zahlreichen bekehrten Indianerstämme ganz in Verfall gerieth. Doch haben sich überall die Bevölkerungen dem Katholischen Glauben treu ergeben gezeigt, und der gesunde Sinn in der Masse des Volkes hat dem weiteren Eindringen irreligiöser Grundsätze einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Auch die Regierungen lassen in neuerer Zeit in vielen Staaten der Kirche wieder mehr Recht widerfahren, und sehen es gerne, wenn die Religion wieder ihren alten Einfluß auf die Völker auszuüben beginnt. Die geistlichen Orden, die um diese Völker sich so große Verdienste erworben haben, treten überall wieder in Wirksamkeit. Auch der Jesuitenorden, dem die Urvölker von America großen Theils nicht nur das Christenthum, sondern auch ihre physische Erhaltung zu verdanken haben, tritt allmählig wieder in seine alte Stellung ein. Bereits hat er sich in dem Englischen America und in den Vereinsstaaten festgesetzt, und das Oregongebiet ist, obschon die weltlichen Mächte sich um seinen Besitz streiten, der Schauplatz einer Thätigkeit, die an die glücklichen Zeiten von Paraguay erinnert. Mehre Staaten von Mexico haben seine Zurückrufung beschlossen, und Neugranāda hat durch einen Staatsbeschluß seine Restituirung in die früheren Rechte und Besitzungen bewirkt. Auch in Chile, Brasilien, La Plata und Paraguay ist der Orden wieder thätig. Daß aber nur von einer religiösen Wiederbelebung namentlich bei den früher Spanischen Staaten eine politische Kräftigung zu erwarten stehe, wird jeder der Geschichte Kundige einsehen. Bis jetzt hat sich von allen altspanischen Kolonien Chile am meisten konsolidiret, und seine kirchliche Reorganisation (1 Erzbisthum und 3 Bisthümer, darunter eines für Chiloë und Araucanien) vollendet. Neuerdings hat Chile auch nach eingegangenen Nachrichten das Feuerland besetzt, und dadurch den ersten Schritt gethan, sein Gebiet über die ganze Süd-Westküste von America auszudehnen.

5. Dieselben Ursachen, welche die Staaten Americas Spanischer Abkunft bisher gelähmt, und die Entwicklung einer Blüthe, wozu ihre Lage, ihre reichen Hülfsquellen und ihre Religion sie berechtigen, gehemmt hatten, lasteten auch mehr oder weniger drückend auf dem Mutterlande. Wohl kein Volk der neueren Geschichte ist geistig so fruchtbar gewesen, und hat seine Religion,

Sprache und Civilisation auf so viele Länder und Völker übertragen, als das Spanische; und dennoch war Spanien durch den Lauf widriger Ereignisse für eine Zeitlang aller seiner natürlichen Bundesgenossen beraubt. Kein Volk hat auch seine bewunderungswürdige politische Größe so sehr dem segensreichen Einflusse der Katholischen Kirche zu verdanken, als eben Spanien; und dennoch gab es hinwiederum wohl keinen Staat, in dem die Kirche mehr gehemmt, und jeder freien Entwicklung beraubt war, als es seit der Herrschaft der Bourbonen in Spanien der Fall war. Die Revolution entwickelte sich mit einer Art von Nothwendigkeit aus diesen abnormen Zuständen. Allem Anscheine nach geht Spanien nun wieder einer besseren Zukunft entgegen. — Die Französische Macht in' diesen Weltgegenden ist noch zu jung, als daß schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit von ihrer künftigen Stellung in Oceanien Etwas könnte geurtheilt werden. Die Franzosen haben bisher nicht ein gleiches Geschick, wie die Spanier und Britten gezeigt, Länder zu kolonisiren, und ihre Herrschaft in ihnen zu befestigen; darum muß auch das Schicksal ihrer neuen Eroberungen in Oceanien noch als sehr ungewiß angesehen werden. Daß sich die Interessen der Katholischen Kirche in diesen Gegenden nicht ausschließend und nicht einmal überwiegend an die Französische Politik anschließen, wird der folgende Paragraph zeigen.

---

§. 3.

Wichtigkeit der Südseeinseln für die Kirche.

1. Protestantischer Seits hat man es der Kirche zum bitteren Vorwurfe gemacht, daß sie auf einem Gebiete, wo bereits protestantische Missionäre mit Erfolg gearbeitet, Eroberungen zu machen, oder gar die von jenen ausgesäeten Früchte für sich einzuerndten strebe.*) Darauf ist einfach zu erwiedern, daß die

---

*) So sagt die 12. Nummer der Berliner Missionsberichte Decemb. 1844. S. 208: «Er (der protest. Missionär Williams) hat es noch erlebt,

Kirche gar keine Berechtigung irgend einer andern Religionspar-thei oder Kirchengesellschaft als solche neben sich anerkenne, und daß ihr als der allgemeinen Kirche vom Welterlöser der Auftrag geworden sei, allen Völkern ohne alle Ausnahme das Evangelium zu predigen. Keine Rücksicht konnte darum die Kirche bewegen, die Südseeinseln von ihrer allgemeinen Missionsthätigkeit auszu-schließen. Die Kirche hätte immerhin, da die Zahl der noch nicht bekehrten Völker noch sehr groß ist, auf andere Punkte der Erde eine größere Thätigkeit richten, und den Protestanten einstweilen ein Gebiet überlassen können, welches doch über kurz oder lang ihrem Einflusse sich öffnen mußte. Aber es waren wichtige Gründe vorhanden, welche die Kirche in neuester Zeit bewogen, eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit auf Oceanien zu richten, und mit einer Art von Vorliebe dahin einen Theil ihrer besten Kräfte zu ver-wenden. Die Katholische Kirche betrachtet, da sie als die Ver-mittlerin des Heils der Menschen von Gott berufen ist, alle Völ-ker als ihrer Sorge und ihrem Schutze anvertraut. So wie sie die wilden Indianerstämme in America dem Untergange entriß, und unermüdlich für die mißhandelten Schwarzen von Africa ihre Stimme erhob, so konnte sie auch unmöglich dulden, daß der ganze Volksstamm der Oceanier einem geistigen Verderben und einer physischen Vernichtung preisgegeben wurde. Daß aber wirklich eine solche Gefahr vorhanden war, und noch nicht völlig beseitigt ist, wird Keiner leugnen können, der die folgende Ge-schichte gelesen hat. Die Katholische Kirche hatte die Pflicht, zur Errettung und Erhaltung dieser Völker die Mittel zu ergreifen, die allein dem eingerissenen Verderben Einhalt thuen konnten. — Dazu kommt noch, daß die Südseeinseln in dem großen, den be-deutendsten Theil der Erde umfassenden Missionsplane, den die Kirche mit klarem Bewußtsein verfolgt, zu wichtige Mittelglieder bilden, die gar nicht in Feindes Hand gelassen werden können, als daß eine noch so zarte Rücksicht auf die Wünsche der Pro-testanten, deren Existenz und Geschichte wir nur als eine Episode

---

daß die papistischen Priester in den blühenden Lustgarten Gottes auf diesen Inseln zur Verwüstung hereinbrachen» rc.

in dem Drama der Weltgeschichte betrachten, die Kirche hätte bestimmen können, ihre Missionsthätigkeit in der Südsee einzustellen.

2. Die Kirche hat nämlich längst die Überzeugung gewonnen, daß sie nur von Osten her die Herrschaft über Asien erlangen kann. Wenn es ihr auch gelingen sollte, in Syrien, Mesopotamien, Armenien und Kleinasien die durch lange Trennung vom Mittelpunkte der Einheit morsch und kraftlos gewordenen Sekten des Morgenlandes zur kirchlichen Einheit zurückzuführen, und die jetzt mit ihr verbundenen Orientalen in der Einheit zu erhalten, so kann damit doch höchstens das erreicht werden, daß irgend ein Anknüpfungspunkt für zukünftige Ereignisse erhalten wird. Eine wirkliche moralisch-religiöse Wiedergeburt dieser Völker oder gar eine Wiedergewinnung des Morgenlandes für das Christenthum wäre davon nicht zu erwarten. Zudem hemmt die stumpfsinnige Unbeweglichkeit des Muhamedanismus, und der steigende Einfluß Rußlands jede Entfaltung einer freieren kirchlichen Bewegung im Orient. Anders aber gestalten sich die Dinge im südöstlichen und östlichen Asien. Denn hier hat gerade dasjenige Volk Europas, dessen Einfluß sich gegenwärtig über alle Theile der Erde erstreckt und auf dessen Gebieten die Kirche sich am freiesten entfalten kann, ein mächtiges politisches Übergewicht erlangt. England beherrscht nicht nur fast ganz Ostindien, und dehnt seinen Einfluß schon weit über Hinterindien aus, sondern es hat auch mit siegreicher Waffengewalt die seit Jahrtausenden geschlossenen Thore von China geöffnet, für sich selbst wohl nur einen eigennützigen, zum Theil unedelen Zweck verfolgend, nach dem Rathe der Vorsehung aber dem Siege des Kreuzes im Osten von Asien den Weg bahnend. Es hat eine freudige Überzeugung die Katholische Kirche in Europa sowohl, als in Asien durchdrungen, daß in China das Kreuz bald allgemein siegreich sein werde. Und diese Thaten, wodurch England auch unbewußt der Ausführung eines großen Planes der Vorsehung dient, treffen zusammen mit einer immer mächtiger vor sich gehenden religiösen Umwandlung in England selbst, wodurch dieses von Gott so begabte und zukunftreiche Volk aus den engen Schranken des Sektenwesens hinaus auf das seiner welthistorischen Stellung mehr entsprechende Gebiet der allgemeinen Kirche erhoben zu werden

beginnt. Der Protestantismus in England ist, nachdem er mit der Gewalt des Staates bewaffnet fast 300 Jahre hindurch die Katholische Kirche in den Brittischen Reichen unterdrückt, und mit allen Mitteln der Gewalt und der Treulosigkeit auszurotten sich bemüht hat, endlich zur Einsicht der Fruchtlosigkeit seines Beginnens gekommen. Die Kraft des Angriffes ist an dem beispiellosen Widerstande der Irländer und Hochschotten gebrochen. Das Mißlingen eines mit solcher Anstrengung und mit solchen Mitteln unternommenen Angriffes kommt aber allein schon einer Niederlage gleich, und erklärt schon das mächtige Steigen der Katholischen Sache in dem Brittischen Reiche. Aber es wirkt noch eine andere, bisher noch nicht mit Klarheit erkannte, in der Stellung des Englischen Volkes selbst liegende Ursache mit zur Hervorbringung jenes inneren mächtigen Dranges, der diese Nation mit einer unsichtbaren Gewalt der Katholischen Kirche entgegenführt. Das Volk selbst ist durch die welthistorische Größe, die es erlangt hat, aus den engen Schranken einer Sektenreligion enthoben, und es fühlt in sich ein Bedürfniß, einer allgemeinen, seiner politischen Größe entsprechenden Kirche anzugehören. Darum hat der Engländer mit aller ihm möglichen Kraftanstrengung den Glauben aufrecht zu erhalten gesucht, daß die Anglikanische Kirche die eigentliche apostolische und katholische Kirche sei, und hat jede Vereinigung mit dem Protestantismus in Deutschland als ein seine Würde tief verletzendes Ansinnen gar weit von sich weggewiesen. Jemehr aber dieses Phantom des Anglikanischen Katholizismus vor dem Lichte gründlicher Wissenschaft schwindet, um so mehr schwindet auch die Scheidewand, die England noch von der allgemeinen Mutterkirche trennt. Daher kommt es, daß gerade die ausgezeichnetsten Gelehrten und tiefsten Geister in England sich der Katholischen Kirche zuwenden. Bereits ist das Katholische Element in England so stark, daß die Kirche, sobald nur den geistlichen Orden in England und Irland eine ungehemmtere Entwicklung wird gestattet werden, gerade die Brittischen Inseln zur Hauptbasis ihrer Missionsbestrebungen in Ostasien wird machen können. Ein solches Anknüpfen an die katholischen Elemente eines Volkes, welches in Ost- und Südasien die Herrschaft in seinen Händen hat, ist an sich am naturgemäßesten, und wird auch

ohne Zweifel auf das Mutterland nicht anders, als äußerst günstig zurückwirken. — Daß von Portugal für die Kirche in Ostasien nichts Bedeutendes zu hoffen ist, hat man Seitens des Apostolischen Stuhles längst eingesehen. Lange hatte man in Rom gehofft, Portugal würde seine verlorne Macht in Asien wiedererlangen, und dieselbe wie in früherer glorreicher Zeit zur Förderung der Religion verwenden. Aber in neuester Zeit hat gerade Rom dahin gewirkt, den Einfluß Portugals auf die kirchlichen Angelegenheiten Asiens möglichst zu schwächen. Denn nicht allein hat Rom die Insel Ceylon der Jurisdiction des Portugiesischen Erzbischofs von Goa enthoben, sondern es hat sogar 3 Bisthümer auf Brittischem Gebiet, die unter dem verderblichen Protektorat der Portugiesischen Krone standen, (Cranganor, Erzbisthum, Cochin und Meliapor) ganz aufgehoben, und die Verwaltung derselben Apostolischen Vikaren übergeben. Eben so ist der Einfluß des unter Portugiesischer Landeshoheit stehenden Chinesischen Priesterseminars zu Macao so gut wie vernichtet, und das Jesuitenkollegium zu Hong-Kong, welches auf Brittischem Gebiete liegt, wird seine Stelle einnehmen. Auch für die Missionen in Ostindien ist ein eignes Seminar auf der Brittischen Insel Pulo-Penang von der Propaganda gegründet. Die Katholische Kirche hat nicht versäumt, den siegreichen Brittischen Heeren in China ihre Missionäre folgen zu lassen, und dem Vernehmen nach sind in den vier dem ausländischen Handel geöffneten Hafenstädten vier neue Bisthümer errichtet.*) In Folge dessen scheint eine ungewöhnliche Bewegung zu Gunsten des Christenthums in den Ländern des ausgedehnten Reiches der Gemüther sich bemächtigt zu haben.

Wenn nun gegenwärtig das östliche und südöstliche Asien einen derjenigen Punkte bildet, worauf die Kirche vorzugsweise ihr Augenmerk richtet, so kann auch über den Weg, auf welchem eine bleibende Einwirkung auf diese Länder zu erzielen ist, kein Zweifel mehr obwalten. Die Kirche pflegt dem Wege, den Han-

*) Dadurch stiege die Zahl der Bischöfe und apostol. Vikare in China schon auf 17.

del, Gewerbe und selbst kriegerische Unternehmungen einschlagen, gerne zu folgen, und ihre höhere Mission an die Bestrebungen irdischer Betriebsamkeit zu knüpfen. Es hat sich aber, wie früher schon angedeutet wurde, ein an Wichtigkeit immer mehr zunehmender Handelsweg um die Südspitze Americas quer durch die Südsee nach Süd- und Ostasien gebildet. Dieses ist derselbe Weg, den die Spanier zuerst gezeigt, und der ihnen zur Gründung der Kolonie auf den Philippinen den ersten Gedanken eingegeben hat. Die früheren Plane, über die Landenge von Panama oder mittelst eines Südamerikanischen Strombettes eine bedeutende Abkürzung dieses allerdings sehr langen Weges zu Stande zu bringen, sind in neuester Zeit wieder aufgenommen worden, und könnten, wenn sie sich ausführen ließen, nur eine große Belebung des Handels in dieser Richtung zur Folge haben. Das Wichtigste aber ist, daß die Westküste von America selbst eine immer steigende Wichtigkeit bekommt. Schon die Streitfrage zwischen den Britten und Nordamericanern wegen des Oregongebietes zeigt die große Wichtigkeit dieses an der Westküste gelegenen Landes. Es kann gar nicht fehlen, daß sich dort an der Mündung des Columbia binnen Kurzem ein bedeutendes merkantiles und politisches Leben entwickeln, und nach und nach alle Staaten der Westküste in seine Bewegungen hineinziehen wird. Damit wird aber von selbst allen diesen Staaten eine Richtung nach Westen gegeben, und die neue Welt, welche von Osten her Christenthum und Civilisation empfangen hat, wendet dann ihre ganze Front den Ostküsten der alten Welt zu, um das von Europa Empfangene nun selbst wieder auf Asien zu übertragen, und so, den Kreislauf um die Welt vollendend den Sieg des Christenthums in der Wiege desselben, in Asien, befördern zu helfen. — Im Süden von America hat die nach Westen gerichtete Missionsthätigkeit ihren Stützpunkt in Valparaiso. Hier besteht das große Prokurahaus der Französischen Missionsgesellschaften. Ebenfalls besteht hier ein Konvent von Klosterfrauen als Pflanzschule für alle neuen weiblichen Klostergenossenschaften der Südsee, und ein Haus der Schulbrüder zu ähnlichem Zwecke. Auch befinden sich hier Jesuiten, die noch eines ausgedehnteren Wirkungskreises harren. In dem Hafen von Valparaiso, der von Jahr zu Jahr an

Wichtigkeit gewinnt, landen alle für die westlichen Inseln bestimmten Missionäre; von dort werden auch die verschiedenen Stationen mit allem Nöthigen versehen. — Die Propaganda hatte beschlossen, ein zweites Prokurahaus in Californien, also auch an der Westküste von America zu errichten. Der Bischof Pompallier, der mit der Bestimmung, sich auf der Insel Ascension (Punipet) niederzulassen, nach Oceanien geschickt wurde, hatte den Auftrag, an der Küste von Californien dieses zweite Prokurahaus zu gründen. Er fand aber, daß seine Anwesenheit auf Neuseeland viel dringender nothwendig sei, als auf Ascension, und ließ sich deßhalb auf ersterer Insel nieder. Um den wichtigen von dort aus zu unternehmenden Missionen einen festen Stützpunkt zu geben, wählte er statt des zu fernen Californiens die Stadt Sidney auf Neuholland. Hier errichtete er ein Prokurationshaus, wohin alle für die Missionen in Westoceanien bestimmten Effekten gesendet werden. Doch verlor man Californien nicht aus dem Auge. Dort fanden die von den Sandwichinseln vertriebenen Missionäre eine Zuflucht, und unterhielten von dort aus einen ununterbrochenen Verkehr mit ihren Neubekehrten. In neuester Zeit, wo die Jesuiten nach Californien zurückberufen sind, wird diese Station ohnehin an Wichtigkeit gewinnen, wenn nicht die Bestrebungen Nordamerikanischer Abentheurer dem Lande dasselbe Schicksal, wie Texas, bereiten. Viel augenscheinlicher aber treten die Bestrebungen der Kirche hervor, im Oregongebiete festen Fuß zu fassen, weil der Besitz dieses Landes einen großen Einfluß auf die ganze Westküste von America, und auf die Inseln der Südsee sichern wird. Während in den Vereinigten Staaten von Nordamerica zahlreiche protestantische Missionäre sich abmüheten, einzelne Indianerstämme für sich zu gewinnen, ließen sich die Jesuiten im Felsengebirge, welches die Vereinigten Staaten vom Oregongebiete trennt, nieder, und gewannen in kurzer Zeit einen großen Theil der im Gebirge und auf den westlichen Abdachungen bis zu den Ufern des Oregon wohnenden Völkerschaften. Nachdem die Erfolge hier gesichert waren, reisete der Pater de Smet über das Gebirge zurück, gewann am östlichen Abhange noch mehre Völkerschaften, und ging dann im Interesse seiner so wichtigen Mission nach Rom. Von dort kehrte er mit seiner zahlreichen

Gesellschaft nicht wieder durch die Vereinigten Staaten zurück, sondern nahm seinen Weg um die Südspitze von America, besuchte Valparaiso und mehre Orte der Westküste, überall günstige Punkte zu neuen Niederlassungen aufsuchend. Im August 1844 lief er in die Mündung des Oregon ein, und gründete dort unter Brittischem Schutz eine Kirche und einen Konvent von Klosterfrauen zu Vallamete. Dann überbrachte er dem Missionär Blanchet die Ernennung zum Apostolischen Vikar des Oregongebietes, und begab sich wieder zum Felsengebirge, wo er die Bekehrung von 200,000 Indianern zu vollenden hofft. Gelingt dieses, so werden die Folgen davon für die religiöse Gestaltung des nordwestlichen Americas unübersehbar sein. Denn mit dem Felsgebirge ist im eigentlichsten Sinne das Herz des nordwestlichen Americas gewonnen. Dort ist die Scheide zwischen den Vereinigten Staaten und dem Oregongebiete, der höchste Punkt des ganzen Nordamericanischen Binnenlandes, von wo die großen Flüsse und Gebirgszüge nach allen Richtungen hin auslaufen, und Verbindungsstraßen nach allen Theilen des Nordamericanischen Kontinents bilden. Die Felsgebirge verzweigen sich in vielen Ästen nordwärts in die Brittischen Indianergebiete, und öffnen den Weg in das Herz dieser Lande. Nach Süden laufen sie zwischen Californien und Neumerico, und bilden durch ein zwar noch unkultivirtes, aber zukunftreiches Land die Verbindung mit den bereits Katholischen Cordilleras. Im Oregongebiete also, und zwar an der Mündung des Stromes würde sich für die Missionen nach Westen hin ein sehr geeigneter Anhaltspunkt bilden lassen.

3. Auf diese Weise ist die Südsee von einer der Hauptrichtungen der Katholischen Missionsthätigkeit durchkreuzt, und schon deßhalb kann es der Kirche nicht gleichgültig sein, in welchen Händen sich die zahlreichen Inselgruppen dieses Meeres befinden. Denn es ist vorauszusehen, daß auf diesen, von der Natur so reich ausgestatteten, von den lebhaftesten Straßen des Welthandels berührten Inseln sich ein Leben Europäischer Civilisation entwickeln, und auf Asien und Neuholland einen Einfluß ausüben wird, den Viele gegenwärtig vielleicht noch nicht einmal ahnen. Dazu kommt noch, was bisher noch kaum ist geahnet worden, daß die Bevölkerungen der Südsee gerade in Hinter-

indien, China und Japan ihr uraltes Stammland haben, und daß die Bekehrung derselben auf die nahe verwandten Völker von Hinterasien nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben würde. Die Kirche konnte es daher, auch abgesehen von vielen andern Gründen, nicht dulden, daß diese so überaus wichtigen Mittelsstationen für ihre auf Ost- und Südasien gerichtete Missionsthätigkeit in die Hände protestantischer Missionäre geriethen. Daß es aber der Kirche nicht leicht werden konnte, auf einem Gebiete, wo die Englischen und Amerikanischen Missionäre seit einer langen Reihe von Jahren, während die Katholische Kirche in Europa, ihrem äußeren Bestande nach fast gänzlich erschüttert, nur äußerst Wenig für die Missionen thuen konnte, sich ungehindert hatten festsetzen und ausbreiten können, Eingang und festen Bestand zu gewinnen, wird von Vorne herein einleuchtend sein.

---

§. 4.

Frühere Geschichte der Südseeinseln.

a. Die Einwandrungen.

1. Die ältesten Bewohner der Südseeinseln scheinen die Negritos auf den der Urformation angehörenden Inseln, mit Ausnahme jedoch von Neuseeland, zu sein. Offenbar sind sie in ihrem heutigen Bestande nur Trümmer eines früher viel verbreitetern Volksstammes. Überbleibsel von ihnen findet man noch auf den Philippinen, auf den Sundischen Inseln, auf den kleineren Inseln in der Nähe des Ostindischen Festlandes und selbst auf der Halbinsel Malacca. Da überall, wo die Negritos mit den Weißen in Berührung kommen, die Letzteren die Oberhand haben, so ist nicht anzunehmen, daß diese schwarze Bevölkerung von Süden her nach Norden vorgedrungen sei, und sich in dem Gebiete der weißen Bevölkerung niedergelassen habe; sondern man muß im Gegentheil von der Voraussetzung ausgehen, daß die weiße Bevölkerung von Norden her die Negritos aus einem Theile des ursprünglich von ihnen besetzten Bodens verdrängt

habe. Eben so erscheinen die Schwarzen auf der Ostgränze ihres Gebietes gegen die andringende weiße Bevölkerung, die s. g. Oceanier, im Nachtheile. Denn nach allen Nachrichten, die wir bis jetzt über die Carolinen besitzen, gehörten diese zahlreichen Inseln in früherer Zeit zum Gebiete der schwarzen Bevölkerung. Mit den südlichern Philippinen unter gleicher Breite liegend sind sie die nordöstliche Gränze des Negritosgebietes. So wie aber auf den Philippinen, so gerieth auch auf diesen Punkten der Gränzlinie die schwarze Bevölkerung mit der weißen in Konflikt, worin die letztere die Oberhand behielt, ohne doch die schwarze Bevölkerung ganz verdrängen zu können. Auf den meisten Inseln verschmolzen die Schwarzen und die Weißen unter einander; auf anderen wurden die Weißen ganz vorherrschend, während auf einigen Inseln die schwarze Bevölkerung bis auf den heutigen Tag die größere Masse zu bilden scheint. Als mehre Einwohner der Carolinen zu den Marianen verschlagen wurden, schrieb schon der Pater Cantova (20. März 1722) nach Europa, daß er eine auffallende Verschiedenheit in der Gesichtsfarbe an ihnen wahrnehme. Einen bezeichnet er als ganz augenscheinlich abstammend von einem Mohren und einem Weißen, (Choix des lettres édifiantes, Brux. 1838 tom. VIII. p. 287). Er erfuhr auch von diesen Insulanern, daß einige ihrer Inseln, besonders die nach Süden gelegenen, noch zum größeren Theile von Negern bewohnt seien. (loc. cit. S. 295). Bis zu den Marianen hinauf hat sich diese schwarze Bevölkerung wohl nie erstreckt, sonst würde sie mit den Japanesen und Chinesen in eine nähere Berührung gekommen sein. Die ältesten Jahrbücher des Chinesischen Reiches erwähnen aber der Negritos nur als eines in großer Entfernung wohnenden Volkes. — Die Mulgravesinseln sind noch zu wenig bekannt, als daß man etwas Sicheres über ihre Bewohner sagen könnte. Nur ist es ausgemacht, daß die große Masse ihrer Bevölkerung aus s. g. Oceaniern besteht, aber höchst wahrscheinlich noch einen Beisatz von Negritos enthält. Hier bemerkt man, wie überhaupt auf der ganzen Gränzlinie, wo der schwarze und der oceanische Stamm sich vereinigen, eine überaus große Wildheit der Naturen, die bisher allen Versuchen, diese Völkerschaften zu kultiviren, widerstanden hat. Weit weniger

aber findet man diese Wildheit da, wo in Folge eines feindlichen Zusammenstoßes die Negritos unterlegen sind, wie auf den Philippinen, und vielleicht auf Tonga und Neuseeland, als dort, wo sie sich allem Anscheine nach friedlich genährt haben, und in einander verschmolzen erscheinen. Ferner waren noch nachweisbare Punkte der früheren Gränzlinien der Negritos gegen Osten Rotuma und die Vitiinseln. Auf beiden ist die oceanische oder weiße Bevölkerung gegenwärtig vorherrschend, aber die Hautfarbe ist so dunkel gefärbt, wie bei den Caroliniern, und auf beiden finden sich noch wirkliche Neger, die nicht als Fremde, sondern als Einheimische mit den übrigen Bewohnern untermischt wohnen. Wegen der innigen Beziehung, worin die Freundschaftsinseln immer zur Gruppe von Viti standen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die ersteren, so wie die Schifferinseln ursprünglich zum Gebiete der Negritos gehört haben. Auf beiden Gruppen sind dieselben aber spurlos verschwunden. Gegen Südwest bildete vielleicht Neuseeland den äußersten Punkt, wohin die Negritos gelangt sind. Der bisher bezeichneten Gränzlinie gemäß, die einen großen Halbbogen um das Festland von Australien beschreibt, gehört Neuseeland allerdings in das Gebiet der Negritos. Man will auch wirklich an der Spitze der nördlichen Insel noch Überbleibsel dieses Volkes gefunden haben. Die Oceanier, außer deren ursprünglichem Bereich Neuseeland liegt, sind, wie ich später zeigen werde, erst ziemlich spät hier eingedrungen. — Auf allen Inseln nun, welche innerhalb des großen bezeichneten Halbbogens liegen, ist die schwarze Bevölkerung noch heut zu Tage vorherrschend, jedoch so, daß von allen Seiten her theils die malaiische, theils die oceanische Bevölkerung von Norden, Osten und Südosten her in dieses Gebiet immer mehr eindringt, und sich mit der schwarzen Bevölkerung auf friedlichem Wege vermischt. Von Norden her sind die Malaien sogar bis zur Küste von Neuholland vorgedrungen, und haben sich ebenfalls auf Neuguinea niedergelassen. Im Nordosten wohnen zahlreiche Oceanier auf den Admiralitätsinseln und auf der Gruppe von Sta. Cruz; auf mehren kleinern Inseln der Salomonsgruppe sind die Oceanier sogar schon überwiegend, und auf der Insel Lepreux, die zu den Neu-Hebriden gehört, bemerkte schon Bougainville

(voy. p. 245) zahlreiche Weiße. Auch die Norfolkinseln haben nur noch unbedeutende Reste von schwarzer Bevölkerung.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Negritos ursprünglich ein großes, weit verzweigtes Volk bildeten, das ohne Zweifel eines der aller ältesten unserer Erde ist. Ob sie ursprünglich mit den Afrikanischen Negern zusammengehangen, und nur durch große Revolutionen in der Natur von ihnen getrennt wurden, darüber kann jetzt wohl noch nicht mit einiger Gewißheit entschieden werden. Die Verschiedenheit in der körperlichen Bildung kann wohl gegen diese Annahme nicht so gewichtig zeugen, als man gewöhnlich glaubt, da man weiß, wie verschiedentlich Abkömmlinge eines und desselben Volksstammes sich unter verschiedenen geistigen und physischen Einflüssen entwickeln können. Selbst die Australischen Neger, welche doch offenbar zu einem und demselben Volksstamm gehören, zeigen auf Neuholland, auf Vandiemensland und auf den östlichen Inseln eine so merkwürdige Abweichung in der Bildung des Körpers, daß z. B. die Bewohner von Neucaledonien den Afrikanischen Negern viel ähnlicher zu sein scheinen, als den Bewohnern von Vandiemensland. So viel ist über allen Zweifel gewiß, daß die Negritosbevölkerung ursprünglich bis wenigstens zu den südlichen Gegenden von Ostindien gereicht, und von da durch das Vordringen des weißen Stammes immer weiter nach Süden hin zurückgedrängt, vielleicht auch durch große Naturereignisse vom Norden und Westen des Kontinentes der alten Welt abgeschnitten wurden. Wahrscheinlich hatten die Afrikanischen und Australischen Neger ihren Vereinigungspunkt und die gemeinsame Wiege ihres Stammes am Persischen Meerbusen. Siehe die Völkertafel des Pentateuch von J. v. Görres I. S. 57 u. f. Ferner muß es als ausgemacht angesehen werden, daß auch nach Nordosten, Osten und Südosten das Gebiet dieser Schwarzen ursprünglich viel ausgedehnter war, als jetzt. Wie weit es sich erstreckt habe, und ob es im Südosten mittelst der zum Theil ununterbrochen zusammenhängenden Inselreihen über Taiti hinaus mit den Negern in Südamerica in Verbindung gestanden, darüber kann erst mit einiger Gewißheit entschieden werden, wenn die verschiedenen Familien der Negersprachen näher untersucht und verglichen sein werden. Mir scheint eine solche Verbindung der Ne-

gritos mit America sehr unwahrscheinlich, theils wegen der großen Entfernung der äußersten südöstlichen Inseln von der Südamerikanischen Küste, theils weil gerade in den westlichen Küstenländern von Südamerica ein anderer Menschenstamm angesiedelt ist. Übrigens ist diese Frage für den Zweck dieses Werkes von ganz untergeordneter Bedeutung. Viel wichtiger ist die Frage, welche Folgen aus der Vermischung der Oceanier mit den Schwarzen für die Bewohner der Südseeinseln hervorgegangen sind. Aus dem faktisch noch bestehenden Verhältnisse beider Bevölkerungen zu einander, und der im verschiedenen Grade sichtbaren Mischung der Farben geht hervor, daß ein großer Theil der Neger durch Berührung mit den Weißen in den s. g. oceanischen Volksstamm umgeschmolzen ist, und daß also in vielen, vielleicht in den meisten Volksstämmen der Südsee ein nicht unbeträchtlicher Bestandtheil von dem Blute dieser älteren Negerbevölkerung enthalten sei. Eben so bin ich der Überzeugung, daß jenes nicht unbeträchtliche Residuum in den religiösen Ansichten und Gebräuchen der Oceanier, das bisher jeder Zurückführung auf einen Asiatischen Ursprung widerstanden hat, seine Auflösung finden werde, sobald man diesen Negervölkern einmal eine größere Aufmerksamkeit wird zugewendet und ihre Religionsansichten wird untersucht haben.

Auffallend ist es, daß auf den Inseln, wo die schwarze Bevölkerung mit den Oceaniern zusammenkommt, die Negritos viel kräftiger, gewandter, in Künsten des Lebens geschickter, und mit größern Gaben des Geistes ausgerüstet erscheinen, als auf den andern Gebieten. Die Bewohner von Neuholland und Vandiemensland (von den Letzteren ist nur noch ein unbedeutender Rest übrig) sind weit schwächlicher und abgestumpfter. Überhaupt aber steht dieser schwarze Stamm auf einer sehr niederen Stufe. Von allen Seiten abgeschnitten von seinen ursprünglichen Stammländern, und in ein immer engeres Gebiet eingeschlossen, getrennt beinahe von jedem Verkehre mit andern Völkern, sank dieser Negerstamm auf eine immer tiefere Stufe der Kultur hinab, und zeigt in seinen jetzigen sozialen und religiösen Zuständen nicht sowohl die Keime eines erst werdenden Lebens, als vielmehr die Trümmer eines in sich gesunkenen und aufgelösten besseren Zu-

standes. Oft ist das Versinken in eine völlige Stumpfheit, in einen dumpfen, traumartigen Zustand der einzige Weg, auf dem ein sittlich völlig entartetes Volk vor einer gänzlichen Zerstörung bewahrt, und noch einige Spuren einer besseren Natur wie im Schlummer eingewiegt erhalten werden können, bis die rechte Hand kommt, um sie wieder sorgfältig und behutsam zu wecken, und zu neuem Leben zu befruchten. Die Englischen Reisenden und die protestantischen Missionäre, welche den Menschen nicht zu beurtheilen verstehen, haben uns die Negritos als durchaus stupid, und fast jedes Begriffes unfähig erklärt. Daß dem nicht so ist, daß bei ihnen sogar eine reiche Fülle von Gemüth und nicht geringe Geistesgaben gefunden werden, wenngleich sie tief verborgen liegen, und nicht Jeder die Zauberruthe besitzt, um sie hervorzulocken, wird die Missionsgeschichte zeigen.

2. Die vulkanischen und der Korallenformation angehörenden Inseln sind von einem gelblich weißen Menschenstamme bewohnt, den man mit dem nicht unpassenden Namen Oceanier zu bezeichnen pflegt. In der neueren Zeit ist bei vielen Gelehrten die Meinung vorherrschend geworden, die Oceanier gehörten zum Stamme der Malaien, ohne, daß es je gelungen wäre, irgend eine haltbare geschichtliche Tradition, die für eine solche Ansicht spräche, nachzuweisen, oder auch eine so schlagende Sprachverwandtschaft aufzufinden, daß ein unmittelbarer Stammzusammenhang mit den Malaien auf Sumâtra annehmbar erscheinen könnte.*) Die Ausbreitung der Malaien fällt in eine so späte Zeit, nämlich in die Mitte des 12. Jahrhunderts, daß, wenn von ihnen die Bevölkerung der oceanischen Inseln ausgegangen wäre, sich unfehlbar bestimmte geschichtliche Erinnerungen daran erhalten haben würden. In diesem Falle würde sich auch ein bleibender Verkehr der Malaien mit der von ihnen bevölkerten Inselwelt fortgesetzt haben. Von einem solchen Verkehre finden wir aber

*) Ich spreche mich hier nur gegen eine Abstammung von den Malaien als einem historischen Volke aus. Einen malaiischen Menschenstamm gibt es gar nicht, und, wenn man durchaus darauf besteht, die Bewohner der Hinterindischen Inseln Malaienstamm zu nennen, so gehören die Oceanier nicht darunter.

gritos mit America sehr unwahrscheinlich, theils wegen der großen Entfernung der äußersten südöstlichen Inseln von der Südamerikanischen Küste, theils weil gerade in den westlichen Küstenländern von Südamerica ein anderer Menschenstamm angesiedelt ist. Übrigens ist diese Frage für den Zweck dieses Werkes von ganz untergeordneter Bedeutung. Viel wichtiger ist die Frage, welche Folgen aus der Vermischung der Oceanier mit den Schwarzen für die Bewohner der Südseeinseln hervorgegangen sind. Aus dem faktisch noch bestehenden Verhältnisse beider Bevölkerungen zu einander, und der im verschiedenen Grade sichtbaren Mischung der Farben geht hervor, daß ein großer Theil der Neger durch Berührung mit den Weißen in den s. g. oceanischen Volksstamm umgeschmolzen ist, und daß also in vielen, vielleicht in den meisten Volksstämmen der Südsee ein nicht unbeträchtlicher Bestandtheil von dem Blute dieser älteren Negerbevölkerung enthalten sei. Eben so bin ich der Überzeugung, daß jenes nicht unbeträchtliche Residuum in den religiösen Ansichten und Gebräuchen der Oceanier, das bisher jeder Zurückführung auf einen Asiatischen Ursprung widerstanden hat, seine Auflösung finden werde, sobald man diesen Negervölkern einmal eine größere Aufmerksamkeit wird zugewendet und ihre Religionsansichten wird untersucht haben.

Auffallend ist es, daß auf den Inseln, wo die schwarze Bevölkerung mit den Oceaniern zusammenkommt, die Negritos viel kräftiger, gewandter, in Künsten des Lebens geschickter, und mit größern Gaben des Geistes ausgerüstet erscheinen, als auf den andern Gebieten. Die Bewohner von Neuholland und Vandiemensland (von den Letzteren ist nur noch ein unbedeutender Rest übrig) sind weit schwächlicher und abgestumpfter. Überhaupt aber steht dieser schwarze Stamm auf einer sehr niederen Stufe. Von allen Seiten abgeschnitten von seinen ursprünglichen Stammländern, und in ein immer engeres Gebiet eingeschlossen, getrennt beinahe von jedem Verkehre mit andern Völkern, sank dieser Negerstamm auf eine immer tiefere Stufe der Kultur hinab, und zeigt in seinen jetzigen sozialen und religiösen Zuständen nicht sowohl die Keime eines erst werdenden Lebens, als vielmehr die Trümmer eines in sich gesunkenen und aufgelösten besseren Zu-

standes. Oft ist das Versinken in eine völlige Stumpfheit, in einen dumpfen, traumartigen Zustand der einzige Weg, auf dem ein sittlich völlig entartetes Volk vor einer gänzlichen Zerstörung bewahrt, und noch einige Spuren einer besseren Natur wie im Schlummer eingewiegt erhalten werden können, bis die rechte Hand kommt, um sie wieder sorgfältig und behutsam zu wecken, und zu neuem Leben zu befruchten. Die Englischen Reisenden und die protestantischen Missionäre, welche den Menschen nicht zu beurtheilen verstehen, haben uns die Negritos als durchaus stupid, und fast jedes Begriffes unfähig erklärt. Daß dem nicht so ist, daß bei ihnen sogar eine reiche Fülle von Gemüth und nicht geringe Geistesgaben gefunden werden, wenngleich sie tief verborgen liegen, und nicht Jeder die Zauberruthe besitzt, um sie hervorzulocken, wird die Missionsgeschichte zeigen.

2. Die vulkanischen und der Korallenformation angehörenden Inseln sind von einem gelblich weißen Menschenstamme bewohnt, den man mit dem nicht unpassenden Namen Oceanier zu bezeichnen pflegt. In der neueren Zeit ist bei vielen Gelehrten die Meinung vorherrschend geworden, die Oceanier gehörten zum Stamme der Malaien, ohne, daß es je gelungen wäre, irgend eine haltbare geschichtliche Tradition, die für eine solche Ansicht spräche, nachzuweisen, oder auch eine so schlagende Sprachverwandtschaft aufzufinden, daß ein unmittelbarer Stammzusammenhang mit den Malaien auf Sumâtra annehmbar erscheinen könnte.*) Die Ausbreitung der Malaien fällt in eine so späte Zeit, nämlich in die Mitte des 12. Jahrhunderts, daß, wenn von ihnen die Bevölkerung der oceanischen Inseln ausgegangen wäre, sich unfehlbar bestimmte geschichtliche Erinnerungen daran erhalten haben würden. In diesem Falle würde sich auch ein bleibender Verkehr der Malaien mit der von ihnen bevölkerten Inselwelt fortgesetzt haben. Von einem solchen Verkehre finden wir aber

*) Ich spreche mich hier nur gegen eine Abstammung von den Malaien als einem historischen Volke aus. Einen malaiischen Menschenstamm gibt es gar nicht, und, wenn man durchaus darauf besteht, die Bewohner der Hinterindischen Inseln Malaienstamm zu nennen, so gehören die Oceanier nicht darunter.

weder in Oceanien, noch auf den Indischen Inseln eine Spur. Sicher auch hätten die Oceanier an den politischen und religiösen Bewegungen der Malaienstämme, und an ihren Fortschritten in Cultur und Wissenschaft Theil genommen; aber auch davon finden wir gerade das Gegentheil. Wie wäre es nur irgend gedenkbar, daß die Oceanier, Koloniestaaten der Malaien bildend, außer allem Verkehr mit diesem politisch so thätigen und weit um sich greifenden Volke sollten gerathen sein? Wie wäre es ferner gedenkbar, daß dieselben keine Spur von einer Schriftsprache, die man unter den Oceaniern gar nicht fand, von den Malaien sollten überkommen haben, und daß sie endlich von den Bekehrungsversuchen der zum Muhamedanismus übergetretenen Malaien sollten verschont geblieben sein? Auch nicht die geringste Spur einer Bekanntschaft mit der Religion Muhameds fand man bei den Bewohnern der Südsee. Die Ausbreitung der Malaien läßt sich geschichtlich nachweisen. Sie drangen um die Mitte des 12. Jahrhunderts, von Sumâtra hervorbrechend, auf Malacca vor, und gründeten dort ein mächtiges Reich, das seine Herrschaft und seine Kolonien in einem großen nach Süden und Südosten beschriebenen Halbkreise ausbreitete. Die äußerste Gränze ihres Bereiches nach Osten war die Insel Formosa, an deren Küste sie aber nur einzelne Kolonisten abgesetzt haben; ferner die Philippinischen Inseln, deren Herrschaft sie von den kleinern südwestlichen Inseln her errangen, ohne jedoch die völlige Unterjochung und Bekehrung derselben zum Muhamedanismus vollenden zu können. Dann mehr nach Südosten hin die Inseln Dshilolo und die kleinern Molukken bis nach Timor hinab. Im Süden sind sie sogar bis zum Festlande Australiens vorgedrungen. Erst in späterer Zeit, nachdem ihre politische Macht bereits gebrochen war, überschritten sie die Gränzen des hier bezeichneten Kreises, aber nicht mehr als eroberndes Volk, sondern indem sie als friedliche Anbauer und Kaufleute, oder als Seeräuber, oder auch als eifrige Missionäre des Islams sich auf den Küsten von Neuguinea und auf den kleineren benachbarten Inseln niederließen. Gewiß war es eine große, von der Vorsehung herbeigeführte Begebenheit, deren ganzer Erfolg erst in der Gegenwart beurtheilt werden kann, daß die Macht der Malaien gerade da, wo sie ihre höchste

Blüthe erlangt zu haben schien, den siegreichen Waffen einer Christlichen aus dem fernen Europa hergekommenen Kriegesmacht erlag. Im Jahre 1511 wurde Malacca, die Hauptstadt des mächtigen Malaienreiches, von den Portugiesen unter Albuquerque erstürmt. Wäre dieses nicht geschehen, so würden wahrscheinlich die Philippinen ganz von den Malaien unterjocht sein, und durch dieses Thor hätte sich ihre Macht und mit dieser auch die Religion des Islams über die Inseln der Südsee verbreitet. Dadurch würde aber der Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden ein merkliches Hinderniß in den Weg gelegt worden sein. Nachdem aber die malaiische Macht in ihrem Centrum gebrochen war, sammelte sie sich zwar noch einmal auf Sumâtra selbst in dem Reiche von Artschin, aber ihre Kraft nach Außen, und ihre Fähigkeit, sich noch bedeutend weiter auszudehnen, war für immer dahin. Statt der Religion Muhameds, welche die Malaien unfehlbar zu den Inseln der Südsee würden gebracht haben, fand nun dort das Christenthum ein für dasselbe bereitetes Feld.

3. Aus den angeführten Gründen, die weiter zu entwickeln hier nicht der Ort ist, muß es einleuchtend sein, daß die Oceanier nicht von den Malaien abstammen können. Vielmehr war es gerade die Ausbreitung des malaiischen Volkes, welche im Süden die Negritos, im Osten aber durch die Besetzung der Philippinen die Oceanier von dem Verkehr mit Südasien abschnitt, und bewirkte, daß diese zahlreichen Inseln eine für sich abgeschlossene, und von den übrigen geschichtlichen Völkern fast ganz vergessene Welt bildeten. Wann aber die erste Bevölkerung auf den Südseeinseln sich niedergelassen habe, ist schwer zu ermitteln. Von entschiedenem Mangel an historischem Sinn und ethnologischen Studien aber zeugt es, wenn man den Ursprung der Südseebevölkerungen in eine so späte Zeit hinabsetzen will, daß man dieselben von den Malaien auf Sumâtra herabzuleiten versucht. Denn wenigstens müssen die Südseeinseln so lange schon bewohnt gewesen sein, als das Festland von America, da für die Einwanderungen nach America die Inseln des stillen Oceans die nothwendigen Mittelstationen bildeten. Die Bevölkerung Americas reicht aber, wie neuere Forschungen erwiesen haben,

weit über die Zeit des Mittelalters, ja wahrscheinlich über die Zeit der Völkerwanderung und noch viel höher hinauf. Man kann es als geschichtlich ausgemacht ansehen, daß die Gründung der großen Reiche von Peru und Mexico etwa 300 Jahre vor die Ankunft der Spanier hinaufzusetzen ist. Die Gründer dieser Reiche fanden aber America bereits bevölkert, und zwar von zahlreichen, zum Theil verwilderten und tief gesunkenen Völkerschaften. Aber selbst diese verwilderten Völker müssen schon eine frühere Blüthe gehabt haben, und nur, weil sie abgeschnitten waren von der übrigen civilisirten Welt, und, außer bleibender Verbindung mit der positiven, von Gott offenbarten Religion kein frisches, erneuerndes Lebenselement in sich aufnehmen konnten, in den Zustand der Verwilderung und sittlichen Auflösung hinabgesunken sein. Denn mehre Gegenden Americas, namentlich Centralamerica, sind mit Trümmern alter Tempel und Baudenkmale besetzt, deren Ursprung weit über die Zeit der Aztekischen Herrschaft in Mexico und die der Inkas in Peru hinaufreicht. Die ungeheuren Ruinen von Palenque (Departem. Chiapa in Mittelamerica) und Kopan, welche in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden im hohen Grade auf sich gezogen haben, sind nicht ein Denkmal der Zerstörung der Spanier, sondern waren schon zur Zeit der Eroberung Mexicos ein Räthsel und ein Gegenstand staunender Bewunderung für Americaner sowohl, als Europäer. Sie rühren also von einem früheren Culturvolke her, dessen Blüthe zur Zeit der Gründung der obgenannten Reiche bereits erloschen war.*) Es entstände also zunächst die Frage, woher diese erste Bevölkerung Americas, und woher ihre Cultur. Eine sichere Antwort hierauf kann erst dann gegeben werden, wenn die Ruinen von Palenque und andern Orten genauer untersucht, und die auf denselben bemerkten Schriftzeichen entziffert sein werden. Bis jetzt weisen alle Indicien auf Ostasien hin. Möglich ist es zwar, daß auch von Osten her, von Africa und Europa, und von Norden über

---

*) Vergl. transactions of the american ethnological society erster Band Lond. 1845.

Island und Grönland Einwanderungen nach America geschehen sein;*) aber die Wiege der Hauptmasse der Americanischen Bevölkerung scheint doch immer das östliche Asien gewesen zu sein. Wirklich finden wir in Asien ein weitverzweigtes Urvolk, das sich nicht nur über die ganze Ostküste dieses Welttheiles, sondern auch über einen großen Theil der Inselwelt des stillen Oceans bis nach America hin ausbreitete, die s. g. Ainos. Wie weit sich dieser mächtige Volksstamm nach Süden und Südwesten erstreckt habe, ist schwer zu ermitteln, sicher aber war seine Ausbreitung sehr groß. Wahrscheinlich war er es, der von Norden her in das Gebiet des Negerstammes eindrang, diesen von der Südgränze Ostindiens und von einem großen Theile des dortigen Archipels verdrängte, und auch in Südpersien, Arabien, bis zur Afrikanischen Küste hin einen bedeutenden Grundbestandtheil der dortigen Bevölkerung ausmachte. Im Osten können wir der Ausbreitung dieses Urstammes über Hinterindien und China, über Formosa, die Carolinen, Marianen, Hainau, Lieu-kieu, Japan, die Aleuten bis zu den Küsten von America auf das bestimmteste folgen. Diese Ainos bilden die Grundbestandtheile des ganzen über Asien und America verbreiteten mongolischen Stammes.**) Sie waren außerordentlich wild und roh; die Chinesen sprechen von diesen Völkerschaften, deren ihre Annalen auf das deutlichste sich erinnern, als von solchen, welche die Gestalt von Menschen haben, in Wahrheit aber Thiere sind; und wo wir heut zu Tage noch Völkerschaften dieses Urstammes finden, da zeigen sie noch die überraschendste Ähnlichkeit mit den Schilderungen in den chinesischen und japanischen Annalen. Im Schoße dieses Volksstammes bildete sich ohne Zweifel durch eine heilsame Berührung mit den südwestlichen Völkern geweckt das brahmanische und buddhaische Religionssystem aus, und kultivirte im Laufe der Jahrhunderte einen großen Theil dieser rohen und wilden Völkerstämme. Diese beiden religiös-

*) Vergl. die Nachrichten über die Ruinenstadt im Innern Brasiliens im «Ausland» 1845 Nr. 252.

**) Über den Ursprung und die Ausbreitung der Mongolen vergl. Görres Völkertafel I. S. 83.

politischen Systeme gaben den historischen Staaten im östlichen und südöstlichen Asien ihren Ursprung. Die brahmanische Religion behauptete sich in Vorderindien, drang über den Ganges vor, und verbreitete sich zuletzt über das Hinterindische Inselmeer. Noch jetzt bewundert man die großen Baudenkmale der Brahmanen auf Java und den angränzenden Inseln. Die Religion des Buddha (Foe) wurde nach harten Kämpfen aus Vorderindien verdrängt, faßte aber in Tybet festen Fuß, und verbreitete sich über die Mongolei, China, die Mandsurei, Sibirien, Kamptschatka und zuletzt über die Inseln des stillen Oceans bis wahrscheinlich nach America hin. Von Norden her drangen die Buddhaisten wieder in Indien ein, und gründeten in Hinterindien mehre Reiche, die noch heut zu Tage von China abhängig sind. Die Anhänger des Buddha hatten es sich zu einer Hauptaufgabe gemacht, die rohen Völker, welche das Reich der Mitte umgaben, und die von ihnen mit Thieren verglichen werden, zu Menschen heranzubilden. Wie glücklich sie in der Ausbreitung ihrer Religion gewesen sind, beweiset die noch jetzt bestehende Herrschaft des Buddhaismus über fast zwei Drittheile von Asien.

Ich habe bisher meine Ansicht über den mongolischen Menschenstamm nur kurz dargelegt, ohne eine Beweisführung zu liefern. Es kann natürlich nicht in dem Zwecke dieses Werkes liegen, die hier angeregte Frage weitläufig zu erörtern; ich begnüge mich daher, die Beweisgründe, worauf ich mich stütze, kurz anzuführen. Es sind folgende: a. Fast ganz übereinstimmende Nachrichten bestätigen es, daß alle Völkerschaften in America einem und demselben Stamme angehört haben. Die Untersuchung der Schädel selbst in den ältesten Gräbern zeigt keine wesentliche Abweichung von denen in den jüngeren Gräbern. Wie man aber jetzt als ausgemachte Sache annehmen kann, gehören alle americanischen Völker dem mongolischen Stamme an, der sich über Japan, China, Indien, Sibirien u. s. w. verbreitete. — b. Die noch vorhandenen Überreste wilder Völkerschaften in Hinterasien, mehren Inseln des stillen Oceans und in America stellen uns noch ein getreues Bild dar von dem Zustande des mongolischen Stammes vor der Verbreitung der Brahmanischen und Buddhaistischen Religion, und wir können Völkerschaften dieses Stammes sowohl

unter der Herrschaft dieser Religionen, als auch im Zustande völliger Wildheit und im Übergange von dem Einen zum Andern noch heut zu Tage aufweisen. — c. Wir haben die bestimmtesten geschichtlichen Beweise, daß Lieu-kieu und Japan, ehemals von den bezeichneten rohen Barbaren bewohnt, durch den Einfluß der Buddhareligion zu dem geworden sind, was sie noch gegenwärtig sind, Länder, die von völligen Abbildern der Chinesen bewohnt werden. Außer andern ist hierüber das im „Auslande" 1845 Nr. 283 u. ff. in dem Aufsatze „Japan" von Professor Neumann, Mitgetheilte zu vergleichen. In Nr. 284 S. 1134 heißt es daselbst: „Von den Lieu-kieu-Inseln beginnend, über alle Länder des heutigen japanischen Reiches hin nach Jeso und Tarakai, und von da nach dem gegenüberliegenden Lande von Asien einer Seits, und den Kurilen, Aleuten und Kamptschatka anderer Seits sich erstreckend, lebte in den vorgeschichtlichen Zeiten ein und derselbe rohe, der Kultur widerstrebende Menschenstamm, den wir mit einem Worte seiner Sprache, welches Mensch bedeutet, den ainoischen nennen wollen. Das Kulturvolk, welches ihn in der Folgezeit unterjochte, und gewaltsam der Bildung entgegenführte, bezeichnete ihn mit dem Namen Jebis, eine Benennung, die in diesen östlichen Landen nicht weniger schimpflich ist, als das Wort Barbar bei den Griechen. Obgleich die Kultur auch hier wie überall jeder Besonderheit, jeder Eigenthümlichkeit aus den frühern unwissenden und verachteten Zeiten feindlich entgegentrat, so haben sich doch aus diesen vorgeschichtlichen Jahrhunderten Reste der Sprachen und Sitten erhalten, die nur auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der Bewohner aller dieser Länder schließen lassen. Gegenstände des Schmuckes und der Zierrath, welche bei den Bewohnern der Kurilen, auf Jeso und auf den Lieu-kieu-Inseln getragen wurden, finden sich heutigen Tages an verschiedenen Orten der Länder, die zum japanischen Reiche gehören, vorzüglich auf alten Begräbnißplätzen, und in theils künstlich geformten, theils natürlichen Höhlen. Diese auffallende Erscheinung ist selbst den japanischen Geschichtschreibern, deren ethnographischer Blick nothwendig beschränkt sein muß, nicht entgangen. „„Bei den rauhen, haarigen Bewohnern der Kurilen, sagt einer derselben, und bei den Bewohnern der südlichen Lieu-kieu-Inseln tref-

sen wir noch Schmuck und gottesdienstliche Geräthe an, welche deutliche Merkmale unserer frühesten Sitten an sich tragen. Die Leute wußten in Werth und Ehre zu halten, was wir auf Japan im Überfluß neu bekannt gewordener Kostbarkeiten von uns geworfen haben."" *) Die einheimischen rohen Bewohner Japans wurden von chinesischen Kolonisten unterjocht und gewaltsam kultivirt. Diese durch die ganze Geschichte des japanischen Reiches bewiesene Thatsache kann nicht bezweifelt werden. — Den Ainos wird ein Stück ihres Landes nach dem andern abgenommen, und die, welche sich der neuen Staatsordnung nicht unterwerfen, sondern ihre Freiheit wahren wollen, werden immer weiter gegen Norden gedrängt, nach Jeso, Tarakai und den Kurilen." — d. Daß auch die Bewohner des größten Theiles vom asiatischen Festlande ursprünglich demselben weitverzweigten Urstamme angehört haben, und allmählig vom Südwesten her kultivirt worden sind, ergibt sich immer mehr aus allen neueren mit Gründlichkeit darüber angestellten Forschungen. Neumann sagt darüber: „Tungusen, Mongolen und ein großer Theil der Türken bildeten ursprünglich nach den wesentlichen Merkmalen der körperlichen Gestalt, wie nach den Elementen ihrer Sprache eine einzige Völkerfamilie, innig verwandt mit den Eskimo, und mit den Stämmen und Horden der neuen Welt. Dieß ist das feste, unumstößliche Ergebniß sowohl der neuern Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie, wie auf dem der vergleichenden Sprachkunde und Geschichte..... Diese rohe Masse ist nun im Laufe der Jahrhunderte durch einen verschiedenen Bildungsgang zu besonderen Stämmen und Völkern mit eigenthümlichem körperlichen Gepräge — eine Folge der höhern geistigen Richtung — und mannichfachen Sprachen herausgewachsen, welche aber immer noch genug Zeichen ihrer ursprünglichen Einheit in sich tragen." **) Ganz dasselbe, was Neumann von den mittleren, östlichen und nordöstlichen

---

*) Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan. I. Abhandl. über die Magatama, oder die Schätze der früheren Bewohner der japanischen Inseln S. 8.

**) Ausl. 1845. Nr. 165.

Bewohnern Asiens nachweist, berichten uns andere Quellen über das südöstliche Asien. Indien jenseits des Ganges war zur Zeit, als die Chinesen eindrangen, was beiläufig zweihundert Jahre vor der Christl. Zeitrechnung geschah, schon einigermaßen von Vorderindien aus kultivirt, doch finden wir daselbst denselben rohen Volksstamm, der sich in der Nähe der Küste von Hinterindien, auf der Insel Formosa, und zum Theil im nördlichen Japan, auf Jeso und Tarakai bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat, und der auf den Aleuten und auf Kamptschatka erst in neuester Zeit aus seiner so lange bewahrten Rohheit einigermaßen erhoben ist.*) Obwohl aber in Hinterindien die Religion des Buddha verbreitet ist, so hat sich dieselbe hier doch wie in Japan und anderswo mit der ursprünglichen Religion des Ainos vermischt, so daß man die Bestandtheile beider Religionen noch mit ziemlicher Gewißheit von einander trennen kann.**) Endlich ist sogar in Vorderindien, diesem Mutterlande aller hinterasiatischen Kultur, noch eine zahlreiche uralte Bevölkerung, die s. g. Gonds übriggeblieben, die allen Kultur- und Bekehrungsversuchen der Brahmanen und später eingedrungenen Muhamedaner widerstanden, und den Charakter der alten Ainos in Sitte und Religion bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Auch die Laos in Hinterindien haben noch großen Theils die Religion und die Sitten der alten Ainos (zum Theil selbst das Tätowiren) ***) beibehalten.

4. Derselbe Stamm der Ainos, welcher einen Grundbestandtheil der asiatischen und americanischen Bevölkerung ausmacht, verbreitete sich auch schon frühe über die Inseln der Südsee, und bildet noch jetzt den Hauptbestandtheil der oceanischen Völkerschaften. So wie er auf dem südlichen Festlande von Asien mit den Negern zusammenstieß, und diese weiter nach Süden drängte, so

---

*) Vergl. notice historique sur la Cochinchine, choix des lettres édifiantes. Paris 1808. tom. II. S. 59. u. ff.

**) Vergl. über die Mischung der Religion in Tong-king und Siam choix des lett. édif. tom. II. S. 45—46 u. a. m. a. O.

***) Annal. 1846 I. 54.

gränzten auch in der Inselwelt der Südsee Beider Gebiete an einander. Wir sahen schon früher, daß die Philippinen ursprünglich zum Negergebiete gehörten; die Neger wurden aber von den Ainos aus einem großen Theile ihres Besitzes verdrängt. Die Negritos bewohnen gegenwärtig die Gebirge nach der nordöstlichen Küste von Luçon zu, woraus man deutlich die Richtung, welche die Einwanderungen nahmen, erkennt. Offenbar sind die Ainos von Hinterindien und von der Südostküste von China her in die Insel eingedrungen. — Die Inseln Lieu-kieu waren so wie Japan, geschichtlichen Zeugnissen zufolge, von wilden Ainos bewohnt, die von China aus kultivirt wurden. Zu demselben Stamme gehörten die Marianier. Die Carolinier zeigen noch heut zu Tage in auffallender Weise den Typus der alten wilden Ainos. Dasselbe ist zu sagen von den Bewohnern der Mulgravesinseln, von Rotuma, den Vitiinseln und zum Theil von Neuseeland. Auf den Sandwich-, Markesas- und Gesellschaftsinseln ist dieser Grundtypus schon mehr verwischt, aber immer noch in Religion, Sprache und in den politischen Einrichtungen so unverkennbar durchblickend, daß an eine Abstammung von dem Volke der Ainos gar nicht zu zweifeln ist. Ich stütze meine Ansicht auf folgende Gründe: a. Die rohe Masse, woraus die Japaner zu einem Kulturvolke herangebildet sind, bestehet zum Theile in ihrer ursprünglichen Roheit noch fort auf den nördlichen japanischen Inseln, auf Jeso und Tarakai; sie bestand noch vor Kurzem unverändert auf den Aleuten und auf Kamptschatka, und wird noch in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit vorgefunden auf einem Theile von Formosa. Diese Bevölkerungen sind aber ein treues Abbild der Oceanier, zumal auf den Inseln, wo sich der ursprüngliche Stamm am ungemischtesten erhalten hat. Die Aleuten und Kamptschadalen sind, obwohl sie sehr nördlich wohnen, von gelber Gesichtsfarbe. „Erstere schnitten, wie man weiß" — sagt Neumann — „bevor sie zum Christenthum bekehrt wurden, nicht bloß verschiedene Figuren in den Körper, sondern sie durchbohrten auch den Nasenknorpel, und trugen einen quer durchgesteckten Stift darin, woran sie an Festtagen Glaskorallen hingen; die Weiber durchbohrten zu diesem Endzwecke das ganze Ohr ringsum. Außerdem machten sie sich auch in die Unterlippe Einschnitte, um darin knöcherne oder stei-

nerne Nadeln zu tragen, welche zwei Zoll lang waren." *) Über die Insel Formosa schreibt der Jesuit Mailla im Jahre 1715, nachdem derselbe sich längere Zeit in verschiedenen Theilen der Insel aufgehalten hatte, daß die Insel theils von civilisirten Chinesen, theils von rohen, kriegerischen Ureinwohnern bewohnt sei. Von den letztern sagt er: „Sie schneiden sich in ihre Haut sonderbare Figuren von Thieren, Bäumen und Blumen ein, was ihnen große Schmerzen verursacht, ja was ihnen, wie sie mir selbst sagten, sogar den Tod bringen kann, wenn die Operation nicht sehr langsam und in Zwischenräumen vorgenommen wird. Man braucht dazu mehre Monate, oft ein ganzes Jahr. Nicht allen ist es erlaubt, diese Auszeichnung zu tragen. Jedoch ist es allen gestattet, sich die Zähne zu schwärzen, Ohrgehänge zu tragen, und sich mit Armbändern und Halsketten und Kronen von mehren Reihen verschiedenfarbiger Körner zu schmücken. Die Krone endet mit einer Art von Federbusch von Hahnen- und Fasanenfedern. Man stelle sich diesen sonderbaren Schmuck vor, und dabei eine hohe Gestalt, mit dunkler Gesichtsfarbe, mit glattem, bis auf die Schultern herabhangenden Haare, ein Stück Zeug um den Leib gebunden, und in der Hand Bogen und Spieß: und man hat ein treues Bild eines tapfern Kriegers in dem südlichen Theile der Insel Formosa." **) Ebenso theilen die Missionäre die Nachricht mit, daß auf den Carolinen die Bevölkerung theils in einem gewissen Grade kultivirt, theils aber wild und barbarisch sei, und daß hier zwischen beiden Klassen der Bewohner ein ähnliches Verhältniß stattfindet, wie wir es überall finden, wo die asiatischen Kulturvölker es unternommen haben, die barbarischen Ainos, welche sie für halbe Thiere hielten, zu zügeln. Von den Bewohnern der Palaosinseln erzählten einige Insulaner der Gruppe Lamurrec dem Pater Cantova, daß sie wild und barbarisch seien, nackt gehen und Menschenfleisch essen. Selbst die übrigen Bewohner der Carolinen betrachteten diese Wilden mit Abscheu, und vermie-

*) Ausland 1845 Nr. 167.

**) Choix des lettres édifiantes. Paris 1808. tom. II. S. 173—74.

den jeden Verkehr mit ihnen.*) Diese Wilden tätowiren sich in derselben Weise wie die Bewohner von Formosa und die früheren Aleuten.**) Ganz dieselbe Vermischung wie auf den Carolinen findet man auf den Mulgraveinseln, nur daß hier die Urbevölkerung der Ainos vielleicht mehr, als irgend sonst im Ocean noch heut zu Tage vorherrschend ist. Auch auf den Vitiinseln ist die Urbevölkerung vorherrschend, während dieselbe auf den östlicher gelegenen Gruppen eine ähnliche Umwandlung, wie auf Japan erfahren hat. — b. Über allen Zweifel aber wird die entwickelte Ansicht von der Abstammung der Oceanier erhoben, wenn man die religiösen Ansichten und Gebräuche derselben mit der ursprünglichen Religion der Ainos vergleicht. Über ganz Indien, China, Corea, Kamptschatka und die östlichen Inselreiche war die einfache, an tiefen religiösen Ideen so reiche Kami- oder Geisterreligion verbreitet, aus der sich durch Einflüsse von Westen her die Religion der Brahmanen und dann der Buddhaismus entwickelten. Diese Kamireligion hat sich unter den Urstämmen in Vorderindien zum Theile noch erhalten, hat sich in China, Tong-king, Cochinchina, Siam und Japan zum Theile neben den Buddhaismus fortgepflanzt, und ist nur zum Theile mit ihm verschmolzen, ist auf Kamptschatka und auf den Aleuten erst in neuester Zeit mit der Verbreitung des Christenthums größten Theils erloschen, und bildet auf Formosa, in wie weit es noch von dem Urstamme bewohnt wird, und unter allen Oceaniern den Grundbestandtheil ihrer heutigen Religion. Selbst der andere Urstamm, der mit den Ainos zusammenstößt, die Neger, haben viele der wesentlichsten Grundzüge der Kamireligion, welche, älter als Brahmaismus und Buddhaismus, nach der Trennung der Menschen von der Offenbarung ohne Zweifel die Urreligion der alten Welt gewesen ist. Wie viele tief-religiöse Ideen sie enthält, und wie viele Anknüpfungspunkte sie dem Christenthume darbietet, wird die im Verfolge dieses Werkes gelieferte kurze Darstellung des

---

*) Choix des lettres édif. Bruxelles 1838 tom. VIII. S. 294.

**) Loc. cit. 286—87.

Religionssystemes der Oceanier zeigen.*) — c. Ganz dasselbe, was über die Religion gesagt ist, muß auch über die politische Verfassung dieser Völker gesagt werden. Es findet sich auf allen Südseeinseln die vollkommenste Ausbildung der Feudalverfassung, welche ursprünglich die politische Form unter allen Völkern des weitverbreiteten Ainosstammes war, während der andere Urstamm der Neger gar nichts Derartiges kennt. Die ältere sowohl, als die neuere Geschichte von Japan und China, und das Verhältniß der dortigen Lehnsfürsten zum Kaiser gibt uns im Großen ein getreues Bild von dem, was in den kleinen Staaten der Südsee zum Theile bis auf den heutigen Tag geschieht und fortbesteht. Die Feudalverfassung bestand aber unter den Völkern des ainoischen Stammes, ehe die politisch-religiösen Systeme der Brahmanen und Buddhaisten sich ausbreiteten. Beide Systeme sind nur auf der Kamireligion und der bereits bestehenden politischen Grundverfassung des ainoischen Stammes erwachsen.**) Eine fortgesetzte Erforschung des über ganz Asien und den größten Theil von America verbreiteten Urstammes und der Kamireligion wird alle Fabeln über die Abstammung der Sudseevölker von den Malaien vernichten. Die Malaien sind, wenn man einmal alle Bewohner der hinterindischen Inseln mit

---

*) In Betreff der Kamireligion in dem alten Japan vor dem Eindringen des Buddhaismus beziehe ich mich auf den Aufsatz «Japan» im «Ausland» 1845 Nr. 283—88; und auf «Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan.» Über die noch bestehende Kamireligion auf Formosa vergl. den Bericht des Paters Mailla über die Insel Formosa in Choix des lettres édif. Paris. 1808 tom. II. S. 167—187. Über das Bestehen derselben Religion auf den Carolinen vergl. den Bericht des Paters Cantova über diese Inseln in Choix des lettres édif. Brux. 1838 tom. VIII. S. 283—305. Über die auf den andern Südseeinseln herrschenden Religionsansichten vergl. die später folgende Abhandlung über diesen Gegenstand.

**) Über China und Japan, über ihre Geschichte und Verfassung treten in neuester Zeit so viele Forschungen an das Tageslicht, daß ich nicht nöthig habe, auf einzelne Quellen, woraus ich geschöpft habe, hinzuweisen. Über die Verfassung der oceanischen Staaten siehe die später folgende Abhandlung über diesen Gegenstand.

diesem gemeinsamen Namen benennen will, höchst wahrscheinlich aus einer Vermischung der südindischen ainoischen Bevölkerung mit den Negern entstanden, woher sie einen eigenthümlichen, nichts weniger als empfehlenden Zug ihres Charakters bekommen haben, und sind dann später durch die Brahmanen von Vorderindien aus zum Theile civilisirt, wie die großen brahmanischen Denkmale auf Java und den andern Inseln beweisen. Eine ganz eigenthümliche Entwicklung nahmen diese Völker, als ein kleinerer Stamm unter ihnen, die eigentlichen Malaien auf Sumâtra, durch vorderindische Kultur gehoben, alle andern politisch zu überragen, und immer weiter um sich greifend der ganzen Inselwelt seinen Nationalcharakter einzudrücken begann. Schon im 13. Jahrhunderte traten die Malaien in Masse zum Muhamedanismus über, wodurch ihre ganze Entwicklung noch eigenthümlicher wurde. Daß aber deßungeachtet in der Sprache und in der Verfassung dieser Völker noch eine Verwandtschaft mit den Oceaniern geblieben ist, muß schon, wenn wir es auch nicht wüßten, deßhalb von Vorne herein sehr wahrscheinlich sein, weil ja beide von einem und demselben Urstamme entsprossen sind. — Die Philippinen sind aber allem Anscheine nach viel später, als die eigentlichen hinterindischen Inseln, von dem Stamme der Ainos besetzt, wie man daraus schließen kann, daß sich dort die Negritos in viel größerer Menge, als auf den andern Inseln erhalten haben. Man rechnet auf den Philippinen im Ganzen noch gegen 300,000 Negritos. Auch sieht man aus der Lage ihres Gebietes auf Luçon, von welcher Richtung her die weiße Bevölkerung eingedrungen ist. Offenbar kamen die ersten Weißen von Westen und Südwesten her. Diese weiße Bevölkerung der Philippinen nennt man Tagalen. Sie zeichnen sich vor den Malaien, mit denen sie im Äußern nicht geringe Ähnlichkeit haben, durch ihren Charakter sehr vortheilhaft aus. Ihre Einwanderung mag wohl schon vor der christlichen Zeitrechnung geschehen sein. Auch in Hinterindien hatte sich, ähnlich wie in Japan und in China, bereits vor der Ausbreitung des Buddhaismus, unter dem Ainosstamme eine gewisse Kultur verbreitet. Aus der Geschichte von Tong-king und Cochinchina wissen wir, daß man schon zur Zeit der ersten Kriege mit China, die etwa 200 Jahre vor Ch. Geb. begannen, in Hin-

terindien eine lebhafte Schifffahrt auf dem Meere zwischen den Philippinen und dem Festlande unterhielt, und daß Kriegesflotten nicht unbekannt waren. Vielleicht sind die Philippinen in Folge des Vordringens der Chinesen nach Hinterindien von den verdrängten Ainos des Festlandes besetzt worden. Jedenfalls waren die Tagalen zur Zeit der Ankunft der Spanier nicht so roh, als die meisten der übrigen Oceanier, mit denen sie einen und denselben Volksstamm bilden. Zu diesen Tagalen kam auf Luçon noch eine chinesische Bevölkerung hinzu, deren Einwanderung in eine sehr frühe Zeit zu setzen ist. Denn die nördlichen und nordwestlichen Provinzen dieser Insel sind von Chinesen bewohnt, die aber offenbar nicht in Folge einer politischen Verbindung Luçons mit China oder Japan, etwa durch Eroberung, sondern in ganz friedlichem Wege sich hier niedergelassen haben, und mit den Tagalen ganz und gar verschmolzen sind. Ja, es kann noch sehr gefragt werden, ob diese Chinesen, deren Zahl sich etwa auf 500,000 Seelen beläuft, nicht eben auch Tagalen sind, die von China oder Japan aus schon vor der Verbreitung des Buddhaismus kultivirt, und mit chinesischen oder japanischen Sitten bekannt gemacht waren. Denn diese Chinesen der Nordwestprovinzen von Luçon, der tapferste und in jeder Hinsicht tüchtigste Theil der ganzen Bevölkerung, sind wohl zu unterscheiden von den später eingewanderten Chinesen, die ungemischt unter der tagalischen Bevölkerung zu Manilla und in andern großen Städten wohnen. — Endlich haben die Philippinen noch einen vierten Bestandtheil unter ihren Bewohnern, die s. g. Bissaier, vorzugsweise auf den südlichern kleinern Inseln verbreitet, die wahrscheinlich aus einer Vermischung der Ainos mit den Negritos entstanden sind, und später eine bedeutende Beimischung von Malaien erhalten haben. Immer aber bilden die Tagalen die eigentliche Hauptmasse der philippinischen Bevölkerung, und sie sind als das bindende Mittelglied zwischen der Bevölkerung des hinterindischen und chinesischen Festlandes, und den oceanischen Völkerschaften zu betrachten.

5. Den Schlüssel zur ferneren Geschichte der Entwicklung der Südseevölker müssen wir abermals im hintern Asien und in seinem Verhältnisse zu America suchen. Chinesische Quellen berichten, daß man in Ostasien schon frühe eine Kenntniß von Ame-

rica gehabt, und daß eine wenn auch nicht regelmäßige Verbindung mit den fernen Ländern dieses Welttheils bestanden habe. Es sollen sogar buddhaistische Missionäre nach America gegangen sein. Die Zuverlässigkeit dieser Nachricht mag noch dahin gestellt bleiben; zu leugnen ist nicht, daß die in America ursprünglich herrschende Kamireligion in Mexico und Peru später viele Beimischungen erhielt, die sich größten Theils am leichtesten aus buddhaistischem Einflusse erklären. Das Reich der Tolteken im südlichen Nordamerica, dessen Gründung Clavigero in das siebente Jahrhundert setzt, sank allmählig in sich zusammen, und ließ in den mächtigen Ruinen von Kopan und Palenque ein Denkmal seiner Größe zurück. Merkwürdig ist es, daß auf mehren Inseln der Südsee ähnliche Trümmer von großem Alter gefunden werden. Auf der Insel Tinian, die zu den Marianen gehört, sieht man Trümmer, die denen von Palenque nichts nachgeben sollen. Leider habe ich nichts darüber erfahren können, in welchem Verhältnisse dieselben zu denen in Mittelamerica stehen. Auch auf den Carolinen will man ein altes Denkmal sogar mit einer Hieroglyphenschrift entdeckt haben.*) Auch von den Gambierinseln meldet der Missionär Caret: „Ich habe in einem Thale von Mangareva ein Denkmal gesehen, das mir sehr alt zu sein scheint. Es ist dieses eine Mauer, die lange in der Erde vergraben lag, und aus ungeheuren Pungas aufgeführt ist, (einer weichen Steinart, die auf dem Sande des Meeres wächst). Bäume von der Dicke der alten Eichen unsrer Wälder dehnten ihre hundertjährigen Wurzeln in den Höhlungen dieses Denkmals aus, und ihre Stämme selbst waren unter einer Korallenmasse vergraben, die von den Greisen mit einer von ihren Ahnen erfundenen Benennung bezeichnet wurde.“ **) Von einer genauen Untersuchung aller dieser Denkmale haben wir vielleicht noch manche überraschende Aufschlüsse über die frühere Geschichte der Südseeinseln zu erwarten. Man zählte auf den Gambierinseln 50 Könige,

*) So meldet der New-Sud-Wallis litterary, political and commercial Advertiser zu Sidney vom J. 1835, und nach ihm der Colonist.

**) Annalen der Verbr. d. G. 1842. V. 4.

die nach einander über die Inseln regiert haben. Es sind ihrer noch viel mehr gewesen, fügte ein Greis hinzu, aber ihre Namen sind untergegangen.*) Möglich ist es, daß eine untergegangene Blüthe dieser Inseln mit dem Aufschwunge des japanischen Reiches und der toltekischen Herrschaft in Verbindung stand.

In der Zeit des Mittelalters aber, als von Hochasien aus die Völker mit so großem Ungestüm nach Süden und Westen vordrangen, und selbst einen großen Theil von Europa überschwemmten, fand auch eine gleiche Bewegung nach Osten statt. Daß die Mongolen (ich meine hier nicht mehr den mongolischen Stamm im Allgemeinen, sondern das historische Volk, nach dem man den ganzen Stamm zu benennen pflegt) nicht allein nach Süden und Westen, sondern auch über Corea hinaus nach den östlich gelegenen Inselreichen ihre Herrschaft auszudehnen strebten, steht geschichtlich fest.**) Auch Marco Polos Nachrichten werden durch die neueren Forschungen völlig bestätigt. Nach ihm wurde im Jahre 1281 eine große chinesisch-mongolische Flotte, die gegen Japan ausgerüstet war, vom Sturme zerstreut. Über das Schicksal der Schiffe und des Heeres erfuhr man nie etwas wieder. Da es ausgemacht ist, daß die Völker, welche zur Zeit der Entdeckung Americas in Mexico und Peru herrschten, mongolischen Ursprungs waren,***) so hat man Grund, die Entstehung dieser Reiche mit den gewaltigen Bewegungen der Mongolen in Hochasien in Verbindung zu bringen. Die Stiftung des Reiches Peru setzt man in das Jahr 1290; für die Gründung der aztekischen Herrschaft in Mexico nimmt Clavigero das Jahr 1325 an.****) Beide Angaben stimmen sehr wohl überein mit dem, was Marco Polo über die Unternehmungen der Mongolen gegen die östlichen Inseln sagt. Steht es aber fest, daß zu verschiedenen Zeiten

---

*) Loc. cit. 5.

**) Vergl. Nibbon, Archiv zur Beschreibung von Japan VII.

***) Vergl. den Aufsatz in 165 u. ff. Nr. des Auslandes vom J. 1845: «Kenntniß des Auslandes bei den Chinesen, und, Einheit der Tartaren und Americaner.»

****) Vergl. Ausland 1845 Nr. 130.

Mongolenschwärme von der Ostküste Asiens zu der schon frühe in China und Japan bekannten gegenüberliegenden Küste von America zogen, und dort auf den Trümmern gestürzter Herrschaften neue Reiche gründeten, so konnten die auf dem Wege dahin zerstreut liegenden Inselreiche des Oceans von diesen Zügen nicht unberührt bleiben. Die Inseln, welche von diesen Zügen zunächst berührt werden mußten, waren die Marianen und Bonin-sima nebst den Sandwichinseln. Die Gründer des peruanischen Reiches aber müssen viel südlicher gelandet sein. Der Geschichte zufolge traten sie zuerst in der Gegend des Sees Titicaca auf. Ihr Weg führte sie also wahrscheinlich über die Carolinen und Mulgravesinseln und von da über die Gesellschafts- oder Markesasinseln zu dem Busen von Peru. In der That weiset gerade in den östlichern und nördlichern Gruppen der Volkscharakter, die Sprache und Religion auf eine Beimischung eines bedeutenden mongolischen Elementes hin, während auf den abwärts von diesem Wege zwischen Ostasien und America gelegenen südwestlichen Inseln der alte Volksstamm viel ungemischter von mongolischem Einflusse erhalten worden ist. Doch konnte auch auf den ersteren Inseln die frühere Sprache und Religion nicht verdrängt werden. Beide Sprachen und Religionen mischten sich um so leichter durcheinander, weil beide ursprünglich von Einem gemeinsamen Stamme entsprossen so viele Verwandtschaft darboten. Beide Bestandtheile lassen sich aber noch jetzt mit ziemlicher Gewißheit aus einander legen. Der Kürze halber verweise ich auf das über die Sprache, Religion und die politische Einrichtung der Oceanier in den folgenden Abschnitten von mir Gesagte.

Wohl zu bemerken ist noch, um sich Manches in der Geschichte und in den Eigenthümlichkeiten der Oceanier zu erklären, daß die muhamedanischen Malaien bis zum 16. Jahrhundert immer weiter nach Osten vordrangen, um die Religion des Islam mit der Gewalt des Schwertes zu verbreiten. Sie bemächtigten sich der Suluinseln und der kleinen Philippinen, und landeten zuletzt auf Luçon. Wenngleich sie diese Eroberung nicht vollenden konnten, indem die siegreiche Macht von Portugal und Spanien ihrer Ausbreitung für immer ein Ziel setzte, so drängten sie doch die tagalische Bevölkerung der Philippinen von den Küsten zurück,

und schnitten ihr jeden Verkehr mit den stammverwandten Bevölkerungen der Südsee ab. Wir finden daher auch gar keine sichere Spur eines Verkehres der Oceanier mit den hinterindischen Inseln. Hingegen hat nachweisbarer Weise auch noch in späteren Zeiten ein wenn auch nicht regelmäßiger Verkehr mit den Küsten von China und Japan bestanden. Wir haben die Nachricht, daß, als das Christenthum sich auf den Marianen verbreitete, das sinkende Heidenthum durch einen Chinesen wieder aufgerichtet wurde. Selbst bis nach America hin gelangten einzelne japanische Schiffe. Es hörten die frühesten Spanischen Reisenden und Entdecker in America von fremden Kaufleuten, welche auf den nordwestlichen Küsten Americas gelandet wären; man will sogar Bruchstücke chinesischer Schiffe gesehen haben.*) So wissen wir, daß eine japanische Schonk durch Zufall einen großen Kontinent im Osten entdeckte, daselbst überwinterte, und dann glücklich nach der Heimath zurückkehrte. Die Japaner hatten bemerkt, daß sich das Land weiter nach Nordwesten erstreckt. Sie mochten in den Gegenden Californiens überwintert, und die Küsten höher hinauf im Norden entdeckt haben. Ein anderes japanisches Schiff scheiterte gegen das Ende des Jahres 1832 auf Oahu, einer der Inseln der Sandwichgruppe, wovon der Hawaii-Zuschauer folgende Nachricht gibt: „Dies japanische Schiff hatte 9 Mann an Bord, die von einer der südlichen Inseln des östlichen Reiches Fische nach Jeddo bringen wollten. Als die Bewohner von Hawaii diese Fremdlinge sahen, ihnen so ähnlich in äußerer Gestalt, in manchen Sitten und Gewohnheiten, erstaunten sie sehr, und erklärten einstimmig: Es ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, wir kommen aus Asien.“ **) Nach der Überlieferung der Inselbewohner wären mehre solche Schiffe auf Hawaii gescheitert. Auch mochten andererseits die Bewohner dieser Eilande mit ihren schwächlichen Booten von Zeit zu Zeit zufällig oder mit Absicht auf dem asiatischen Kontinente gelandet sein. „Es ist bewundernswürdig,“ sagt der Jesuit Hieronymus de Angelis, der erste Europäer,

---

*) Torquemada, Mon. Ind. III. 7. Acosta, histor. nat. Amer. III. 12.

**) Belchers Voyage round the world. London 1843. I. 304.

welcher (1618) Jeso besuchte, „wie kühn diese Leute, und wie erfahren sie in der Schifffahrt sind. In ihren gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen sie Seereisen von 2 bis 3 Monaten, und so viel auf dem Meere auch umkommen mögen, immer finden sich neue Abentheurer, welche dasselbe Wagestück unternehmen." *)

b. Die Stellung der Südseestaaten zu einander.

Wenn man den Plan, den die Kirche in ihrer immer mehr sich entwickelnden Missionsthätigkeit verfolgt, verstehen will, so muß man die geschichtlichen und politischen Beziehungen der einzelnen Inseln und Gruppen zu einander kennen. Denn an die wirklich bestehenden Verhältnisse knüpft die Kirche ihre Thätigkeit an.

1. Ein über die ganze Südsee ausgedehntes Staatensystem hat niemals bestanden. Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß unter den einzelnen Gruppen eine Verbindung unterhalten wurde. Ein Fall ist sogar bekannt, daß eine Insel ihren politischen und religiösen Einfluß über mehre Gruppen ausdehnte. Es war dieses die Hauptinsel der Freundschaftsgruppe, welche in der Sprache der Insulaner Tonga tabu „das heilige Tonga" genannt wird. Tonga beherrschte unmittelbar die ganze Gruppe der Freundschaftsinseln, und behauptete eine Art von Hegemonie über die Schifferinseln und Wallis nebst Futuna, ja, es dehnte seinen Einfluß bis zu den Vitiinseln und den Neuhebriden aus.**) Wie aber Tonga dazu kam, sich so mächtig emporzuschwingen, darüber fehlen uns bis jetzt alle Nachrichten. Eine Verbindung mit Taïti scheint stattgefunden zu haben. Vielleicht kamen von dort Männer, denen es gelang, unter den bereits gesunkenen Völkerschaften der westlichen Gruppen ein neues Leben zu wecken, wie die Mongolen es unter den Völkerschaften in Peru wirklich vollbracht haben. — Merkwürdig aber ist es, daß zwischen der Insel Wallis und Tonga immer eine innige Freundschaft und gewisser Maßen ver-

*) Ausland 1845 Nr. 170.

**) Annal. 1845. H. I. S. 12, 13. Ferner I. S. 31.

wandtschaftliche Beziehung stattfand.*) Die Sitten und Religionsgebräuche beider Inseln waren fast gleich.**) Die Einwohner von Wallis brachten aus Freundschaft ungeheure Steine aus ihrer fernen Insel, und baueten auf Tonga das Grabmal eines dasigen Königs. Die Missionäre fanden auf Wallis viele Tonganer, und diese veranlaßten die erste Katholische Mission nach ihrem Vaterlande. Die Bewohner von Wallis aber zeigen in ihren Sitten eine auffallende Ähnlichkeit mit den Tagalen auf den Philippinen.***) Auf keinen Fall scheint diese Blüthe des Reiches von Tonga, welche die Entdecker der Freundschaftsinseln zum Theile noch in ihrem Bestande sahen, in eine gar ferne Vergangenheit hinaufgerückt werden zu müssen. Als Cook die Freundschaftsinseln besuchte, wußte der Herrscher eine nicht sehr lange Reihe königlicher Ahnen aufzuzählen, obschon die Südseevölker sonst auf eine lange Reihe von Ahnen ein großes Gewicht zu legen pflegen. Auch ist in den Tonganern das Andenken an ihre frühere Oberherrschaft noch keinesweges erloschen. Die Bewohner des heiligen Tonga sehen mit Geringschätzung auf alle andern Südseeinsulaner, und gewisser Maßen selbst auf die Europäer herab; sie halten ihre Insel für den Mittelpunkt der Erde, für den Sitz der Bildung und Macht, für den Augapfel und Lieblingssitz der Götter; die andern Menschen sind ihnen gleichsam nur Barbaren.****) Auch in den umherliegenden Inselgruppen ist die hohe Meinung, die man von Tonga hegt, noch keinesweges erloschen, obwohl jeder Schein einer politischen Obergewalt verschwunden ist. Eine wie große Wichtigkeit hierdurch diese Insel für die Missionen bekommt, leuchtet von selbst ein. Ja man kann behaupten, daß der Besitz von Tonga einen überwiegenden religiösen Einfluß auf alle benachbarten Inselgruppen sichern würde. — Die Schifferinseln scheinen

---

*) Annal. 1841. H. I. S. 1. u. folg.

**) Annal. 1845. H. I. S. 9.

***) Vergl. die vortreffliche Schilderung der Insel Wallis im 1. Heft der Annal. v. 1841.

****) Annal. 1845. H. I. S. 9.

nie eine bedeutende Geschichte gehabt zu haben. Sie waren in politischer und religiöser Hinsicht an Tonga geknüpft. Viel bedeutender dagegen, wenn auch nicht an Umfang und Volkszahl, waren die kleinen Inseln Wallis, Rotuma und Futuna, welche für alle an der Südseite des Äquators liegenden Inseln das verbindende Mittelglied mit den nordwärts gelegenen Gruppen bildeten. Über die enge Beziehung von Wallis zu Tonga ist schon geredet. Auch auf eine Verbindung dieser Inseln, namentlich von Rotuma mit den Gesellschaftsinseln deuten alte Sagen. Nordwärts hatten Wallis und Rotuma eine Verbindung mit Punipet (Ascension), und es scheint gar nicht unwahrscheinlich, daß bis zu den letzten Jahrhunderten die südwestlichen Gruppen mittelst dieser Inseln eine Verbindung mit ihren Stammgenossen auf den Carolinen, Marianen und vielleicht gar auf den Philippinen unterhielten. Auf jeden Fall bilden Wallis, Rotuma und Punipet für die Verbreitung des Christenthums einen zweiten eben so wichtigen Punkt wie Tonga. Aus der Geschichte der Marianen wissen wir, daß im Laufe des 17. Jahrhunderts zahlreiche Schaaren der Bewohner dieser Inseln südwärts hin auswanderten. Die Spanischen Geschichtschreiber melden, dieselben hätten sich auf den Carolinen niedergelassen. Dieses scheint mir aber unwahrscheinlich, weil die nicht lange nachher bis zu den Carolinen vordringenden Missionäre der Spanier nichts von den dort befindlichen zahlreichen Marianern melden. Vielleicht drangen diese freiheitliebenden Schaaren, welche auf den Marianen der Spanischen Übermacht wichen, weiter nach Süden, oder gar bis Tonga vor. — Die Vitiinseln, wohl die fruchtbarsten und schönsten Inseln der ganzen Südsee,*) mit einer sehr zahlreichen Bevölkerung sind noch zu wenig erforscht, als daß über sie etwas Bestimmtes könnte aufgestellt werden. Die Einwohner sind die rohesten der Südsee. Nirgends sind Anthropophagie, blutige Opfer und Tödtung der Frauen beim Begräbnisse des Mannes so im Gebrauch, als hier. Wahrscheinlich haben wir hier noch eine Bevölkerung des ainoischen Urstammes, nur mit Elementen des Negerstammes gemischt.

---

*) Annal. 1842. III. 39.

Schmerzlich habe ich darum eine genauere Beschreibung dieser Inseln durch die Missionäre bis jetzt vermißt. Die Inseln stehen unter vielen kleineren und größern Königen, und scheinen nie eine politische Beziehung nach Außen hin gehabt zu haben. Nur weiß man, daß die kriegerischen Vitier von den Königen von Tonga in Sold genommen wurden. Durch die aus Tonga heimkehrenden Schaaren der Krieger wurde nach und nach einige Kultur unter diesem rohen Volke verbreitet, und das ist der Faden, den das Christenthum ergreifen muß, um in diese Inseln Eingang zu finden. Auch hier leuchtet wieder die große Wichtigkeit der Insel Tonga für die Sache des Christenthums ein.

2. Neuseeland war ohne eine politische Beziehung zu den andern Südseestaaten. Es wurde von Tonga aus bevölkert. Da die schwarze Bevölkerung von Neuholland und Neucaledonien nicht bis hierher vordrang, oder, wenn sie früher auch auf Neuseeland angetroffen wurde, doch vor dem oceanischen Stamme ganz und gar verschwunden ist, im Süden, Osten und Westen aber keine bewohnte Länder mehr angetroffen werden, so kann Neuseeland wohl nur von Tonga und etwa von den Vitiinseln aus bevölkert worden sein. Die großen, äußerst fruchtbaren Inseln hatten nur eine schwache Bevölkerung. Bloß an den Küsten der zahlreichen Baien war die Volksmenge einigermaßen beträchtlich. Kein politisches Verband vereinigte die zahlreichen meist sehr kleinen Stämme. Ich werde später zeigen (siehe die Mission von Neuseeland), daß dieser Zustand der Dinge keinesweges aus einer Auflösung früher bestandener Staaten hervorgegangen ist. Die Neuseeländer sind ein Volk ohne alle Geschichte. Sie kennen und achten keine Tradition ihres Volkes, und vertauschen selbst die Namen ihrer Stämme ganz leicht mit neuen, zufällig ihnen gebotenen Benennungen. Unter ihnen gibt es wohl Sklaven, die ursprünglich Kriegesgefangene waren, aber keinen Helotenstand im Volke selbst, wie er sich in allen geschichtlichen Staaten der Südsee vorfindet. Offenbar wurde Neuseeland erst in den letzten Jahrhunderten durch einzelne, vom Sturme verschlagene Schiffbrüchige, oder durch auswandernde Familien von den nächsten Inseln aus spärlich bevölkert. Diese einzelnen Familien oder Gesellschaften ließen sich in der Nähe der Buchten, wo sie

landeten, nieder, und verbreiteten sich, nur durch Familiengesetze stammweise zusammengehalten allmählich über die Inseln. Wo diese kleinen Stämme sich zu nahe kamen, da gab es Freundschaftsbündnisse oder blutige Fehden. Fast jeder Stamm hatte seine eigne Festung. Erst später, als die Bevölkerung wuchs, und einzelne Stämme mächtiger wurden, konnte der Gedanke an größere kriegerische Unternehmungen, wie wir sie in letzterer Zeit finden, gefaßt werden.

Diese Art, wie ich die Entstehung der Bevölkerung auf Neuseeland erkläre, kann Keinem, der die politische Gestaltung von Tonga genauer ins Auge faßt, irgend etwas Befremdliches haben. In jedem Staate, der wie Tonga zu einer politischen Bedeutung heranwächst, entspinnt sich auch der Kampf innerer politischer Partheien, und verschiedene mächtige Familien, die bei einer Feudalherrschaft das herrschende Haus in einer Art von Abhängigkeit von sich erhalten, streben ehrgeizig nach dem Thron. Die Geschichte von Tonga, in so fern sie uns seit Cooks Zeiten bekannt ist, ist angefüllt mit solchen blutigen Partheikämpfen, die selbst noch in der Geschichte der protestantischen Mission eine so bedeutende Rolle spielen. Wie oft mögen im Laufe der letzten Jahrhunderte die unterliegenden oder verbannten Familien von Tonga auf Neuseeland ein neues Vaterland gesucht haben! Dadurch aber mag es geschehen sein, daß auch hier die ursprünglichen Einwandrer der Südseeinseln vom ainoischen Stamme mit ihren Sitten und religiösen Überlieferungen sich ziemlich ungemischt erhalten haben. — Aus dieser Darstellung der politischen Verhältnisse Neuseelands geht hervor, daß von diesem Lande aus ein bedeutender geistiger Einfluß auf die andern Inseln nicht ausgeübt werden könne. Wohl aber ist Neuseeland an sich und wegen seiner nahen Beziehung zu Neuholland so wichtig, daß es die allergrößte Aufmerksamkeit der Missionäre verdient.

3. Von den beiden östlichen Hauptgruppen umfaßte die südlichere eine zahllose Menge von Inseln, unter denen Taïti vor allen hervorragte. Wenngleich hier fast jede Insel einen, oft sogar mehre Könige hatte, so behauptete doch Taïti immer eine Art von Hegemonie über alle diese Inseln mit Ausnahme jedoch der Markesasgruppe, welche zusammen an Flächeninhalt der Gruppe

der Gesellschaftsinseln völlig gleich kommt. Zu Zeiten dehnte Taïti seine unmittelbare Herrschaft wirklich über fast alle Inseln dieser südöstlichen Hauptgruppe aus. Wollen die Bewohner der Gambier- und der s. g. gefährlichen Inseln ein großes, herrliches Land bezeichnen, so nennen sie Taïti. Diese Insel ist ihnen der Hauptpunkt der Welt.*) Von welcher Seite diese Gruppe ihre erste Bevölkerung erhalten habe, ist ungewiß. Dieselbe von Sandwich herzuleiten, möchte doch zu gewagt sein, wenngleich eine dunkle Kunde über die Sandwichinseln auf Taïti vorhanden gewesen zu sein scheint. Die spätern Nachrichten deuten auf den Westen. Die Schifferinseln und Tonga waren auf Taïti bekannt, und alte Traditionen der Insel Raiatea nennen bestimmt die Insel Rotuma. Doch können alle diese Erinnerungen aus der Zeit stammen, wo die Taïtier von ihrer Insel aus nach Westen hin ihre Kriegeszüge unternahmen, und auf die Herveyinseln, und vielleicht noch weiter hinaus auf die Schiffer- und Tongainseln einen mächtigen Einfluß ausübten. Der Gott Oro, welcher auf der Insel Raiatea und dann ganz vorzüglich auf Taïti verehrt wurde, war offenbar ein später eingewanderter Eroberer, der Anfangs auf dem kleinen Raiatea sich festsetzte, und dann die Herrschaft über ein weites Inselreich sich errang. Er brachte neue religiöse Einrichtungen mit, und soll auch zuerst die Menschenopfer eingeführt haben. Das Letztere ist ein offenbarer Irrthum. Denn die Menschenopfer waren ursprünglich auf allen Inseln der Südsee einheimisch. Wahrscheinlich hat Oro die Darbringung dieser Opfer zu einem nur dem Könige zustehenden Vorrechte erhoben. So war es auch auf den Sandwichinseln, wo die Darbringung von Menschenopfern Jedem außer dem Könige strenge untersagt war. Hierin erkennen wir eine bedeutende Milderung des auf den westlichen Inseln früher in viel weiterer Ausdehnung bestehenden grausamen Gebrauches. Da namentlich in den auf Taïti herrschenden religiösen und politischen Einrichtungen ein bedeutendes mongolisches Element ganz unverkennbar ist, so kann die Sage von dem Gotte und Könige Oro, der neue

*) Annal. 1837 I. 26.

religiöse Einrichtungen brachte, wohl nur von einem mongolischen Einwanderer verstanden werden. Durch ihn oder seine nächsten Nachfolger scheint das politische Übergewicht Taïtis über die ganze Gruppe begründet worden zu sein. — Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, ein wie überaus wichtiger Punkt für die Missionen die Insel Taïti ist. — Die Markesasinseln, in zwei Gruppen, in eine nördliche und südliche getheilt, haben zu dem Staatensysteme der Gesellschaftsinseln ein ganz ähnliches Verhältniß, wie Neuseeland zu Tonga. Wahrscheinlich wurden sie während der inneren politischen Gährungen, die auch auf Taïti sich ununterbrochen folgten, von den unterliegenden Partheien nach und nach bevölkert. Sie sind in viele kriegerische, von einander unabhängige Stämme getheilt. Nur wenige Fürsten haben eine bedeutendere Macht. Sie sind dem Götzendienste sehr ergeben. Menschenopfer sind hier viel häufiger, als sonst auf den östlichen Gruppen.

4. Die Sandwichinseln tragen mehr, als irgend eine andere Gruppe des stillen Oceans einen mongolischen Charakter. Die beim ainoischen Stamme nicht übliche Knechtung und Erniedrigung der untersten Volksklasse, die wir auf Neuseeland gar nicht, und auf den übrigen südwestlichen Inseln nur in einem ganz geringen Grade finden, war auf den Sandwichinseln wahrscheinlich in Folge mongolischer Eroberung wie in den mongolischen Heimathsländern völlig durchgeführt. In diesem Punkte ist man auf den Sandwichinseln noch viel weiter gegangen, als auf Taïti. In religiöser Hinsicht fand sich hier zu der Kamireligion eine ähnliche Beimischung, wie auf letztgenannter Insel. Unter einander standen die Sandwichinseln immer in einer engen Verbindung. Doch ist es ungewiß, ob die ganze Gruppe je zu einem Reiche vereinigt war. Erst in den letzteren Zeiten gelang es dem Könige Kameameha, alle Inseln unter seinem Zepter zu vereinigen. Wegen ihrer Lage inmitten des Handelsweges um die Spitze von Südamerica nach China und Indien, und wegen des noch immer im Steigen begriffenen Verkehres mit Californien und dem Oregongebiete haben die Sandwichinseln eine besondere Wichtigkeit.

5. Die Carolinen, ursprünglich wahrscheinlich ganz von Negern bewohnt, haben gegenwärtig eine überwiegend oceanische

Bevölkerung, obwohl die Zahl der Neger auf manchen Inseln noch sehr beträchtlich ist. Unter den Bewohnern der Carolinen herrscht eine so große Verschiedenheit in der Kultur und in der Gesichtsfarbe der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, daß man auf die Vermuthung kommen sollte, auch hier hätten sich spätere mongolische Einwanderer niedergelassen, wenn nicht das Religionssystem der Carolinier ganz dagegen spräche. Denn hier herrscht noch ganz die alte Kamireligion, mit mehren wahrscheinlich von den Negern entlehnten Bestandtheilen untermischt. Die starken Bärte unter den Insulanern, wovon der Pater Cantova spricht, erinnern an die japanischen Beschreibungen der Ainos auf den nordöstlichen Inseln des stillen Oceans. Nach dem Berichte Cantovas verfielen die Carolinen in 5 größere Gruppen, die der Regel nach je unter der Oberherrschaft eines Königs standen, der eine Zahl von Lehnsfürsten auf den einzelnen Inseln unter sich hatte. Die östliche Gruppe heißt Eittac. Die Hauptinsel heißt Torres oder Hogoleu, und ist etwas größer als Guahan, die Hauptinsel der Marianen, also etwa 20—24 □M. Die Einwohner sind Weiße, Neger und Mulatten. Rund umher liegt eine große Zahl kleinerer, zum Theil stark bevölkerter Inseln, die zur Zeit Cantovas unter Lehnsfürsten standen, und mit der Hauptinsel Hogoleu einen Staatenbund bildeten. Eine zweite Gruppe umfaßte etwa 26 Inseln, darunter 14 bewohnte, und war damals in zwei Herrschaften getheilt, an deren Spitze die Könige von Ulea und Lamurrec standen. Noch westlicher liegt die Gruppe, welche unter der Lehnshoheit des Königs von Feis stand. Die vierte Gruppe, weniger zahlreich, stand unter dem Könige der großen und fruchtbaren Insel Yap. Die fünfte Gruppe ist die der Palaosinseln (Pelew), die in der Landessprache Panleu heißen.*) Aus den hier gegebenen kurzen Andeutungen muß die Wichtigkeit dieser Inseln für die Missionen erhellen. Nicht allein ihre große Zahl und nicht unbedeutende Bevölkerung nebst ihrer Lage in der Nähe der so zahlreichen

---

*) Vergl. den vortrefflichen Bericht des Pater Cantova vom Jahre 1722 in Choix des lettres édif. Bruxelles 1838. S. 291—95.

Mulgravesinseln gibt ihnen eine große Bedeutung, sondern das, was ihre Wichtigkeit noch ganz besonders erhöht, ist das Verhältniß ihrer Bewohner zu den Negern. Die Carolinen sind als der Schlüssel zu den Negerinseln zu betrachten, weßhalb sie alle Aufmerksamkeit der Propaganda verdienen.

6. Die Philippinen haben, wie schon erwähnt wurde, die mannichfachsten Schicksale erfahren. Sie bilden von der Seite Ostindiens her den Schlüssel der Südsee. Bis hierhin drang durch die siegreichen Waffen der Malaien der Islam vor, aber hier war es auch, wo ihm durch den Katholischen Glauben für immer ein Ziel gesteckt wurde. Ein großes Glück war es, daß die Spanier sich hier eher festsetzten, als die tagalische Bevölkerung gänzlich den Malaien unterlag. Sonst würde sie, zum Muhamedanismus gezwungen, ihre Volkseigenthümlichkeit verloren, und malaiischen Volkscharakter angenommen haben. Nun aber gelang es dem Christenthum, dieses merkwürdige, aber bereits sehr herabgebrachte Volk in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu erhalten, und es zu einer wunderbaren Blüthe emporzuheben. Welche Wichtigkeit die Philippinen für die Verbreitung des Christenthumes in der Südsee und in Hinterasien haben, wird die nächste Zukunft lehren. Denn abgesehen von der unvergleichlich günstigen Lage dieses großen und herrlichen Inselreiches für den chinesisch-indischen und americanischen Welthandel, ist der Hauptbestandtheil der dortigen Bevölkerung, wie wir oben gezeigt haben, das bindende Mittelglied zwischen den Oceaniern und den großen hinterasiatischen Völkern, die von dem gemeinsamen ainoischen Urstamme entsprossen sind. Daß die Kirche von diesen Verhältnissen wohl Notiz genommen hat, wird aus dem Verlaufe der Missionsgeschichte sich ergeben.

c. Die Entdeckung der Südseeinseln durch die Europäer.

1. Die Entdeckung der Südsee und eines großen Theiles ihrer Inselreihe verdanken wir dem Volke, das auf seinen kühnen Seefahrten im Vereine mit seinem unternehmenden Nachbarvolke allen Europäischen Nationen den Weg gezeigt hat, den Spa-

niern. — Im Jahre 1513 entdeckte Balboa, vom innern mexikanischen Festlande gegen die Küste vordringend, vom hohen Gebirge herab die Ufer des stillen Oceans. Auf den Knien dankte er mit seiner Kriegesschaar Gott für die Entdeckung dieses nie von einem Europäer gesehenen Meeres, und nahm so gleichsam im Namen der Religion von demselben Besitz. Dann zur Küste hinabsteigend trat er bis zum Gürtel ins Wasser, und erklärte den Ocean als Besitzthum der Kastilianischen Krone. In den folgenden Jahren breitete sich die Spanische Macht immer weiter an der Küste des stillen Oceans aus, und erreichte Peru, Chile und das Gebiet der Araucanen. Schon im Jahre 1519 unternahmen es die Spanier unter Anführung des Portugiesen Magellan, die Südspitze von America zu umsegeln, um durch den stillen Ocean einen Weg nach Ostindien zu finden. Im Oktober und Anfangs November 1520 durchschiffte Magellan die nach ihm benannte Straße, und gelangte in den stillen Ocean. Er durchsegelte die Gewässer der gefährlichen Inseln und der Markesasgruppe, berührte die Mulgravesinseln, entdeckte die Marianen, und am 16. März 1521 die Philippinen. Hier fand er seinen Tod. Er war der erste Weltumsegler, und der erste Entdecker der Südseeinseln. Das Schiff Vittoria langte unter Canos Anführung um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum am 6. Sept. 1522 im Hafen von Cadix wieder an.

2. Die Spanier ließen die große Entdeckung Magellans nicht unbenutzt. Ihnen wurde die Südsee immer mehr bekannt. Dieselbe wurde von ihnen bereits regelmäßig befahren, ehe die andern Europäischen Nationen kaum etwas von ihrem Dasein wußten. Auf den Philippinen gründete Spanien eine Kolonie. Im Jahre 1564 wurde zuerst die Insel Zebu erobert, und schon fünf Jahre später hatten die Eroberer auf der Hauptinsel Luçon festen Fuß gefaßt. Die Spanische Macht wurzelte sich hier so fest, daß sie ohne bedeutende Unterstützung vom Mutterlande die hartnäckigsten Kämpfe mit den Holländern, mit den muhamedanischen Malaien der benachbarten Inseln, und zuletzt mit den Engländern siegreich bestehen konnte. Eine regelmäßige Schifffahrt brachte diese Besitzung mit den Neuspanischen Kolonien in America in Verbindung, indem eine Galeone von Manilla nach Acapulco

fuhr. Dieser einmal eröffnete Handelsweg, und das Emporblühen der Hafenstädte an der Westküste Americas mußten bei einem so unternehmenden Volke, als die Spanier sind, die Lust erwecken, die Gewässer der Südsee immer mehr zu erforschen, und die darin liegenden Inseln der Spanischen Krone zu unterwerfen. Wir wissen, wie viele Sorgfalt und wie große Kosten die Spanische Regierung für derartige Unternehmungen, sei es, daß sie kriegerische, oder religiöse, oder bloß wissenschaftliche Zwecke verfolgten, zu verwenden pflegte, und mit welcher Strenge den Gouverneuren in den Provinzen des weiten Reiches die Einsendung der genauesten Berichte über Alles, was die Verwaltung der Provinzen, die Entdeckung neuer Länder, Schifffahrt, Handel u. dgl. betraf, zur Pflicht gemacht wurde. Welche Aufschlüsse für die Geschichte noch zu erwarten sind, wenn die reichen Schätze in der Lonja zu Sevilla, worin die Berichte aus den überseeischen Provinzen vortrefflich geordnet aufbewahrt sind, der wissenschaftlichen Forschung einmal zugänglich gemacht werden, davon mögen wir jetzt nur eine schwache Ahnung haben. —

3. Mehre der Südseeinseln waren schon von Magellan auf seiner Fahrt um die Erde gesehen. Namentlich entdeckte er 1521 die Marianen oder Ladronen, welche seitdem von der zwischen Manilla und Acapulco fahrenden Galeone öfters berührt wurden. Dieses veranlaßte die Gründung einer Mission auf diesen Inseln 1667, welcher eilf Jahre später die förmliche Besitzergreifung durch die Spanier folgte. Von den Marianen und Philippinen aus wurden von eben derselben Nation die Pelaoinseln (Pelewinf.) und die andern Carolinen entdeckt, und für Spanisches Besitzthum erklärt, jedoch nie förmlich in Besitz genommen. Auch die Mulgravesinseln wurden entweder von Spanischen Entdeckern, oder von der nach Neuspanien segelnden Galeone aufgefunden. So entdeckte Cano 1526 die Insel Bartholomeo; Saavedra 1528 die Insel Barbados; Mendaña 1567 die Jesusinsel; Quintana die Gruppe von Cornwallis; Maurelle die Insel St. Augustin und el gran Cocal u. s. w. Daß auch die Sandwichinseln den Spaniern bereits bekannt gewesen sein, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, da die Schiffe von Manilla und Acapulco häufig bis über den 30° hinaus nordwärts fuhren, um

aus dem Bereiche der Passatwinde zu gelangen. Wahrscheinlich wurden sie von Gaetan 1542 entdeckt, und von ihm Königsinseln genannt. — Auch die zahlreichen kleinern Inseln, welche sich nördlich und nordwestlich der Marianen bis zur japanischen Küste hinziehen, kamen schon frühe zur Kenntniß der Spanier. Der berühmte Geograph Scherer aus dem Jesuitenorden schrieb schon im Jahre 1710: „communis est hodie Geographorum opinio et nautarum assertio, qui jam olim hodieque e Mexico ad insulas Philippinas, et hinc ad Mexicum quotannis navigant, inter insulas Japonicas et Marianas longam et quasi continuam aliarum insularum seriem intercedere.“ *)

4. Fast zur selben Zeit mit den Philippinen entdeckten die Spanier unter Alvaro de Saavedra die Insel Neuguinea (1527), nachdem schon vorher die Portugiesen Antonio Ambreu und Francesco Serram sie von fernher gesehen hatten. Der Spanier Inigo Ortiz de Rez untersuchte 1545 genauer die Küsten dieser großen Insel, und gab ihr den Namen Neuguinea. De Torres durchfuhr 1606 die nach ihm benannte Straße, wodurch erwiesen wurde, daß Neuguinea nicht mit dem australischen Festlande zusammenhange. Doch scheinen die Spanier verhindert durch die harten Kämpfe mit den Malaien und durch die später erfolgte Ausbreitung der Holländischen Macht in diesen Gewässern nie ernstliche Versuche gemacht zu haben, sich auf Neuguinea festzusetzen. Die Molukken und das Festland von Australien wurden von den Portugiesen entdeckt. Daß Guinea aus zwei durch eine Meerenge getrennten Inseln bestehe, ist keine neue Entdeckung der Holländer, sondern war den Katholischen Geographen bereits bekannt, ehe Protestanten auf diesem Gebiete den Katholiken nachzueifern versuchten. Scherers Karten, die nach vorhandenen älteren gezeichnet wurden, geben diese Straße, welche die Holländer im Jahre 1835 entdeckt zu haben meinen, sehr bestimmt an. — Schon im Jahre 1567 entdeckte Alvaro Mendaña de Neyra die Salmonsinseln, und nahm sie für die Krone Spanien in Besitz. Derselbe unternahm 1595 eine neue

*) Atlas nov. auct. Henric. Scherer Soc. Jes. 1710. II. §. 73.

Expedition zu den Salmonsinseln, um daselbst eine **Kolonie** zu gründen, fand sie aber nicht wieder. Statt ihrer **entdeckte** und benannte er den Archipel von Sancta Cruz. Auch **berührte** Mendaña die Schifferinseln, und entdeckte endlich die **Markesas**-inseln 1596, die er nach dem damaligen Vicekönig **von** Peru, dem Marquise de Mendoza, benannte. In den folgenden Jahren entdeckten die Spanier unter Torres und Quiros **die** Neuhebriden, welche sie Heiligegeistinseln nannten, und für **Spanien** in Besitz nahmen. Torres und Quiros hielten sich eine Zeitlang auf der Hauptinsel des Archipels auf, und suchten eine Stadt, Neujerusalem zu gründen, ohne daß der Erfolg ihren Bemühungen entsprochen hätte. Auch die Insel Taiti und mehre benachbarte Eilande wurden 1606 von Quiros entdeckt.

5. Aus obiger kurzen Darstellung geht hervor, daß der Ruhm der Entdeckung der Südseeinseln vor allen den Spaniern gebührt. Die andern Nationen, namentlich die Holländer und Britten fingen zwar auch schon früh an, die Gewässer der Südsee zu befahren; ihr Zweck war aber nicht sowohl Entdeckung und wissenschaftliche Forschung, als Freibeuterei und Verfolgung der reichen Spanischen Handelsschiffe. Wenngleich namentlich die Holländer auf diesen Kreuz- und Querfahrten manche neue Entdeckung machten, so haben sie doch andrer Seits der Entwicklung der Wissenschaft mehr geschadet als genutzt. Denn sie machten durch ihre Freibeuterei die Spanier äußerst zurückhaltend in ihren Mittheilungen, und verhinderten so das allgemeine Bekanntwerden der wichtigsten Entdeckungen. Erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts besuchten bedeutende Seefahrer anderer Nationen zum Theil aus rein wissenschaftlichem Interesse die Südsee, und erweiterten die von den Spaniern gemachten Entdeckungen, oder brachten dieselben zur allgemeinern Kunde. Von dem Britten Cook wurden zwischen den Jahren 1769—78 die Insel Taiti, die Cooksinseln, die Sandwichinseln, die Schiffer- und Freundschaftsinseln, Neucaledonien und Neuseeland theils entdeckt, theils näher erforscht, und ihre Lage bestimmt. Er ward im Jahre 1778 auf den Sandwichinseln erschlagen. Schon früher hatte Wallis, ebenfalls ein Britte, auf seiner Reise um die Welt die Südsee durchschifft, und ihre Kenntniß erweitert. Auch ein Franzose, der

berühmte Bougainville, erforschte zu gleicher Zeit mit Cook dieses Meer, und trug viel dazu bei, die Aufmerksamkeit der Europäischen Völker auf die merkwürdige Inselwelt im stillen Ocean hinzulenken. Die Beschreibungen der wundervollen Natur dieser Inseln, und die Schilderungen der anziehenden Sitten ihrer Bewohner erregten ein allgemeines Interesse. Je mehr damals der Zustand Europas verwirrt war, und die Überverfeinerung und das Verderbniß der Sitten einen Überdruß an den gegenwärtigen Zuständen erzeugt hatte, um so mehr war man geneigt, auf den fernen Inseln des Oceans sich eine ideale Welt, und eine noch unberührte Unschuld und Natürlichkeit der Sitten zu träumen. Diese Vorstellungen brachten auch die protestantische Missionsgesellschaft in London auf den Gedanken, gerade auf diese Inseln ihre erste Thätigkeit zu richten. Die neuesten Entdeckungsreisen in der Südsee wurden unternommen: von den Russen unter Bellinghausen 1819—21; unter A. Lazarew 1822—24; unter Kotzebue 1823—26; unter F. Lülke 1823—26. Ferner von den Britten unter Beechey 1824—27. Von den Franzosen unter Freycinet 1817—20; unter Duperrey 1822—25; unter d'Urville 1826—29; unter Delaplace 1830—32; unter Dupetit Thouars 1836—39 u. s. w.

---

§. 5.

Sprache und Religion auf den Südseeinseln.

a. Die Sprache.

Eine eigentliche Untersuchung über die Sprache der Südseevölker, so interessant eine solche auch sein möchte, kann natürlich in diesem Werke nicht Platz finden. Eine solche Abhandlung würde allein schon ein ganzes Werk ausmachen. Auch ist die Untersuchung über diesen Gegenstand noch keineswegs abgeschlossen, so daß ein Resultat, das für die Geschichte der Südseevölker ein vollgültiges Zeugniß ablegte, aufgewiesen werden könnte. Das bedeutendste Werk in Betreff der Südseesprachen ist das von

Wilh. v. Humboldt über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Humboldt, der die Sprachen von America zum Theile erforscht, und durch die Arbeiten der Spanischen Missionäre Aufschluß über die tagalische Sprache erhalten hatte, war auf den Gedanken gekommen, es müsse sich durch Nachweisung einer Sprachverwandtschaft ein Licht über den Ursprung und Zusammenhang der Südseevölker mit denen der sundischen Inseln und noch weiter nach Westen hinab nachweisen lassen. Er selbst hat seine Arbeit nicht vollendet, und hatte dazu auch nicht das erforderliche Material. Denn einmal sind die Sprachen aller Stämme der Negritos noch gar nicht erforscht; dann auch kannte Humboldt nichts von allen Sprachen nördlich vom Äquator mit alleiniger Ausnahme der Sandwichsprache. Aus den bisherigen Forschungen geht hervor, daß die malaiische Sprache auf Sumatra allerdings eine große Verwandtschaft mit der tagalischen, tongischen, neuseeländischen, taitischen, markesanischen und mit der Sandwichsprache habe, und daß in vielen Wörtern eine gemeinsame Stammwurzel nachgewiesen werden könne, daß aber weder die tagalische, noch die Sprachen der eigentlichen Südsee als Töchter der malaiischen, sondern daß alle zusammen als aus einer höher hinaufliegenden gemeinsamen Wurzel entsprossen aufzufassen sein. Als diesen gemeinsamen Urstamm erklärt Bopp den Sanskrit. Gewiß steht Bopp dadurch der Wahrheit schon näher. Doch hat Bopp vergessen, daß auch die Sanskritsprache keine Ursprache ist, und sich nur als ein besonderer Dialekt aus einer weit verbreiteten Ursprache hervorentwickelt, und sich auch formell ausgebildet habe; und daß sich ferner bei weitem nicht alle Wörter und Eigenthümlichkeiten in der Sprache der Oceanier aus dem Sanskrit ableiten lassen. Älter also als die grammatikalisch ausgebildete Sanskritsprache und älter als das Idiom der Malaien ist die Sprache der Oceanier. Daß aber alle drei eine große Summe gleicher oder nahe verwandter Wurzeln enthalten, kann nach dem, was über die Abstammung dieser Völker gesagt ist, nur sehr natürlich scheinen. — Die malaiische Sprache breitete sich auf den sundischen Inseln immer weiter aus, überschritt aber nie die philippinischen Inseln, wo sie im Süden auf den kleineren Eilanden festen Fuß faßte, auf Luçon aber die tagali-

sche Sprache nicht verdrängen konnte. Von dieser letztern Sprache weicht die malaiische bedeutend ab; noch mehr aber von den eigentlichen Südseesprachen, so daß der Südseeinsulaner den Malaien auf Sumâtra durchaus nicht versteht. Die tagalische Sprache ist also als diejenige zu fassen, welche die Sprachen der Südsee mit Indien verknüpft. — Die Sprache der Marianen, Carolinen und der südöstlich an sie sich anschließenden Inseln weicht aber nicht wenig von der tagalischen Sprache ab. Einwohner der Carolinen, welche an die südlichen philippinischen Inseln verschlagen wurden (siehe die Mission auf den Carolinen), konnten sich den dortigen Einwohnern nicht verständlich machen. Dennoch aber zeigte sich später nach Eröffnung der Mission auf den Marianen und Carolinen, daß doch noch viele tagalische Elemente in den Sprachen dieser Völker enthalten sein, indem namentlich die Tagalen sich bald mit den dortigen Insulanern verständigen konnten. Darum wurden auch von jeher vorzugsweise tagalische Priester zu den Marianen geschickt. — Außerdem aber unterscheiden sich diese Sprachen merklich von den auf den Sandwich- und Gesellschaftsinseln geredeten. Als der Missionär Maigret im Jahre 1838 auf der Insel Punipet (Ascension) landete, konnte er, der die Sprache der Gambierinseln sprach, die Eingebornen nicht verstehen, lernte jedoch bald, mit ihnen einigermaßen sich zu unterhalten. Punipet liegt unterm 11° n. B. und ist als der östlichste Punkt der oben bezeichneten Gruppen zu betrachten. Maigret hatte zwei Taïtier und zwei Sandwichinsulaner bei sich; aber diese konnten die Einwohner von Punipet eben so wenig verstehen, als er selbst.*) Der Bischof Pompallier, der ursprünglich für die Mission der Carolinen und Mulgravesinseln bestimmt war, und die allergenauesten Erkundigungen über Punipet eingezogen hatte, meldete, Alles deute auf dieser Insel auf eine Verwandtschaft mit Japan und Corea hin. Lesson, der 1822—25 den Kapitain Duperrey auf seiner großen Reise begleitete, und dem wir über die physischen Eigenthümlichkeiten der Südseevölker wichtige Aufschlüsse verdanken, erklärt die Be-

---

*) Vergl. Annal. 1840. III. 46—50.

wohner der Carolinen, Marianen und Mulgravesinseln geradezu für Mongolen. Ohne Zweifel hat Lesson hierin Recht, wenn unter Mongolen der ganze mongolische Menschenstamm im weiteren Sinne des Wortes zu verstehen ist. Von den Marianen zieht sich nord- und nordwestwärts eine lange Kette von Inseln und Klippen bis zur japanischen Küste, und bildet so gewissermaßen eine natürliche Brücke zwischen den Südseeinseln und den Ländern von Ostasien. Mittelst dieser Verbindung drang schon frühe ein japanisch-chinesischer Einfluß in die Südsee ein, und brachte auf den Marianen, Carolinen und Mulgravesinseln eine theilweise Kultur unter den rohen Ainos herhor. Daß aber auch von den spätern Mongolen Einwanderer auf diesen Inseln sich sollten niedergelassen haben, ist aus den früher schon entwickelten Gründen nicht wahrscheinlich. Auf den näher nach America hin gelegenen Inseln ist, so wie in der Religion, so auch in der Sprache ein späterer mongolischer Einfluß nicht zu verkennen.

Die Eigenthümlichkeit einer Sprache ruhet vorzugsweise in ihren Konsonanten. Diese sind aber in den Sprachen von Taïti und Sandwich dermaßen verwischt, daß dieselben fast nur aus Vokalen zu bestehen scheinen, und dadurch den viel reichern und charaktervollern Sprachen der südwestlichen Inseln um Vieles nachstehen. Merkwürdig ist es auch, daß namentlich auf den erstern Inseln den herrschenden Geschlechtern eine so große Macht selbst über die Sprache zusteht, daß sie Wörter ganz verbieten, neue einführen, ja bedeutende Veränderungen in der ganzen Sprache vornehmen dürfen. Dieses deutet offenbar auf die Herrschaft fremder, eingedrungener Gewalthaber hin, die, wenn sie auch die vorgefundene Sprache nicht beseitigen konnten, doch auch ihre Sprache nicht ohne Einfluß sein lassen wollten. Ähnliches finden wir in einigen americanischen Staaten. Nirgends aber herrschte eine solche Willkühr ungebundener, als auf den Sandwichinseln. Daher mag sich auch erklären, daß auf sehr vielen Inseln der Südsee neben der herrschenden noch eine alte, fast untergegangene Sprache besteht, die in alten heiligen Gesängen und Heldenliedern noch fortlebt, sei es nun, daß diese Lieder die ursprüngliche noch ungemischte Sprache der ersten Bewohner, oder die Sprache der späteren Eroberer aufbewahren. Eine genaue

Erforschung und gewissenhafte Aufbewahrung dieser Lieder durch die Katholischen Missionäre ist um so mehr zu wünschen, da viele Volksstämme der Südsee bisher durch eine unrechte Behandlung gar zu sehr gelitten, und ihr altes nationales Leben fast ganz verloren haben. Vielleicht läßt sich durch die Katholischen Missionäre noch manches retten.

Während die Sprachen der östlichen Gruppen in lauter an einandergereihte Vokallaute zu verschimmern scheinen, haben die südwestlichen Sprachen, obschon ihr Laut immer weich bleibt, dennoch einen weit größeren Reichthum an Konsonanten, so daß ihr Ausdruck viel distinkter und kräftiger ist. Als Hauptsitz dieser südwestlichen Sprachen kann die Insel Wallis angesehen werden.*) Die hier angegebenen Resultate stimmen vollkommen zu meinen Ansichten über den Ursprung und die Verbreitung der oceanischen Bevölkerung. Übrigens kann diese ganze Untersuchung über die Sprachen nicht zum Abschlusse gebracht werden, bis die Arbeiten der Katholischen Missionäre vollendet sein werden. Eine Sprachlehre und ein Wörterbuch des Idioms von Gambier ist bereits fertig. Auf Taïti und den Sandwichinseln sind größere Arbeiten im Werke. Die Sprache von Wallis und Neuseeland ist untersucht. Der jetzige Bischof Bataillon schrieb eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprache von Wallis.**) Auch die Sprache der Negritos ist ein Gegenstand der Untersuchung, und ist deßhalb der Bischof von Neucaledonien mit der Pariser Academie in Correspondenz getreten. Die Fragen, deren Beantwortung über die frühere Geschichte ein großes Licht verbreiten würde, sind folgende: a. Wie ist die Sprache der Negritos beschaffen? b. Welches Verhältniß hat sie zu den Sprachen auf den Sandwichinseln einer Seits, und zu denen auf den Vitiinseln, auf Wallis und Rotuma anderer Seits? c. Wohin zu rechnen sind die Sprachen der Marianen, der Carolinen und der Mulgravesinseln? d. In welcher Sprache sind die alten Lieder auf den Sandwichinseln, auf Taïti u. s. w. gedichtet?

---

*) Vergl. Annal. 1844. V. S. 19—20. — Das Vater unser und Ave Maria in wallisischer Übersetzung ist zu finden Annal. 1841. I. 27.

**) Annal. 1841. V. 32.

b. Die Religion.

Von dem hohen Alter der Südseevölker zeugt auch ihre Religion und die religiöse Auffassung aller Verhältnisse des Lebens. Wie bereits erwähnt wurde, bildet die bei allen ainoischen Völkern ursprünglich herrschende Kami- oder Geisterreligion den Grundbestandtheil der religiösen Anschauung auch derjenigen oceanischen Völkerschaften, die später eine Mischung mit mongolischen Elementen erfahren haben. Am reinsten hat sich aber die Kamireligion da erhalten, wo auch das ursprüngliche Volksleben, wenn es auch andere Elemente in sich aufgenommen und in sich verschmolzen hat, durch fremden Einfluß keine Alteration erfahren hat. Am ungemischtesten findet man daher die ursprüngliche Religion auf den Carolinen und auf den südwestlichen Inseln. Die Grundzüge der Kamireligion, wie sie auf Japan bis zum siebenten oder achten Jahrhundert herrschend war, hat uns Professor Neumann zusammengestellt. *) Die Japaner hatten bis zum Eindringen des Buddhaismus keine Götzenbilder und keine eigentliche Tempel. Sie beteten nur Geister an. Unter diesen unterschieden sie die obern Geister, die entfernt von der sichtbaren Welt wohnen, und die mittleren, welche alle Gegenstände der Natur erfüllen, und die Menschengeister, welche von göttlicher Natur entstammt auch wieder zu Göttern erhoben werden können. Die Götter wohnen oft in den Menschen, und solche Menschen, besonders Priester, werden schon hier auf Erden Götter genannt, und als solche verehrt. Die Todtenfeier macht den Hauptbestandtheil des Kultus aus. Die Kosmogonien sind wesentlich dieselben, als bei den Oceaniern; selbst die Grundzüge des Tabu finden sich im alten Japan wieder. Da der Aufsatz im Auslande: „über die Kamireligion im alten Japan" fast überall eine Parallele zu meiner Darstellung der Südseereligion bildet, so weise ich nur im Allgemeinen auf denselben hin, ohne immer im Einzelnen auf parallele Stellen Rücksicht zu nehmen. — Die Grundzüge der Religion der Südsee, die uns genugsam aus den Berichten der Missionäre be-

*) Vergl. das Ausland 1845. Nr. 283 u. ff.

kannt ist, theile ich besonders in der Absicht in dem Folgenden in ihren Hauptzügen mit, um die Anknüpfungspunkte, die in dieser Religion dem Christenthume geboten werden, näher zu bezeichnen.

1. **Die Kosmogonien.** Die Kosmogonien aller oceanischen Inselgruppen stimmen im Wesentlichen mit einander überein: Das Land ward aus dem Meere durch einen Gott emporgezogen. Diese Vorstellung fand sich auf Japan, und hat sich in den aus der Kamireligion später herausgebildeten indischen Systemen erhalten. Jedes Inselvolk der Südsee bezieht aber diese gemeinsame Tradition in besonderer Weise auf seine eigne Inselgruppe. Am deutlichsten hat sich die Sage von der Entstehung der Inseln auf Neuseeland erhalten. Der Missionär Servant berichtet darüber folgender Massen: „Mawi war vom Himmel auf das Meer herabgekommen; hier begann er, zu segeln, bis er zu einem Felsen kam, der an der Stelle stand, wo jetzt die nördliche Insel Ika-Na-Mawi (Eahinomawi) liegt. Hier machte er Halt und setzte sich, um zu fischen. Da er aber nichts Geeignetes fand, um Angelhaken zu machen, als die Kinnbacken der zwei Kinder, die er von seiner Frau, der Göttin Hina hatte, so tödtete er diese. Das rechte Auge des einen wurde der Morgenstern, Matariki genannt; das rechte Auge des andern der Abendstern, der Nereahiahi heißt. — Einst, als Mawi mit dem Kinnbacken und dem Theil eines Ohres seines älteren Kindes fischte, merkte er, daß etwas Schweres an seiner Angel hing; nachdem er sich lange und vergeblich abgemüht, das vermeintliche Seeungeheuer heraufzuziehen, band er seine Fischerruthe an den Schnabel einer Taube, und theilte dieser seinen Geist mit, worauf die Taube in die Lüfte flog, und so Neuseeland aus der Tiefe hervorzog.“ *) Die ganz indische Färbung dieser Sage über die Entstehung der wichtigsten neuseeländischen Insel ist gar nicht zu verkennen. Die Neuseeländer, ein durchaus ungeschichtliches Volk, haben die Gewohnheit, alles Neue, was sie hören und sehen, mit ihren bereits früher gehabten Vorstellungen zu vermengen, und so mag es auch hier geschehen sein, daß diese unverkennbar alte Sage in einigen

*) Annal. 1844. V. 15—16.

Zügen eine etwas neuere Färbung erhalten hat: im Ganzen aber ist ihre Ächtheit um so weniger zu bezweifeln, da die Kosmogonien der benachbarten Inseln mit der neuseeländischen eine ganz auffallende Verwandtschaft haben. Auf Tonga will man sogar die Angelruthe noch aufbewahren, an welcher Mawi die heilige Insel aus dem Meere hervorzog. Nur der König darf dieselbe sehen.*) Auf Wallis und Futuna herrschte im Wesentlichen derselbe Glaube über Mawi, wie auf Neuseeland und auf Tonga. Auf den östlichen Gruppen, namentlich auf den Sandwichinseln und auf Taïti findet man zwar auch noch die Sage von Mawis Wirksamkeit, ihm wird namentlich auf den Sandwichinseln die Bevölkerung des Landes zugeschrieben, aber die Erinnerung an ihn ist erbleicht, aus dem Leben selbst ist seine Einwirkung entschwunden, und seine Geschichte ist gleichsam eine Sage geworden, die eigentlich nur einem bereits vergangenen Geschlechte angehört hat. Mehr als ein Forscher ist durch die Betrachtung dieser gewisser Massen erbleichten und wie aus ferner Vergangenheit noch durchschimmernden Sagen von Mawi auf die Vermuthung gekommen, daß vor dem gegenwärtigen Volke auf Sandwich und Taïti schon ein anderes Geschlecht geblühet habe. — Doch unterschied man von diesem Mawi auf allen Inseln einen obersten Gott als eigentlichen Weltschöpfer, der Taaroa hieß, aber bei weitem nicht so verehrt wurde, als andere Götter. Taaroa war ohne Abstammung, ungekannt, ein in sich verborgenes Leben führend. In ein Ei gehüllt schwebte er aus dem Himmel hervor über die Gewässer, schuf die Göttin Hina, und wurde Vater der Götter und Menschen. Auch diese Sage, am bestimmtesten erhalten auf den südwestlichen Inseln, verräth deutlich ihren Zusammenhang mit den Religionssystemen im Osten und Südosten von Asien, und fand sich vollständig in der Kamireligion auf Japan.

2. Die Götter. Im Allgemeinen bezeichnen die Oceanier jede über dem Menschen stehende geistige Macht, die auf ihn einen unsichtbaren Einfluß ausübt, mit dem Namen Gott, wofür der Ausdruck atua gebraucht wird. Menschen und Dinge, die unter dem Einflusse dieser höheren Macht stehen, werden mit demselben

---

*) Annal 1845. I. 10.

Ausdrucke atua bezeichnet. Man unterschied aber sehr wohl zwei, oder, wenn man will, drei Klassen von Göttern. Die erste Klasse war die der Hauptgötter. Sie bewohnten die Nacht, po, und hießen die Nachtgebornen, fanau po, und stiegen von da wirkend in die niedere Region des irdischen Lichtreiches hinab. Über den Ort dieses seligen Aufenthaltes der Götter herrschten verschiedene Ansichten. Die südwestlichen Insulaner versetzten denselben in den fernen Nordwesten, in das alte Mutterland dieser Völker. Diese obersten Götter, an deren Spitze Taaroa (Tangaloa, Kanaloa) stand, formten und gestalteten diese sichtbare Welt, und erzeugten die Menschen.*) Diese obersten Götter gingen mit den Menschen mannichfaltige Verbindungen ein, aus denen Mittelgötter entsprangen, die den Elementen und mächtigsten Naturkräften, der Sonne, dem Monde u. s. w. vorstanden.**) Doch war das Reich dieser mittleren Gottheiten von den Göttern dritter Klasse nicht scharf getrennt. Denn die Menschen selbst waren schon ihrem Ursprunge nach göttlicher Natur, und konnten in die Zahl der eigentlichen Götter eingereihet werden. Von göttlichem Geschlechte entstammt waren sie schon hier auf Erden dem unmittelbaren Verkehre mit den Göttern erschlossen. Götter konnten die Menschen bewohnen,***) und die Menschen stiegen durch läuternde Mittelstufen hindurch zu dem Reiche der Götter empor. Ja ein von einer Gottheit bewohnter Mensch war schon hier auf Erden gewisser Massen selbst ein Gott, ein atua.****) Vorzugsweise waren es aber die Könige, Fürsten und Priester, welche unter dem unmittelbaren Einflusse der Götter standen. Sollten aber die Seelen der Verstorbenen, welche ohne die Hülfe der Lebenden an die Erde gebannt blieben, zum Aufenthalte der Götter gelangen, so mußten zuerst sühnende Opfer für sie dargebracht werden. Dann

---

*) Über die Hauptgötter auf den Carolinen und ihr Verhältniß zu den niedern Gottheiten siehe Choix des lett. édif. Brux. 1838. tom. VIII. S. 295 u. ff. Über die Hauptgottheiten auf den Gambierinseln vergl. Annal. 1842. V. 6 u. f.

**) Vergl. Choix des lett. VIII. 296—97.

***) Annal. 1841. V. 13—14. 1838. II. 13.

****) Annal. 1840. VI. 61.

wurden sie von den Göttern gegessen, und so, in eine höhere Natur verwandelt, zum Aufenthalte der Seligen erhoben. Auch diese Vorstellungen finden sich am klarsten ausgeprägt auf den südwestlichen Inseln. So berichtet der Missionär Bataillon über die Religionsansichten der Bewohner von Wallis: „Alle ihre Gottheiten sind pure Geister, welche einst mit Körpern vereinigt waren, mit Ausnahme weniger Hauptgötter, die niemals an unsrer Natur Theil genommen haben, und deren Ursprung für sie ein Geheimniß ist. Alle diese Geister wohnen in den Wolken, oder kommen aus einem fernen Lande, das sie Porstu, Nacht des Gebetes, nennen; der besondere Name ihres Götterhimmels ist Epoouri. Hier herrscht eine Hierarchie, die der auf unserer Insel herrschenden ähnlich sieht; d. h. alle die Geister erkennen Einen König an, und die ersten nach ihm sind die Diener seines Willens. Dem Einen vertraut er diese oder jene Insel an, dem Andern übergibt er die Aufsicht über die Tapus; Jener soll über Krieg und Frieden entscheiden, Dieser soll den Wellen und Winden gebieten, die Früchte beschützen u. s. w. Andere endlich, und diese sind die unzähligsten, bilden nur den Hofstaat des großen Geistes, und kommen nie auf unsre Erde, als etwa, um zu lustwandeln, und eine Schale Cava (ein berauschendes Getränk) zu trinken. Die Männer und Frauen, in deren Leiber diese Gottheiten herabstiegen, heißen Taura und Atua, Priester oder Priesterinnen Gottes; auf der Insel Wallis allein zählt man deren mehr, als sechszig. Bei dieser Zahl achtet man aber fast nur auf die Priester der erhabenern Geister. Was diejenigen anbelangt, die im Reiche der Nacht nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen, so wird ihnen von den Insulanern nur einzig und allein deßhalb einige Achtung erwiesen, daß sie von ihnen nicht bei den höher stehenden Gottheiten angeklagt werden. Die Könige werden nach ihrem Tode sehr gefürchtet: denn man ist überzeugt, daß sie sich bei ihren ehemaligen Unterthanen bald wieder einfinden. Man sagt, daß ein bedeutender Häuptling, den ich gekannt habe, schon zwei Monate nach seinem Tode erschienen sei. Dies sind die Merkmale, an welchen man ihn erkannt haben will: Ein Greis und naher Verwandter des Verstorbenen, auch bereits von mehren Geistern besessen, wurde von einem plötzlichem Schau-

der ergriffen, während er dem Cava stark zusprach. Die Silben, die er aussprach, hatten nichts mit den gewöhnlichen Lauten seiner atuas gemein, sondern es war der Ton, ja die Stimme des Häuptlings, dessen Leichenfeier noch jüngst begangen worden war. Sogleich stürzt die Versammlung vor dem Greise nieder, küßt ihm ehrerbietig die Füße, und wartet mit religiösem Schweigen auf die Orakel, welche aus seinem Munde hervorgehen werden. Und der neue Geist nannte sich wirklich, und bestätigte die Anwesenden in ihrem Glauben. Um seine Eltern zu trösten, belehrte er sie über die Würde, die er nun im Reiche der Nacht, (im po) besitze, und entschwand. Seitdem hat er sich noch mehre Male auf eben so unbegreifliche Weise geoffenbart, und so ist er nun in ganz rechtlicher Weise in die Zahl der Landesgötter aufgenommen. Das ist ungefähr die Geschichte aller Gottheiten der Insel. Jeder Priester hat besondere Kennzeichen, durch welche man weiß, welche Gottheit ihn beseelt. Diese Kennzeichen bestehen in einem die ganze Tonleiter umfassenden Geschrei und in den verschiedenartigsten Krümmungen. Die während des Zustandes der Begeisterung vorgebrachten Reden bewegen sich entweder in lächerlichen Possen, oder in unanständigen Scherzen; die Gemäßigtern singen, lachen, predigen vor der Menge und verlangen nach Cava. Was sie auch immer reden mögen, die Beifallsbezeugungen fehlen ihnen nie. Wenn sie sich zurückziehen wollen, so bittet man sie, doch noch einige Augenblicke lang der Insel die Wohlthat ihrer Gegenwart zu gönnen. Endlich nehmen sie Abschied von den Sterblichen, und schweben zum Aufenthalte der Nacht zurück. Dieser Augenblick ist für den Priester oder die Priesterin das Zeichen zu neuen verzerrten Geberden: sie schlagen sich wieder Kopf und Brust; dann speien sie fortwährend aus, bis nichts Göttliches mehr in ihnen ist." *)

Diese Grundanschauung über die höheren Wesen findet man auf allen von den Oceaniern bewohnten Inseln wieder. Alles Geistige ist ihnen auch ein Göttliches, und überall, wo sich ein Gedanke in der Natur offenbart, wo das Walten einer geistigen Macht über die materielle Welt sichtbar wird, da ist Alles von

*) Annal. 1841. I. 9—11.

Göttern belebt. In den Winden und den Wellen, in dem Schatten dunkler Haine, auf jedem Berge, in jedem See, in dem Vogel, der den Wechsel der Jahreszeiten verkündet, und dessen Flug man beobachtet, um daraus den Wink eines Geistes für die Menschen zu erforschen, und in mehren Arten von Fischen glaubte man das Wirken der Götter zu erkennen, oder verehrte sie geradezu als Gottheiten. Daß eine so große Verschiedenheit in den Namen und in der Verehrung der Götter auf den einzelnen Inseln gefunden wird, erklärt sich aus dem Gesagten sehr leicht. Die Erhebung der Menschen zum Range der Götter schuf für jede Insel besondere Nationalgottheiten, denen oft, ähnlich wie es im griechischen und römischen Heidenthume der Fall war, an manchen Orten eine viel größere Verehrung zu Theil wurde, als den Hauptgottheiten selbst. Die Wiege dieser religiösen Anschauung und ihr Zusammenhang mit den hinterasiatischen Religionssystemen ist wieder nicht zu verkennen. Diese nahe Beziehung der höheren Welt zur Menschheit, welche gewisser Massen die Wohnstätte uud das lebendige Organ der Gottheit ist, wird noch heut zu Tage in ganz Hinterasien geglaubt. Im hinterindischen Königreiche Siam werden die Priester gerades Weges „Götter“ genannt.*) In Vorderindien versenken sich die Brahminen betrachtend in das Wesen der Gottheit selbst, während in Tübet und China der Delailama und der Kaiser lebendige Organe, und gewisser Massen Inkarnationen der Gottheit bilden.**) Daß allen diesen religiösen Anschauungen eine tiefe, wenn auch mißverstandene Wahrheit zu Grunde liegt, und daß demnach auch die Religionen der Südseeinseln dem Christenthume vielfache Anknüpfungspunkte bieten, läßt sich gar nicht verkennen. Es liegt in diesen Religionen bei allen großen Irrthümern eine gewisse geistige Lebendigkeit, die den völligen Verfall derselben, der bei der Isolirung dieser Völkerschaften sonst sehr bald hätte eintreten müssen, aufhielt, wodurch eine Fülle von geistigen Kräften in diesen Völkern bewahrt wurde, wie das Christenthum sie bei wenigen heidnischen Völkern vorgefunden hat. Dann hatte die Anschauung von der Erhebung

---

*) Annal. 1834. I. 82.
**) Annal. 1837. I. 175.

der Sterblichen zum Range höherer Wesen ein so wahres, rein menschliches Element, daß die christliche Lehre hierüber dem empfänglichen Gemüthe dieser Insulaner nur einfach vorgelegt zu werden braucht, um sogleich im Innern den tiefsten Anklang zu finden, und mit dem allerfreudigsten Glauben umfaßt zu werden. — Dagegen aber ist nicht zu läugnen, daß auf den östlichen Gruppen ein viel verwirrteres und komplizirteres Religionssystem herrschte, als auf den südwestlichen. Der Grund davon ist wohl nur in der Vermischung der ersten Bewohner dieser Inseln mit den späteren Einwanderern zu suchen, die zwar die bestehende Religion nicht verdrängen konnten, und auch wohl nicht wollten, dennoch aber die aus ihrer besonderen Entwickelung hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten in der Verfassung sowohl, als in der Religion in ihrer neuen Heimath geltend machten. Daher konnte es kommen, daß auf diesen Inselgruppen manche religiöse Vorstellungen und Lehren nur den Priestern und den sg. Weisen bekannt waren, und daß selbst diese oft in ihren Ansichten darüber nicht übereinstimmten. Der Missionär Laval schrieb 1836 von den Gambierinseln: „Die Bewohner dieses Archipels befolgten eine überaus verwickelte Religion. Sie besaßen so viele Götter, so viele Gebete und religiöse Gesänge, ihre Götterlehre war so weitschweifig, daß nur die Gelehrten das System derselben kannten.“ *) — Unter den südwestlichen Inseln war Tonga tabu, dieser Sitz einer größeren politischen Herrschaft, auch der Sitz einer besonders zahlreichen Götterhierarchie, die sich aber nach einer klargefaßten Rangordnung von einander unterschieden.

3. Das Tabu. Will man das Wort tabu, oder wie Andre es lieber schreiben tapu, lateinisch übersetzen, so kann man es nur mit sacer et sanctus wiedergeben, nur daß es oft vorwiegend die eine, und dann auch wieder die andre Bedeutung hat. Die Bedeutung interdictus „verboten“ ist nur eine abgeleitete. Es spielt dieses tabu in der Religion, in dem öffentlichen und Privatleben und in der ganzen Geschichte dieser Inselvölker eine so wichtige Rolle, daß man ohne Verständniß der Bedeutung

*) Annal. 1838. II. 23.

dieses Wortes die ganze Geschichte dieser Völker nicht versteht. Es besteht eine innige Verbindung der sichtbaren Welt mit der höheren Geisterwelt, und Alles, was die höheren Geister berühren, das ist heilig, tabu, und ist dem Gebrauche, ja der Berührung der nicht geheiligten Menschen entzogen. Es gibt Gegenstände, von denen die Götter bleibenden Besitz genommen haben, und die sind für immer heilig. Derartig sind die Tempel, die Götterbilder, gewisse Seethiere (namentlich der Haifisch), Vögel, Pflanzen u. s. w., worin die Götter wohnen. Sie sind so heilig, daß kein Unheiliger sie auch nur berühren darf. Vor Allem ist es aber der Mensch, den die Gottheit zu ihrem Sitze und Organe auswählt. Der Kopf, als vorzüglichster Sitz der Seele, ist heilig, und das Haar, namentlich, welches auf dem Hinterkopfe wächst, wird auf manchen Inseln für besonders heilig gehalten. Von den Gambierinseln schreibt der Missionär Laval: „Noch heutigen Tages fliehen die Greise, deren Bekehrung noch nicht vollendet ist, auf der Stelle, wenn man ihr Haupthaar berührt. Der Herr Bischof selbst war Zeuge von dem Schrecken, der einen Götzenpriester befiel, als Herr Caret ihm die Hand aufs Haupt legte, ihm seine Freundschaft zu beweisen. Plötzlich empfand dieser Priester eine Einwirkung, die uns alle in Erstaunen versetzte. Er verlor die Sprache, die Augen drehten sich in ihren Höhlen auf eine erschreckliche Weise, und das Herz schlug ihm laut auf." *) — Ein hohes Vorrecht vor den Frauen genossen die Männer. Der Ort, wo sich die Männer bei Festlichkeiten lagerten, war für die Frauen tabu; von der Speise, die der Mann berührt hatte, durfte die Frau nichts genießen u. dgl. mehr.**) Gewisse Menschen, durch ihre Vereinigung mit der Gottheit schon hier auf Erden gewissermaßen Götter, waren tabu. Dahin gehörten außer den Priestern alle Könige, die Häuptlinge und meisten Theiles auch alle Vornehmen. Andere waren nur für eine Zeitlang tabu, so lange man sie unter dem Einflusse eines Gottes glaubte. So waren alle Kranken tabu, weil die Krankheit dadurch entstand, daß irgend ein

*) Annal. 1838. II. 24—25.
**) Annal. 1838. II. 25. — 1840. VI. 62—63.

Gott sich des Menschen bemächtigen, und ihn verschlingen wollte,*) weßhalb für den Kranken kein anderes Rettungsmittel war, als dem Gotte irgend eine andere Speise anzubieten. Daher der so häufige Gebrauch, zum Opfer für einen Kranken sich den kleinen Finger abzuschneiden.**) Tabu waren alle Todten, ihre Gebeine, und die Begräbnißstätten.***) Wie innig aber die Vereinigung der Gottheit mit dem von ihr bewohnten Menschen gedacht wurde, geht daraus hervor, daß ein solcher Mensch, und namentlich ein König durch seinen bloßen Willen und durch sein Wort das Tabu auf ganz beliebige Gegenstände ausdehnen konnte. Wenn ein König gewisse Lebensmittel für tabu erklärte, so durfte kein Unterthan davon essen. Die Wohnung eines Missionärs oder eine Kirche ist völlig gesichert gegen die Wuth der empörten Götzendiener, wenn ein König sagt, sie sei tabu. Wie sehr aber die Insulaner das Geistige und das Göttliche identifiziren, (jeder Geist ist als solcher schon ein Gott), geht daraus hervor, daß sie alle Europäer wegen ihrer geistigen Überlegenheit für tabu hielten. Cook galt ihnen als ein Gott, und seine tabus wurden so gut von ihnen geachtet, als die ihrer Könige. Die verlaufenen Englischen Matrosen, welche sich auf allen Inseln der Südsee niedergelassen hatten, und für höhere Wesen gehalten wurden, trieben hiermit den schändlichsten Mißbrauch. Auch ist nicht zu verkennen, daß besonders auf den östlichen Gruppen, auf den Sandwichinseln und auf Taïti die Macht des Tabu von den Fürsten zur Begründung einer despotischen Herrschaft angewendet wurde. Überhaupt mußte namentlich auf diesen Inseln die Religion häufig zu politischen Zwecken dienen.

Wer das Tabu freiwillig oder unfreiwillig verletzte, der mußte sterben. Wer es unterließ, einen solchen Frevel zu bestrafen, der erfuhr die Rache der Götter. Europäer, die von den Insulanern gastfreundlich aufgenommen waren, wurden oft, wahrscheinlich, weil sie unwissend ein tabu verletzt hatten, plötzlich von dem wüthenden Volke überfallen und getödtet. Der Gott selbst bestrafte die Verletzung eines Tabu mit Krankheit oder

*) Annal. 1842. III. 50.
**) Annal. 1845. I. 11. — 1842. III. 34—35.
***) Annal. 1841. I. 33.

mit jähem Tod.*) Die Furcht vor der Verletzung eines Tabu war außerordentlich groß, und dauerte selbst nach Verbreitung des Christenthums noch fort. Doch gab es auch Mittel, von dem Tabu, das man sich zugezogen hatte, sich zu befreien. Wer z. B. einen Todten berührt und ihn einbalsamirt hatte, dessen Hände waren tabu. Er durfte eine Zeitlang keine Speise berühren, und mußte sich wie ein Kind füttern lassen. Nach einer Zeit aber, wenn er gewisse Sühnungen (Gebete, Opfer, Baden u. dgl.) vollbracht hatte, wurden seine Hände wieder noa, communes, d. h. in den Zustand des Nicht-tabu versetzt.**) Für diejenigen, welche selbst die Macht des Tabu besaßen, waren die Sühnungen meistens leichter, während die geringern Leute und die Frauen für eine Verletzung des Tabu häufig ohne Erbarmen getödtet wurden. Finden wir auch überall im alten Heidenthume eine ähnliche Scheu vor Sachen und Personen, die den Göttern geheiligt waren, so daß die bloße Berührung den Zorn der höheren Wesen hervorrief, so hat sich doch bei keinem Volke der Erde ein so tief ins Gemüth eingewurzelter, und in alle Verhältnisse des Lebens eingreifender Glaube an das Hineinragen einer als göttlich gefaßten Geisterwelt in diese sichtbare Welt vorgefunden, als bei den Südseevölkern. Offenbar war dieser Glaube, der so tief in den Gemüthern aller Insulaner eingewurzelt war, nicht später entstanden, sondern aus dem ursprünglichen Heimathslande dieser Völker mit herübergenommen, und hatte sich auf den verschiedenen Inseln verschiedentlich gestaltet. Aber ein und derselbe Grundgedanke ist in dem Glauben an das Tabu nicht zu verkennen. Wenn auch auf den Sandwichinseln und auf einigen andern Gruppen die Macht des Tabu vielfach zu politischen Zwecken mißbraucht wurde, so urtheilen diejenigen doch immer sehr oberflächlich, welche die Entstehung dieses Glaubens an das Tabu einem politischen Kunstgriff der Großen zur Zügelung des Volkes zuschreiben wollen. Sicher aber hat sich der Glaube an die große Macht des Tabu bei dem isolirten Leben dieser Völker, das so vielen Zufällen und Plagen ohne Hülfe und Rath ausgesetzt war,

---

*) Annal. 1842. V. 33. u. fl.

**) Annal. I. 16.

im Laufe der Zeit vielfach verstärkt und ausgebildet. Ohne Zweifel wirkte dieser Glaube vor der Einführung des Christenthums als eine wohlthätige, geistige Macht, ohne welche die Erhaltung einer Ordnung und eines Friedenszustandes auf den unendlich vielen, von zahllosen Stämmen bewohnten Inseln gar nicht zu denken ist. Daß dieser Glaube auch seine wahren Seiten hatte, daß er gewissen tiefen Ahnungen des menschlichen Herzens entsprach, und daß er also trotz der großen beigemischten Irrthümer dem Christenthume manche Anknüpfungspunkte bot, wird Jeder auf den ersten Blick erkennen.

4. Sittlichkeit. Da das Geistige bei diesen Völkern durchaus als das Göttliche betrachtet wurde, so muß auch der Begriff der Sittlichkeit ganz und gar von diesem Gesichtspunkte aus gefaßt werden. Eine heilige Scheu vor den höheren Wesen durchdrang das Innerste der Seele, und trat in allen Verhältnissen des Lebens hervor. Wo sich etwas Geistiges zeigte, da ward der Insulaner sogleich mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllt; und er war sogleich bereit, jeder geistigen Überlegenheit sich ganz und gar mit dem vollsten und kindlichsten Vertrauen hinzugeben. Es ist unbeschreiblich rührend zu sehen, wie diese Wilden, Menschen von martialischem Körperbau, durch ihre gebräunte Haut und durch ihre Tätowirungen entstellt, mit Keulen, Lanzen und Schießgewehren bewaffnet, einen Missionär umgeben, und mit dem Zutrauen kleiner Kinder von ihm Unterricht verlangen; wie sie oft viele Meilen weit herkommen, um über eine einzige oft unbedeutende Frage Aufschluß zu erhalten; wie sie mit unglaublicher Leichtigkeit den Unterricht auffassen, und, sobald sie nur einiger Massen unterrichtet sind, sogleich einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlen, selbst als Lehrer aufzutreten, und ihre noch unwissenden Landesleute zu unterrichten. Derjenige, der einmal das Zutrauen dieser Insulaner gewonnen hat, kann sie wie Kinder an seiner Hand führen, und sie befolgen mit einer bewunderungswürdigen Gewissenhaftigkeit ohne Arg und Falsch die gegebenen Vorschriften der Tugend Dieses ist der schöne und edle Zug, den die Vorsehung im Charakter dieser Völker bewahrt hat; es ist gewisser Massen die Hand, welche die Insulaner dem christlichen Lehrer entgegenstrecken, woran er sie ergreifen, und ohne Schwie-

rigkeit zur Wahrheit und Tugend hinführen kann. Dabei aber hat dieser Wilde auch einen scharfen Blick. Gibt der Missionär sich Blößen, mißbraucht er das Vertrauen, das ihm geschenkt wurde, so daß im Gemüthe des Wilden ein Mißtrauen keimt, so ist es mit seiner Wirksamkeit aus. Der Zögling ist dann sogleich bereit, seinen Lehrer zu seinen Planen auf die schlaueste und unverschämteste Weise zu mißbrauchen, und sein Charakter ist dann meistens für immer verdorben. Das Christenthum findet dann schwer noch einen Eingang in seine Seele. — Im Dienste der Götter war die Furcht vorherrschend. Die Art und Weise, wie das Herabsteigen der Götter in die Menschen sich ankündigte, war unheimlich, und Schauder erregend. Alle Leidenschaften des menschlichen Geistes wurden auf die Götter übertragen, und man suchte nur immer, ihrem Zorne auszuweichen, oder den bereits erregten Unwillen zu beschwichtigen. Man unterschied daher auch sehr genau unter den guten und bösen und zürnenden Gottheiten. Die furchtbaren Naturereignisse, z. B. diese beispiellosen Orkane, welche oft eine halbe Bevölkerung tödten, die Ueberschwemmungen, die in Folge des Mißwachses häufige Hungersnoth und andere Uebel, denen diese Insulaner so oft ohne Schutz- und Rettungsmittel ausgesetzt sind, und die natürlich alle den Göttern zugeschrieben werden, dienten nur dazu, die Furcht vor den zürnenden Gottheiten zu vermehren. Doch ist es durchaus nicht wahr, was so oft geschrieben wird, daß die Oceanier den Göttern nur aus Furcht vor ihren üblen Einwirkungen gedient, nicht aber zugleich sie als Spender aller guten Gaben verehrt hätten. Mawi ging nach dem Glauben der Neuseeländer auf die aus der Tiefe hervorgezogene Insel, und erschuf im Umherwandeln Ebnen, Hügel, Berg und Thal; machte die junge Erde fruchtbar, und ließ Bäume und andere Pflanzen hervorkeimen. Er brachte auch das Feuer auf die Insel.*) „Unsre Götter sind gut,“ sagten die Einwohner von Tonga tabu, „denn sie sind es, die Ignamen, Kokusbäume und besonders den Cava wachsen lassen.“ **) Der König von Futuna fragte den Missionär sehr genau, welche Bäume

*) Annal. 1844. V. 16.
**) Annal. 1845. I. 10.

und Gewächse sich in Europa fänden. Bei einer andern Gelegenheit, als der Missionär von der Güte des Gottes der Christen sprach, wendete der König ganz ernsthaft ein: „Unsre Götter müssen doch besser sein; denn ich habe bemerkt, daß es in Europa keine Brodfrucht und keine Kokusbäume gibt; unsre Götter aber haben uns diese Bäume gepflanzt.“ So ließen sich aus den Missionsberichten noch viele zerstreute Züge sammeln, woraus hervorgeht, daß in den Insulanern die Idee einer gütigen den Menschen Wohlthaten spendenden Gottheit nicht erloschen war, wenngleich in dem Cultus die Furcht vor den erzürnten und Schaden anrichtenden Göttern immer mehr in den Vordergrund trat. — Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war durchaus allgemein, obwohl man über den Zustand nach dem Tode sehr verworrene, und zum Theile äußerst düstere und trübe Vorstellungen hatte. Die Vornehmen und Fürsten wurden in das Götterreich aufgenommen. Die Missionäre auf den Gambierinseln fanden bei dem dortigen Volke einen wenn auch nur schwachen Begriff von einer Vergeltung nach diesem Leben. „Die Insulaner,“ schreibt Cart, „hatten ihr Po-Kino oder die Hölle, die sie sich bald als einen brennenden Ofen (Vulkan), bald als einen tiefen Pfuhl vorstellten, woraus sich Keiner mehr retten könnte, der das Unglück gehabt, am Abhange des kothigen Abgrundes auszugleiten. Ihr Po-Porotu oder Paradies war der Aufenthalt der guten Götter. Er glich den elisäischen Feldern des alten Heidenthums, und war eine unterirdische Gegend, die durch ein dem Monde ähnliches bleiches Gestirn erleuchtet wurde. Beim Tode eines Insulaners feierte die Familie ein Tirau, eine Art Leichenfeier. Wenn die Verwandten diese Schuldigkeit unterließen, so war der Schatten des Verstorbenen verurtheilt, von Berg zu Berg, von Abgrund zu Abgrund zu irren, bis er endlich für immer in den Po-Kino versank; mit den Ehrenbezeugungen der Todtenfeier aber kommt jede Seele sogleich nach Po-Porotu.*) Ein ähnlicher Glaube findet sich auf den Carolinen.“ **) Daß aber für die Geringeren auf den

*) Annal. 1842. V. 7.
**) Choix des lett. édif. Brux. 1838. VIII. 298.

Sandwichinseln, auf Taiti und auf einigen anderen Inseln gar keine Fortdauer nach dem Tode geglaubt sein sollte, ist ohne Zweifel falsch. Die Katholischen Missionäre fanden den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele überall, auch unter den geringsten Klassen des Volkes verbreitet. Wenn nach dem Glauben der Insulaner die Seelen eine Speise der Götter wurden, so sollte damit keine Vernichtung, sondern nur eine Erhebung und Umwandlung zu höherer Natur angedeutet werden. Dem Feinde konnte man keine größere Schmach und dessen Verwandten kein größeres Leid anthuen, als wenn man ihn opferte und verzehrte. Dadurch wurde auch seine Seele die Speise seines siegreichen Feindes. Die geistige Kraft des Essenden wurde erhöhet, die Seele des Getödteten aber an dem Aufschwunge zum Götterreiche gehindert. Zu den Menschenopfern, die auch in Friedenszeiten meistens auf Befehl der Könige gebracht wurden, wählte man Leute aus dem geringen Volke, nicht die Vornehmen, die dereinst selbst gewisser Massen Götter, an der Speise der Seelen sich erfreuen sollten. Viele Anklänge an den in den indischen Systemen wissenschaftlich ausgebildeten Pantheismus sind hier gar nicht zu verkennen. Aber selbst in diesen gräßlichen Verirrungen des menschlichen Geistes schimmert die tief empfundene Ahnung der größten und heiligsten Mysterien, wodurch die Versöhnung und Vereinigung der Gottheit und Menschheit vollbracht wird, wie die erste Dämmerung einer noch fernen Morgenröthe hindurch.*) Daß bei einer solchen Auffassung der Natur des Göttlichen, und des Verhältnisses dieser Welt zum zukünftigen Leben von einem Begriff eigentlicher Sittlichkeit und von einer Vergeltung des Guten und Bösen im christlichen Sinne gar nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Daher herrschte auf dem Gebiete der Sittlichkeit unter den Oceaniern eine Verwirrung, wie sie kaum irgendwie unter heidnischen Völkern geherrscht hat. Die Seeleute auf den diese Inseln besuchenden Schiffen, die entlaufenen Matrosen und andre Abentheurer, die sich unter diesen Wilden niederlassen, fanden daher und finden ohne alle Schwierigkeit Gelegen-

*) Vergl. die vortreffliche Abhandlung über die Opfer der Alten von Prof. de Lassaulx.

heit zur Befriedigung ihrer Lüste, weil die Insulaner kaum einen Begriff von der Unerlaubtheit sinnlicher Ausschweifungen haben. Doch ist es hierin nicht auf allen Inseln gleich. Gewisser Massen war es ein Glück für diese Völker, daß sie in Unwissenheit über diese Dinge hinlebten, und so die Befriedigung der niederen Triebe, die sie als etwas rein Natürliches ansahen, nicht in das eigentliche Laster der Wollust ausartete. Derartige Ausartungen mit einem Anstriche einer wahrhaft dämonischen Verderbniß finden wir nur auf einigen Inseln, und auch hier war doch wieder Unwissenheit so sehr die Hauptveranlassung dieses Lasters, daß, sobald die Schändlichkeit desselben erkannt wurde, dasselbe fast spurlos verschwand. Eine körperliche und geistige Entnervung begann erst da einzutreten, als die Europäischen Abentheurer und Matrosen dieses arme Volk auf eine wahrhaft himmelschreiende Weise mißbrauchten.

5. Die Priester und die Gesellschaft der Areoi. Ursprünglich hatten die Oceanier keinen eigentlichen Priesterstand. Auf allen südlichen und südwestlichen Inseln wählte sich nach der Meinung der Insulaner der Gott denjenigen aus, den er inspiriren oder in Besitz nehmen wollte. Dieser vertrat die Stelle eines Vermittlers zwischen der Gottheit und den Sterblichen, er war Priester, doch nur so lange, als die Inspiration dauerte. „Wenn der Gott abgezogen ist," schreibt der Missionär Bataillon von der Insel Wallis, „dann ist der Priester nichts mehr, als ein gewöhnlicher Mensch, und hat gar kein Vorrecht." *) Doch wurden auf diesen Inseln die Priester dadurch schon beinahe eine eigne Klasse von Menschen, daß die Götter sich gewöhnlich derselben Organe zu ihren Mittheilungen bedienten. In den politisch ausgebildeten Staaten des Südwestens, namentlich auf Tonga, haben die Könige und vornehmsten Häuptlinge die Verrichtung derjenigen priesterlichen Handlungen übernommen, die auf das politische und öffentliche Leben des Volkes Bezug haben, während die Inspirirten vorzugsweise Leute aus dem geringeren Volke sind. Ein eigentlicher Priesterstand existirt auch hier so wenig, wie auf

*) Annal. 1841. I. 11.

Neuseeland, wo ursprünglich die Familienväter und Fürsten die öffentlichen Opferhandlungen verrichteten. — Anders aber verhält sich die Sache auf den östlichen Gruppen. Hier gab es einen eigentlichen Priesterstand. Auf den Gambierinseln lebt noch gegenwärtig der ehemalige Oberpriester, Matua mit Namen, der vom Könige unabhängig war, und mit ihm den Einfluß im Lande theilte. Unter ihm standen alle andern Priester der vier Gambierinseln.*) Ähnlich, wenngleich nicht so ausgebildet, war das Priesterthum auf Taïti und den Sandwichinseln, wo jedoch den Familienhäuptern und Fürsten auch die Verrichtung gewisser Opfer zustand. Es war das Bestreben der herrschenden Familien, einen der Ihrigen mit der Würde des Oberpriesters zu bekleiden, um den Bestand ihrer Macht zu sichern. Der Titel des Oberpriesters auf Gambier war Tapua, die Priester hießen dort Taura. Auf den Markesasinseln tragen die Priester, Atua, oder Götter genannt, eine eigenthümliche phantastische Tracht, und sind von den Fürsten gar wohl unterschieden.**) Überall auf den östlichen Inseln war die priesterliche Würde erblich. Diese merkwürdige Abweichung der östlichen Gruppen von den westlichen erklärt sich am leichtesten aus einer durch später hinzugekommene Einwanderer bewirkten Veränderung in der religiösen und politischen Verfassung des einen Theiles der Inseln. — Die Priester auf den östlichen Gruppen waren zugleich die Gelehrten, die Aufbewahrer der alten Traditionen des Volkes, die gewöhnlich durch lange Gesänge mit unzähligen Namen der Könige und Helden auf die Nachwelt fortgepflanzt wurden,***) und die Ärzte. Doch gab es neben diesen Priestern auch auf den östlichen Inseln Inspirirte. — Etwas ganz Eigenthümliches war die Gesellschaft der Areoi, wie sie auf den Gesellschaftsinseln bestand. Es war dieses eine geschlossene politisch-religiöse Gesellschaft, deren Ursprung von Oro hergeleitet wurde. Schon früher habe ich bemerkt, daß der Gott Oro, der namentlich auf Taïti die Verehrung fast aller andern Götter in den Hintergrund drängte, wahrscheinlich ein eingewanderter Eroberer war, der neue

*) Annal. 1842. V. 8.

**) Annal. 1840. VI. 61.

***) Annal. 1842 V. 8.

Gebräuche, und zum Theil auch einen neuen Cultus auf Taïti einführte. Die beiden ersten Areois sollen Oros Brüder gewesen sein. Sie bildeten im Vereine mit mehren Gleichgesinnten eine kriegerische Gesellschaft, die sich zur Sicherung ihres Ansehens auf den Gesellschaftsinseln mit religiösem Pomp umgab. Sie brachten dem Gotte Oro, ihrem Bruder, das erste Opfer eines Schweines und von (den für so heilig gehaltenen) rothen Federn dar. Auch waren sie es, welche die bis dahin unbekannte Sitte des Kindermordes einführten. Denn die Gesellschaft hatte unter sich das Statut, daß alle ihre Kinder ermordet wurden. In wüstem Gepränge zogen die Areoi auf geschmückten Schiffen von einer Insel zur andern, und wurden überall mit Ehrfurcht und Jubel empfangen. Alles, was sie verlangten, mußte ihnen gegeben werden. Durch muthwillige, zum Theil höchst obscöne Spiele, Tänze, Musik und Deklamationen ergötzten sie das Volk, und waren in jeder Hinsicht eine Geißel für das Land. Sie ergänzten sich fortwährend aus der Mitte des Volkes. Männer aus jedem Stande konnten in die Gesellschaft aufgenommen werden. Die Aufnahme hing nur von den Obersten der Gesellschaft selbst ab. Wer für tauglich befunden war, der wurde allmählich in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht, und nach langer Prüfung durch sieben Stufen hindurch dem höchsten Grade entgegengeführt. Die Aufnahme geschah mit großen Feierlichkeiten. Die Mitglieder hatten eine eigne Bundestracht, und geheimnißvolle, nur ihren Mitgliedern verständliche Worte, welche der Neuaufzunehmende bei der Initiation sprechen mußte.*) Es ist gar nicht zu verkennen, daß der Bund der Areoi den politischen Zwecken des Königs Oro gedient, und wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen hat, die Herrschaft der fremden Eroberer auf den Gesellschaftsinseln zu befestigen, aber es ist nicht anzunehmen, daß derselbe eine nur politischen Zwecken dienende Erfindung sei. Wahrscheinlich lag ihm ein im Heimathslande der Eroberer bestehendes religiöses Institut zu Grunde. Dieses ist um so annehmbarer, da nach dem Be-

*) Vergl. die sehr gute Schilderung der Areoi-Gesellschaft in Wegeners Geschichte der Chr. Kirche auf dem Gesellsch. Archipel, 1r Th. S. 63—71.

richte des Jesuiten Gobien*) auf den Marianen eine fast gleichbenannte Gesellschaft, die der Uritoi bestand, die viele Ähnlichkeit mit den Areoi darbietet. Auch unter den heutigen Mongolen und Chinesen sind weit verzweigte religiös-politische Gesellschaften gar nichts Unbekanntes, wie aus den Berichten der Missionäre hervorgeht.**) Es wäre äußerst interessant zu wissen, ob auf den Carolinen und Mulgravesinseln, welche gewisser Massen das bindende Mittelglied zwischen Taiti und den Marianen bilden, sich die Spur einer ähnlichen Gesellschaft vorfindet.

6. Tempel und gottesdienstliche Örter. Tempel und Götzenbilder wurden nur auf den östlichen Inseln gefunden. Ursprünglich waren wohl alle Tempel der Südseeinseln nur Begräbnißorte. Der Pater Hieronymus Grange beschreibt die Begräbnißplätze auf Tonga-tabu folgender Maßen: „Das schöne Todtenhaus steht auf einem erhöhten Platze, und ist mit einem zierlichen Pfahlwerke von ausgesuchten Bambusrohren umgeben. Der innere Raum ist mit allerlei wohlriechenden Stauden bepflanzt. Das Monument selbst ist mit einem künstlichen Dache überdeckt. Für die Monumente der Könige und vornehmsten Häuptlinge holt man kolossale Steine aus fernen Inseln, um sie über das Grab zu legen.“***) Ähnlich waren die Todtenhäuser (eigentlich nur ein umzäunter erhöhter Platz) auf Wallis und auf Neuseeland.****) Auch auf den östlichen Gruppen, namentlich auf den Sandwichinseln fanden sich noch solche Begräbnißplätze. Aber auf all diesen Inseln hatte man, wenngleich die heiligen Orte noch immer zum Begräbniß der vornehmen Todten, oder zur Aufbewahrung ihrer Gebeine dienten, eigentliche Tempel, worin die Götterbilder standen, oder zur Zeit der Opfer und Feste aufgestellt wurden. Hier hatte sich eine neue den Insulanern Anfangs fremde Idee mit dem alten Gebrauche vereinigt. Denn in der alten Religion der Ainos, der Kamireligion, gab es

---

*) Histoire des iles Marianes.

**) Vergl. den Bericht über die Gesellschaft der Pe-lien-kiao (Seeblumen) in China, Annal. 1837. I. 180—181.

***) Annal. 1845. I. 11.

****) Annal. 1841. I. 6.

weder Tempel noch Götzen, sondern nur einen Todtencultus. Die Tempel bestanden auf den Gesellschaftsinseln aus einem mit einer Mauer oder einem Zaune umgebenen Platze, von mächtigen heiligen Bäumen umschattet, und an der Rückseite durch einen mächtigen, in Pyramidalform errichteten steinernen Bau geschlossen. Diese Pyramide hatte oben auf der Höhe eine horizontale Fläche. Größere und kleinere Altäre, auf Säulen ruhend, waren oft in beträchtlicher Zahl in dem heiligen Raume angebracht.*) Auf den Gambierinseln waren die Tempel eigentliche Häuser, oft von beträchtlicher Größe. Der untere Theil der Wände war massiv; der obere Theil bestand aus Pfahlwerk und Geflechte, das Dach war künstlich aus Kokusblättern gebildet. Darum standen heilige Bäume. Das Innere war dunkel. Dort wurden die getrockneten Leichen der Vornehmen und Fürsten aufbewahrt, und unförmliche Götzenbilder in großer Zahl standen an der hintern Wand. Einen dieser Tempel fand der Bischof Rochouze so gut gebauet, daß er ihn zu einer christlichen Kirche bestimmte.**) Eine große Zahl der Götterbilder stand aber nicht beständig im Tempel, sondern wurde in Schilfkörben am Abhange der Berge, oder in tie-

*) Interessant ist die Vergleichung mit den altmexicanischen Tempeln. « Die mexicanischen Tempel waren sehr zahlreich: man zählte deren Hunderte in jeder bedeutenden Stadt, und natürlich mußten dies meist sehr unbedeutende Gebäude sein. Sie bestanden aus festen Erdmassen mit einer Bekleidung von Backsteinen oder Steinen, und ihre Form mahnt an die Pyramiden Ägyptens; sie hatten oft über 100 Fuß Länge am Boden, und ihre Höhe war noch viel bedeutender. Sie waren in 4 oder 5 allmählich kleiner werdende Stockwerke abgetheilt, zu denen man über eine äußere, an einer Ecke angebrachte Treppe hinaufstieg. Diese Treppe führte zu einer Art Terrasse oder Gallerie, welche um das zweite Stockwerk herumlief, und zu einer andern an derselben Ecke, wie die vorhergehende, angebrachten Treppe leitete, die zur nächsten Gallerie führte, so daß man mehrmal den Tempel umkreisen mußte, bis man zum Gipfel gelangte. Manchmal jedoch führte die Treppe gerade in der Mitte der Westseite hinauf. Den Gipfel bildete eine breite Fläche, auf der ein oder zwei Thürme von 40 bis 50 Fuß Höhe standen, in denen man die Bilder der Schutzgottheiten aufbewahrte. » Ausland 1845. Nr. 134.

**) Vergl. Annal. 1837. I. 41. u. s. w. und an vielen andern Stellen.

fen Thälern in kleinen Häusern aufbewahrt, und nur zu Zeiten in die Tempel gebracht. Die Träger waren natürlich tabu. Auf den Markesasinseln waren die Tempel meistens leicht gebaut, oft nur Hütten von Rohrgeflecht, mit Ausnahme jedoch der für sehr heilig gehaltenen Haupttempel. Über den Haupttempel auf Nukahiva schreibt der Pater M. Gracia: „Da ich wußte, daß der berüchtigte Tempel der Insel sich in der Nähe befinde, so erwirkte ich uns von der Priesterin die Erlaubniß, uns von zwei kleinen Knaben an diesen schrecklichen Ort führen zu lassen. Es scheint, daß er für die Eingebornen wirklich ein schrecklicher Ort ist. Denn nachdem wir durch eine mit Gebüsch und hundertjährigen Bäumen bewachsene Schlucht hindurchgedrungen waren, wurden wir den Götzentempel gewahr. Unsere jungen Führer wollten nicht mehr vorwärts aus Furcht zu sterben, wenn sie das Tabu verletzten. Wir gingen daher allein in den Tempel, und erblickten mit tiefem Mitleidsgefühle für dieses arme Volk den Ort, wo der Teufel sich so oft unter den unförmlichsten Gestalten hatte anbeten lassen. Es war hier eine ungeheuer große Statue von Stein vorhanden; die andern waren von Holz und von allen möglichen Größen. Es befinden sich in diesem Tempel eine Menge Opferspenden: Schweinsköpfe, Vögel aus Holz, Kokusnüsse, einheimisches Zeug und selbst Kähne. Was uns aber erschaudern machte, waren die aufgehängten Büschel von Menschenhaaren und die Schädel. — Übrigens fällt dieser Tempel vor Alterthum zusammen.*) — Man unterschied auf den östlichen Inseln drei verschiedene Arten von Tempeln. Die häufigsten waren die Familienheiligthümer, dergleichen jeder freie Grundbesitzer in oder nahe bei seinem Hause hatte. Sie dienten zum Familienbegräbnisse, und zugleich zum Privatgebet und Opfer. Der Hausvater war hier der Priester. War eine Insel in mehre Distrikte eingetheilt, so hatte jeder Distrikt wenigstens einen öffentlichen Tempel, an dem ein oder mehrere Priester taura, tahua, atua (auf den Carolinen tahutup) oder Priesterinnen angestellt waren. Jede Insel endlich hatte ein gemeinsames in hohen Ehren gehaltenes

*) Annal. 1840. VI. 68.

Heiligthum, an welchem der Oberpriester fungirte. — Die Bilder in den Tempeln waren zum Theile uralt, aber es konnten auch noch immer neue geformt werden. Die Entstehungsart solcher Bilder beschreibt der Missionär Caret in folgender Weise: „Zu Zeiten bildete man sich ein, daß sich ein Geist unter der Rinde eines Baumes versteckt habe. Sogleich versammelte sich die Menge im Umkreise des Baumes, und begann die neue Gottheit nach ihrem Namen, nach ihrer Wohnung und nach der Art der Verehrung, die sie verlange, zu fragen. Ein Priester, der in der Nähe des geheimnißvollen Baumes stand, antwortete auf Alles, indem er seine Worte auf eine sonderbare Weise betonte, und man glaubte darin eine göttliche Stimme zu erkennen. Ein frommer Schrecken ergriff die Versammlung; man hinterbrachte dem Könige sogleich die Nachricht von dem wunderbaren Ereignisse. Der Fürst kam herbei, that dieselben Fragen, und hörte dieselben Götteraussprüche. Der König befahl nun sogleich das Fällen des Baumes. Man fing dabei mit Feuer an; dann, wenn die Wurzeln abgebrannt waren, ging man mit Steinärten an die Gestaltung des Baumes, und glättete ihn zuletzt mit hartem und scharfem Muschelwerke. Wenn endlich der Bildhauer die letzte Hand an sein Werk gelegt hatte, so wurde die Statue eingeweiht; man stellte sie in einer Hütte aufrecht, die dadurch tabu, d. h. geheiligt, und den Frauen unzugänglich wurde, und der Priester kauerte sich vor ihr nieder, und verrichtete sein Gebet; er bot ihr auch Nahrungsmittel allerlei Art nebst einigen Stücken Tappe (Zeuges) an."*) — Außer diesen eigentlichen Götterbildern hatte man überall, besonders aber auf den westlichen Inseln, auf Tonga und Neuseeland, s. g. Tii's, roh geschnitzte Bilder, oder vielmehr größere oder kleinere Stäbe, worauf oben ein Kopf oder bloß ein Gesicht roh ausgeschnitzt war zur Erinnerung an die Verstorbenen.**) Diese Tii's dienten in Neuseeland vorzüglich dazu, die öffentlichen Tabu's zu bezeichnen. Man stellte sie z. B. an den Gränzen der Felder auf, welche bis zur Reife der Frucht für tabu erklärt wurden, und von Niemanden betreten werden

*) Annal. 1842. V. 6 — 7.
**) Annal. 1844. V. 14 u. oft.

durften. Man betrachtete diese Tii's so wie viele andere Gegenstände, die man als Weihgeschenke in die Tempel brachte, oder die mit den Tempeln in bleibender Verbindung standen, als Leiter (conductor) der überall verbreiteten göttlichen Kräfte. Dergleichen Gegenstände waren besonders die rothen Federn des Fregattenvogels (auf den östlichen Inseln), Hahnenfedern (auf den Markesas), Waffen, namentlich Keulen, Kanote u. s. w.

7. Opfer, Feste. Das einfache Gebet zu den Göttern war bekannt und allgemein üblich.*) Gewöhnlich aber war es mit dem Opfer verbunden. Die gewöhnlichen Opfer für die Götter bestanden auf Wallis, Tonga und den benachbarten Inseln in Früchten und Pflanzen, jedoch in geringer Quantität,**) vorzüglich aber in der Cavawurzel nnd dem daraus bereiteten Trank.***) Die Waffen und Kanots dienten, wie oben bemerkt wurde, zu Weihgeschenken. Ein anderes Opfer, wodurch der Zorn der Götter besänftigt, und Krankheiten und andre Übel abgewendet werden sollten, war die freiwillige Vergießung von Blut, entweder durch Abschneiden des kleinen Fingers oder durch sonstige Verstümmlung. Auf den östlichen Inseln war es Sitte, außer Pflanzen und rohen Früchten auch zubereitete Speisen den Göttern zu opfern. Man steckte diese den Götzenbildern in den Mund, oder setzte sie vor ihnen im Tempel nieder, bis sie verdarben, oder von den Ratten gefressen wurden.****) Die Speisen bestanden in bereiteter Brodfrucht mit Kokusmilch übergossen, oder aus bereiteten Fischen mit Brodfrucht, oder aus gemischter Brod- und Pisangfrucht u. dgl. mehr. Ein ganz gewöhnliches Opfer war auf den Gesellschafts-, Markesas- und Sandwichinseln das Schwein, das ganz besonders hierzu bestimmt war. Außer den Lebensmitteln war eine Art Zeuges, Tappe genannt, welches die Insulaner fast mit jedem Opfer verbanden, und worin sie häufig die Gegenstände, welche als Leiter der göttlichen Kräfte betrachtet wurden, einwickelten. Die bedeutendsten Opfer aber

---

*) Annal. 1841. I. 12 und sonst oft.

**) Annal. 1841. I. 12.

***) Annal. l. c. S. 8. 11.

****) Annal. 1842. III. 8—9.

waren offenbar die Menschenopfer, die auf allen Inseln der Südsee in Gebrauch waren. Ursprünglich war mit einem solchen Opfer wohl immer ein Opfermahl verbunden, wo diejenigen, die den Göttern waren dargebracht, als eine Opferspeise verzehrt wurden. Man kann sagen, daß immer, wo Menschenfleisch gegessen wurde, eine feierliche Opferhandlung stattgefunden hatte, während nicht jedes Mensenopfer ver ehrt wurde. Namentlich auf den Sandwichinseln und auf Tahi wurden die geopferten Menschen begraben. Man wählte dazu gewöhnlich Kriegesgefangene. Auch waren die Menschenopfer auf diesen Inseln dadurch bedeutend eingeschränkt, daß dieselben nur vom Könige, oder auf besondere Veranstaltung des Königs dargebracht werden durften. Viel häufiger waren dagegen die Menschenopfer auf den Markesasinseln,*) und noch häufiger auf der Gruppe der Gambier, welche offenbar von den wildesten Kannibalen des östlichen Oceaniens bewohnt wurden. Dort führte man Kriege nur in der Absicht, um gefangene Feinde tödten und verzehren zu können.**) Doch viel ärger, als im Osten, herrschte diese gräuliche Sitte auf den südwestlichen Inseln. Der König der kleinen Insel Futuna hat während seiner Regierung auf einer Insel von etwa 2,000 Ew. gegen 1,000 Menschenopfer gebracht. Die Menschenfresserei auf den Vitiinseln hat auf der ganzen Erde wohl nicht ihres Gleichen. Auf Tonga war die barbarische Sitte um Vieles gemildert, aber auf Neuseeland herrschte sie wieder in einer furchtbaren Ausdehnung. Daß aber auch diesen Opfern, die wir in irgend einer Weise durchaus bei allen heidnischen Völkern finden, ursprünglich eine tiefe, religiöse Idee zu Grunde liege, ist oben bereits angemerkt worden.

Ein schöner Zug in dem Charakter der Oceanier ist die große Achtung, die sie ihren Todten erzeigten. Ihr Todtenkultus ist ganz und gar aus der Kamireligion entlehnt. Die enge Verbindung der Götter mit den Menschen, die schon im Leben bestanden hatte, gab zu dieser Achtung und religiösen Ehrfurcht vor den Todten die Veranlassung. Denn nach dem Tode trat der

*) Annal. 1840. VI. 64.
**) Annal. 1842. V. 11—13.

Übergang in die göttliche Natur ein; der vergöttlichte Geist nahm nach und nach mit dem Eintritte der Verwesung alle Substanz seines Körpers in sich auf, und ließ nur seine Gebeine nicht sowohl als Erinnerungszeichen, als vielmehr zur Vermittelung einer fortgesetzten Verbindung mit der Erde den Sterblichen zurück. Daher setzte man die Leiche prächtig geschmückt unter einem offenen Schuppen der freien Luft oder auch der Sonne aus, umwickelte sie mit heiligem Zeuge, und salbte sie mit kostbarem Öle, nicht, wie man gewöhnlich schreibt, um sie durch Einbalsamirung zu erhalten, sondern um die Seele, welche die Substanz des Leibes zu sich nahm, dadurch zu erquicken. Auf den Sandwichinseln lösete man das Fleisch sorgfältig von den Gebeinen ab, und verbrannte es. Dieser Gebrauch entstammte nicht der Kamireligion, und war wohl erst später nach den Sandwichinseln gekommen. Die Gebeine aber wurden sorgfältig aufbewahrt, und von den Familien und Volksstämmen als Unterpfand des Schutzes der zu den Göttern erhobenen Geister, und zur Abwehr aller Übel mit großer Verehrung in den Familienbegräbnissen oder öffentlichen Tempeln niedergelegt. Die Begräbnißfeierlichkeiten waren darum eine angelegentliche Sorge aller Insulaner. In ihnen mischte sich Trauer und Freude durcheinander. Wenn auf Wallis ein Häuptling starb, so verwundeten sich die Verwandten und Untergebenen mit scharfen Muscheln das Angesicht, und beklagten den Todten mit Trauerliedern, die oft in wildes Geschrei ausarteten. Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode erfolgte das Begräbniß. Vorher aber wurde ein großes Gelage gehalten, wobei der Todte aufs Schönste geschmückt und in neue Tappe gewickelt den Vorsitz führte. Die für ihn bestimmte Schaale des Cava wurde zu beiden Seiten von ihm an die Erde ausgegossen. Dann begab sich der feierliche Zug zum künstlich gebauten und geschmückten Todtenhause, während Andere am Ufer des Meeres ihre Körbe mit Sand und Kieseln füllten, und damit die eingesenkte Leiche bedeckten. In diesem Augenblicke verdoppelte sich das Klagegeschrei, die Verwundungen wurden erneuert, und abgeschnittene kleine Finger wurden in das Grab geworfen. Oft begannen nun auch neben dem Grabe blutige Kämpfe. Die Verwandten und Angehörigen schoren sich das für heilig gehaltene Haar ab, und wiederholten oft von zehn zu

zehn Tagen drei oder vier Trauerfeste, wobei des Cava nicht vergessen wurde.*) In Tonga waren die Begräbnisse noch feierlicher, im Wesentlichen aber denen auf Wallis gleich. Es gab dort eigene Klageweiber, die nicht nur neben der geschmückten Leiche Wache hielten und Klagelieder und Jammergeschrei ertönen ließen, sondern sich selbst auch zum Zeichen des Schmerzes jämmerlich zerfleischten.**) Auch hier wurde wie auf Wallis die Leiche vierundzwanzig Stunden nach dem Tode begraben, und mit Sand vom Meeresufer bedeckt. Am zwanzigsten Tage nachher zogen die Verwandten zum Meresstrande, sammelten in ihren Körben kleine Kiesel verschiedener Farbe, und belegten damit sorgfältig die Flur des Begräbnißhauses. Die Stelle der Leiche bezeichneten schwarze Steinchen. Auf den Vitiinseln gehen häufig noch jetzt die Frauen freiwillig oder auch gezwungen beim Begräbnisse ihrer Männer in den Tod.***) Etwas Ähnliches bestand in Neuseeland und im alten China und Japan, so wie zum Theile noch heut zu Tage in Indien. Die Sitte, dem Verstorbenen von seinen Geräthschaften das, was ihm im Leben das Liebste gewesen war, mit in das Grab zu geben, war besonders auf den westlichen Inseln allgemein. Auch diese Sitte bestand ehemals allgemein in Japan und China. Auf Neuseeland wurde die Leiche am dritten Tage nach dem Tode unter Absingung eines Todtenliedes, Pihe genannt, zum Begräbnißplatze (Wahi-tapu, heiliger Ort) gebracht, und dort geschmückt und gesalbt in einer den Winden offnen Hütte bis zur Verwesung ausgesetzt. Von den aufbewahrten Gebeinen war der Schädel natürlich das Heiligste. Alljährlich wurde auf Neuseeland ein allgemeines Todtenfest gefeiert, wozu von den Familien alle aufbewahrten Gebeine der ganzen Verwandtschaft zusammengebracht, und die Gebeine der im Laufe des Jahres Gestorbenen den übrigen hinzugefügt wurden.****) Auf den Gambierinseln hieß die Leichenfeier Tirau. Beim Tode der Könige und Häuptlinge wurde sie mit großem Aufwande begangen, und war ebenso mit

---

*) Vergl. Annal. 1841. I. 17.

**) Annal. 1845. I. 11.

***) Annal. 1842. III. 34.

****) Vergl. die Südseevölker v. Carl E. Meinicke. S. 55.

ausschweifenden Äußerungen des Schmerzes, als mit wilden Festgelagen verbunden. Zwei oder drei Tage beschäftigten sich die Verwandten um die Leiche, und gaben auf alle Weise ihre Trauer kund. Dann wurde dieselbe in Tappe eingewickelt und gesalbt unter einem offenen Schuppen unfern des Wohnhauses auf einem Dreifuß dem Einflusse der freien Luft ausgesetzt, und daneben Opferspeisen hingesetzt. War die Leiche eingetrocknet, so wurde sie nebst den andern Leichen der Familie in einem Rohrhause oder im Tempel aufbewahrt.*) War der Todte ein Häuptling, so dauerte die Todtenfeier volle 17 Tage. Eine Rede verkündete beim Tirau die Thaten des Verstorbenen, und sein Name ward aufgenommen in das Heldenlied, welches die rühmlichen Erinnerungen der Vorzeit aufbewahrte, und beim Tirau gesungen wurde.**) Unterblieb diese allemal durch Priester verrichtete Feierlichkeit, so konnte die Seele nicht zum Aufenthalte der Götter gelangen. Auf Taïti wurden die Könige in sitzender Stellung im Tempel begraben; die Leichen der andern Vornehmen wurden ungefähr so, wie auf Gambier behandelt. Auf den Sandwichinseln wurde, wie schon erwähnt ist, das Fleisch von den Gebeinen abgelöst, und dann verbrannt. Doch war die alte Sitte, die Leichen in Todtenhäusern beizusetzen, auch hier noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen. — Merkwürdig und wenig bekannt sind die Begräbnißfeierlichkeiten auf den Carolinen. Sie sind beschrieben in dem Briefe, den der berühmte Jesuit Cantova an den Pater D'Aubenton über die Entdeckung der Carolinen schrieb (d. 20. März 1722). Dieser ganz vortreffliche Bericht wurde von Cantova freilich nur verfaßt nach der Erzählung einiger Carolinier, die der Missionär ausfragte, trägt aber so sehr das Gepräge der Wahrheit, und stimmt so gut zu den damals noch ganz unbekannten Gebräuchen der übrigen Südseeinsulaner, daß ich kein Bedenken trage, ihn hier theilweise in der Übersetzung folgen zu lassen. „Ihren Todten," schreibt Cantova von den Caroliniern, „erweisen sie eine abergläubische Verehrung. Ihre Gewohnheit ist, die Leichen soweithin, als sie können, ins Meer zu werfen, damit

*) Vergl. Annal. 1837. I. 22 und oft.
**) Annal. 1842. V. 7—8.

sie dort den Haifischen und Wallfischen zur Speise werden. (Auch sie halten die Haifische für Götter; verzehrt werden von den Göttern müssen bekanntlich alle, die vergöttlicht werden wollen.) Wenn aber ein Vornehmer, oder eine ihnen sonst theure Person stirbt, so begraben sie ihn mit großer Feierlichkeit, und mit grossen Kundgebungen ihres Schmerzes. Gleich nach dem Tode bemalt man die Leiche mit gelber Farbe; die Anverwandten und Freunde versammeln sich um die Leiche, um zusammen den gemeinsamen Verlust zu beweinen. Ihr Schmerz spricht sich aus in den heftigsten Ausrufungen, und man hört nichts mehr, als Jammern und Seufzen. Auf dieses Geschrei folgt ein tiefes, melancholisches Schweigen. Ein Weib erhebt nun seine Stimme unterbrochen von Stöhnen und Seufzern, und hält dem Todten eine Leichenrede. Sie rühmt mit den herrlichsten Lobpreisungen seine Schönheit, seine vornehme Geburt, seine Fertigkeit im Tanzen, seine Geschicklichkeit im Fischfang, und alle andern Vorzüge, die ihn ausgezeichnet haben. Diejenigen, welche ihren Schmerz ganz besonders zu erkennen geben wollen, schneiden sich das Haupthaar und den Bart ab, und werfen sich auf die Leiche. Sie beobachten an diesem ganzen Tage ein strenges Fasten, wofür sie sich aber in der folgenden Nacht zu entschädigen wissen. Einige schließen die Leiche in ein kleines steinernes Todtenhaus ein, welches sie im Innern ihrer Wohnungen bewahren. Andre begraben ihre Leichen entfernt von ihren Wohnungen, und umfassen das Grab mit einer steinernen Mauer. Sie legen auf die Leiche verschiedene Arten von Speise, indem sie glauben, daß die Seele des Verstorbenen davon verkoste und sich davon nähre." *)

8. Zauberei. Bei einem so nahen Verkehre der Menschen mit den Göttern und mit den Seelen der Verstorbenen läßt sich schon von vorn herein erwarten, daß die Magie diesen Völkern nicht unbekannt sein konnte. Dieselbe ist unter allen süd- und ostasiatischen Völkern noch heut zu Tage um so tiefer in das Volksleben eingewurzelt, je mehr die Eigenthümlichkeit des Urstammes sich erhalten hat. In Ostindien sind es gerade die Gond's,

---

*) Choix des lett. édif. tom. VIII. S. 298. Bruxel. 1838.

dieser indische Urstamm, der nur Weniges von den spätern Religionssystemen aufgenommen hat, bei denen man einen ganz ähnlichen Glauben an die Macht der Zauberei, als auf den Südsee-inseln findet. Etwas Ähnliches findet man auf den hinterindischen Inseln, die dem unmittelbaren Einfluß der muhamedamischen Malaien nicht ausgesetzt waren. In Hinterindien, China und Japan hat der Buddhaismus die Zauberei keines Weges aufgehoben, sondern nur modifizirt. Auf den Südseeinseln aber war der Glaube an die Macht der Zauberei mit der herrschenden Religion ganz und gar verwachsen. Da nach dem Glauben der Insulaner alle Übel, Krankheit, Tod u. s. w. vom dem Einflusse böser Gottheiten herrührten, so waren Alle, die mit solchen Göttern eine Gemeinschaft unterhielten, besonders gefürchtet. „Il y a" — schreibt Cantova von den Carolinen, „parmi eux des espèces d'enchanteurs, quils disent avoir communication, avec le malin esprit, et qui cherchent par son secours à procurer des maladies et la mort même à ceux, dont ils ont intérêt de se défaire. Derselbe Glaube fand sich durchaus auf allen Inseln. Es werden uns Fälle von der Wirksamkeit der Zaubermittel erzählt, die durchaus nicht an einen dämonischen Einfluß dabei zweifeln lassen. Außer der Sorge, die verschiedenen Tabus in Acht zu nehmen, beschäftigte den Insulaner fast nichts so sehr, als die beständige Furcht, dem Einflusse eines bösen Zaubers ausgesetzt zu sein. Besonders wurde der Speisekorb, worin Jeder für sich in's Besondere seinen Mundvorrath aufbewahrte, sorgfältig aufgehoben, damit kein Feind einen bezauberten Gegenstand heimlich unter die Speisen legte, und so den Genießenden in's Verderben brächte. Jeder war vorzüglich deßhalb so ängstlich sorgfältig in der Verehrung der Schutzgötter, um durch ihren mächtigen Einfluß vor bösem Zauber bewahrt zu bleiben. War aber der Zauber vollbracht, stellte sich das vom Zauberer gewünschte Übel bereits ein, so mußte man sich nur möglichst beeilen, durch größere Opfer, als wodurch der Feind einen Gott gewonnen hatte, einen noch mächtigern Schutzgott auf seine Seite zu bringen, und so den schädlichen Einfluß abzuwenden.

9. Das Tätowiren. Der bei allen Insulanern der Südsee ainoischen Stammes herrschende Gebrauch, sich zu täto-

wiren hatte ganz offenbar Bezug auf den religiösen Glauben dieser Völker, und war keines Weges eine bloße Erfindung der Eitelkeit. Der Leib wurde mit allerlei Figuren und wunderbaren Zeichen bemalt, die durch künstliche Punktirungen unauslöschlich der Haut eingegraben wurden, wahrscheinlich, um ihm das Kennzeichen des Geistes, unter dessen Schutz und Einfluß er stand, einzudrücken. Darum durfte nicht Jeder dieses Abzeichen der von den Göttern Begünstigten tragen, und bei den Areois nahm mit dem aufsteigenden Grade die Vermehrung der geheimnißvollen Zeichen zu. Die Priester, welche die Tätowirung vornahmen, verfuhren dabei wohl nie ohne besondere Inspiration. Der Tag, wo ein Mitglied der Familie sich der Tätowirung zu unterwerfen begann, — dieses geschah gewöhnlich im 18. bis 20. Jahre, — war für die ganze Verwandtschaft ein großes Fest. Das Verfahren war aber so schmerzhaft und selbst lebensgefährlich, daß es nur mit großer Sorgfalt und mit Unterbrechung vorgenommen werden durfte.*) Während der Tätowirung war sowohl der Priester als der, an dem die Operation vollzogen wurde, dem Tabu unterworfen. — Selbst unter den Bewohnern des hinterasiatischen Festlandes ist das Tätowiren noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen. Es findet sich z. B. noch bei mehren Stämmen der Laos.**)

---

§. 6.

Politische Verfassung.

1. Die Könige. Auch in der Einrichtung des staatlichen Lebens haben die Oceanier die Eigenthümlichkeit ihres ehrwürdigen Urstammes treu bewahrt. Auf allen von ihnen bewohnten Inseln herrschte die königliche Gewalt, beschränkt durch eine Feudalverfassung. Diese Staatsform, auf dem dynamischen Verhältnisse zweier sich gegenseitig bedingender Gewalten gegründet, bietet eine

*) Choix des lett. édif. Paris 1808. tom. II. S. 173 — 74.

**) Annal. 1846. I. 54. ff.

gewisse Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit der inneren Entwickelung dar, die der Geschichte dieser kleinen Staaten eines halbwilden Stammes ein nicht geringes Interesse verleiht, und Charaktere hervorgebracht hat, die eben so gut in Europa, als in Oceanien eine Rolle hätten spielen können. Bei der Lesung der Geschichte von Tonga, Taïti und den Sandwichinseln muß man nur oft sich erinnern, wie kleine Punkte diese Inseln auf der Karte bilden, um nicht fortwährend von der Täuschung befangen gehalten zu werden, daß man sich mit der Geschichte größerer Reiche befasse. In der Regel hatte jede Insel ihren König; war die Insel groß, so hatte sie auch wohl zwei oder mehre Könige; oft auch vereinigte ein König mehre Inseln oder gar eine ganze Gruppe zu Einer Herrschaft. Die kleineren Inseln standen dann unter abhängigen Fürsten oder Häuptlingen. Auf Neuseeland und auf den Markesasinseln standen die einzelnen Stämme, die oft weit unter 100 Köpfe zählten, unter unabhängigen Häuptlingen, die sich auch gerne Könige nannten. — Die Könige waren nach ihrer Meinung alle göttlicher Natur, und darum auch vorzügliche Organe der Gottheit. Darum empfingen sie auch eine beinahe göttliche Verehrung. Man warf sich vor ihnen nieder, oder neigte sich bis zum Boden u. dgl. mehr, und wiederholte dergleichen Ehrenbezeugungen sogar vor den Gegenständen, die den Königen angehörten.*) Die Könige betrachteten sich als Herren alles Grundeigenthumes. Doch war es unvordenkliches Herkommen, daß der Grundbesitz an freie Eigenthümer vertheilt war, und auf deren Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt forterbte. Faktisch haben die Könige ein solches Eigenthumsrecht über den Grund und Boden wohl nie besessen, oder es höchstens im Erledigungsfalle ausgeübt. Sie selbst hatten zu ihrem Unterhalte einen oft sehr bedeutenden Grundbesitz, empfingen aber auch unter verschiedenen Namen Abgaben von ihren Unterthanen. Auf den Gambierinseln, auf Taïti und vielleicht auf mehren andern Inseln war es Gebrauch, daß der Thronerbe gleich bei seiner Geburt als wirklicher König selbst von seinem Vater begrüßt, dann aber unter sorgfältiger Aufsicht erzogen wurde, während der Vater nur im

*) Annal. 1842. V. 10.

Namen des Kindes das Reich verwaltete. Von den Gambierinseln erzählt in dieser Hinsicht der Missionär Caret folgende merkwürdige Sitte: „Kaum ist das Kind — der Thronerbe — geboren, so wird es seiner Familie entrissen, und auf den Gipfel eines hohen Berges in eine Hütte gebracht, wo alle seine Ahnen erzogen worden sind. Hier erwächst es, nur von seiner Amme und einigen Dienerinnen umgeben, unbekannt von aller Welt, und es ist seinen zukünftigen Unterthanen streng verboten, sich seiner geheimnißvollen Wohnung zu nähern. Von dem Gipfel des Berges zeigt man ihm die zahlreichen grünenden Thäler, die bald sein Reich ausmachen werden. Man sagt ihm: das Volk beugt sich schon zu deinen Füßen; es bewohnt unter dir diese Ebnen, die vom Schatten der Brod- und Kokusbäume bedeckt, und mit ihren Früchten bereichert sind: du wirst ihm eines Tages befehlen, und es wird dir gehorchen. Alles, was du mit deinen Blicken erreichen kannst, ist dein Eigen; dieser Himmel, diese Berge, diese Thäler und dieses Meer bilden deine Herrschaft; du wirst groß in den Tagen deiner Regierung sein; deine Macht wird gränzenlos sein, wie das Meer, das dich umgibt; Himmel und Erde werden deine Gesetze annehmen. — Daher betrachten sich denn die Herrscher von Mangareva als die ersten, oder vielmehr als die einzigen Monarchen der Welt. Wenn die Zeit herannahete, wo der junge Prinz vom Berge herabsteigen sollte, d. h. in seinem 12. oder 15. Lebensjahre, versammelten sich alle Eingebornen, Männer, Frauen, Kinder und Greise, um ihm entgegenzugehen, und die Ankunft ihres künftigen Herrschers zu feiern. Dieser Tag wurde zu einem der schönsten der Insel gerechnet.“*) — Wegen der hohen, göttlichen Abkunft der Könige war die Ehrfurcht vor ihrer Person so groß, daß dieselben, auch wenn sie aller ihrer Macht im Staate entkleidet waren, dennoch die ihrem Range und ihrer Geburt gebührenden Ehren immer noch bekamen.

2. Die Fürsten. Den Königen standen die Häuptlinge oder Fürsten zur Seite. Sie stammten entweder aus den könig-

---

*) Annal. 1842. V. 10—11.

lichen Familien, oder aus den angesehensten Geschlechtern der ersten und späteren Einwanderer. Sie ragten in ähnlicher Weise wie die Könige durch ihre göttliche Abkunft hoch über das Volk hervor. Auf den verschiedenen Gruppen hatten diese Häuptlinge verschiedene Namen. Auf den Sandwichinseln hießen sie Alii; auf den Markesas Ariki;*) auf Taïti Arii; auf Tonga Egi; auf den Carolinen Tamoli**) u. s. w. Sie hatten größeren Länderbesitz, genossen überall größere Ehren, und standen gewöhnlich den einzelnen Distrikten der Inseln vor. So hatte Taïti acht Distrikte (8 ist die heilige Zahl, die bei der Ländereintheilung in Japan und China sich oft wiederholt), deren jeder ein Arii vorstand. Ursprünglich waren diese Lehnsfürsten erblich,***) wie es auch in den asiatischen Stammländern der Oceanier der Fall ist. Schon im 6. Jahrhundert vor Chr. wurde vom Dairi Sin-mu die Feudalherrschaft eingeführt, oder vielmehr bildete derselbe diese ursprünglich bei allen Völkern dieses Stammes einheimische Verfassung nur in besonderer Weise aus. Nur auf den Sandwichinseln finden wir die Erblichkeit der Lehnsherrschaften vernichtet, während auf Taïti die Fürsten immer wenigstens eine große Neigung zeigten, in die erblichen Rechte der Arii einzugreifen. Beides erklärt sich am besten aus späteren mongolischen Einflüssen. —

3. Die freien Grundbesitzer. Jeder Distrikt war in Landgüter vertheilt, welche von der wohlhabenden Mittelklasse der freien Einwohner bebaut wurden. Ursprünglich waren auch sie offenbar nur Lehnsleute der Könige oder der Fürsten, und diesen zu Abgaben und zur Heeresfolge verpflichtet. Daher kam es, daß die Könige in der Theorie sich immer als Herren alles Grundes und Bodens betrachteten, und namentlich auf den Sandwichinseln und auf Taïti immer Lust zeigten, wirklich nach Willkühr über Grund und Boden ihrer Unterthanen zu verfügen. Übrigens war das Verhältniß dieser freien Leute, die auf Taïti Raatira's, auf Tonga Metabule hießen, auf verschiedenen Inseln ver-

*) Annal. 1840. VI. 57.
**) Choix des lettres édif. Brux. 1838. VIII. 300.
***) Annal. 1841. I. 14.

schieden modifizirt. Auf einigen Inseln waren sie fast zu Beamten der Könige und Fürsten hinabgesunken. —

4. Die niedere Volksklasse. Sie besteht aus Pächtern, Handwerkern, Dienern, Fischern u. dgl. m. Alle hatten kein Grundeigenthum, und waren ihrer Geburt wegen verachtet. Sie selber machten auch gar wenige Ansprüche, und nie fiel es ihnen ein, sich mit Hülfe ihrer physischen Überlegenheit in die Macht und den Rang der Großen einzudrängen. Man ist geneigt, diesen Zustand des Helotismus der so zahlreichen Klasse des Volkes aus einer Unterjochung der früheren Bewohner des Landes durch erobernde Einwanderer zu erklären. Indeß würde hier die Übertragung geschichtlich bekannter Verhältnisse auf die Zustände der Südsee doch zu gewagt und voreilig sein. Denn die Ansicht von der Natur und der Bestimmung des niederen Volkes ist in der Südsee durchaus mit dem religiösen Glauben verwebt und verwachsen, so daß von einem bloß erzwungenen Niedergehaltensein des Volkes gar nicht die Rede sein kann. Wir finden bei den ältesten Völkern des ainoischen Stammes diese kastenmäßig durchgeführte Scheidung der verschiedenen Klassen des Volkes. Bei den Indiern hat sich dieselbe mit einer Konsequenz ausgestaltet, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht kennt. Auch bei den Chinesen und Japanern besteht sie, wenngleich vielfach modifizirt, noch fort, und bei den Oceaniern ist sie so allgemein, daß man dieselbe nur auf eine gemeinsame Stammwurzel zurückführen kann. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß in den Staaten, die eine bedeutendere politische Rolle gespielt, und darum auch wohl eine mannichfaltigere innere Gestaltung erfahren haben, wie die Sandwichinseln, Taïti und Tonga, das Volk am meisten gedrückt, und am tiefsten gesunken war, während auf den Gambierinseln, auf Wallis, Futuna und anderswo das Volk in viel besseren Verhältnissen lebte. Die völlige Knechtung des Volkes auf Sandwich und Taïti mag außerdem in einer Unterjochung der Inseln durch erobernde Einwandrer noch einen besonderen Grund haben. Auf Neuseeland endlich gab es außer den freien Grundbesitzern mit ihren Häuptlingen nur Sklaven, die auf den anderen Inseln selten gefunden wurden, und überall ursprünglich nur Kriegesgefangene gewesen zu sein scheinen. Wenn die An-

nahme gegründet ist, daß sich Neuseeland nach und nach durch Familien, die bei den inneren Kämpfen auf Tonga und Viti verbannt wurden, oder freiwillig auswanderten, bevölkert hat, so erklärt es sich leicht, daß dort kein eigentliches niederes Volk gefunden wurde.

5. Verwaltung. Die kleinen Staaten der Südsee hatten bei der Regulirung so vieler bürgerlichen und politischen Verhältnisse durch die Religion (durch die Macht des Tabu), bei der festen Rangordnung unter den verschiedenen Ständen, und bei dem geordneten Grundbesitze eine so feste innere Gestaltung, daß eine eigentliche Gesetzgebung gar kein Bedürfniß war. Der Wille des Vornehmen war dem Geringeren Gesetz, und die Religion gab diesem Gesetze Kraft. Die Gleichstehenden mußten unter sich ihre Händel ausmachen, was natürlich oft zu Gewaltthaten Veranlassung gab. Doch konnten alle Verbrechen gesühnt werden, wenn der Beleidigte sich nur bereit erklärte, einen Vergleich mit seinem Beleidiger abzuschließen. So ist es auf den Carolinen Gebrauch, daß selbst für den Ehebruch, der für eines der größten Verbrechen gehalten wird, ein gewisser Schadenersatz an den beleidigten Theil bezahlt, und damit die Sache völlig abgemacht wird. Auf Empörung gegen den Landesfürsten stand gewöhnlich Verbannung oder Tod, und so hatte sich für die Bestrafung verschiedener Verbrechen auf den einzelnen Inseln ein altes Herkommen gebildet. Man muß sich wohl hüten, aus einem Nichtvorhandensein geschriebener Gesetze auf einen Zustand völliger Gesetz- und Rechtslosigkeit zu schließen, wie Manche zu thun gar zu geneigt sind, die sich kein Bestehen einer Ordnung ohne den geschriebenen Buchstaben denken können. — Die Fürsten waren die natürlichen Rathgeber der Könige, besonders wenn es sich um Krieg und Frieden handelte. Auch die Priester, welche den Willen der Götter erforschen mußten, hatten dabei eine gewichtige Stimme. Außerdem gab es aber fast auf allen Inseln, selbst auf der Gambiergruppe, wirkliche Beamte, deren Stelle theils erblich war, theils aber von der Willkühr des Königs abhing.

6. Das Kriegeswesen. Eine Folge der Feudalverfassung war, daß in manchen Staaten das Recht der Anführung im Kriege nicht dem Könige, sondern einem der Großen zustand. Was ur-

sprünglich eine aus dem Lehnsverhältnisse hervorgegangene Verpflichtung gewesen, war allmählig zu einem Rechte geworden, das gewöhnlich dem Anführer der Kriegesmacht ein überwiegendes Ansehen selbst über den König gab. Die Heeresfolge war durch die Eintheilung in Distrikte und durch die Lehnsverfassung völlig geordnet. Bei allgemeinen Kriegen mußte jeder freie Grundbesitzer die Heerfolge leisten. Unter ihm standen seine Pächter und Diener. Alle Krieger eines Distriktes wurden von Häuptlinge befehligt. Den Oberbefehl führte der König, oder der erbliche Oberanführer im Kriege. Heere von 6—8000 Mann waren auf den Sandwichinseln und auf Taïti nichts Seltenes. Die gewöhnlichen Waffen waren Speer, kurze Spieße, Schleuder und Keule. Auch kannte man eine Art von hölzernem Panzer und Helm.*) Vor dem Beginne des Kampfes wurden Opfer, besonders auch Menschenopfer gebracht und aus dem Eingeweide des geopferten Schweines wurde der Wille der Götter erforscht. Durch Schlachtgesänge und wilde kriegerische Musik munterte man sich zum Kampfe auf, und Schlachtredner liefen während des Handgemenges durch die Reihen, mit wilder stürmischer Beredsamkeit an die Thaten der alten Helden erinnernd, und zur Todesverachtung entflammend. Einzelnkämpfe der Tapferen mit höhnenden und prahlenden Herausforderungen von beiden Seiten kamen häufig vor. Kriegsruhm war die höchste Auszeichnung, die ein Sterblicher erlangen konnte.

Die Kriegsgefangenen wurden gewöhnlich getödtet und den Göttern geopfert. Die Distrikte des besiegten Feindes wurden grausam verwüstet, und nichts Lebendes verschont. Der geschlagene Feind zog sich wo möglich mit Weibern, Kindern und Greisen in seine unzugänglichen, und durch Kunst befestigten Gebirgsschluchten zurück. — Seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind aber Europäische Feuergewehre mehr und mehr in Gebrauch gekommen, und haben auf mehren Inseln die alten Waffen fast ganz verdrängt. Dadurch ist die ganze Kriegesführung natürlich verändert. Die Eingebornen haben mit beispielloser Schnelligkeit die Handhabung Europäischer Waffen gelernt, und haben das

---

*) Vergl. Wegener Gesch. der Chr. Kirche auf dem Gesellsch. Archipel. 1r Thl. S. 88 u. fl.

Feuer Amerikanischer, Französischer und Englischer Linientruppen zum Theil siegreich bestanden. Ohne Zweifel gehören die Oceanier zu den tapfersten und unerschrockensten Kriegern der Welt.

Eine außerordentliche Geschicklichkeit hatten alle Südsee-insulaner, selbst die Negritos, im Baue der Schiffe, welche sie theils zum Fischfange, theils zum Reisen, theils auch zum Kriege gebrauchten. Die Kriegesschiffe faßten 50 Bewaffnete und darüber. Sie waren 60—100 Fuß lang. Auf Tonga hat man sie sogar bis zu 140 Fuß Länge.*) Sie waren an den Seiten mit Brustwehren versehen, und überaus zierlich und schön gearbeitet. Statt des Steuers brauchte man ein größeres Ruder. In der Mitte stand der Mast mit bunten Wimpeln geziert. Die Segel hatten nach der Außenseite eine ovale Form. Die Segel der Marianen und Carolinen sind dreieckig, ähnlich denen der Japaner und Chinesen. Die freien Grundbesitzer und Fürsten allein durften größere Boote halten. Auf jedem Kriegeszuge wurde die Flotte mitgenommen; sie diente, im Falle einer Niederlage zur schnelleren Flucht. War die Niederlage eine völlige, und sah man die Unmöglichkeit ein, sich auf dem Lande noch irgend zu behaupten, so suchte die geschlagene Parthei wohl eine neue Heimath auf. Auf diese Weise wurden viele Inseln bevölkert.

---

§. 7.

Häusliche Einrichtung.

1. Die Ehe und das Familienleben: Fast durchweg war die Monogamie auf den Inseln der Südsee Sitte.**) Ja, selbst die Unauflösbarkeit des Ehebandes muß ursprünglich unter diesen Völkern Gesetz gewesen sein. Der König konnte sich nicht von seiner rechtmäßigen Gemahlin trennen. Bei der Trauung, die feierlich im Tempel vor dem Priester vorgenommen wurde, versprachen Braut und Bräutigam, sich gegenseitig nicht zu ver-

*) Annal. 1845. I. 13.

**) Annal. 1841. I. 12. u. s. oft.

lassen. Ehebruch wurde daher überall als ein großes Verbrechen angesehen. Aber alles dieses waren nur gleichsam Erinnerungen aus einer bessern Zeit. Denn so lange Europäer mit den Oceaniern bekannt wurden, betrachtete man das Eheband nicht mehr als unauflösbar. Ein immer tieferer Verfall aller Sitte und Zucht riß ein. Dennoch aber blieb mancher Rest der alten ernsten Sitte übrig. Von der Insel Wallis heißt es: Immer bleibt es untersagt, in der Blutsverwandtschaft zu heirathen. Die Mitglieder derselben Familie dürfen nie mit einander erscheinen, wenn sie nicht mit einem langen Gewande bedeckt sind, und wenn es selbst nur aus Unachtsamkeit geschähe, daß Einer in Gegenwart seiner Verwandtinnen ein ungeziemendes Wort fallen ließe, so würden diese sich gleich zurückziehen.*) Die Vielweiberei fand zuerst bei den Fürsten statt, und ging dann auf die Vornehmen und Wohlhabenden überhaupt über. Auf den Carolinen nahmen die Tamolen 3 bis 9 Frauen, und auf den meisten andern Inseln fand ein Ähnliches statt. — Die Mutter war nach der Geburt eines Kindes 14 oder 21 Tage tabu, wurde von allem Verkehre getrennt, und durfte nicht einmal die Speisen selbst berühren. Die Sitte, die Kinder gleich bei der Geburt zu tödten, hatte besonders auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln Überhand genommen. Doch ist den Berichten darüber nicht völlig zu trauen. Die Katholischen Missionäre schildern das Übel als gar nicht so verbreitet, wie man es nach den älteren protestantischen Berichten glauben sollte. Selbst auf den Gambierinseln, die doch nicht gar weit von Taïti liegen, und in sittlicher Hinsicht sehr tief standen, bemerkte man wenig von dieser Sitte. Übrigens ist es ausgemacht, daß auf den östlichen Gruppen, namentlich auf Sandwich und Taïti das Übel verbreiteter war, als sonst irgendwo in der Südsee. Selbst auf den noch heidnischen Inseln werden nicht so viele Kinder getödtet, als noch heut zu Tage auf den angeblich bekehrten Sandwichinseln. Wir wissen, daß in China und Japan, Tong-King und Cochinchina derselbe Gebrauch noch heut zu Tage fortbesteht, und daß trotz der Tausende, die dadurch jährlich das Leben verlieren, diese Länder dennoch an Übervölkerung leiden. —

*) Annal. 1841. I. 13.

Hatte man das Kind nur einige Augenblicke das Tageslicht erblicken lassen, so war es gesichert; dann wurde es auf das allerzärtlichste behandelt und gepflegt. Durch eine feierliche Handlung, dem Ritus der christlichen Taufe nicht unähnlich, wurde das neugeborne Kind unter den Schutz der Götter gestellt. Diese Art von Taufe besteht in China und Japan.*) Sie besteht unter den ainoischen Ureinwohnern von Formosa.**) Sie bestand ferner auf Wallis,***) auf Neuseeland,****) und wahrscheinlich auf allen Inseln der Südsee. Denselben Gebrauch finden wir wieder in Mexico. Man goß dabei Wasser auf den Scheitel des Kindes, und rief die Götter an. Bei dieser Gelegenheit gab man dem Kinde auch seinen Namen, der von irgend einem Gegenstande der Natur entnommen war.†) Spiele, Gesang und der Cava verherrlichten das Fest. Die Erziehung der Jugend schildert der Bischof Bataillon in folgender Weise: „So wie ein Kind allein gehen kann, begibt es sich an das Ufer des Meeres, um mit den Andern sich zu baden und schwimmen zu lernen. Der einzige Unterricht, den es von seinen Eltern erhält, besteht darin, daß es die Tabus ehren, und die Götter fürchten lernt. Die beständigen und auf allen Inseln allgemeinen Tabus bestehen darin, das, was zum Gebrauche der Könige und Häuptlinge gehört, zu berühren, in die Häuser einzutreten, wo die Tappe verfertigt wird, und, für die Frauen und Kinder, mit ihrem Gatten und Vater zu speisen.“ ††) Da es der Gattin und den Kindern nach dem Tabugesetze nicht gestattet war, zusammen zu speisen, so mußte schon dadurch das Familienband gelockert werden. Daher wird häufig über Mangel an Eltern- und Kindesliebe unter den Insulanern geklagt. Doch auch hier haben Reisende und Missionäre häufig zu voreilig nach dem äußeren Anscheine geurtheilt. Ein Katholischer Missionär schreibt über die Insulaner:

*) Ausland 1845. Nr. 288.

**) Choix des lett. édif. Paris 1808. II. S. 176.

***) Annal. 1841. I. 14—15.

****) Dumond d'Urville pièc. justif. 682 u. s. w.

†) Annal. 1841. I. 14.

††) Annal. 1841. I. 15—16.

„Die Achtung der Kinder für ihre Väter, der Unterthanen für den König und die Häuptlinge ist auch einer jener Züge, die ihnen Ehre machen.“*) „Freunde,“ schreibt Caret von den Gambierinseln, „nehmen sich der Familie desjenigen an, den der Tod ihrer Liebe entrissen hat. In Gambier war nichts so häufig, als Adoptivkinder; sie genossen im Hause ihres Wohlthäters dieselben Vorrechte, als dessen eigne Kinder, und nahmen wie diese an der Erbschaft Theil. Und endlich beweisen zur Genüge die Thränen, welche diese Insulaner am Grabe ihrer Angehörigen vergossen, die Trauergesänge, in welchen ihr Schmerz sich in so rührenden Ausdrücken des Kummers und der Zärtlichkeit aussprach, daß die Menschlichkeit nicht aus ihren Herzen gewichen war.“ **)

2. Die Wohnungen und deren Einrichtung. Es ist nicht zu zweifeln, daß die länglich viereckige, oft fast dem Runden sich annähernde Form der Häuser die ursprüngliche war. Bataillon schreibt über die Wohnungen auf Wallis: „Die Häuser sehen einem Regenschirme nicht unähnlich, mit dem Unterschiede, daß sie statt nur einer Hauptstütze in dem Mittelpunkte deren vier im Quadrat in der Mitte ihrer Senkung haben, die sich nur 3—4 Fuß von der Erde erhebt. Sie sind mit so kunstreich in einander gefügten Blättern (der Kokuspalme) bedeckt, daß sie nach drei Jahre langem Widerstande gegen die Wechselfälle der Witterung noch undurchdringlich sind. Im Innern sind die Wände (die aus einer Reihe von Stäben bestehen) mit einer dichten Blätterlage bedeckt, über welche sich gleich einer Tapete schöne Matten aus Kokus verbreiten. Diese Hütten sind in's Gemein am Strande des Meeres gebauet, oder doch nicht weit davon entfernt, wodurch man der drückenden Hitze im Innern der Insel, und der Belästigung durch die Muskitos auszuweichen sucht. Einige dieser Wohnungen sind geräumig genug, um 300 Personen aufzunehmen, und fest genug, um auch den heftigsten Stürmen zu trotzen.***) In ähnlicher Weise, aber zuckerhutförmiger, und den Wohnungen der Negritos ähnlich sind die Häuser auf den Carolinen gebaut.

---

*) Annal. loc. cit.

**) Annal. 1842. V. 13.

***) Annal. 1841. I. 5.

Auch auf Formosa begegnen wir derselben Bauart.*) Die völlig ausgebildete Form des länglichen Viereckes, welche man bei den größeren Gebäuden auf Taïti und auf den Sandwichinseln häufig findet, stammt wohl erst, wie auch die Tempel, aus späterer Zeit. Übrigens hatte man auf allen Inseln öffentliche Gebäude oft von bedeutendem Umfange, worin die Fürsten größere Versammlungen hielten; auch gab es öffentliche Arbeitshäuser zur Verfertigung der Tappe. — Der Boden der Wohnung war mit Matten bedeckt. Darauf saß man mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen zum Essen; und streckte sich zum Ruhen auf demselben nieder. Die Geräthe des Hauses, die alle sehr rein gehalten wurden, bestanden in einer großen aus Holz zierlich gearbeiteten Schüssel, schönen Trinkgefäßen aus Kokusschalen, Speisekörben, denen jeder Hausgenosse seinen eigenen hatte, aus Matten, einigen Rollen Tappe, Waffen u. dgl. mehr. Eine bestimmte Zeit zum Essen gab es nicht. Man aß, so oft Lust oder Bedürfniß dazu einlud.**) Dem Fremden stand das Haus immer gastlich offen. „Sie ließen gern," schreibt Caret, „die Armen und Reisenden an ihrem Mahle sich niedersetzen; die Reichen theilten von ihrem Überflusse an ihre weniger bemittelten Verwandten aus." ***) Die Freundschaftsinseln haben von der Gastlichkeit ihrer Bewohner den Namen, und nie hielt der Insulaner, der an einem Festtage ein Schwein geschlachtet und gebraten hatte, einen Rest für eine zweite Mahlzeit übrig, weil es an willkommnen Gästen bei solcher Gelegenheit nie fehlte.

3. **Die Kleidung.** Nur die Leute niederen Standes und die Kinder gingen gewöhnlich nackt, nur mit einem Gürtel bekleidet. Dasselbe findet noch heut zu Tage selbst auf den Sandwichinseln statt. Die Vornehmern und die Frauen waren meistens gekleidet. Sie trugen ein langes Unterkleid und darüber ein weites Oberkleid, das sie mit vieler Geschicklichkeit zu falten verstanden. Die Füße waren unbedeckt. Der Stoff zu der Kleidung, die Tappe, wurde auf allen Inseln bereitet. Die Frauen trugen

---

*) Choix des lett., édif. Paris 1808. II. 173.

**) Annal. 1841. I. 7.

***) Annal. 1842. V. 13.

das Haar gewöhnlich kurz, mit natürlichen Blumen geschmackvoll durchflochten. Die Männer trugen einen Bart. Auf den Carolinen war ein starker Bart ein besonderer Schmuck. Er war eine vorzügliche Auszeichnung der weißen Oceanier vor den Negritos. Den Kindern schor man mit scharfen Haifischzähnen den Kopf fast ganz kahl, was für diese eine schmerzhafte Operation war. *) Auch die Männer schoren sich oft den Chinesen nicht unähnlich.

---

§. 8.

Bodenkultur und Gewerbe.

1. Kultur des Bodens. Die Südseeinseln sind meistens von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, und sind fähig, eine mehr als zehnmal so große Bevölkerung zu ernähren, als der Europäische Boden. Die einheimischen Producte, die auch noch jetzt die Hauptnahrungsquelle der Einwohner ausmachen, sind: a. die Brodfrucht. Dieser wohlthätige Baum ist fast über alle Inseln, die nur einiger Maßen tiefen Fruchtboden haben, verbreitet. Die Frucht, über einen halben Fuß im Durchmesser haltend, heißt Mai oder Maiore. Die rauhe Rinde wird abgeschabt, und dann die Frucht in einige Scheiben zerschnitten in einem mit Blättern ausgelegten Loche in der Erde unter heißen Steinen geröstet. Für längere Zeit bewahrt man die Frucht in einer mit Blättern ausgepolsterten Grube auf, indem man die geschälten Früchte zu einem dicken Teige gähren läßt. Dieser Teig heißt Tioko. Auch die abgeschälte Rinde wird aufbewahrt, und in Zeit der Noth gegessen. Sie heißt Nanie. Der Stamm des Brodfruchtbaumes liefert das vortrefflichste Bauholz. Man pflanzt den Baum durch junge Schößlinge fort. Die einzige Kultur, die er erfordert, ist, daß man das Unkraut am Stamme ausreutet. Schon im fünften oder sechsten Jahre trägt er Früchte.**) — b. Die Kokuspalme.

*) Annal. 1841. I. 4.
**) Annal. 1842. V. 15—16.

Sie wächst auf jedem Boden, wird über 60 Fuß hoch, und trägt in einem Jahre über 100 ihrer großen Früchte, deren Saft einen Trank, deren Kern Speise und Oel, deren Holz Baumaterial, deren Rinde und Blätter auf vielfache Weise verarbeitet den mannichfaltigsten Nutzen gewähren.*) — c. Die Ara, welche sich in allen Niederungen von Oceanien findet. Sie schießt nach Art der Trauben am Ende des Zweiges hervor, ihre Gestalt ist konisch, und ihr Kern gleicht fast einer Kastanie. Diese Frucht ist fast das einzige Nahrungsmittel der Bewohner von Crescent und fast des ganzen gefährlichen Inselmeeres. Der Baum, auf welchem sie wächst, erreicht eine Höhe von 10—12 Fuß. Seine langen und biegsamen Zweige fallen senkrecht auf den Boden, wo sie einwurzeln. Aus dem Stamme, der je älter immer härter wird, werden die Klöppel gemacht, deren die Frauen sich zum Schlagen der Tappe bedienen.**) Außerdem gibt es in den Wäldern und auf den Bergen noch eine Menge der prachtvollsten, im üppigsten Blätter- und Blüthenschmuck prangenden Bäume, die theils eßbare Früchte tragen, theils Nutz- und Bauholz liefern.***) — d. Ganz vorzüglich gedeihen die Pisangs und Bananen. — e. Unter den Wurzel- und Knollengewächsen sind die vorzüglichsten das Taro (arum esculentum) mit einer fußlangen, sehr dicken eßbaren Wurzel; die Igname (dioscorea sativa) mit einer mächtigen, über zwei Fuß langen knolligen Wurzel, und die süßen Erdäpfel (convolvolus batatas), deren Wurzeln dicker und saftiger sind, als die bei uns wachsenden Erdäpfel.****) — f. Eines der wichtigsten Erzeugnisse des Bodens besonders auf den westlichen Inseln ist die Avawurzel (piper methysticum), woraus der Cava bereitet wird. Das Getränke soll mäßig genossen wirklich sehr wohlthätig wirken. Die Wurzel wird auf einigen Inseln fast göttlich verehrt. Sie erreicht eine große Länge und Dicke. Man zerstampft sie, und gießt Wasser hinzu, welches bald die Kraft der Wurzel an sich zieht. Auf Tonga wird die Wur-

---

*) Vergl. Annal. 1841 I. 7.

**) Annal. 1842. V. 16—17.

***) Vergl. Annal. loc. cit. S. 16 und oft.

****) Vergl. Annal. 1842. loc. cit.

zel gekauet, und dann mit Wasser gemischt.*) — g. Außerdem haben die Europäer viele neue Pflanzen auf den Inseln angebaut. Vor allen ist der Spanier Marino ein großer Wohlthäter der Sandwichinseln geworden, wo er eine blühende Kultur zu begründen angefangen hat. Die Katholischen Missionäre haben außer mehren Europäischen Küchengewächsen die Feige und die Traube nach der Südsee verpflanzt. Der Feigenbaum gedieh sogleich ganz vortrefflich, und trug die schönsten Früchte. Der Weinstock aber wucherte anfangs nur in's Laub, und brachte mehr als 20 Fuß lange Ranken hervor. Durch fortwährendes Beschneiden ist es jedoch auf Tonga bereits gelungen, die ersten reifen Trauben zu erndten.

2. Viehzucht. Im Ganzen kannte man auf den Südseeinseln nur drei Gattungen von vierfüßigen Thieren, das Schwein, den Hund und die Ratte. Schweine zog man in großer Menge, und ließ sie theils wild in den Wäldern laufen, theils fütterte man sie mit Brodfrucht und andern Früchten in eigens angelegten Gehegen, wo jedes seinen besondern Namen hatte. Auf den Sandwichinseln werden besonders die Hunde gern gegessen, und eigens zu diesem Zwecke gemästet. Auf Tonga sind die Ratten ein Leckerbissen. Von zahmem Federvieh hielt man besonders Hühner. In neuerer Zeit haben sich aber die Gattungen der Thiere sehr vermehrt.

3. Der Fischfang. Eine vorzügliche Nahrungsquelle der Insulaner war der Fischfang. Derselbe wurde mit großer Geschicklichkeit betrieben. Man bediente sich dazu der Angeln, wozu man gerne Knochen von dem erschlagenen Feinde wählte, oder auch großer mit vieler Kunst geflochtener Netze. Am reichlichsten war der Fang in dem Binnenwasser zwischen dem Lande und dem Korallenriff, das die Inseln umgibt. In diesen Binnenwassern bauete man Steindämme, die nach der Seeseite zu offen, nach dem Lande zu nur eine schmale Öffnung hatten, und durch diese die Fische zu einem gemauerten Behälter führten, wo sie gefangen wurden. Größere Fische wußte man des Nachts durch Fackeln

*) Vergl. Annal. 1842. I. 8.

anzulocken, und sie durch eine ganze Reihe von Kähnen, in denen von der Mannschaft ein betäubender Lärm erhoben wurde, zum Ufer zu treiben, wo sie mit Spießen erlegt wurden. Übrigens hatte man vor den „bösen Fischen,“ wie man sie nannte, große Furcht. Man verstand darunter den Haifisch, den Zitteraal und auf den Carolinen den Kaiman. — Außerdem aber fischt man auch Perlenmuscheln, vor allem bei Gambier und bei den gefährlichen Inseln. Besonders, seitdem die Europäer diese Meere regelmäßig besuchen, ist diese Fischerei wichtig geworden.

4. Bereitung der Tappe. Die Kleidungsstoffe für die ganze Familie mußten von den Frauen bereitet werden. Ein großer Vorrath davon war ein Schmuck des Hauses, und ein Zeichen der Wohlhabenheit. In jedem Orte war ein oder anderes Haus, worin die Frauen gemeinschaftlich die Tappe bereiteten, und das vom Tone der Klöpfel, deren man sich bei der Arbeit bediente, wiederschallte. Die Fürstin rechnete es sich zur Ehre, mit den andern Frauen gemeinschaftlich zu arbeiten. Den Männern war es tabu, diese Häuser zu betreten. Man verfertigte die Tappe aus Baumrinde. Gewöhnlich nahm man dazu die Rinde des Brodbaumes verbunden mit der Rinde des Papiermaulbeerbaumes und des Zeugbaumes (Aoa). Man spaltete diese Rinde in gleichbreite Streifen, legte dieselben sorgfältig nebeneinander, bestrich sie mit Harz, und schlug sie dann lange mit einem Klöpfel von hartem Holze, bis das Ganze eine fest zusammenhängende Masse bildete. Der Klöpfel hatte an der einen Seite vertiefte Felder und scharfe Ränder, an den andern Seiten war er verschiedentlich gefurcht oder platt. Auch wußte man dem bereiteten Zeuge verschiedene Färbungen zu geben. — Der Stoff war nicht dauerhaft, und konnte namentlich dem Regen nicht widerstehen. Andere Zeuge wurden kunstreich geflochten, und waren sehr dauerhaft. — Von der Geschicklichkeit der Insulaner im Bauen der Häuser und Kähne ist schon die Rede gewesen. Ihre schöne Arbeit ist um so mehr zu bewundern, wenn man bedenkt, daß sie gar kein Metall kannten. Ihre Werkzeuge waren aus Holz, aus harten Steinen, Perlmutter und aus scharfen Fischzähnen.

---

§. 9.

Öffentliche Vergnügungen.

Zur Vervollständigung des entworfenen Bildes gehört noch, daß wir diese so merkwürdigen Völker auch in ihren Vergnügungen und öffentlichen Lustbarkeiten kennen lernen. Für den Missionär, und für den, der eine Missionsgeschichte zu schreiben unternimmt, müssen die öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten eines Volkes der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sein. Denn in ihnen offenbart sich ganz vorzugsweise die Eigenthümlichkeit eines Volkes; sie sind, so wie aus dem tiefsten Gemüthsleben des Volkes hervorgewachsen, so auch wieder mit dessen ganzer Geschichte und physischen Existenz verflochten und verwebt, so daß der, welcher einem Volke seine eigenthümlichen Spiele und Vergnügungen rauben wollte, damit zugleich einen Lebensnerv des Volkes zerschneiden würde. Welch eine Fülle von Geist und Gemüth in den Oceaniern verborgen lag, das haben schon die ersten Katholischen Missionäre erkannt, die mit den Südseeinsulanern in Berührung kamen. Man braucht nur den oft angeführten Bericht des berühmten Cantova über die Carolinen zu lesen, um einzusehen, wie richtig die Missionäre der Katholischen Kirche den Menschen immer zu beurtheilen verstanden. Auch in diesem Berichte ist den Spielen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

1. Unter der Jugend waren die beliebtesten Spiele das Schwimmspiel und das Kriegesspiel. Das erste bestand darin, daß eine große Schaar von Knaben die allerkünstlichsten Bewegungen mit der größten Regelmäßigkeit im Wasser ausführte. Die Reihen bewegten sich in der schönsten Ordnung auf und ab, und verwirrten sich dann plötzlich in den mannichfaltigsten Bewegungen durch einander, woraus sich dann aber ganz unerwartet die alte Ordnung wiederherstellte. Dann verschwanden plötzlich alle unter dem Wasser, und führten auf dem Grunde des Meeres neue Bewegungen aus, bis sie wieder an der Oberfläche erschienen, und so stundenlang, ohne zu ermüden, ihre Spiele fortset-

ten. — Das Kriegesspiel war vorzugsweise auf den südwestlichen Inseln üblich. Es wurde von erwachsenen Jünglingen aufgeführt; doch nahmen auch die Männer wohl daran Theil. Die Spielenden rückten in zwei Schlachtordnungen aufgestellt, mit Keulen bewaffnet gegeneinander. Der Kampf wurde mit aller bei diesem heißblutigen Volke gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit geführt, und der Ehrgeiz erbitterte die Partheien. Der Heldenmuth eines jungen Kriegers mußte sich vorzüglich in der Verachtung des Schmerzes und der Wunden bewähren. Aber es gab auch Kampfspiele ernsterer Art, welche bei der Krankheit oder beim Todesfall eines Häuptlings oder Fürsten gehalten wurden. Alle Krieger nahmen daran Theil. Das fließende Blut sollte eine Sühne für den Erkrankten oder Gestorbenen sein.

2. Schöner waren die Vergnügungen zur Feier des Friedens. Die Bewohner von Narotonga hatten rund um ihre Insel eine mit Obstbäumen bepflanzte Straße angelegt, auf welche die Höfe der Wohnhäuser ausgingen; vor jedem der letztern lagen an der Straße einige glatte Steine, Sitze bildend; darauf saßen in der Kühle des Abends die Hausbewohner geputzt und mit Blumenkränzen geschmückt, empfingen die Besuche der Nachbarn, sangen und plauderten mit den Vorübergehenden.*) Auf Wallis — so erzählt der Bischof Bataillon — wird die Geburt des ersten Sprossen einer Familie von der ganzen Verwandtschaft gefeiert. „Die Verwandten der Familie, welcher man Glück wünschen will, bringen in das Gemeindehaus ihres Dorfes 3—400 Körbe mit Lebensmitteln, deren jeder einen Fisch oder sonst eine Speise des Landes und 6 kleine Ignamen enthält; einige gebratene Schweine vervollständigen den Speisevorrath. Die Gäste bringen auch große Stücke Tappe mit, Matten, Halsschmuck u. s. w., Geschenke, die für den König, oder in dessen Abwesenheit für den Häuptling bestimmt sind, der dann das Recht eines Vorsitzenden in der Versammlung hat. Unter diesen Geschenken darf aber als Hauptsache nie eine von zwei Männern getragene

*) Meinicke, die Südseevölker rc. S. 257.

dicke Cavawurzel fehlen. Das Fest beginnt mit Umtheilen der Speisen. Kaum ist dieses zu Ende, so setzen sich die Sänger in die Mitte der im Kreise sich ordnenden Versammlung, und machen das Vorspiel zu einem wilden Konzerte, indem sie auf Bambusstöcke oder auf Matten schlagen, die vor ihnen ausgebreitet sind. Andere begleiten durch Händeklatschen und Geschrei ihrer dröhnenden Stimme diese Art von Instrumentalmusik. Der Gesang besteht aus zwei oder drei nichts bedeutenden Sätzen, die sie dreistimmig aber höchst eintönig unaufhörlich wiederholen, dies aber mit vollständiger Genauigkeit und Übereinstimmung. An die Musiker schließen sich die Tänzer bald an. Einige Insulaner gehen aus der Menge hervor, laufen um die Sänger hin und her, indem sie durch ihre Sprünge und ihr Geschrei die Zuschauer einladen, mit ihnen zu tanzen. Dazu finden sich bald viele ein, welche springend, in die Hände klatschend und mit ihrem ganzen Körper lebhafte und heftige Bewegungen machend, die aber immer taktmäßig mit dem Gesange übereinstimmen, den Beifall der lustigen Gesellschaft hervorrufen. Tänzer und Musiker wechseln so mit einander ab; die ganze Nacht hindurch dauert das Vergnügen. Die Frauen werden hierbei selten zugelassen; nur unter sich geben sie sich einem solchen Vergnügen hin, jedoch mit so viel Schicklichkeit, Anstand und Bescheidenheit, daß es merkwürdig ist. Bei diesen Spielen zeigen die Einwohner von Wallis ihren reichsten Schmuck: ihr ganzer Körper glänzt von Öl, der Kopf ist mit Laub bekränzt, die Haare sind mit Blumen, Arme und Hals mit Muscheln, Schnüren und Blumengewinden geschmückt; Alles vereinigt sich an ihnen, um dieses Schauspiel sonderbarer und unterhaltender zu machen." *) Noch jetzt, nachdem die Insel Wallis das Christenthum angenommen hat, bestehen die alten Melodien des Volkes fort, und die Lust des Gesanges ist nicht erstorben. Nachdem die Arbeit des Tages vollbracht ist, versammeln sich die Insulaner gruppenweise, und lagern sich am kühlen Meeresstrande. Während der schönen mondhellen Nächte hört oft bis zum Grauen

*) Annal. 1841. I. 14—15.

des Morgens der Gesang untermischt mit dem Tone der einfachen Instrumente nicht auf, und verkündet dem Fremden, daß er unter einer zufriedenen und glücklichen Bevölkerung weilt.*)

3. Eine leidenschaftliche Lust zeigten alle Südseeinsulaner am Tanze. Es gab unter den Tänzen manche anstößige, ja, sogar höchst unsittliche. Doch konnte das durchaus nicht von allen Tänzen gesagt werden; im Gegentheil, bei sehr vielen Tänzen herrschte der allerstrengste Anstand. Das Christenthum brauchte hier also nur das Schädliche vom Unschädlichen zu sondern. Die Tänze auf den Carolinen beschreibt der Pater Cantova nach dem ihm gegebenen Berichte in folgender Weise: „Bei Nacht, wenn der Mond scheint, versammeln sie sich, um vor dem Hause des Häuptlings zu tanzen und zu singen. Ihre Tänze halten sie unter Begleitung ihres Gesanges, denn sie haben keine musikalische Instrumente. (Das ist wahrscheinlich ein Irrthum.) Die Schönheit des Tanzes besteht in der genauen Übereinstimmung der Bewegungen des Körpers. Männer und Frauen stellen sich, gesondert von einander, in Reihen, einander gegenüber auf, und beginnen nun Kopf, Arme, Hände und Füße gleichmäßig nach gewissem Takte zu bewegen. Der Schmuck, den sie dabei tragen, gibt diesem Tanze nach ihrem Geschmack noch einen ganz besondern Reiz. Der Kopf ist bedeckt mit Blumen oder Federn; in den Nasenlöchern (die Nasenlöcher waren, wie bei den alten Bewohnern der Aleuten durchbohrt) hängen wohlriechende Kräuter; mit wunderbarer Kunst geflochtene Palmblätter dienen ihnen als Ohrgehänge u. s. w."**) — Fast jede Insel hatte ihre besonderen Tänze, und so groß ist auch heut zu Tage noch die Anhänglichkeit der Insulaner an dieses Vergnügen, daß auf Inseln, wo die protestantischen Missionäre Einfluß gewonnen und bei den Häuptlingen ein völliges Verbot alles Tanzes durchgesetzt haben, sich heimlich ganze Gesellschaften in verborgenen Thälern vereinigen, um zusammen nach der Weise ihrer Väter zu singen, zu tanzen,

*) Annal. 1846. I.

**) Choix des lett. édif. Brux. 1838. VIII. 302.

und den Schall ihrer beliebten Instrumente wieder tönen zu lassen. —

4. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die Gesänge dieser Völker. Leider ist ihnen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, und auf den Inseln, worauf die protestantischen Missionäre Einfluß gewonnen haben, ist jede Erinnerung an das nationale Leben dieser Stämme so vernichtet, daß der Schaden nicht mehr einzubringen ist. Zu wünschen wäre nur, daß ein Orden, der zugleich eine wissenschaftliche Tendenz verfolgt, wie der Jesuitenorden, bald wieder in der Südsee festen Fuß faßte, und das, was ein unerhörter Vandalismus noch nicht hat zerstören können, mit Sorgfalt sammelte. Wie bei allen alten Völkern war auch bei den Oceaniern die lyrische und epische Poesie ganz und gar in das Leben des Volkes verwachsen. Lange Gesänge verkündeten wie bei den alten Griechen die Thaten der Götter und Helden, und bildeten einen immer offnen Cyklus, bereit, die neu erstandenen Helden in den Reigen der alten Helden aufzunehmen. Bei dem Tode eines Häuptlings oder Königs wurden die Lieder der alten Helden gesungen. Den Anfang eines solchen Liedes theilt Caret von den Gambierinseln mit:

Die Sonne trat hinter den Hügel zurück,
Die Schatten folgten dem Lichte des Tages:
Sonne! was zögerst du wiederzukehren?
Auf dein Erscheinen läßest du warten,
Wie der Fisch erwartet wird von dem Fischer,
Der seine Angel in's Meer warf.
Da beginnt sie wieder zu leuchten
Auf den Höhen des Insellandes;
Durch ihre Strahlen wieder gewecket
Freuet der Schmetterling sich auf dem Wege;
Spielend fliegt er dann von dem Ufer des Meeres
Hin zu den Bergen 2c.

Dann folgte in dem Liede die lange Reihe der Helden der Vorzeit. Ein Insulaner ruft jedesmal laut den im Liede genannten Namen, worauf das Volk mit einem Seufzer antwortet:

Ein Solcher ist nicht mehr vorhanden; aber das Licht leuchtet Allen!*)

*) Vergl. Annal. 1842. V. 8.

Die religiösen Feste, die Freudenmahle, die Erinnerung an Krieg und Schlachten wurden mit Gesängen gefeiert. Selbst die Liebe zum Vaterlande und zur Heimath drückte sich in rührenden Gesängen aus. Wenn eine Schaar muthiger Jünglinge zu einer fernen Fahrt das stolze Tonga verließ, dann sammelten sich Freunde und Verwandte am Meeresstrande, und sangen ihnen ein Abschiedslied:

Wohin gehst du junger, unbesonnener Vogel!
Wohin gehst du?
Warum trauest du dich den Launen der Wellen
Und trügerischen Wogen an?
Fortan wirst du nicht mehr deinen Durst
Löschen können aus dem hohlen Bambusrohr,
Oder aus der Schaale der Kokusnuß.
Nicht mehr wird dich die Banane mit den breiten Blättern
Vor der Gluth der Sonne schützen,
Und vor der Kühle der Nacht.
Und wehet der Wind,
So wird dich die Mutter nicht mehr decken
Mit ihren Flügeln.
Wohin gehst du, junger, unbesonnener Vogel!
Wohin gehst du?*)

*) Vergl. Annal. 1845. I. 14.—15.

II.

Geschichte

der

Missionen in der Südsee.

Erster Abschnitt.

Von der Entdeckung der Südsee bis zum Sinken der Spanischen Übermacht.

Die Katholische Missionsthätigkeit in der Südsee beginnt schon gleich mit der Entdeckung dieses Meeres durch die Spanier. Die kühnsten Entdeckungs- und Eroberungsplane wurden diesem Volke von der Begeisterung für die Verbreitung des Christenthums eingegeben, wie ja selbst an der Entdeckung Americas der Eifer für die Ausbreitung des Katholischen Glaubens einen großen Antheil gehabt hat. Die Opfer, die das Spanische Volk der Sache des Christenthums gebracht, und die großen Erfolge, welche es überall errungen hat, bilden ohne Zweifel eine der glänzendsten Seiten in der Spanischen Geschichte, und haben in der neueren Kulturgeschichte diesem Volke einen Rang angewiesen, den ihm kein anderes Volk Europas streitig machen kann. Es ist nicht meine Absicht, eine eigentliche Geschichte der Spanischen Missionsthätigkeit in der Südsee zu schreiben; eine solche würde allein schon ein größeres Werk ausmachen. Die Spanische und zum Theil die Französische Litteratur sind reich an Geschichtswerken, Notizen und Reiseberichten über die Südsee und ihre Missionen.*) Ich werde vielmehr bei der kurzen Übersicht über die Spanischen Mis-

---

*) P. R. Mur. Villarde, histoire de la province des Philippines. Voyage de Gemelli Carreri, Paris 1719. Mozo, notizias de la miss. en las Philippinas. Histoire génerale des voyages. Paris 1752. tom. 39. Histoire de les Iles Marianes par le Père Charles Gobien. Des Paters Cantova Berichte in den lettres édif. und die Bearbeitung der Geschichte der Missionen von Dr. Patr. Wittmann. Augsb. 1841. 1r. Band. S. 288—314.



sionen vorzugsweise nur drei Punkte hervorzuheben suchen, welche für die Beurtheilung der neueren Missionsbestrebungen in der Südsee von Wichtigkeit sind, nämlich zuerst die Grundsätze, wonach die Spanischen Missionäre verfuhren; dann zweitens den Erfolg, welchen sie errangen, und die Weise, wie sie denselben zu sichern wußten; und drittens die gegenwärtige Lage dieser Missionen und ihre Bedeutung für die nächste Zukunft. Der neueren Missionsthätigkeit, und namentlich der protestantischen, welche Katholischer Seits noch keine Bearbeitung gefunden, soll dann im zweiten und dritten Abschnitte eine genauere Beleuchtung zu Theil werden.

---

§. 1.

Die Mission auf den Philippinen.

a. Kurze geographische Uebersicht.

Die Philippinen bilden eine Gruppe von etwa 1200 größern und kleinern Inseln, welche zusammen über 4000 □M. groß sind. Mit Einschluß der Inseln Mindanao und Palawan, wovon ich die erstere in dem Folgenden immer mit zu den Philippinen rechne, kann man einen Flächeninhalt von 5,600 bis 6,000 □M. rechnen. — Sie liegen zwischen dem 5° und 18° n. B., und dem 137° bis 144° ö. L. Alle gehören der heißen Zone an. (Nach Osten hin sind sie in einer Länge von 200 Deutschen Meilen von der Südsee, nach Westen hin vom Chinesischen Meere bespült.) Die Gesammtbevölkerung beträgt wenigstens 5 Millionen Seelen. Je genauer man in neuerer Zeit mit den Verhältnissen dieser Inselwelt bekannt geworden ist, um so mehr sind auch die Angaben der Bevölkerung gestiegen, so daß man sich nicht wundern darf, daß selbst die Angabe von 5 Millionen von Manchen für viel zu gering gehalten wird. — Die Spanier beherrschen die Gruppe der Philippinen, welche nebst den Marianen, Babyanen und Bashiinseln das Generalkapitanat Manilla ausmachen. Jedoch sind noch nicht alle Inseln vollständig unterworfen, und na-

nentlich steht noch ein großer Theil von Mindanao unter unabhängigen einheimischen Fürsten. Außerdem aber erstreckt sich die Spanische Herrschaft über die Suluinseln und über die große Insel Palawan oder Paragoa, obwohl die Niederlassungen daselbst noch unbedeutend sind. — Die Hauptinseln der Philippinischen Gruppe sind: Luçon oder Manilla, die größte der Philippinen. Sie liegt am meisten nach Norden, und enthält auf 2,500 □M. zwischen 3 und 4 Millionen Einwohner. Der Hauptstrom ist der Tajo, der im hohen Gebirge des Innern entspringend in nördlicher Richtung fließt, und mit seinem tiefen Thale den nördlichen Theil der Insel in zwei fast gleiche Hälften theilt. Beide Ufer sind vom hohen Gebirge begleitet; jedoch ist der Gebirgszug am rechten Ufer der bedeutendste, und übersteigt die Höhe von 8,000 Fuß. Ein für den inneren Verkehr viel wichtigerer durchaus schiffbarer Fluß ist der Pasig, der aus der Laguna, einem bedeutenden See im Innern der Insel entspringt, und durch ein herrlich angebautes, von Städten und Dörfern bedecktes Thal fließend bei Manilla in's Meer fällt. Die Laguna selbst, von den reichsten Gegenden der Insel umgeben, ist schiffbar, trägt jedoch keine Seeschiffe, die den Pasig bis eine Strecke von der Mündung aufwärts befahren. — Ganz Luçon ist jetzt eingetheilt in folgende 17 Provinzen:

1. Nueva Esija.	7. Pampanga.	13. Batangas.
2. Cagayan.	8. Bulacan.	14. Tayabas.
3. Nord-Ilocos.	9. Bataan.	15. Nord-Camarines.
4. Süd-Ilocos.	10. Tondo.	16. Süd-Camarines.
5. Pangasinan.	11. Cavite.	17. Albay.
6. Sambalez.	12. Laguna.	

Die Hauptstadt von Luçon und von der ganzen Gruppe ist Manilla an der Mündung des Pasig mit beinahe 200,000 Einwohnern. Sie ist eine der reichsten und blühendsten Handelsstädte der Welt. Außerdem zählt Luçon 386 größere Städte und Ortschaften, darunter viele mit 25—30,000 Ew. — Östlich von Luçon liegen noch die bedeutenden Inseln Polillo und Catanduanes. — 2. Die Insel Mindoro, südwestlich von Luçon, bildet mit der Insel Marinduque und vielen kleinen Eilanden eine eigene Spanische Provinz, und hat 60—70,000 Ew., die aber erst zur

Hälfte den Spaniern unterworfen sind. — 3. **Die Calamines**, südwestlich von Mindoro, bilden mit den umherliegenden Inseln und der Nordspitze von Palawan eine eigne Provinz. — 4. Masbate mit vielen nicht unbeträchtlichen Nachbar-Inseln ist noch zum Theil unter der Herrschaft von Malaien, und gehört, in so weit es Spanisch ist, zu den Provinzen Albay und Süd-Camarines auf Luçon. — 5. Panay, südlich von Luçon, ist eine große, herrliche Insel mit 64 Städten und beträchtlichen Ortschaften, und etwa einer halben Million Einwohner. Sie ist ganz Spanisch, und enthält 3 Provinzen. — 6. Die große Nachbarinsel Negros ist für sich eine Provinz. — 7. Zebu bildet mit der Insel Bohol eine Provinz und ist der zweite Hauptsitz der Spanischen Macht. Bohol ist noch nicht ganz unterworfen. Die beiden Inseln haben 38 Städte und etwa 300,000 Ew. Die Hauptstadt Zebu zählt 50,000 Ew. — 8. Leyte, große Insel mit vielen kleinen Nebeninseln, bildet eine Provinz mit 31 Städten und mehr als 100,000 Ew. — 9. Samar, nordöstlich von Zebu, größer als Leyte, ist ebenfalls eine eigne Provinz mit 28 Städten und über 100,000 Ew. — 10. Die Insel Mindanao, 1400—1800 □M. groß, ist noch nicht zur Hälfte unterworfen, doch macht die Spanische Herrschaft immer größere Fortschritte. Die Insel enthält 3 Spanische Provinzen, Misamis mit 27 Städten und Ortschaften im Norden, Caraga mit 30 Ortschaften im Osten, und Zamboanga mit 2 Städten im Westen. Zur Provinz Zamboanga werden die von den Malaien beherrschten Suluinseln gerechnet. Es besteht ein Fort und eine Niederlassung auf der Insel Basilan.

b. Zustand der Bevölkerung zur Zeit der Entdeckung.

Als die Spanier die Philippinen entdeckten, bestand die Bevölkerung aus vier Hauptbestandtheilen. Die Urbevölkerung machten die Negritos aus, die aber bereits damals überall aus den fruchtbaren Ebenen verdrängt waren, und sich in die hohen, unzugänglichen Gebirge des Landes zurückgezogen hatten. Auf Luçon waren sie von der Westküste fast ganz verschwunden, wohnten dagegen noch zahlreich in den hohen Gebirgen der Ost- und namentlich der Nordostküste. Zahlreich waren sie ferner auf den Inseln

Samar, Leyte und Bohol, vor Allem aber auf Negros und Mindanao. Bis auf den heutigen Tag ist ihr Zustand noch nicht merklich geändert. Die Spanier fanden diese Neger noch viel stumpfer und unempfänglicher, als ihre Stammgenossen auf den übrigen oceanischen Inseln, wozu der Druck Seitens der eingedrungenen eroberenden Volksstämme nicht wenig mag beigetragen haben. — Die zweite, bei weitem zahlreichste Klasse der Bevölkerung bildeten die Tagalen, von den Spaniern mit dem allgemeinen Namen Indianer bezeichnet. Ich habe bereits im einleitenden Theile meine Ansicht über ihre Abstammung von den Ainos in Hinterindien und China, und von ihrer Verwandtschaft mit den Oceaniern ausgesprochen. Sie bilden zusammen wenigstens eine Masse von 3 Millionen Seelen. Am ungemischtesten sind sie auf Luçon. Die Ilanos der kleineren südlichen Inseln sind schon mehr mit fremden Bestandtheilen versetzt. Je nach ihrer Vermischung mit den andern Volksstämmen bekommen sie verschiedene Namen, und zeigen in ihrem Volkscharakter, in ihren Sitten und Religionsgebräuchen verschiedene Nüancirungen. Die Tagalen waren bei der Ankunft der Spanier tief gesunken. In ihrer Natur war Weichlichkeit mit Tapferkeit und Heldenmuth, Trägheit mit Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit, Gastlichkeit mit gefühlloser Grausamkeit gemischt. Ihr Kultus hatte alle wesentlichen Bestandtheile der Kamireligion*). Priester und Zauberer leiteten das Volk, der Todtendienst machte den Hauptbestandtheil des Kultus aus, und Menschenopfer wurden so häufig, wie auf Neuseeland dargebracht. Der Gebrauch, sich zu tätowiren, war, wie bei allen alten Ainosvölkern, allgemein, und ist noch nicht ganz verschwunden. Namentlich besteht der Gebrauch noch auf Mindanao. Die Spanier nennen die tätowirten Indianer Pintados. Im Familienleben glichen die Tagalen ganz den übrigen Oceaniern. In der Regel war Monogamie allgemein, nur die Vornehmen und die Fürsten hatten mehre Frauen. Eine größere politische Verbindung fand gar nicht statt. Jede Familie hatte ihr Oberhaupt, jeder Stamm seinen Häuptling, kleinere Könige hatten ihre Vasallen, ohne jedoch über sie eine eigentliche Herrschaft auszuüben. Dar-

*) Vgl. Histoire générale des voyages. A Paris 1752. tom. 39. S. 137. etc.

aus scheint hervorzugehen, daß die Tagalen nicht in Folge einer gemeinschaftlichen kriegerischen Unternehmung, sondern nach und nach durch Einwanderungen von Hinterasien aus sich auf den Philippinen ausgebreitet, und die Urbevölkerung in die Gebirge zurückgedrängt haben. Sie waren aber zur Zeit der Ankunft der Spanier auf dem Punkte, politisch unterzugehen. — Die dritte Klasse der Bewohner waren die Malaien, welche von Westen her immer weiter vorrückend sich der Suluinseln und Mindanaos bemächtigt hatten, und von da aus immer tiefer in die eigentlichen Philippinen eindrangen, wo sie die Tagalen, welche früher die Negritos in die innersten Gebirge getrieben hatten, von den Küsten mehr und mehr verdrängten. Ehe jedoch die Malaien ihre Eroberung vollenden konnten, wurde im Westen ihre Macht durch die Portugiesen, auf den Philippinen selbst durch die Spanier gebrochen. Obwohl die Malaien und Tagalen ursprünglich demselben Volksstamme angehörten, so hatte doch der ganz verschiedene Entwickelungsgang, den beide genommen, eine feste Scheidewand zwischen ihnen gesetzt. Eine Vermischung beider fand eigentlich nur auf den kleinen Philippinen, den s. g. Bissayerinseln, und auch selbst hier nur theilweise statt, und trug nicht wenig dazu bei, den Charakter der Tagalen zu verschlechtern. Die Tagalen sind von Natur aufrichtig, sanft, für geistige Kultur äußerst empfänglich; die Malaien dagegen sind tückisch, grausam und widerstreben Europäischer Bildung. Die letzteren sind fast alle zur muhamedanischen Religion übergegangen, und bilden, obwohl dem Lehrbegriffe nach keine strengen Muhamedaner, ihrem grausamen Fanatismus und ihrer Bekehrungswuth nach die eifrigsten Anhänger des Propheten. — Der vierte Bestandtheil der Bevölkerung besteht aus Chinesen, die etwa 500,000 Seelen stark in dem nördlichen und nordwestlichen Theile von Luçon wohnen. Über ihren Ursprung habe ich bereits meine Meinung ausgesprochen. Ich halte sie für Tagalen, oder Einwanderer vom Stamme der Ainos, die durch die Kulturbestrebungen von Japan und China aus dem Zustande der Rohheit emporgehoben das Gepräge Chinesischer und Japanischer Volksthümlichkeit bekommen haben, ohne wirkliche Einwanderer aus China oder Japan zu sein. Der lebhafte Verkehr mit beiden Ländern, der schon zur Zeit der Spanischen Eroberun-

gen von den Nordküsten von Luçon aus unterhalten wurde, besteht bis auf den heutigen Tag, wenigstens, was China anbetrifft, noch fort. Diese chinesischen Tagalen machen den tüchtigsten und tapfersten Theil der ganzen Philippinischen Bevölkerung aus. Außerdem aber gibt es auf den Philippinen und namentlich in den großen Städten auf Luçon noch eigentliche Chinesen, die sich des Handels und der Gewerbe wegen von Canton und To-Kine aus dort niedergelassen, und besonders seit der Ausbreitung der Spanischen Macht sich bedeutend vermehrt haben. In Manilla allein steigt ihre Zahl auf 25—30,000. Sie bilden hier ein zwar gewerbsames, aber charakterloses, aufrührerisches und sinnlich ausschweifendes Volk, bei dem das Christenthum erst in der zweiten oder dritten getauften Generation tiefere Wurzeln zu schlagen pflegt.

Diese Mischung der Bevölkerung und das Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile zu einander ist wohl in's Auge zu fassen, wenn man die Geschichte der Philippinen, und die Erfolge, welche sowohl die Kirche, als auch das Spanische Gouvernement errangen, begreifen will.

c. Besetzung der Inseln durch die Spanier; Beginn der Missionen.

Magellan landete 1521 auf seiner Fahrt um die Welt an der Insel Zebu. Der dortige König nahm ihn freundlich auf, und schien nicht ungeneigt, die Spanische Oberherrschaft anzuerkennen, weil er dadurch Befestigung seiner eigenen Herrschaft, und Hülfe gegen die benachbarten feindlichen Könige hoffte. Die Augustinermönche, welche auf dem Schiffe Victoria die erste Fahrt um die Welt mitgemacht hatten, begannen sogleich auf Zebu zu predigen, und tauften den König und mehre Hundert seiner Unterthanen. Magellan aber unternahm, um dem Könige die Überlegenheit der Europäischen Waffen zu zeigen, zu seinen Gunsten einen Kriegeszug gegen einen benachbarten Fürsten. Hier fand der große Weltumsegler mit einem Theile seiner Leute seinen Tod. Wie mit einem Schlage war nun die hohe Meinung von den für überirdische Wesen gehaltenen Fremden auf Zebu vernichtet; selbst der König wurde ihr Feind, und fiel mit seinem erbitterten Volke

über sie her. Nur mit unglaublicher Anstrengung rettete sich die kleine Schaar zu ihrem Schiffe, und erreichte unter Canos Anführung nach glücklich vollbrachter Umschiffung der Erde den Hafen von Cadir wieder.

Die immer mehr sich entwickelnde Macht der Spanier in America und das Streben, den Handelsweg durch die Südsee zu beherrschen, legte diesem Volke gewisser Maßen die Nothwendigkeit auf, am andern Ende der Südsee eine Kolonie zu besitzen. Anfangs war alles Bestreben der Spanier nur auf die Eroberung der Molukken gerichtet, während die Philippinen ganz vergessen wurden. Als aber eine genaue Messung der Grade es herausstellte, daß nach der vom Apostolischen Stuhle gezogenen Theilungslinie die Molukken den Portugiesen gehörten, wurde den ersteren Inseln eine größere Aufmerksamkeit geschenkt. Doch mehre Versuche, dieselben zu erobern, blieben ohne Erfolg, und am Ende schien man durch die Schwierigkeit sich ganz von dem Unternehmen abschrecken lassen zu wollen. Nur der Augustinerorden, der zuerst auf Zebu den Samen christlicher Lehre ausgestreuet hatte, verlor die Philippinen nie aus dem Auge. Den unermüdlichen Anstrengungen des Paters Andreas Urdaneta war es zuzuschreiben, daß im Jahre 1564, also 43 Jahre nach der Entdeckung, eine neue Unternehmung von der mexicanischen Küste her ausgerüstet wurde. Es gelang, die Insel Zebu zu besetzen. Wenn man aber bedenkt, mit wie unglaublich kleiner Macht die Spanier es unternahmen, mitten in einer großen Inselwelt, überall hin von kriegerischen muhamedanischen Völkern umgeben sich festzusetzen, so weiß man nicht, ob man mehr die Kühnheit und Tapferkeit, oder das Glück dieser Eroberer bewundern soll. Schon während eines Zeitraumes von 4 oder 5 Jahren hatten sie auf den kleinen Philippinen durch die glänzendsten Waffenthaten die Macht der Muhamedaner erschüttert, und faßten 1569 auf der Insel Luçon festen Fuß, wo sie die Stadt Manilla an einer der schönsten Baien der Welt eroberten. Sie hatten es eingesehen, daß die Quelle der Muhamedanischen Macht im Süden und Südwesten liege und daß, wenn die Kolonie, welche vom fernen Mutterlande wenig Hülfe zu erwarten hatte, Bestand gewinnen solle, die auf Luçon so zahlreiche tagalische Bevölkerung aus den Händen der

Muhamedaner befreit, und dadurch für Spanien gewonnen werden müsse. Diese weise Politik, aus der richtigen Anschauung der gegebenen Verhältnisse hervorgegangen, und mit beharrlicher Festigkeit durchgeführt, gab der Kolonie bald eine solche innere Festigkeit, daß sie ohne bedeutende Unterstützung vom Mutterlande bald schon ihre Waffen nach Süden gegen Mindanao und Sulu, gegen Westen nach Palawan und Borneo, gegen Norden nach Formosa, gegen Osten zu den Marianen und Carolinen tragen, und außerdem die wiederholten Angriffe der Holländer und Engländer siegreich abwehren konnte. Freilich gebührt das größte Verdienst hiervon der Kirche.

Die Augustiner, welche die Expedition vom Jahre 1564 begleitet hatten, pflanzten auf Zebu zuerst das Kreuz auf. Ihre Predigt hatte Anfangs nur geringen Erfolg. Ihr Eifer war zu groß, ihre Zahl zu klein. Doch gewannen die beiden ersten Provinziale der Augustiner, Diego de Herrera und Martin de Rado nach und nach ein weiteres Feld. Anfangs folgten sie den kriegerischen Unternehmungen, und machten die neu angelegten Kolonien und Festungen zum Anhaltspunkte ihrer Missionsthätigkeit. Bald aber drangen sie, sobald ihre Zahl sich mehrte, ganz allein bis tief in die heidnischen und muhamedanischen Völkerschaften ein, und betraten Inseln, die noch nie ein Europäischer Fuß betreten hatte. Als auch Luçon in den Bereich der Spanischen Herrschaft hineingezogen wurde, so richteten sie dahin ihre Hauptbestrebungen. Allein es wollten die Kräfte und die Zahl der Missionäre nicht mehr ausreichen. Da landeten unerwartet im Jahre 1577 nicht weniger als 17 Franciskaner Missionäre unter Pedro de Alfaro. Mit der innigsten Freude nahmen die Augustiner diese neuen, obwohl einem andern Orden angehörenden Genossen auf, und theilten mit ihnen das Feld. Ihnen folgten dann noch die Capuziner, die Dominikaner und Jesuiten, welche nach und nach zu 5 zahlreichen Ordensprovinzen heranwuchsen. Durch solchen Zuwachs sahen sich die Missionäre in den Stand gesetzt, ihre Unternehmungen mit jedem Jahre weiter auszudehnen.

d. Behandlungsart der verschiedenen Volksstämme Seitens der Missionäre.

Die ersten, womit die Missionäre in nähere Berührung kamen, waren die muhamedanischen Malaien. Die Erfolge waren hier im Ganzen nur gering und wenig dauernd. Es war einleuchtend, daß von diesen Völkerschaften keine bleibende Bekehrung zu erwarten sei, so lange ihnen noch irgend eine Hoffnung bliebe, mit Hülfe ihrer Glaubensgenossen auf Mindanao und den Suluinseln das Spanische Joch wieder abschütteln zu können. Dagegen erkannten die Missionäre bald mit richtigem Blick, daß die Tagalen, die eigentliche Hauptmasse der Bevölkerung, sowohl ihres Charakters und ihrer geistigen Fähigkeiten, als auch ihrer politischen Lage wegen ihren Bemühungen reichlichen Erfolg versprächen. Auf diese wandten sie daher nun ihre besten Kräfte, und errangen bald die überraschendsten Resultate. Die Tagalen zeigten sich als ächte Oceanier. Sie offenbarten die schönsten und edelsten Züge des Charakters, aber von einer Wucht sittlichen Verderbens wie überschüttet. Sie zeigten sich im höchsten Grade empfänglich für Kultur und christliche Lehre; aber auch eben so leichtsinnig und wankelmüthig, jeden Augenblick bereit, das kaum angenommene Christenthum wieder abzuwerfen; physisch außerordentlich fruchtbar, von großer Abhärtung und Körperkraft, aber bei jeder näheren Berührung mit Europäern wie eine weichliche Sensible dahinschwindend, und durch bleibende Vermischung mit denselben von der Gefahr völliger Vernichtung bedroht; immer bereit, Fremdes anzunehmen und nachzuahmen, und dennoch, wenn ihnen ihre Volksthümlichkeit genommen, und ihre alten Gewohnheiten entrissen wurden, wie von ihrem Lebensgrunde, mit dem sie wie uralte Bäume zusammengewachsen waren, losgerissen, und hinsiechend und verwelkend. Wären diese Völkerschaften in die Hände von Missionären gefallen, die ihre Behandlung nicht verstanden, so wären sie längst demselben Schicksale erlegen, dem wir gegenwärtig ganze Völkerschaften der Südsee mit raschen Schritten entgegeneilen sehen.

Überall, wo Europäische Kolonisten auf den Philippinen sich niederließen, wurden die Eingebornen von Seuchen, die bisher unbekannt waren, ergriffen, und schwanden hin. Hier wiederholte

sich dasselbe, was in America, und namentlich in Westindien beobachtet worden war. Man hat den Spaniern aus Unwissenheit einen Vorwurf daraus gemacht, als hätten sie durch ein ausschweifendes Leben diese Völker mit Lastern bekannt gemacht, wodurch die physische Vernichtung vieler Tausende von Indianern herbeigeführt worden sei. Wie ungerecht und ungegründet dieser Vorwurf sei, soll später erörtert werden, wenn von der Wiederkehr derselben Erscheinungen auf den protestantischen Missionsstationen die Rede sein wird. Die Missionäre auf den Philippinen schon durch ihre Erfahrungen in America, von dem verderblichen physischen Einflusse der Europäer auf die Indianerbevölkerung unterrichtet, suchten den Zufluß Spanischer Kolonisten zu den Inseln zu verhindern, was ihnen auch in dem Grade gelang, daß bis auf den heutigen Tag die Zahl der Spanier und Spanischen Abkömmlinge in dem ganzen Inselreiche höchstens 20,000 beträgt. Selbst da, wo Spanische Koloniestädte gegründet wurden, deren Zahl im Ganzen sehr gering ist, wo also eine nähere Berührung der verschiedenen Bevölkerungen nicht zu vermeiden war, suchte man für die Spanier und die Eingebornen eine Absonderung der Wohnplätze zu bewirken *). Manche Ortschaften von 25—30,000 Ew. haben kaum einen Spanischen Bewohner aufzuweisen. Auch hat eine eigentliche militärische Besetzung der Inseln vom Mutterlande aus nie stattgefunden. Nur in Bisondo und an einigen der bedrohtesten Punkte der Küsten liegen kleine Besatzungen Spanischer Linientruppen, während ganze Regimenter stehender Truppen und die ganze Miliz aus Tagalen zusammengesetzt ist. Selbst die Marine, die gegenwärtig 5—6,000 Matrosen beschäftigt, ist fast nur mit Tagalen und Chinesen bemannt.

Die fast partheiische Vorliebe, womit sich die Missionäre der Tagalen gegen die Kolonisten annahmen, gewann ihnen bald aller Herzen. Tausende wurden bekehrt und in große Gemeinden ver-

*) So besteht noch heut zu Tage das reiche und mächtige Manilla, das schon 1834 über 150,000 Ew. zählte, aus 2 von einander getrennten Städten. Bisondo, die eigentliche Spanische Stadt mit 16—18,000 Ew. liegt am linken Ufer des Pasig, durch bedeckte Brücken von der großen und reichen Tagalen- und Chinesenstadt am rechten Ufer getrennt.

einigt. In größeren Gemeinden ließen sich einzelne Missionäre bleibend nieder. Weit entfernt, den Eingebornen Europäische Sitten aufzudringen, verließen sie vielmehr ihre eigne Lebensweise, und wurden Tagalen. Sie ehrten die eigenthümlichen Gebräuche und Sitten des Volkes, und hüteten sich vor allem, die öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten, wenn sie nur irgend mit der christlichen Sitte vereinbar waren, anzutasten. Das tagalische Volk spielt und singt noch heut zu Tage in seiner alten Weise, und ist bei seinem naiven und unschuldigen Wesen eines der heitersten und glücklichsten Völker der Erde. Selbst in der Einführung einer bessern Bodenkultur gingen die Missionäre äußerst sorgfältig zu Werke, und hüteten sich, die alte Weise des Anbaues gewaltsam zu verdrängen. Sie waren darauf bedacht, die einheimischen Producte des Landes mit großer Sorgfalt zu bauen, und gingen darin mit ihrem eigenen Beispiele voran. Von America aus wurden viele Kulturpflanzen in den reichen Philippinischen Boden versetzt. Die Erfolge, die hier erreicht wurden, sind bekannt. Die früher so träge tagalische Bevölkerung ist eine fleißige Ackerbaubevölkerung, und dadurch nicht allein durchgehends sehr wohlhabend, sondern zum Theil unglaublich reich geworden. Meyen, der Gelegenheit hatte, die Zustände des Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, gesteht, nirgends in der Welt ein blühenderes Land und eine wohlhabendere Bevölkerung gesehen zu haben, als auf den Philippinen.

Die Missionäre setzten es durch, daß in den aufblühenden Ortschaften der Regel nach keine Spanische Beamte zugelassen wurden. Die Alcaden der Ortschaften sind in der Regel Tagalen; nur den Provinzen stehen in der Regel Spanische Alcaden vor. In keinem civilisirten Lande der Welt ist die Zahl der Beamten so gering, als hier. Der Pfarrer mit dem Alcaden und einem von der Gemeinde gewählten Ortsvorstande verwaltet die öffentlichen Angelegenheiten großer Ortschaften von 25,000 Ew., und die Regierung in Manilla ist unbesorgt wegen der Ruhe des Landes. Jeder erwachsene christliche Unterthan vom 6. bis 50. Jahre bezahlt nichts, als eine jährliche sehr mäßige Kopfsteuer. Der Pfarrer kündigt an, wann die Steuer gezahlt werden muß. Denjenigen, die nicht wohl zahlen können, pflegt er dieselbe aus einer

ihm stillschweigend zugestandenen Machtvollkommenheit zu erlassen; von den übrigen ist er gewiß, daß keiner ausbleibt. Die eingehenden Gelder sendet der Pfarrer und Alcade an die Hauptkasse der Provinz. Die Regierung steht sich bei dieser Einrichtung sehr gut. Unkundige Geographen und Reisende haben oft ein großes Geschrei darüber erhoben, daß die Geistlichkeit auf den Philippinen allen Einfluß an sich gerissen, und selbst die Erhebung der Kopfsteuer von sich abhängig gemacht habe. Den tieferen Grund einer solchen Einrichtung vermögen diese Leute, die alle ihnen noch so fremden Verhältnisse nach der Gewohnheit der Scholle Landes, worauf sie geboren sind, beurtheilen, nicht einzusehen.

Es konnte nicht fehlen, daß bei einem so weisen, auf die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur gegründeten Verfahren der Missionäre die Religion bald bedeutende Fortschritte machte. Besonders zeigten sich die Tagalen sehr empfänglich. Jedoch würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, es sei die einmal begonnene Bekehrung wie von selbst zu Stande gekommen. Vielmehr haben die Missionäre auf den Philippinen eine Selbstverleugnung, eine Geduld und Ausdauer, wie kaum irgendwo, bewähren müssen, ehe es ihnen gelang, diese wankelmüthigen, immer auf Neues und abermals Neues sinnenden Charaktere zu formen, und in die feste Gestalt eines christlichen Lebens hineinzubilden. Tausende umdrängten oft einen nie gesehenen Ordensmann, und konnten nicht das Ende der Predigt abwarten aus ungeduldigem Verlangen, getauft zu werden. Wurde ihrem Verlangen nicht sogleich willfahret, so entzogen sie sich oft auf immer dem Einflusse des Missionärs. Wurden sie aber alsbald getauft, so erkaltete oft nach kurzer Zeit ihr Eifer wieder, und alles Christenthum schien ihnen verleidet. Hier war es schwer, die rechte Mitte zu treffen.*) Die Wankelmüthigkeit der Tagalen

*) Man kann dem Missionär unmöglich eine immer und überall anwendbare Norm für die Ertheilung der h. Taufe vorschreiben. So wie unter Umständen ein kleines Kind getauft werden kann, wenn man nämlich sich seiner christlichen Erziehung versichert hat, so kann auch unter Umständen die Taufe eines noch nicht völlig unterrichteten Erwachsenen rathsam sein, falls man nur eines bleibenden Einflusses auf

schien oft die Früchte der Anstrengung vieler Jahre mit einem Male wieder vernichten zu wollen. Jedoch größer als der Wankelmuth der Neubekehrten war die Geduld und Ausdauer der Missionäre. Ein Bedeutendes wurde für die Befestigung des Christenthums dadurch gewonnen, daß es den Missionären gelang, die tagalische Sprache christlich zu machen, und christliche Begriffe in ihr auszuprägen. Es wurden Theile der h. Schrift in's Tagalische übersetzt, christliche Werke in tagalischer Sprache verfaßt, und Lieder und kirchliche Gesänge in ihr gedichtet.*) Durch diese christlich gewordene Sprache drangen die christlichen Ideen tief in das Mark und Blut des zu nur oberflächlicher Annahme des Glaubens gar zu geneigten Volkes ein, und das Christenthum verwuchs allmählig mit der ganzen Denk- und Sinnesweise desselben. Gegenwärtig verstehen zwar alle gebildeten Tagalen

---

ihn sicher ist. Ohne dieses ist aber die Ertheilung der h. Taufe nicht erlaubt. Die Umstände müssen also immer berücksichtigt werden. Der protestantische Missionär E. H. Röttger zu Riouw beklagt sich über die durch die protestantischen Prediger in der Manahasse und den Sangir-Eilanden veranstalteten «Brandspritzentaufen,» wodurch Hunderte auf Einmal «ohne Unterricht, ohne Prüfung und ohne Aussicht auf künftigen Unterricht» getauft sein, und fügt dann später merkwürdiger Weise hinzu: «Der protest. Missionär hascht und greift nicht nach leeren Zahlen, wie die (Kathol.) Propaganda, und tauft, was nur heranzuziehen ist ꝛc.» Jedoch muß ihm diese Redensart nur so zufällig in den Mund gekommen sein; denn er fährt fort, den Zustand der protestantischen Proselyten zu schildern: «Viele der Amboneſischen Christen glauben, daß sie aus einer Cokuspalme entstanden sind; andere sagen sogar, daß sie von Krokodillen, Schildkröten oder Schlangen abstammen, weßhalb sie letztere nicht leicht tödten. Selbst die Seelenwanderung in Thiere ist bei ihnen noch immer ein Lieblingsglaube.» Siehe: Briefe über Hinterindien von E. H. Röttger. Berlin 1844. S. 112, 161, 165. Zu solchen Resultaten paßt recht gut, was «Bruder Riedel» schreibt: «Mögen Schwätzer, die da sagen, daß Missionäre wenig Förderung machen (!), nur einmal herkommen, und nicht oberflächlich, sondern die Sache gründlich untersuchen, und beurtheilen: dann würden Thaten ihnen das Maul stopfen, die der Herr durch die Mission thut.» l. c.

*) Ein Franciscanermönch verfaßte ein vollständiges Lexicon der tagalischen Sprache.

die Spanische Sprache, aber es ist gar keine Gefahr vorhanden, daß die Muttersprache verdrängt werde. — Ein zweites Hinderniß, das sich dem Wirken der Missionäre entgegensetzte, war die Eifersucht der königlichen Beamten, die unter den Spaniern nicht weniger, als unter den andern Europäischen Völkern keinen Einfluß neben den ihrigen aufkommen lassen wollten, und, sich in Alles einmischend, durch ihre Unfähigkeit und Habsucht das von der Kirche mühsam Aufgebauete oft in kurzer Zeit wieder niederrissen, und die Krone wiederholt in Gefahr brachten, die wichtige Besitzung ganz zu verlieren. Die milde Behandlung der Eingebornen, die geringe Besteurung, und die freie Verfassung der Gemeinden war ihnen ein Stein des Anstoßes. Wiederholt versuchten sie, das freie Volk zu knechten. Allgemeine Aufstände der Tagalen waren die Folge davon. Nur die Dazwischenkunft der Priester, und die neue Zusicherung der alten Freiheiten vermochten wieder Ruhe zu schaffen. — Der dritte Feind, der den Fortschritten des Christenthums große Hindernisse in den Weg legte, waren die Waffen der Muhamedaner. Die Könige von Mindanao und Sulu griffen wiederholt mit großer Übermacht die christlichen Inseln an, zahllose malaische Seeräuber beunruhigten überall die Küsten, und fanden bei den Glaubens= und Stammgenossen auf den Philippinen selbst offene oder heimliche Unterstützung. Auch die treulosen Chinesen auf Luçon zettelten wiederholt Verschwörungen an. Durch alles dieses wurde die Lage der Christen äußerst bedenklich. Die wenigen Truppen der Spanier waren nicht allen Feinden gewachsen, und ihre Schiffe vermochten nicht, die weiten Küstenstrecken gegen die Überfälle der Seeräuber zu schirmen. Besonders waren es die kleinen Philippinen, die von den verheerenden Zügen der Muhamedaner von Mindanao Unglaubliches litten. Tausende von Christen wurden in die Gefangenschaft geschleppt, die Priester ermordet, und ganze Inseln mit Feuer und Schwert verwüstet. Vor allen litten Leyte, Samar und Bohol unbeschreibliches Elend. Die Spanier verzagten, und es fehlte wenig, so hätten sie die Inseln ganz verlassen. Hier war es abermals ein Missionär, der fromme Pater Mastrillus, der den gebeugten Muth wieder aufrichtete. Auch die Tagalen bewaffneten sich. Durch die heldenmüthigsten Anstrengungen

wurde nicht nur das Verlorne wiedererrungen, sondern die Spanische Macht faßte selbst auf Mindanao, dem Hauptsitze des Muhamedanismus, festen Fuß. Die Jesuiten waren es vor allen, die zu solchen Kraftanstrengungen die Christen begeistert hatten. Die Frucht, welche sie selbst aus diesen Siegen erndteten, bestand darin, daß ihnen gestattet wurde, das neu eroberte Feld mit ihrem Schweiß und Blut zu tränken. Durch unglaubliche Anstrengungen ist es gelungen, etwa 100,000 Einwohner Mindanaos zu bekehren.

e. Uebersicht der Haupt-Missionsarbeiten. Feste Begründung der Kirche.

Der Anführer der Spanischen Expedition vom Jahre 1564, Lopez Legaspi landete mit nur 400 Spaniern auf Zebu, und schlug die weit überlegene Macht des dortigen Königs. Unter der den Feinden abgenommenen Beute war wunderbarer Weise ein Bild des Knaben Jesus, welches die Eingebornen in hohen Ehren gehalten hatten. Wahrscheinlich stammte es noch aus den Zeiten Magellans. Diesem Ereignisse zum Andenken ward die neue Hauptstadt nach dem Namen Jesu genannt. Dort wurde später ein Konvent der Augustiner erbaut (1598), welches noch heut zu Tage besteht, und einen der Hauptanhaltspunkte der Missionen der Augustiner auf den südlichen Inseln bildet. In der Kirche befindet sich das gefundene heilige Bild. Die Tagalen der Insel Zebu zeigten sich vom Anfange an den Spaniern günstig. Sie traten auf ihre Seite, und erkannten ihre Oberherrschaft an. Dafür wurden sie abgabenfrei. Ihr Unterricht im Christenthum machte weniger Schwierigkeit. Aber die Muhamedaner auf Zebu widersetzten sich mit großer Hartnäckigkeit der Predigt, und da auf allen umherliegenden größern und kleinern Inseln die muhamedanischen Malaien durchaus die herrschenden waren, so stießen die Missionäre ringsum auf fast unübersteigliche Hindernisse. Das Christenthum hätte daher wohl schwerlich auf den kleinen Philippinen festen Fuß fassen können, wenn es nicht bald ein größeres Feld gefunden hätte, auf dem die Lehre Muhameds noch weniger verbreitet war. Die Augustiner

rfuhren von den bekehrten Einwohnern von Zebu, daß nordwärts von Zebu die große Insel Luçon liege, welche die günstigsten Aussichten für die Verbreitung des Christenthumes gewähre.

Auf Andringen der Ordensleute wandte daher der Gouverneur Lopez Legaspi alle seine Kraft gen Norden. Die Inseln Negros und Panay wurden in Besitz genommen, und schon 1569 Masbate mit Hülfe der Zebuaner erobert. Damit war der Weg nach Luçon gebahnt. Es ward eine Unternehmung gegen Manilla, die Hauptstadt der Insel, die damals schon 3,800 tagalische und chinesische Hütten zählte, gerüstet. Im Juni 1571 wehete in Manilla die Spanische Fahne. Der Gouverneur erkannte sogleich, daß hierhin der Hauptsitz der Regierung zu verlegen sei. Schon 5 Tage nach dem Siege, am Feste des h. Johannes, wurde Manilla zur Hauptstadt aller Philippinen erklärt, und dann am linken Ufer des Pasig, der Tagalenstadt gegenüber, der Grund zur Kriegesstadt Bisondo gelegt. Die geringen Kräfte der Augustiner reichten nun nicht mehr aus, das große Missionsfeld zu bearbeiten. Sie sahen sich daher genöthigt, die südlichen Inseln, selbst Zebu fast ganz zu verlassen, um auf der Hauptinsel arbeiten zu können, wo die Tagalen ihre Predigt mit der größten Bereitwilligkeit aufnahmen. Die im Jahre 1577 anlangenden Franciskaner unter Pedro de Alfaro, welche König Philipp II. gesendet hatte, und die von Zeit zu Zeit anlangenden Verstärkungen aus dem Augustinerorden machten eine immer größere Ausdehnung der Missionen möglich. Sie verbreiteten sich die beiden Ufer des Pasig entlang, und umschlossen bald die ganze Laguna. In den Nationalsitten und Freiheiten der Tagalen wurde nichts geändert; die Sitten wurden christlich, und überall in Städten und Dörfern erhoben sich schöne Kirchen und Kapellen. König Philipp hatte eine Vorliebe für die Missionen der nach seinem Namen genannten Inseln, und trug den Gouverneuren auf, in jeder Weise das Aufblühen der Kirche zu fördern. Eine königliche Stiftung bestimmte, daß alles Oel und der Wein in den Kirchen, die nicht einen Privatpatron hätten, aus der königlichen Kasse sollte bezahlt werden. Es wurden aus den Einkünften von Mexico Zuschüsse für Kirchen und Klöster bestimmt, und ein Theil des Gewinnstes von der zwischen Manilla und Acapulco fahrenden Galeone fiel

den Orden zu. Nie sind wohl reiche Mittel besser verwendet worden, als diese, und haben dem Staate selbst, der sie großmüthig spendete, reichere Zinsen getragen. Die Tagalen fühlten so sehr die glückliche Veränderung, die mit der Annahme des Christenthumes bei ihnen vorgegangen war, daß ganze Völkerschaften sich zur Annahme des Glaubens drängten, und freiwillig die Spanische Oberherrschaft anerkannten. Dadurch wird es erklärlich, daß schon 10 Jahre nach der Eroberung von Manilla eine dem Christenthume überaus günstige geistige Bewegung ganz Luçon ergriffen hatte, und daß die Missionäre schon damals die kühne Hoffnung hegten, das ganze Eiland zu bekehren.

Schon im Jahre 1581 langte der erste Bischof der Philippinen zu Manilla an. Es war Don F. D. de Salazar aus dem Orden der Dominikaner. Pabst Gregor XIII. hatte alle Philippinen zu einem Bisthum, dessen Hauptsitz Manilla sein sollte, vereinigt. Salazar brachte zwei Dominikaner, fünf Franciscaner und drei Jesuiten mit. Von dieser Zeit an faßte der große Orden der Jesuiten auch auf den Philippinen festen Fuß, und machte diese Inseln zum Schauplatze seiner Aufopferungen und seiner Siege. Auch die Dominicaner im Wetteifer mit den Jesuiten verbreiteten sich rasch über die Inseln, und gründeten hier eine ihrer blühendsten Provinzen. Sie richteten ihre Hauptkraft auf den Norden und Nordosten der Insel Luçon, wo die Bekehrung am schwierigsten war. Hier waren die Volksstämme am wildesten, die Gemüther am wenigsten geneigt der Annahme einer von Fremden gebrachten Religion, und in den hohen, unzugänglichen Gebirgen hauseten zahlreiche kriegerische Negritos. Die Geduld und Ausdauer, welche die Dominikaner in dieser schweren Mission bewiesen, und die Erfolge, die sie errangen, weisen ihnen ihren Rang neben den Jesuiten an. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts konnte man schon auf die Errichtung eines zweiten Bisthums Bedacht nehmen. Der Gouverneur Don Consalvo Ronquillo bauete im nordöstlichen Theile der Insel in der Provinz Cagayan die Stadt Neo-Segovia, die von nun an für den Nordwesten der Hauptsitz der Missionen wurde, und einen Dominikanerkonvent erhielt. Für diese Stadt errichtete Pabst Clemens VIII. im Jahre 1598 das zweite Bis-

thum der Philippinen, dessen Jurisdiktion sich auch über die nordwärts gelegenen Inselgruppen erstrecken sollte. Der erste Bischof war Don Michael de Bonavides. Die Ordenspfarreien der Diözese gehören fast alle den Dominikanern an. Die Franciskaner und die später hinzugekommenen Kapuziner arbeiteten mit den Dominikanern vorzugsweise in den nördlichen und nordwestlichen Provinzen, die fast ganz bekehrt wurden. Die Augustiner und Jesuiten aber wandten, nachdem aus Spanien und Mexico immer mehre Arbeiter ankamen, und sich allmählich fünf vollständige Ordensprovinzen (Augustiner, Jesuiten, Dominikaner, Franciskaner und Kapuziner) organisirten, ihre Hauptkraft nach dem Süden. Die Tagalen an der Südwestküste von Luçon wurden leicht bekehrt, aber im innern Lande waren die Hochgebirge von wilden, jeder Kultur unzugänglichen Völkerschaften bewohnt. Es gehörte der Muth und die unerschöpfliche Erfindungsgabe der Jesuiten dazu, diesen Stämmen zu nahen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Bekehrung gedieh nur langsam. Der Gouverneur Don Francesco de Landez gründete im südlichen Theile der Insel am Flusse Bicor die Stadt Neo-Caceres, die der Hauptsitz der südlichen Missionen wurde.

Nachdem so auf Luçon das Christenthum befestigt, und sein Fortbestand durch Errichtung zweier Bischofssitze gesichert war, mußte man darauf bedacht sein, sich der Missionen auf Zebu und den übrigen kleinen Philippinen, die in Verfall gerathen waren, wieder anzunehmen. Die Augustiner errichteten 1598 in der Jesusstadt auf Zebu einen großen Konvent, und einen zweiten auf der Insel Panay. Die letztere Insel, groß und fruchtbar, wurde durch die Augustiner und Jesuiten fast ganz bekehrt. Zwei Jesuitenkollegien auf Zebu und Panay leiteten die Missionsunternehmungen auf den Inseln Zebu, Negros, Panay, Bohol, Leyte und Samar nebst den zahlreichen kleinen Inseln, die diese großen Eilande umgeben, während die Jesuiten von Manilla auf Mindoro, den Salamines und zuletzt auf Palawan und Borneo das Kreuz aufrichteten. Auf Palawan gründeten später auch die Franciskaner ein Kloster zu Tay-Tay. Die Erfolge wurden immer größer, und selbst die muhamedanischen Malaien konnten jetzt der Macht der christlichen Predigt nicht mehr widerstehen.

Sie wurden zu Tausenden bekehrt. Die Jesuiten Ledesma und Gomez bekehrten einen großen Theil der Insel Bohol und die kleinen zwischen Zebu und Masbate gelegenen Eilande. Die großen Inseln Samar und Leyte boten fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar; dennoch gelang es namentlich den Missionären der Jesuiten allmählich festen Fuß zu fassen. Aber die großen Fortschritte des Christenthums steigerten fortwährend die Erbitterung der Muhamedaner. Wahrscheinlich waren es die muhamedanischen Malaien der kleinen Philippinen selbst, welche die Fürsten von Mindanao und Sulu zum Kriege gegen die Christen anstachelten. Über den Ausgang dieser Kämpfe, in denen die Jesuiten und andere Ordensleute mit dem Kreuze in der Hand den Christen vorangingen, und den sinkenden Muth immer neu aufrichteten, ist bereits oben gesprochen worden. Die Christen faßten auf Mindanao festen Fuß, Sulu wurde zinsbar, Cagayan ward besetzt, und selbst auf Borneo ward die christliche Fahne aufgepflanzt, und hätten nicht die Holländer die Feinde des Christenthums unterstützt, so wäre schon damals die Macht des Muhamedanismus in jenen Meeren gänzlich gebrochen. — Auf allen diesen Inseln drangen nun auch die Missionäre der Jesuiten immer weiter vor, und wenngleich eine ganze Reihe von ihnen vor und nach ihr Martyrblut vergoß, so faßte doch das Christenthum allmählich besonders auf Mindanao festen Fuß. Unter den Martyrern waren die Patres del Carpio, Zamora, Mendoza, Sanchez, Aresius, Paliola, Ronek, Damiani, Lopez, Montiel u. m. a. Selbst auf Basilan, Sulu und Cagayan wurden in Mitte der wildesten Muhamedaner Missionen gegründet; letztere beiden mußten aber nach einiger Zeit wieder aufgegeben werden. Auf Mindanao stieg allmählich die Zahl der Christen auf 100,000.

f. Vollendung der kirchlichen Organisation.

Die immer größere Ausbreitung des Christenthumes auf den Philippinen vermochte den Pabst Gregor XV., noch zwei neue Bisthümer zu errichten. Er erhob das Bisthum Manilla im Jahre 1621 zu einem Erzbisthum, dem drei Bisthümer untergeordnet sein sollten. Zu dem Ende wurde auf der Hauptinsel

uçon ein neues Bisthum in der Stadt Neo-Caceres errichtet. Der erste Erzbischof von Manilla war Banez aus dem Orden er Franciskaner. Das vierte Bisthum bekam seinen Sitz in der Hauptstadt von Zebu. Die erzbischöfliche Diözese Manilla umaßt die Provinzen Tondo, Bulacan, Pampanga, Batangas, Baaan, Cavite, Laguna und Zambalez, und erstreckt sich außerdem iber die Insel Mindoro, über Palawan und die Calamines. Sie zählt im Ganzen gegen 1,000 Pfarreien und Missionsstationen, von denen etwa der vierte Theil von Ordenspriestern, die übrigen von Weltpriestern versehen werden. — Die Diözese Neo-Segovia erstreckt sich über die volkreichen Provinzen Cagayan, Nord- und Süd-Ilocos und Pagasinan, und umfaßt außerdem die nordwärts von Luçon gelegenen Inselgruppen. An Volksmenge steht sie der Erzdiözese wenig nach, und enthält gegen 500 Pfarreien und Missionen. Die Ordenspfarreien stehen vorzugsweise unter den Dominikanern. — Die Diözese Neo-Caceres umfaßt die Provinzen Nueva Esija, Tayabas, Nord- und Süd-Camarines und Albay, und die Inseln Catanduanes, Masbate und die benachbarten Eilande. Sie enthält gegen 600 Pfarreien und Missionsstationen. — Die Diözese Zebu (Sti. Nominis Jesu) erstreckt sich über Zebu, Negros, Panay, Samar, Leyte, Bohol und über ganz Mindanao und Sulu. Außerdem sind die Marianen diesem Bisthum einverleibt, das etwa 900 Pfarreien und Missionsstationen umfaßt, und an Zahl der Gläubigen die Erzdiözese Manilla übertrifft.

Das erzbischöfliche Kapitel von Manilla besteht aus 12 Domherren, worunter keine Spanier, sondern nur Eingeborne sind. Alle Ordenspfarreien werden von den Provinzialen der Orden besetzt, und unterliegen keiner Bestätigung Seitens des Gouvernements. Für die andern Pfarreien schlagen die Bischöfe 3 Kandidaten vor, aus denen der Gouverneur einen auswählt. Die vier Diözesen bilden zusammen eine kirchliche Provinz, worin der Erzbischof die oberste Jurisdiction ausübt. Von dem Urtheil der drei Bischöfe kann an das des Erzbischofs appellirt werden. Stimmen die Urtheile nicht überein, so steht gemäß besonderer päbstlicher Bestimmung dem Bischof von Neo-Caceres die Entscheidung zu. Der Regel nach hat der Erzbischof von Manilla einen Titularbischof oder Koadjutor bei sich, dem jedesmal der zuerst erledigte

Sie wurden zu Tausenden bekehrt. Die Jesuiten **Ledesma** und **Gomez** bekehrten einen großen Theil der Insel Bohol und die kleinen zwischen Zebu und Masbate gelegenen Eilande. Die großen Inseln Samar und Leyte boten fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar; dennoch gelang es namentlich den Missionären der Jesuiten allmählich festen Fuß zu fassen. Aber die großen Fortschritte des Christenthums steigerten fortwährend die Erbitterung der Muhamedaner. Wahrscheinlich waren es die muhamedanischen Malaien der kleinen Philippinen selbst, welche die Fürsten von Mindanao und Sulu zum Kriege gegen die Christen anstachelten. Über den Ausgang dieser Kämpfe, in denen die Jesuiten und andere Ordensleute mit dem Kreuze in der Hand den Christen vorangingen, und den sinkenden Muth immer neu aufrichteten, ist bereits oben gesprochen worden. Die Christen faßten auf Mindanao festen Fuß, Sulu wurde zinsbar, Cagayan ward besetzt, und selbst auf Borneo ward die christliche Fahne aufgepflanzt, und hätten nicht die Holländer die Feinde des Christenthums unterstützt, so wäre schon damals die Macht des Muhamedanismus in jenen Meeren gänzlich gebrochen. — Auf allen diesen Inseln drangen nun auch die Missionäre der Jesuiten immer weiter vor, und wenngleich eine ganze Reihe von ihnen vor und nach ihr Martyrblut vergoß, so faßte doch das Christenthum allmählich besonders auf Mindanao festen Fuß. Unter den Martyrern waren die Patres **del Carpio**, **Zamora**, **Mendoza**, **Sanchez**, **Aresius**, **Paliola**, **Ronek**, **Damiani**, **Lopez**, **Montiel** u. m. a. Selbst auf Basilan, Sulu und Cagayan wurden in Mitte der wildesten Muhamedaner Missionen gegründet; letztere beiden mußten aber nach einiger Zeit wieder aufgegeben werden. Auf Mindanao stieg allmählich die Zahl der Christen auf 100,000.

f. Vollendung der kirchlichen Organisation.

Die immer größere Ausbreitung des Christenthumes auf den Philippinen vermochte den Pabst **Gregor** XV., noch zwei neue Bisthümer zu errichten. Er erhob das Bisthum Manilla im Jahre 1621 zu einem Erzbisthum, dem drei Bisthümer untergeordnet sein sollten. Zu dem Ende wurde auf der Hauptinsel

uçon ein neues Bisthum in der Stadt Neo-Caceres errichtet. Der erste Erzbischof von Manilla war Banez aus dem Orden der Franciskaner. Das vierte Bisthum bekam seinen Sitz in der Hauptstadt von Zebu. Die erzbischöfliche Diözese Manilla umfaßt die Provinzen Tondo, Bulacan, Pampanga, Batangas, Bataan, Cavite, Laguna und Zambalez, und erstreckt sich außerdem über die Insel Mindoro, über Palawan und die Calamines. Sie zählt im Ganzen gegen 1,000 Pfarreien und Missionsstationen, von denen etwa der vierte Theil von Ordenspriestern, die übrigen von Weltpriestern versehen werden. — Die Diözese Neo-Segovia erstreckt sich über die volkreichen Provinzen Cagayan, Nord- und Süd-Ilocos und Pagasinan, und umfaßt außerdem die nordwärts von Luçon gelegenen Inselgruppen. An Volksmenge steht sie der Erzdiözese wenig nach, und enthält gegen 500 Pfarreien und Missionen. Die Ordenspfarreien stehen vorzugsweise unter den Dominikanern. — Die Diözese Neo-Caceres umfaßt die Provinzen Nueva Esija, Tayabas, Nord- und Süd-Camarines und Albay, und die Inseln Catanduanes, Masbate und die benachbarten Eilande. Sie enthält gegen 600 Pfarreien und Missionsstationen. — Die Diözese Zebu (Sti. Nominis Jesu) erstreckt sich über Zebu, Negros, Panay, Samar, Leyte, Bohol und über ganz Mindanao und Sulu. Außerdem sind die Marianen diesem Bisthum einverleibt, das etwa 900 Pfarreien und Missionsstationen umfaßt, und an Zahl der Gläubigen die Erzdiözese Manilla übertrifft.

Das erzbischöfliche Kapitel von Manilla besteht aus 12 Domherren, worunter keine Spanier, sondern nur Eingeborne sind. Alle Ordenspfarreien werden von den Provinzialen der Orden besetzt, und unterliegen keiner Bestätigung Seitens des Gouvernements. Für die andern Pfarreien schlagen die Bischöfe 3 Kandidaten vor, aus denen der Gouverneur einen auswählt. Die vier Diözesen bilden zusammen eine kirchliche Provinz, worin der Erzbischof die oberste Jurisdiction ausübt. Von dem Urtheil der drei Bischöfe kann an das des Erzbischofs appellirt werden. Stimmen die Urtheile nicht überein, so steht gemäß besonderer päbstlicher Bestimmung dem Bischof von Neo-Caceres die Entscheidung zu. Der Regel nach hat der Erzbischof von Manilla einen Titularbischof oder Koadjutor bei sich, dem jedesmal der zuerst erledigte

bischöfliche Stuhl zufällt. Dadurch soll der lange dauernden Erledigung eines Bischofsitzes vorgebeugt werden. Auch ein Inquisitionsgericht wurde zu Manilla errichtet, wozu das Obertribunal von Merico einen Kommissar ernannte. Dieses Institut wirkte sehr wohlthätig für die Erhaltung der Einigkeit unter den verschiedenen Orden, und trat hier immer in der mildesten Form auf.

Die Orden ergänzten sich in der Regel aus Spanien und aus Merico. Gewöhnlich kamen mit der Galleone aus Acapulco 70—80 neue Ordensmissionäre an, woraus man sich von der Missionsthätigkeit in Spanien einen Begriff machen kann. Unter den Jesuiten waren immer viele Deutsche. Je mehr die Orden erstarkten, um so mehr waren sie auch bemüht, Unterricht und selbst gelehrte Studien zu verbreiten. Ein Hauptaugenmerk war besonders seit der Gründung der Bisthümer auf die Heranbildung eines einheimischen Clerus gerichtet. Die Bekehrung eines Volkes kann nicht als vollendet betrachtet werden, so lange es noch keine Priester aus sich hervorgehen lassen kann. Die Bemühungen der Kirche, sich aus den Eingebornen selbst einen Clerus zu erziehen, wurden auf den Philippinen mit dem segensreichsten Erfolge belohnt. Die Tagalen zeigten nicht nur eine große Gelehrigkeit, sondern waren auch, sobald sie die h. Taufe empfangen hatten, meistens mit so großem Eifer für die Bekehrung ihrer Landesleute erfüllt, daß die großen Erfolge namentlich im Innern des Landes großen Theils dem Eifer der einheimischen Priester zu verdanken sind. Die Zahl der tagalischen Priester stieg von Jahr zu Jahr, und übertrifft die der Ordensgeistlichen bereits um das Drei- oder Vierfache. Mit dieser Bildung einheimischer Priester kann die Bekehrung der Philippinen als vollendet betrachtet werden. Die Religion hat im tiefsten Mark und Leben des Volkes Wurzel geschlagen, und bereitet sich jetzt in naturgemäßer Entwickelung immer weiter über die noch nicht bekehrten Theile der Inselwelt aus. Größeres Hinderniß, als die Tagalen, setzten die Chinesen in den Nordwestprovinzen der Verbreitung des Christenthumes entgegen. Gegenwärtig sind sie Christen, und bilden den tüchtigsten Theil der ganzen Bevölkerung von Luçon.

Zuletzt wandte sich die Sorgfalt der Kirche auch den Negritos zu. Nachdem überall in den Ebenen das Kreuz aufgerichtet

war und überallhin Civilisation und Wohlstand sich verbreiteten, zogen sich die Schwarzen immer tiefer in die unzugänglichsten Gebirge zurück. Sie leben dort ohne bleibende Wohnstätte in den Wäldern und Schluchten, wo Wurzeln und Kräuter und das zahlreiche Wild ihnen Überfluß an Nahrung gewähren. Den Spanischen Behörden ist es hier und da gelungen, freundschaftliche Verhältnisse mit ihnen anzuknüpfen, und im Allgemeinen muß man das menschenfreundliche Benehmen dieser Behörden sehr loben. Trotz der häufigen räuberischen Einfälle der Schwarzen in die Pflanzungen der Christen haben die Spanier nie daher einen Vorwand gesucht, diese unglücklichen Negritos auszurotten, was in einer englischen oder nordamericanischen Besitzung längst würde geschehen sein. Dennoch aber sind die Negritos den Beamten meistens nicht hold, und scheu meiden sie die Wohnungen der Weißen. Nur die Priester sind ihre Freunde. Der Priester kann ungefährdet in ihre Wälder und Gebirge gehn, und wird wie ein Bote des Himmels von ihnen empfangen. Er segnet sie, gibt ihnen Rosenkränze und Bilder, und während der Wilde jeden Weißen mit unüberwindlichem Mißtrauen betrachtet, fürchtet er von dem Priester kein Arg. Auch treten bei diesem wie in ein Traumleben versunkenen Volke immer mehr Spuren tiefer religiöser Ideen und großer Klugheit hervor, die der Missionär sorgsam aufzufassen, und als den Faden zu betrachten hat, an den er mit Geduld und Behutsamkeit seinen Unterricht anknüpfen muß. Es scheint die Zeit nahe zu sein, wo es gelingen wird, auf Luçon, auf Negros und Panay die ersten Gemeinden der Negros zu sammeln. Näheres über die Aussicht auf Bekehrung der Schwarzen ist in der Geschichte der Missionen von Neuholland zu finden.

g. Gegenwärtiger Zustand der Philippinen.

Ohne allen Zweifel bildet die Bekehrung der Philippinen einen der glorreichsten Abschnitte der ganzen Missionsgeschichte. Nie ist etwas Ähnliches in der Geschichte der Kultur der Völker von einer andern Religionsgesellschaft als der Katholischen Kirche vollbracht. Eine Menge Völkerschaften wurden bloß durch die aufopfernde Liebe christlicher Priester aus der tiefsten Versunkenheit

und Barbarei zur Erkenntniß des christlichen Glaubens geführt, und zur Kultur und zum Wohlstande emporgehoben. Sie wurden Christen, und verloren nicht ihre nationale Eigenthümlichkeit; sie öffneten sich dem mächtigen Einflusse der Europäer, und wurden von demselben nicht erdrückt, sondern wurden von diesen zur Ebenbürtigkeit erzogen. Dazu wurden die großen Mittel, welche dieser Mission zu Gebote standen, großen Theils durch die Missionäre selbst geschaffen, und jede Erweiterung der Einkünfte wurde auch zur Erweiterung der Missionen und zur Verherrlichung des Gottesdienstes verwendet. Nirgends in der Welt sind die Klöster so prächtig, die Kirchen so reich an Silber und Gold, als auf den Philippinen. Selbst die zahlreichen Heere, welche so oft zum Schutze dieser Inseln aufgeboten wurden, hatte die von den Missionären geweckte Begeisterung für den christlichen Glauben bewaffnet, und oft fochten nur einige Hundert Spanier unter vielen Tausenden bewaffneter Insulaner. Der Anfang der Kolonie war überaus klein, und nicht durch Unterstützung von Außen her, sondern bloß durch innere Erstarkung erwuchs dieselbe zu großer Macht und Blüthe, und wußte, rings von gierigen Feinden umlagert, die Angriffe der Holländer, der Engländer, der Chinesen und Muhamedaner siegreich zurückzuschlagen.

Auch in neuerer Zeit hat das Missionswerk auf den Philippinen nicht geruht. Die kühnen Fortschritte nach Außen sind seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu mannichfach gehemmt, ohne doch aufgehört zu haben; dagegen geht die Bekehrung im Innern gleichmäßig und ununterbrochen fort. Die Missionen der Jesuiten sind meistens von den Franciskanern übernommen. Auch werden noch beständig neue Missionen angelegt; nur reicht die Zahl der Missionäre nicht immer aus. Die Revolution in Spanien hat es nicht gewagt, die Klöster und das Kirchengut auf den Philippinen anzutasten, weil ein solcher Schritt den sofortigen Verlust der Kolonie nach sich ziehen würde. Nur brachte die lange Spannung mit Rom den großen Nachtheil hervor, daß die erledigten Bisthümer nicht wieder besetzt wurden. Die Stühle von Zebu, Neo-Caceres und Neo-Segovia waren unbesetzt, und das Volk wurde mißtrauisch und unruhig. Nur der bejahrte Erzbischof Segui aus dem Orden der Augustiner, einer der

verdienstvollsten und thätigsten Bischöfe der neuern Zeit, lebte noch, und suchte die Stelle Aller auszufüllen. Er war ein großer Beförderer der Missionen. Als auch er 1844 starb, sah die Regierung die dringende Nothwendigkeit ein, für die Wiederbesetzung der Bisthümer Sorge zu tragen. Obwohl die Differenzen mit Rom noch nicht vollkommen beigelegt waren, so fand sich der Apostolische Stuhl doch gern bereit, die vier für die Philippinischen Bisthümer vorgeschlagenen Kandidaten zu bestätigen. Dieselben wurden in einem feierlichen Konsistorium im Jahre 1846 präkonisirt.

Über die sozialen Zustände der Philippinen ist in geographischen Handbüchern und in neuern Reisebeschreibungen viel Albernes und Fabelhaftes erzählt worden. Die besten Aufschlüsse hat uns in neuerer Zeit der Preußische Gelehrte Meyen gegeben in dem zweiten Theile seiner Reise des Schiffes Elisabeth um die Welt. Meyen hielt sich einige Zeit auf Luçon auf zum Theile selbst in der Absicht, um das viel besprochene Volk der Tagalen aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Er schildert dieses vor seiner Bekehrung so wankelmüthige, arbeitsscheue und unterdrückte Volk im Ganzen mit den günstigsten Farben. Die Tagalen sind, wenn auch Spanische Unterthanen, dennoch ein freies Volk, das seine nationale Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Das Land ist an den meisten Punkten vortrefflich angebaut, und die Ausfuhr einheimischer Produkte, namentlich von Reis, nimmt mit jedem Jahre zu. Der Landmann ist durchgehends wohlhabend; die Wohnungen sind einfach und reinlich, von den schönsten Fruchtbäumen umpflanzt. In den Städten bilden die Tagalen meistens die wohlhabendste Klasse; in nicht wenigen Familien findet man einen ganz außerordentlichen Reichthum. Dabei aber herrscht keine Üppigkeit. Die Damen gehen in ihrer tagalischen Nationaltracht, und sind geschmackvoll, zum Theil prächtig, aber ohne Üppigkeit gekleidet. Eine tiefe Religiösität hat das ganze Leben des Volkes durchdrungen, und im Kreise der Familie sowohl, als im öffentlichen Leben herrscht Sittlichkeit und Anstand. Daß es von der allgemeinen Regel auch Ausnahmen gebe, und daß dieses Volk wie jede andere Nation auch seine Schwächen und gewisser Maßen seine Lieblingsfehler hat, versteht sich von selbst. Im Ganzen aber

möchte schwerlich auf der ganzen Erde ein sittlicheres und religiöseres Volk gefunden werden, als die Tagalen.*)

Über die statistischen Verhältnisse hat „das Ausland" wiederholt sehr schätzenswerthe Nachrichten mitgetheilt. In Nr. 13. des Jahrganges 1840 finden sich folgende Angaben: „Den Flächeninhalt dieser Inseln kann man (mit Ausschluß von Mindanao und Palawan) auf 5,000 □M. berechnen. (Vergl. damit meine Angabe in der geogr. Übersicht.) Sie werden eingetheilt in 31 Provinzen, wovon 17 auf die große Insel Lusonia (Luçon) kommen. Amtlichen Berichten vom Jahre 1837 zufolge stellt sich die Bevölkerung folgender Maßen heraus:

1. Die Insel Luçon:

	Provinzen.	Ortschaften	Steuerpflichtige.	Ganze Bevölkerung.
1	Nueva Esija	15	17,828	44,570
2	Cagajan	34	36,889	92,222
3	Nord-Ilocos	34	64,883	172,207
4	Süd-Ilocos	25	94,604	236,510
5	Pangasinan	31	91,761	229,402
6	Sambalez	15	14,432	36,080
7	Pampanga	26	72,688	181,720
8	Bulacan	19	72,788	181,970
9	Bataan	10	14,435	36,087
10	Tondo	30	92,010	230,025
11	Cavite	10	36 641	91,602
12	Laguna	33	57,122	142,805
13	Batangas	13	75,464	188,660
14	Tayabas	16	34,098	85,245
15	Nord-Camarines . . .	11	9,994	24,985
16	Süd-Camarines . . .	27	63,589	158,972
17	Albay	38	52 698	131,745
	Summa .	387	901,924	2,264,807

*) Das von protestantischer Galle überfließende «Vollständige Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel, Cannabich &c.»

2. Die kleinen Philippinen.

	Provinzen.	Ortschaften	Steuerpflichtige.	Ganze Bevölkerung.
18	Mindoro mit Marinduque	8	11,853	29,632
19	Calamines (mit Palawan)	12	6,461	16,052
20	Samar	28	39,866	99,635
21	Leyte	31	36,866	92,635
22	Zebu und Bohol . . .	38	100,327	250,817
23 24 25	Panay mit 3 Provinzen	64	162,412	406,030
26	Negros	23	22,237	35,152
27	Marianen	4	—	8,522
28	Batanen	3	—	8,000
	Summa .	211	380,022	946,475

(Zu bemerken ist, daß im Aufsatze des Auslandes die Provinz Negros aus offenbarem Versehen ausgelassen ist. Die oben stehende Angabe für Negros ist nach den Angaben für die andern Provinzen und aus der Summe berechnet, ist aber augenscheinlich zu klein. Wahrscheinlich sollten die Marianen und Batanen, die nicht zu den kleinen Philippinen gehören, hier nicht mitgerechnet werden. Dann ergäbe sich für Negros eine Bevölkerung von 51,674 Seelen. —)

---

enthält folgende lächerliche, von großer Unwissenheit zeugende Schilderung der Philippinischen Zustände: «Auch auf die ganze Staats- und bürgerliche Einrichtung haben die Ordensgeistlichen den größten Einfluß, und üben den größten geistlichen Despotismus über die Eingebornen aus, die ganz von ihrem Winke abhängen. Ihre Macht geht so weit daß sie sich, wenn es ihnen einfällt, den Befehlen der weltlichen Regierung widersetzen, und alle andern Klassen von Staatsbürgern auf eine höchst verderbliche Weise herabsetzen. Das Inquisitionsgericht wird aus ihrer Mitte besetzt, und dieses hat hier noch ganz seine furchtbare Gewalt. Dabei leben sie in der größten Schwelgerei und Luxus. Übrigens sind die 950 in den Klöstern hausenden Mönche durchgehends Europäer, und wurden bisher jährlich durch 75 neue Ankömmlinge rekrutirt, welches letztere jetzt wegfallen wird, und es steht zu erwarten, ob dies nicht schon eine wohlthätige Folge für die Philippinen haben wird.» Vierte Abtheilung, 4. Band, Seite 626.

3. Die Insel Mindanao.

	Provinzen.	Ortschaften	Steuerpflichtige.	Ganze Bevölkerung.
29	Caraga	30	11,991	29,977
30	Misamis	27	11,205	34,583
31	Zamboanga	2	—	10,000
	Summa .	59	23,196	74,560

„Aus dieser Übersicht ergibt sich eine Gesammtbevölkerung von 3,285,842 Seelen, unter denen sich 1,305,142 Steuerpflichtige befinden. (Die Zahl der Städte und großen Ortschaften steigt auf 657.) Wenn man jedoch bedenkt, daß die Steuerpflichtigen aus derjenigen Menschenklasse bestehen, welche die Kopfsteuer zu entrichten haben, so ist es natürlich, daß viele unter ihnen dieser Abgabe sich entziehen, und daß mithin die Bevölkerung der Philippinen ohne Anstand auf viertehalb Millionen angenommen werden kann. Im Allgemeinen schreitet die Bevölkerung rasch vorwärts. Im Jahre 1805 wurde sie auf 1,789,205, im Jahre 1815 auf 1,927,830 und 1837 auf 3,285,842 angegeben. Daraus geht hervor, daß die Bevölkerung in 45 Jahren sich verdoppelt,*) wie es auch aus den Geburten und Todesfällen erhellt, die sich im Durchschnitt wie 1 : 27 und 1 : 47 verhalten. Nur in der Stadt Manilla verhalten sich die Todsfälle wie 1 : 27; in einzelnen Provinzen wie 1 : 54. Dieses beweiset den sehr erfreulichen Gesundheitszustand dieser Inseln, welche in dieser Hinsicht den gesundesten Ländern Europas an die Seite gesetzt werden können.“ — So weit das Ausland.

Ein anderer Aufsatz des Auslandes von demselben Jahre gibt die christliche Bevölkerung auf den Philippinen zu 4 Millionen an. Daß diese Annahme nicht zu hoch ist, geht schon daraus hervor, daß die amtliche Angabe von 3,285,842 Seelen für das Jahr 1837 nach der Zahl der Steuerpflichtigen berechnet worden

---

*) Rechnet man die Vermehrung der letzten 22 Jahre, so tritt die Verdopplung noch weit schneller ein, wobei freilich die fortschreitende Bekehrung mit in Anschlag gebracht werden muß. —

ist. Da aber die Einnahme der Kopfsteuer vorzüglich durch die Geistlichen besorgt wird, diese aber, wie bekannt, bei Neubekehrten und Dürftigen gerne eine Ausnahme machen, so ist die Bevölkerung immer höher anzuschlagen, als man nach den amtlichen Zählungen glauben sollte. Die Annahme von 4 Millionen Seelen, welche das Ausland für das Jahr 1837 aufstellt, scheint darum vollkommen gegründet. Nimmt man nun seit dem Jahre 1837 bis 46 eine gleiche Zunahme der Bevölkerung an, wie solche seit 1815 regelmäßig stattgefunden hat, und bringt die großen Fortschritte in Anschlag, welche in neuerer Zeit die Missionen durch die Bemühungen des vortrefflichen Erzbischofs Don Josepho Segui gemacht haben, so kommt die Berechnung der jetzigen christlichen Bevölkerung der Philippinen zu fünftehalb Millionen der Wahrheit gewiß nahe. Französische Missionäre, die in den dreißiger Jahren zu Manilla waren, und beim Erzbischofe sich nach dem Stande der Missionen erkundigten, gaben schon damals die Zahl der Christen allein auf Luçon zu 3 Millionen an. Dieser Angabe folgte die franz. Zeitschrift Revue de l'Orient, und nach ihr das Ausland. Dieses sagt in der Nr. 338 vom Jahre 1845: „Manilla enthält vier Klöster europäischer Mönche, welche zu Manilla sowohl, als im Innern der Insel den Gottesdienst versehen. Die Weltgeistlichkeit besteht ganz aus eingebornen Priestern so wie das Kapitel der Hauptstadt, welches das einzige auf den Philippinen ist. Auf der Universität Manillas werden Theologie, das bürgerliche und kanonische Recht gelehrt. Alle religiösen Genossenschaften führen ein sehr regelmäßiges Leben und genießen einer großen Achtung. Die Dominikaner, welche ich selbst mehrmals Gelegenheit hatte, zu sehen, haben mich ungemein erbauet; sie leben sehr streng, essen das ganze Jahr nie Fleisch, fasten häufig ganz, stehen um Mitternacht auf, lesen zwei oder drei Messen (der berichterstattende Reisende ist ein Protestant, und hat hier Metten mit Messe verwechselt), und ziehen sich dann zu ihren einsamen Betrachtungen zurück. Sie sind im Allgemeinen gute Theologen, aber arm, nachdem die Revolutionen in America ihnen ihre Einkünfte genommen haben. Ihr ganzer Reichthum ist in ihren Kirchen. — Die ganze Insel ist in 4 Diözesen eingetheilt, (soll heißen: alle Philippinen sind rc.),

deren Metropole Manilla ist. Man rechnet 3 Millionen indianischer Katholiken auf Luçon, wovon auf die einzige Diözese Manilla 1 Million kommt. Nur einige wilde Völkerschaften in den Gebirgen sind noch Heiden; man arbeitet an ihrer Bekehrung, hat aber bis jetzt mit vieler Mühe nur schwache Erfolge errungen. Man gründet fortwährend neue Missionen theils auf Luçon, theils auf den benachbarten Inseln; sie gedeihen, aber man beklagt sich hier, wie allenthalben über Mangel an Arbeitern im Weinberge des Herrn. Die Manillaner sind dem Katholizismus sehr zugethan, und gelten dafür in ganz Ostasien." So weit das Ausland. Man wird daraus ersehen, wie unzuverlässig und willkührlich die Angaben der gewöhnlichen Geographen, eines Berghaus, Cannabich u. and. dgl. sind. Die Zahl der noch nicht bekehrten und unterworfenen Heiden und Muhamedaner auf den zum Generalkapitanat Manilla gehörenden Inseln läßt sich unmöglich genau bestimmen. Ohne Zweifel steigt sie weit über eine Million. Hier bleibt den Spanischen Missionären also noch immer ein weites Feld, dessen Urbarmachung wenigstens noch auf 25 Jahre ihre angestrengteste Thätigkeit in Anspruch nehmen wird.

---

§. 2.

Die Missionen auf den Babuyanen, Batanen und Bashiinseln. Stellung dieser Missionen zur Ostküste von Asien.

a. Geographische Uebersicht.

Die beiden Gebirgsketten auf der Insel Luçon, welche die Ufer des Tajo begleiten, laufen nordwärts in zwei hohe Vorgebirge aus, wovon das Cap Enganno ostwärts zum stillen Meere, das Cap Fuga aber westwärts zum chinesischen Meere schaut. Von beiden Vorgebirgen ziehen lange Klippen und Inselreihen zuerst in nördlicher und nordwestlicher Hauptrichtung bis zur Insel Formosa, und dann von Formosa aus in mehr östlicher Richtung über Lieu-Kieu zur Küste von Japan. Wiederholt sammeln sich

in diesem fast 300 deutsche Meilen langen Damme von Riffen und Felsen, welcher die Australischen und Asiatischen Meere von einander scheidet, größere oder kleinere Inselgruppen, welche schon deshalb nicht ohne Bedeutung sind, weil sie gewisser Maßen eine natürliche Brücke zwischen den Philippinen, Formosa und Japan bilden, und in jetziger Zeit an Wichtigkeit täglich gewinnen, weil die große Handelsstraße von Amerika über die Sandwichinseln diese Inselgruppen gerade durchschneidet. Wie die Philippinen, so kann man diese Inselgruppen sowohl zu Asien als zu Australien rechnen. Man unterscheidet zwischen Luçon und Formosa drei Gruppen, die sich mit zahlreichen, zum Theil sehr kleinen und unbewohnten Inseln etwa 50 deutsche Meilen von den Vorgebirgen Enganno und Fuga aus ins Meer erstrecken, und alle drei den Spaniern unterworfen sind. Zunächst von Luçon liegen die Babuyanen. Sie haben ihren Namen von Babuyan, einer Insel von etwa 5 Meilen im Umfange. Umher liegen die Inseln Calayan, Camiguin, Fuga, Dalupiri u. s. w. Die Produkte sind die gewöhnlichen der Südseeinseln, Ignamen, Bananen, Kokosnüsse, Schildkröten 2c. und außerdem manche durch die Spanier von den Philippinen hergebrachte Erzeugnisse. Die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 2,000. — Die zweite Gruppe, die der Batanen liegt mehr nordwärts, und hat ihren Namen von der Hauptinsel Batan. Die Bashiinseln liegen im Süd- und Nord-Westen von Batan, und werden von den Geographen häufig als eine Gruppe mit den Batanen betrachtet. Sie sind theils flache Koralleninseln, theils mit hohen Gebirgen bedeckt, und gleichen hierin ganz den übrigen Inseln der Südsee, welche nicht der Urformation angehören.*) Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 7,000. Alle drei Gruppen machen eine Spanische Provinz aus, die zum Generalkapitanat Manilla gehört, und den Namen von der Insel Batan führt. Das „Ausland" gibt die Bevölkerung der ganzen Provinz auf 8,000 Seelen an.**) Der Gouverneur hat seinen Sitz zu St. Domingo, dem Hauptorte der Insel Batan.

---

*) Vergl. Histoire génér. des voyages. à Paris 1753. tom 43. S. 212 u. 13.
**) Vergl. Nr. 13 d. J. 1840.

b. Zustand der Bewohner.

Über die Bewohner dieser Inselgruppen ist uns nur wenig bekannt. Doch läßt sich aus dem, was die Reisenden uns über sie berichten, mit ziemlicher Gewißheit abnehmen, daß sie zu dem großen Urstamme der Ainos gehören, wie wir sie auf allen benachbarten Inseln und auf dem nahen Formosa finden. Dampier, der 1687 diese Inseln besuchte, und sich einige Zeit dort aufhielt, beschreibt die Insulaner ganz so, wie wir heut zu Tage die Bewohner der Südsee kennen. Die Männer gingen fast nackt, hatten aber im Kriege eine eigne Rüstung; die Frauen trugen einen Überwurf von grober Tappe. Das Haar war dunkel und stark; sie trugen es kurz abgestutzt. Ohrringe und andrer Schmuck waren allgemein. Die Hütten waren an die steilen Abhänge von Felsen hinangebaut zum Schutz gegen feindliche Überfälle. Sie baueten Kähne wie die andern Südseeinsulaner von großer Länge, oft 40 Mann fassend, womit sie, wie Dampier nicht zweifelte, Luçon und Mindanao besuchten. Ihre Sprache schien nicht chinesisch zu sein, hatte aber auch keine Ähnlichkeit mit der Sprache der Malaien, wohl aber mit der der Tagalen. Was sie aber noch mehr von den Malaien unterschied, war ihr Charakter. Tückisches, hinterlistiges Wesen war ihnen fremd; sie waren nicht wild und kriegerisch, sondern gastfreundlich und höflich, gegen Fremde ehrerbietig und zutraulich, wie etwa die alten Bewohner von Sandwich und Taïti. Was aber jeden Zweifel über den Stammzusammenhang dieser Insulaner mit den Tagalen, den alten Bewohnern von Formosa und Japan, und mit den heutigen Südseeinsulanern aufheben muß, ist Dampiers Bericht über ihre Religion. Er sagt, sie hätten weder Tempel, noch Götterbilder, und scheint der Meinung zu sein, sie hätten gar keine Religion. Offenbar hat der Reisende hier Verehrer der allgemein in diesen Weltgegenden früher verbreiteten Kamireligion gefunden, und ist in den Fehler so vieler anderer Reisenden gefallen, die, weil sie unter Völkern die ihnen bekannten Zeichen des äußeren Kultus vermißten, auf die Abwesenheit alles religiösen Glaubens einen voreiligen Schluß machten.

Die Babuyanen, welche zunächst der Küste von Luçon liegen, wurden schon frühe von den Spaniern entdeckt und nachdem die

Nordküste von Luçon erobert war, in Besitz genommen. Auch die Batanen und Bashiinseln waren den Spaniern schon frühe bekannt, und wurden auf ihren Karten, wenn auch nicht genau, bezeichnet. Dampier, der 1687 dort landete, und ihre Lage genauer bestimmte, fand sie noch von einem freien Volke bewohnt. Die Spanier scheinen es nicht der Mühe werth erachtet zu haben, die Inseln zu besetzen. Erst 1783 ward Batan besetzt, und dort die neue Hauptstadt gegründet. Die Einwohner folgten ganz dem Beispiele der Tagalen, und leben im Genuße ihrer alten Freiheiten und Sitten von eigenen Häuptlingen regiert zufrieden und glücklich als Spanische Unterthanen. Die Besetzung scheint nur im Interesse der Missionen stattgefunden zu haben; an eine politische Bedeutsamkeit der Inseln dachte man nicht. Gegenwärtig aber haben sie aus dem oben angeführten Grunde eine Bedeutung. Darum versuchten die Engländer, seitdem sie in China Eroberungen gemacht haben, die Bashiinseln und die Batanen von der Spanischen Regierung durch Kauf an sich zu bringen, was ihnen jedoch nicht gelungen ist.

c. Die Missionen.

Die Ersten, welche ihr Augenmerk auf die nördlich von Luçon gelegenen Inseln richteten, waren die Dominikaner. Sie waren es vorzüglich, welche die Provinzen Cagayan, Nord- und Süd-Ilocos bekehrten, und dann ihre großen Missionsunternehmungen auf Formosa und die gegenüberliegenden Küsten von Asien richteten. Die zwischen Luçon und Formosa liegenden Inselgruppen waren für diese Unternehmungen Mittelstationen, die sie nicht wohl übergehen konnten. Sie gründeten zuerst eine Mission auf Calayan, wo es ihnen gelang, die Einwohner in einen Hauptort zu versammeln, und mit Hülfe bekehrter Tagalen das Christenthum über das ganze Eiland auszubreiten. Man muß den Dominikanern den Ruhm lassen, daß sie vor allen es verstanden, mit Milde und Besonnenheit ein wildes Volk zum Christenthume zu führen. Ihre Weise war einfacher und weniger berechnet, als die der Jesuiten, und ließ dem Volke mehr Zeit, sich selbst zu entwickeln, und nach Aufnahme des befruchtenden Keimes des Christenthumes vielmehr selbst zu werden, als gemacht zu werden. Daher auch

die große Dauer und Sicherheit ihrer Erfolge. Schon gegen das Jahr 1600 zahlten 500 Einwohner der Babuyanen die Kopfsteuer an Spanien, ein Zeichen, daß die Insulaner ganz dem Beispiele der Tagalen gefolgt waren. Eine zweite Mission ward angelegt auf Camiguin, und hatte eben so günstigen Erfolg, so daß bald die ganze Bevölkerung der Babuyanen bekehrt war. Bei der Errichtung des Bisthumes Neo-Segovia im Jahre 1598 verleibte Pabst Clemens VIII. diese Inseln, so wie die mehr nordwärts gelegenen Eilande dieser Diözese ein. Bei der Besetzung der Batanen und Bashiinseln ward auf Batan ebenfalls von den Dominikanern die dritte Mission zu St. Domingo gegründet, und von da aus die Bewohner der übrigen Inseln in derselben Weise, wie die stammverwandten Tagalen bekehrt. Noch gegenwärtig stehen die drei Missionen auf Calayan, Camiguin und Batan unter der Leitung der Dominikaner.

d. Fortsetzung der Missionsbestrebungen.

Die Philippinen wurden ein Mittelpunkt, von wo aus das Licht des christlichen Glaubens nach allen Seiten hin sich verbreitete. Die nach Süden und Südwest gerichteten Bestrebungen der Missionäre gegen Mindanao, Basilan, Sulu, Cagayan, Borneo und Palawan sind bereits kurz erwähnt worden. Nach Norden ging das Hauptbestreben außer auf die Babuyanen und die andern Nachbarinseln auf Formosa und Japan. In beiden Ländern waren die Erfolge groß, gingen aber größtentheils wieder verloren. Formosa wird, wie schon im einleitenden Theile erwähnt wurde, zur Hälfte von einem wilden Volke von dem Urstande der Ainos bewohnt, die auf der Ost- und Südostküste ganz ihre Eigenthümlichkeit bewahrt habeu, und mit den Bewohnern der Batanen und Babuyanen, mit den Tagalen und übrigen Südseeinsulanern gleicher Abstammung sind, an der Westküste aber durch Untermischung mit Chinesen und durch Annahme chinesischer Kultur zu Chinesen geworden sind. Unter der Urbevölkerung fand das Christenthum durch Spanische und Portugiesische Missionäre sehr leichten Eingang, und es würde sich wie überall unter den Völkern dieses Urstammes bald weit verbreitet, und die Bekehrung der ganzen gegen 1000 □M. großen Insel nach sich gezogen haben, wenn

es nur Zeit gehabt hätte, sich zu entwickeln. Ehe es sich aber festsetzen konnte, kamen die Holländer dahin, und vertrieben im Jahre 1624 die Katholischen Missionäre. Die getauften Eingebornen wurden mit Gewalt zur Annahme des Protestantismus genöthigt, von dem sie gar keinen Begriff hatten. Dieses hatte die Folge, daß der christliche Glaube mehr und mehr im Gemüthe der Insulaner erstarb, und daß den neuen Herrn jede Sympathie derselben, wodurch allein die Behauptung der so fernen Kolonie möglich war, entzogen wurde. Die Holländer wurden daher im Jahre 1661 von einem chinesischen Seeräuber vertrieben, und dann 1683 die Insel von den Chinesen in Besitz genommen. Die Katholischen Missionen sind seitdem noch nicht erneuert, und möchte die Bekehrung der Eingebornen jetzt weit schwerer sein, wie früher. Doch kann Formosa bei den jetzigen Missionsbestrebungen in Hinterasien unmöglich außer Acht gelassen werden. — Was in allerneuester Zeit für die Wiedererneuerung dieser Missionen, so wie für die in Japan und Lieu-Kieu geschehen ist, wird im dritten Abschnitte besprochen werden.

Außerdem nahmen die Philippinen lebhaften Antheil an den Hauptmissionen auf dem Festlande von Ostasien. Die Jesuiten hatten dabei ihren Anhaltspunkt in Goa, der Hauptstadt des Portugiesischen Indiens, und als vorgeschobenen Posten die Stadt und Insel Macao an der chinesischen Küste; die Dominikaner hingegen hatten ihren Hauptsitz zu Manilla auf den Philippinen, welches von Mexico aus fortwährend Verstärkungen an sich zog. Die Geschichte dieser großen Missionen gehört nicht hierher. Zu bemerken ist aber, daß auch hier die von den Dominikanern errungenen Resultate die dauerndsten gewesen sind, und in den Stürmen zweihundertjähriger Verfolgungen eine unverwüstliche Kraft gezeigt haben. Die Dominikaner der Philippinen leiten noch heut zu Tage die beiden blühendsten Missionen von Ostasien, die von Ost-Tonking in Hinterindien mit 180,000 Gläubigen und die von Fo-Kien in China mit 60,000 Gläubigen. Daraus wird einleuchtend sein, welche Wichtigkeit die Philippinen für die Missionen von Ostasien, die gerade jetzt einen so großen Aufschwung nehmen, zu erlangen versprechen.

§. 3.

Die Missionen auf den Marianen.

a. Geographische Uebersicht.

Die Marianen liegen nordöstlich von den Philippinen, und ziehen sich in der Hauptrichtung von Süden nach Norden vom 13° 15′ bis zum 20° 20′ n. B. Sie bilden eine ziemlich gerade Linie von mehr als 100 Meilen Länge. Die Inseln sind vulkanischen Ursprungs, und enthalten viele, wenn auch nicht mehr thätige Vulkane. Die höchste Spitze auf Assumption erhebt sich über 8000 Fuß hoch. Im Norden und Nordwesten setzt sich die Inselreihe der Marianen durch zahllose Klippen und Inseln bis zur Küste von Japan fort, und bildet so eine naturliche Brücke zu diesen Ländern. Im Süden liegen die Carolinen in nicht gar großer Entfernung; im Westen ist die Küste von Luçon über 300 Meilen, im Osten Sandwich gegen 700 Meilen weit entfernt. Die ganze Gruppe enthält 16—20 größere, und eine Menge kleinerer Inseln und Korallenfelsen. Man theilt sie in eine nördliche und südliche Gruppe. In der ersten sind die bedeutendern Inseln Assumption, Agrigan oder S. Francisco Xavier, Pagon oder St. Ignatio und Anatajan oder St. Joaquin; in der letztern Sayppan oder St. Joseph, Tinian oder Buenavista, Rota und Guahan (Guajan) oder St. Juan. Guahan enthält etwa 20 □M., und hat somit ungefähr die Größe von Taïti. Die größte Länge beträgt 16—17 Stunden, die Breite 8—9 Stunden. Alle Inseln mögen zusammen 50—60 □M. mit 8,500 Ew. enthalten. Sie bilden eine Spanische Provinz, die zum Generalkapitanat Manilla gehört. Der Gouverneur hat seinen Sitz zu San Ignatio de Agaña, der Hauptstadt von Guahan mit 5,000 Ew. Die Kolonie ist im Aufblühen begriffen. Die Bevölkerung ist seit 1816 schnell gewachsen, und der Verkehr wird mit jedem Jahre lebhafter. Nicht nur liegen die Marianen auf der Handelsstraße von der neuen Welt nach Ostasien, sondern es hat sich auch auf den Inseln selbst ein lebhafter Verkehr mit den verschiedenen Gruppen der Carolinen angeknüpft, der in mehr als einer Rücksicht wichtig zu werden verspricht. Übrigens gehören die

Marianen zu den schönsten Inseln der Südsee, und könnten eine zehnmal größere Bevölkerung als die gegenwärtige ernähren.

b. Die früheren Bewohner und ihre Geschichte.

Die Bewohner der Marianen gehörten zum Stamme der Ainos. Ob sie von den Philippinen herübergekommen oder von Japan, ist zweifelhaft. Doch das Letztere ist an sich viel wahrscheinlicher. Die mächtige Bevölkerung, die sich zur Zeit der Entdeckung auf diesen Inseln fand, beweiset, daß sie wohl nicht durch Zufall, und auch nicht erst in späteren Jahrhunderten bevölkert sein. Die Philippinen aber liegen 300 Meilen abwärts von den Marianen, und die Tagalen, von denen die Bewohner dieser Inseln abstammen sollten, sind daselbst auch nur ein später eingewandertes Volk, das namentlich auf der den Marianen zugewandten Küste sich noch nicht allweitig ausgebreitet und befestigt hatte. Zwar glaubten die Missionäre, als sie auf Guaham landeten, dort die Tagalen wiederzufinden; so ähnlich waren die Gestalten, die Hautfarbe, die Sitten und Gebräuche und selbst die Klänge der Sprache. Dennoch aber fand sich bald in vielen Punkten eine bedeutende Verschiedenheit. Die Gesichtszüge waren bei weitem nicht so edel, als bei den Tagalen; sie hatten eine Beimischung von Unangenehmem und Zurückstoßendem. Die Sprache der Marianen konnte trotz der verwandten Laute von den des Tagalischen Kundigen nicht verstanden werden; sie hatte fremde Beimischung erhalten, wurde aber von den Missionären der Philippinen leicht erlernt. In den Sitten und Gewohnheiten der Marianen war die ganze Eigenthümlichkeit der Ainosvölker nicht zu verkennen, aber es war hier eine gewisse Kultur hinzugekommen, welche die Tagalen nicht kannten. Die Marianier hielten sich wie die Bewohner von Tonga tabu für die gebildetsten Menschen der Erde, und sahen auf alle Fremden, selbst die Europäer mit Geringschätzung herab. Gerne beugten sie sich, wo sie eine geistige Überlegenheit sahen, unter diese, aber nur, um zu lernen, und das Gelernte sogleich zu eigner Erhebung zu gebrauchen; der Gedanke aber, sich unter ein fremdes Joch zu beugen, war ihnen völlig unfaßbar. Dabei bemerkte man unter ihnen Spuren eines

sittlichen Verfalles und einer abgefeimten Unsittlichkeit, wie sie nur in Folge einer Kultur, deren sittigende Kraft erschöpft zu sein anfängt, einzutreten pflegt. Aus alle dem geht hervor, daß Tagalen und Marianier wohl aus einem und demselben Stamme entsprossen waren, daß aber beide seit längerer Zeit unabhängig von einander einen eigenthümlichen Entwickelungsgang genommen hatten. Viel natürlicher, als von den Philippinen leitet man die Bewohner der Marianen von Japan ab, womit sie wie durch eine natürliche Brücke verbunden sind.*) Japan war ja ein Hauptsitz des alten Ainosstammes, der seine Bevölkerungen nach Norden, Osten und Süden ausströmen ließ, und dann auf demselben Wege Kultur unter den Stammgenossen verbreitete. Auch die Marianen haben frühe schon wie die Tolteken in America eine Zeit der Blüthe gehabt, die in spätern Jahrhunderten wieder erloschen ist. Auf der Insel Tinian sieht man die mächtigen Trümmer, welche einer längst vergessenen Generation angehören. Wahrscheinlich waren diese großen Gebäude Gräber, und deuten auf den unter allen Ainosvölkern verbreiteten Todtendienst. Später mögen die Marianier von den großen Bewegungen der Mongolen, die von Ostasien aus in verschiedenen Schwärmen nach America hinübersetzten, mit berührt sein, und so mongolische Elemente in ihr Volksleben aufgenommen haben. Von der Einwanderung eines erobernden Volkes zeugt auch der unter den Marianiern mit Heftigkeit geführte Streit über die Rechnung der Zeit, indem ein Theil der Bewohner 12, der andere 13 Monate des Jahres zählte. Die Verschiedenheit der Ansichten veranlaßte oft

---

*) Auch die histoire des voyages tom. XXXVIII. S. 490 sagt: „leur inclinations, qui ressemblent à celle des Japonois, et les idées de leur Noblesse, qui n'est pas moin fière et moins hautaine qu'au Japon, font juger, qu'ils peuvent être venus de ces grandes Isles, d'autant plus, qu'ils n'en sont éloignés que de six à sept journées. Quelques-uns se persuadent néan-moins, qu'ils sont sortis des Philippines et des Isles voisines, parce que la couleur de leurs visages, leur langues, leur coutumes et la forme de leur gouvernement a beaucoup de rapport avec ce, qu'on lira bientôt des Tagales, anciens habitants des Philippines."

innere Unruhen und selbst Bürgerkriege.*) Ähnliche Verschiedenheit der Zeitrechnung finden wir auf mehren Südseeinseln. — Das Tätowiren, welches die Japaner und Chinesen als eine abscheuliche Sitte der Ainos betrachten, war bei ihnen nicht mehr im Gebrauch. Ihr Haar trugen sie nach Art der Chinesen und Japaner ganz kurz geschnitten und mit einem Büschel auf dem Scheitel. Die Vornehmen drückten und verachteten das gemeine Volk in einer Weise, wie sie in der ganzen Südsee nur auf den Sandwichinseln ihres Gleichen hatte.**) Das Volk aber ertrug diese Behandlung mit einer Geduld und Unterwürfigkeit, ich möchte sagen Niederträchtigkeit, die wohl nur aus einer politischen Unterdrückung, welche den religiösen Glauben des Volkes zu benutzen wußte, erklärt werden kann. Die Frau hatte dem Manne gegenüber eine günstigere Stellung, als sonst irgendwo in der Südsee, ja sie übte gewisser Maßen eine Herrschaft über den Mann aus, was viele junge Leute bewog, der Ehe ganz zu entsagen, und sich wie die Areoi auf Taiti jeglicher Ausschweifung zu ergeben. Ihr Temperament war äußerst lebhaft; was sie in einem Augenblicke mit der glühendsten Leidenschaft begehrten, verachteten sie im nächsten Augenblicke wieder. In ihren Versammlungen traten die feurigsten Redner auf, und rissen das Volk mit sich fort. Ihre Dichter besangen die Thaten der Helden, und schmückten die Geschichte ihres Volkes mit den lächerlichsten Fabeln und Übertreibungen aus. Bei ihren unmäßigen Mahlen wurden Gesänge und Spiele aufgeführt, und die Frauen sangen mit Blumen und Korallen geschmückt die Lieder des Volkes. Dem Vergnügen und der Zerstreuung waren sie unmäßig ergeben, und es schien unmöglich, diese wankelmüthigen Menschen an ernstes Denken zu gewöhnen. Den Gedanken der Rache verbargen sie Jahrelang unter der glatten Stirn der Freundschaft,

*) Vergl. den Brief des P. Bonani im N. Welt-Boten, herausgegeben von P. Stöcklein S. J. Augsb. u. Grätz 1728. VII. Buch. S. 6.

**) Der hohe Adel hieß Matóa, der mittlere Acháot; der dritte Stand hieß Mangachang. Alles, was einem Matoa gehörte, oder was er berührte, war dem Mangachang ein tabu. Vergl. den Brief des P. Bonani l. c.

und übten sie dann, wenn Zeit und Gelegenheit sich bot, mit grausamer Wollust. Ihre Kriege waren stürmisch aber kurz. Der Stich ihrer vergifteten Lanze brachte sicheren Tod. Mit wunderbarer Geschicklichkeit bauten sie ihre zahlreichen Kähne, und befestigten an hohen Masten die dreieckigen s. g. lateinischen Segel.

Die Kamireligion mit ihrem Todtendienst, wie sie im einleitenden Theile in ihren Hauptzügen bereits geschildert ist, war auf den Marianen herrschend. Ihre Todtenfeierlichkeiten hat der Geschichtschreiber der Marianen, Pater Gobien vortrefflich beschrieben. Er hat uns auch Proben rührender Klagegesänge über den Verlust der Angehörigen aufbewahrt. Jede Familie hatte ihr besonderes Heiligthum, worin sie die Gebeine ihrer Todten aufbewahrte, denen fast göttliche Ehre erwiesen wurde. Ein Gleiches geschah mit den Bildnissen der Verstorbenen, die hier wie auf Sandwich beinahe die Stelle wirklicher Götzenbilder einnahmen, aber nicht öffentlich aufgestellt wurden. Daher rührt der Irrthum so vieler Reisender, die den Marianiern, weil sie keine öffentlichen Tempel und Götzen bei ihnen erblickten, alle Religion und jede Art von Kultus absprechen. Inspirirte und Zauberer leiteten das Volk. Auch das Tabu war bekannt, obwohl Gobien den Zusammenhang und die Bedeutung desselben nicht recht begriffen zu haben scheint.*)

Der erste Europäer, der an diesen Inseln landete, war Magellan, der auf seiner Reise um die Welt 1521 auf Guahan vor Anker ging. Er nannte sie Ladronen, weil die Eingebornen ihm einige Stücke Metall und einige Geräthe entwendet hatten. Nach Gobiens Zeugnisse verdienten jedoch die Insulaner keinesweges diesen Namen, weil sie den Diebstahl durchaus verabscheueten. Später nannte man sie von der Menge der Segelkähne de las Velas. Zuletzt gab der Jesuit San Vittores ihr den Namen Marianen zu Ehren der Königin Maria Anna, Gemahlin Philipps IV. von Spanien. Dieser Name ist bis

*) Vergl. über die Religion der Marianier außer Gobiens Geschichte den Bericht des Östreichischen Missionärs P. Strobach im I. Buch des N. Welt-Bot., und den Brief des P. Bonani im VII. Buch ebendas.

auf den heutigen Tag geblieben. Die Spanier besuchten auf ihren Fahrten zwischen America uud den Philippinen diese Inseln oft, ohne doch an eine Besetzung derselben zu denken. Auch viele Englische und Holländische Freibeuter und Kaperschiffe, welche auf die Galeone von Manilla Jagd machten, landeten hier. Erst 1668 erfolgte die Besetzung durch die Spanier. In neuester Zeit haben die Nordamerikaner es versucht, auf den nördlichen Inseln eine Kolonie von Amerikanern und Sandwichern zu gründen, was aber durch den Gouverneur von Agaña vereitelt worden ist. — Man schätzte die Volksmenge bei Ankunft der Spanier auf 80—100,000, was nach den Berichten der Missionäre und nach dem Verhältniß der sonstigen Bevölkerungen auf den Inseln der Südsee zu urtheilen nicht zu hoch angeschlagen zu sein scheint. Allein die Insel Guahan soll 30,000 Bewohner gehabt haben. Indeß gibt der Pater Strobach, ein Östreicher und sehr zuverlässiger Berichterstatter, in einem Berichte vom Jahre 1682 für alle Inseln nur 12,000 an, die von 50,000 noch übrig sein. Eben so berichtet P. Bonani.

c. Die Missionen.

Diese erste Mission im Innern der Südsee schließt sich ebenfalls an die Mission der Philippinen an. Anfangs schien man die Marianen gar nicht beachten zu wollen. Auf den Philippinen fanden die Missionäre noch immer ein so weites Feld zu bearbeiten, daß die Ausdehnung ihrer Thätigkeit bis zu den Marianen gar nicht rathsam schien. Endlich kam im Jahre 1668 die erste Mission durch den berühmten Jesuiten Don Diego Ludowico de San Vittore zu Stande. Dieser stammte aus einem berühmten Spanischen Hause, und war, von Jugend auf Verlangen nach dem geistlichen Stande tragend, in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Von Mexico aus zur Provinz der Philippinen geschickt, erblickte er 1660 zum ersten Male die Marianen, und faßte den Entschluß, alle seine Kräfte aufzubieten, um hier die Gründung einer Mission zu Stande zu bringen. Zu Manilla fand er keine Unterstützung. Da wandte er sich an den König Philipp IV. von Spanien und an dessen Gemahlin Maria Anna, und fand hier die gewünschte Hülfe. Der Gouverneur von Manilla erhielt

Befehl, die Unternehmung auf jegliche Weise zu unterstützen, und auf die Kasse von Mexico wurden jährlich 3000 Dollare für die Missionen auf den Marianen angewiesen. Außerdem wurde San Vittore in Mexico von allen Seiten mit dem Nothwendigen für seine Mission ausgerüstet. Im Jahre 1668 landete er mit seinen Ordensgenossen de Medina, de Casanova, Cardenoso und de Morales an der Hauptinsel Guahan, und wurde von den Eingebornen freundlich aufgenommen. Die Art, wie die Südseeinsulaner zu behandeln sein, kannten die Missionäre bereits von den Phillippinen her; ihr ganzes Verfahren war darum vom Anfange an höchst zweckmäßig und weise. Sie wurden mit Vertrauen und Ehrfurcht von den Insulanern aufgenommen, und benutzten diese Stimmung sogleich, um ihnen ihre höhere Sendung anzukündigen. Dabei aber hüteten sie sich sorgfältig, bei den Wilden die Meinung zu veranlassen, als sollte ihnen etwas von ihrer bisherigen mit ihrer Natur wie verwachsenen Lebensweise genommen werden. Sie wurden vielmehr selbst Wilde, um die Wilden zu gewinnen. San Vittore nahm an den Tänzen und Spielen der Eingebornen Theil, und christliche Wahrheiten in die ihnen eigenthümliche Gesangsweise einkleidend, tröpfte er ihnen unvermerkt die Anfangsgründe des christlichen Glaubens ein. Mit den Erwachsenen, in denen er Mangel an jeglichem Ernste und an aller Beständigkeit des Gemüthes wahrnahm, scherzte und spielte er, aber die Kinder suchte er an sich zu fesseln und gründlich zu unterrichten. Wie die Kinder, so zeigten auch die Greise Empfänglichkeit und ein tieferes Verständniß, und San Vittore konnte nach Verlauf eines Jahres schon daran denken, die ersten christlichen Gemeinden auf Guahan zu gründen. Unter denen, welche im ersten Jahre nach der Ankunft der Missionäre getauft wurden, waren 26 Greise, die bereits über 100 Jahre alt waren. Für die getauften Kinder wurden zwei Unterrichtsanstalten in dem Hauptorte der Insel, Agadna (später San Ignatio de Agaña) gegründet, das eine für Knaben, das andre für Mädchen. Mit gleich günstigem Erfolge arbeiteten die andern Missionäre auf Rota (Zarpane) und Tinian (Buenavista), so daß die Zahl der Christen mit jedem Tage wuchs. In wie hohem Ansehn die Missionäre bei den Insulanern standen, ist daraus ersichtlich, daß

es ihnen gelang, dieselben zur Vergrabung aller Gebeine ihrer Todten, die als das höchste Heiligthum aufbewahrt wurden, zu bewegen. Die Bilder der Verstorbenen, welche die Stelle der Götzenbilder eingenommen hatten, wurden verbrannt. Auch nahmen die Sitten der Insulaner allmählich eine mildere Form an. Am schwersten war es, eine anständige Kleidung einzuführen, da die meisten bis dahin fast ganz nackt gingen. Eine europäische Kleidung würden die Insulaner um keinen Preis angenommen haben; auch reichten die Mittel der Missionäre nicht aus, solche für so viele Tausende zu schaffen. Da legten diese selbst ihre europäische Tracht ab, und bereiteten sich Kleider aus Palmenblättern und andern einheimischen Pflanzenstoffen. Dieses hatte Wirkung; die alleinige Macht des Beispieles bewirkte, daß die Sitte, bekleidet zu gehen, immer allgemeiner sich verbreitete. Die Baumwolle, welche die Missionäre pflanzten, gedieh bald vortrefflich, und gewährte nach und nach, von den Einwohnern bearbeitet bessere Kleidungsstoffe. Auch Europäische Hausthiere kamen vortrefflich fort, besonders Schaafe; die Obstpflanzungen fingen bald an zu gedeihen; dagegen brachte der Weizen keine Frucht.*)

Bei einem so weisen und milden Verfahren der Missionäre faßte das Christenthum unter diesem wankelmüthigen Volke in der That festen Fuß, so daß es trotz der beispiellosen Stürme, die über diese Mission kommen sollten, nicht wieder hat vertilgt werden können. Nach dem bisherigen Fortgange der Bekehrung zu urtheilen, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die ganze Bevölkerung, wenn auch erst nach langem Mühen, dauernd für das Christenthum gewonnen sein würde, wenn man den Missionären allein das Geschäft überlassen hätte. Aber der Fortgang der Mission sollte durch Ereignisse der traurigsten Art unterbrochen werden. Der eigentliche Grund der Mißstimmung, die sich der Gemüther bemächtigte, und nach und nach die große Masse der Bevölkerung mit rasender Wuth erfüllte, lag in der Besetzung dieser bisher freien Inseln durch die Spanier. Das zu Agadna er=

*) Bericht des Paters Strobach in P. Stöckleins N. Welt=Bott. I. Buch. S. 7—12.

baute Fort, worin nur einige Mann zur Besatzung lagen, erwuchs allmählich zu einem festen Schlosse, und daneben siedelte sich die Stadt San Ignatio mit Spanischen, Tagalischen und Americanischen Kolonisten an. Die Besatzungen wurden verstärkt, und allmählich erhoben sich auf Rota, Tinian und Seypan (St. Joseph) ebenfalls Forts mit Bewaffneten und Beamten. Spanien betrachtete bei der steigenden Blüthe der Philippinen die Marianen als eine immer wichtiger werdende Mittelstation zwischen dieser Kolonie und America, und suchte dieselbe um so mehr zu befestigen, je häufiger holländische und engliche Freibeuter diese Meere durchstreiften, und sogar an den Marianen zu landen versuchten. Je mehr aber das ganze Land das Ansehn einer Spanischen Provinz erhielt, um so höher stieg der Ingrimm der von unbändigem Freiheitssinn erfüllten Insulaner. Hier war das Verhältniß wesentlich anders, als auf den Philippinen. Dort erschienen die Spanier als Retter der unterdrückten und in ihrer Existenz bedrohten Tagalen; hier waren sie Eroberer eines Landes, dessen Volk nie etwas von einem fremden Joche gewußt hatte. Ob es überhaupt für Europäer möglich ist, die Südseeinsulaner zu unterjochen, und ob nicht jeder ernstliche Versuch dieser Art mit dem gänzlichen Untergange des Inselvolkes enden müsse, wird in der Geschichte von Neuseeland und Tahi noch besonders zur Sprache kommen. — Dazu kam noch, daß der nachtheilige physische Einfluß, den namentlich Europäer auf die Americanischen und Australischen Indianer ausüben, mit dem Zuflusse der Truppen und Einwandrer immer sichtbarer hervortrat. Wie auf den Philippinen, so zeigten sich auch hier bösartige Fieber und ansteckende Krankheiten. Das scheint die Insulaner mit einem unwiderstehlichen physischen Widerwillen gegen die Fremden erfüllt zu haben. Doch unterschieden sie sehr wohl zwischen den Missionären und den übrigen Spaniern, und blieben denselben auch selbst dann, wenn sie nicht Christen werden wollten, mit Verehrung und Liebe zugethan. Jedoch wurde bei dem steigenden Widerwillen gegen die Fremden den Missionären, die wegen des so tief eingewurzelten Glaubens an das Tabu schon so viele Hindernisse fanden, ihr Geschäft immer schwerer gemacht. Die Vornehmen konnten es nicht verschmerzen, daß auch das Volk zum Christenthume berufen wurde. Es

war ihnen unausstehlich, mit dem Volke in einer und derselben Kirche versammelt zu sein. Daß ihre Kinder aus demselben Taufbecken, wie die Kinder der Mangachang sollten getauft werden, erregte ihnen einen unüberwindlichen Eckel u. dgl. m. Die Missionäre mußten mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen, um nicht von Vorne herein Alles zu verderben. Doch konnten sie nicht verhindern, daß das Christenthum bei den Vornehmen mehr und mehr in Verachtung gerieth, jemehr das unendlich gedrückte Volk die Wohlthaten desselben zu fühlen begann. Gerade der Adel, der zuerst fast ohne Ausnahme dem Christenthume sich geneigt gezeigt hatte, wurde gleichgültig gegen dasselbe, und faßte zuletzt einen bitteren Groll gegen den christlichen Glauben und gegen die Verbreiter desselben. Ein ganz besonderer Umstand wirkte hierzu mit. Es hielt sich nehmlich auf der Insel Guahan ein Chinese auf, angeblich auf der Fahrt von Luçon zu den Marianen verschlagen. Dieser wiegelte die Gemüther gegen die Missionäre auf. Er stellte sie dar als die ärgsten Feinde des Volkes. Wenn man ihre Lehre annehme, so sei die Unterjochung aller Inseln durch die Spanier die unausbleibliche Folge davon. Die Priester seien böse Zauberer und Giftmischer, die unter dem Vorwande der Taufe die Kinder vergifteten, weshalb so viele von ihnen sogleich nach der Taufe stürben. Von nun an faßte ein böser Argwohn in den Gemüthern Raum, und der Fortgang der Bekehrung ward bedeutend gehemmt. Das sinkende Heidenthum hatte einen neuen Halt gewonnen, und die unbändige Freiheitsliebe wandte demselben viele Herzen wieder zu. Da fiel 1670 der Pater de Medina auf der Insel St. Joseph (Seypan) als der erste Martyrer der Marianen unter den Streichen der rachedurstigen Heiden. Der Eindruck war peinlich. Die Christen blieben treu, aber die oft jahrelang fortgetragene, nie erlöschende Rachsucht der Insulaner hob alle Sicherheit auf. Indeß wich keiner der Missionäre von seinem Posten; vielmehr wuchs immer mehr ihre Zahl, und selbst die nördlichen Inseln wurden in den Bereich ihrer Thätigkeit hineingezogen. Auch der edle Ludowico de San Vittore errang die Marterkrone. Er ward am 2. April 1671, als er damit beschäftigt war, die Tochter des Häuptlings Matapang zn taufen, meuchlings von dem erzürnten

Vater erschlagen.*) Ihm folgte einige Jahre später Esquerra mit fünf seiner Genossen. Aber so groß war der Eifer und die Aufopferung der Missionäre, daß die leergewordenen Stellen sehr bald wieder ausgefüllt wurden, und daß die Missionäre fortfuhren, mitten unter den Wilden zu wohnen und zu wirken. Besonders waren es Deutsche, die dieses dornenreiche Feld mit Schweiß und Blut getränkt haben. Je mehr Blut vergossen wurde, um so mehr ward der Haß der Mörder gesteigert. Daher faßten die Insulaner, nachdem sie die Patres Petrus Diaz und San Basilio getödtet, den Plan, alle Spanier plötzlich zu überfallen und niederzumachen. Die Empörung brach urplötzlich fast auf allen Punkten der Inseln aus. Der Pater Monroy wurde mit sieben Begleitern grausam ermordet, die ganze Kolonie verwüstet, und das feste Schloß von St. Ignatio de Agaña belagert. Hier hielt sich die Besatzung mit verzweifelter Tapferkeit.**) Als endlich die lang ersehnte Hülfe ankam, war die völlige Niederlage der Insulaner entschieden.

Trotz der Verfolgung, die während des blutigen Aufstandes über die christlichen Gemeinden ergangen war, und ungeachtet der bei den beweglichen Gemüthern so großen Gewalt der Verführung war doch der Kern der Christengemeinden dem Glauben treu geblieben. Bisher hatten die Vicekönige von Neuspanien und der Generalkapitain der Philippinen sich nur mit einer Art von Widerwillen der wenig versprechenden Besitzung auf den Marianen angenommen. Namentlich war für die nördlichen Inseln fast nichts geschehen, weil dem Kommandanten von Agaña zu wenige Mittel zu Gebote standen, und weil alle ihre Schritte von Mexico und Manilla aus gehemmt wurden. Diese Lage der Dinge änderte sich jedoch wahrscheinlich durch den Einfluß der Jesuiten am Hofe zu Madrid. Im Jahre 1681 kam der Gouverneur Don Antonio de Sarabia mit neuen Vollmachten von Europa an.

*) Etwas anders und umständlicher erzählt seinen Martertod der Pater Bonani. Siehe Stöckleins N. Welt-Bott VII. Buch, S. 1.

**) Vergl. darüber den Brief des P. Johannes Ahumada a. d. Gesellschaft Jesu, datirt v. Agaña den 9. Mai 1677 in P. Stöckleins N. Welt-Bott. I. Buch, S. 1.

Er sollte fortan unabhängig vom Vicekönig von Mexico und vom Generalkapitain der Philippinen die Verwaltung der Inseln führen und nur vom Könige von Spanien Befehle zu empfangen haben. Er brachte eine Verstärkung der Besatzung mit. Ihn begleiteten mehre Missionäre: meist Deutsche, unter ihnen P. Kerschbaumer und P. Cuculinus. Don Sarabia war ein kräftiger Mann. Aber gerade die Energie, womit er in alle Verhältnisse eingriff, erregte die höchste Erbitterung der freiheitliebenden Insulaner. Hätte er sich auf die Besetzung des Schlosses von Agaña beschränkt, und den Missionären und der Zeit das Weitere überlassen, so würde er viel glücklichere Resultate erlangt haben. Höchst unpolitisch handelte er, indem er die Mörder der Missionäre auf eine grausame Weise hinrichten ließ. Er hoffte dadurch für alle Zukunft ein warnendes Beispiel aufgestellt zu haben, aber er kannte den Charakter der Marianier nicht. Die Missionsstationen auf Guahan wurden vermehrt. Die wilden Ehen wurden verboten, und für hinreichenden Unterricht des Volkes Sorge getragen. Dann wurden 30 Krieger auf die Inseln Rota, Agrigan, Tinian und Saypan geschickt, um ihre Lage zu untersuchen, und taugliche Plätze zur Anlegung von Kirchen und Schanzen auszuwählen. Die Bekehrung schien einen guten Fortgang zu haben, und die Inseln bekamen allmählich ein christliches Ansehen. Aber der in den Gemüthern der Heiden verschlossene Haß gedieh zu einer um so größeren Höhe, je länger er bei der Übermacht und Wachsamkeit der Spanier auf eine Befriedigung seiner Rachsucht verzichten mußte. Endlich im Jahre 1684 gab die Unzufriedenheit abtrünniger oder lauer Christen ihnen Gelegenheit zu neuer Erhebung. Ganz unerwartet drangen sie, Waffen unter den Kleidern verborgen, in Agaña ein.*) Eine Truppe stürzte zur Residenz der Jesuiten. Der Pater de Salorzano und der Bruder du Bois wurden tödtlich verwundet, und starben bald darauf.

---

*) Siehe die Beschreibung dieser Vorgänge in dem Briefe des Paters Johannes Tilpe (Louis Turcoti) aus Östreich an P. Matth. Tanner d. d. Agaña den 16. Mai 1685 im N. Welt-Bott. I. Buch, Seite 4.

In der Kirche stand gerade der Pater Kerschbaumer, ein Deutscher, am Altare, als die Rotte eindrang. Mit der h. Hostie trat der Priester den Wüthenden entgegen, und trieb sie zurück. Die andre Schaar ergoß sich durch die Stadt, und stieß alle Spanier, welche sich blicken ließen nieder. Dann wird ein allgemeiner Sturm auf das feste Schloß am Hafen vorbereitet. Die kleine Besatzung aus Spaniern und Tagalen bestehend widerstand dem zahlreichen Feind. Der christliche Häuptling Ineti mit seiner Dorfschaft unterstützte die Belagerten treulich. Ohne diese Hülfe der christlichen Marianier wäre die Behauptung der Festung wohl unmöglich gewesen, da man auf den 300 Meilen entfernten Philippinen nichts von den Vorgängen auf Guahan wußte. Zuerst boten die Empörer alle Mittel der Überredung auf, den Häuptling Ineti zum Verrathe gegen Spanien zu bewegen. Als dieser Versuch fruchtlos blieb, knüpften sie durch die Marianischen Weiber der Spanischen Soldaten ein Einverständniß mit der Besatzung selbst an, und reizten die stammverwandten Tagalen, aus denen die Truppen zum Theil bestanden, zum Abfalle. Mehre Tagalen gingen zum Feinde über, der nun mit doppeltem Muthe zu Lande und mit 70 Schiffen von der Seeseite die Festung bedrängte. Der unglaubliche Wankelmuth und die Treulosigkeit der Eingebornen, die der heiligsten Versicherungen von Freundschaft und Ergebenheit ungeachtet nur immer auf Verrath und Rache sannen, machte durchaus alle Verhältnisse unsicher, und hielt die kleine Besatzung in beständiger Furcht. Indeß wurde der Missionär de Angelis in seinem Dorfe auf Guahan getödtet, und auf den übrigen Inseln wüthete die Empörung mit gleicher Heftigkeit. Die beiden Patres Strobach und Boranga, beide aus Östreich, erlitten auf der Insel Rota den Martertod.*) Ein Fort nach dem andern wurde erstürmt, und am Ende war außer Agaña nur noch die Feste auf Saypan übrig, worin eine Besatzung von 40

*) Über die näheren Umstände ihres Martertodes siehe den Brief des P. Josephus Bonani an Sigism. Busch, Kanzler der Universität Grätz, d. d. Insel Rota den 27. Mai 1719 in Stöckleins N. Welt-Bott I. Th. S. 27.

Mann unter Quiroga sich heldenmüthig vertheidigte. Diesem kleinen Haufen gelang es, die Empörer auf Saypan in einer Reihe blutiger Gefechte zu vernichten. Mit 20 Mann rückten dann diese Tapfern zum Entsatze der hart bedrängten Feste von Agaña herbei. Bei ihrem Anblicke ergriff Verzweiflung die Insulaner. Sie zerstreueten sich in wilder Flucht in die Wälder und Gebirge, oder verließen Guahan, um sich auf den andern Inseln niederzulassen.*) Aber selbst jetzt mußten die Spanier jeden Fußbreit Landes mühsam wieder erkämpfen, und als endlich Guahan mit Hülfe der christlichen Insulaner bezwungen war, behaupteten die Heiden sich noch auf den nördlichen Eilanden, und setzten von Insel zu Insel den verzweifelten Kampf fort, bis sie den überlegenen Waffen der Spanier erlagen. Aber selbst jetzt, wo sie einsahen, daß jeder Widerstand vergeblich sei, dachten die Ungebeugten nicht an Unterwerfung. Viele stürzten sich freiwillig in den Tod, weil ihnen der Gedanke an Unfreiheit unerträglich war, Weiber tödteten ihre Kinder, und ganze Schaaren verließen ihr Vaterland, um südwärts — man sagt auf den Carolinen — eine neue Heimath zu suchen. Von den Übriggebliebenen wurden Tausende durch Hungersnoth und durch Seuchen hinweggerafft, so daß am Ende nur die christlichen Gemeinden, und eine kraftlose Masse von Greisen und Weibern übrig blieb. Man rechnete zusammen etwa 8000 Seelen. Gewiß zu beklagen ist der Untergang eines Volkes, das solche Kämpfe für seine Freiheit wagen konnte, und lieber Leben und Vaterland, als seine Unabhängigkeit verlor. Aber den Spaniern kann man aus diesem Untergange Tausender eben so wenig einen gerechten Vorwurf machen, wie jedem andern erobernden Volke, das in andern Welttheilen Besitzungen erwirbt und Kolonien anlegt. Der Krieg auf Leben und Tod war nicht durch die Schuld der Spanier, die hier eben so milde und wohl-

*) Über die Begebenheiten dieses mit unglaublicher Wuth und Treulosigkeit Seitens der Insulaner geführten Krieges haben wir den mit vieler Klarheit geschriebenen Bericht des Östreichischen Paters M. Cuculinus in dem N. Welt-Bott vom Pater Stöcklein I. Buch, S. 16 bis 23. — Cuculinus war selbst mit in der Feste von Saypan eingeschlossen, und war der Freund und treue Rathgeber des heldenmüthigen Quiroga, Befehlshabers dieser Feste.

wollend, wie auf den Philippinen, mit den Eingebornen verfuhren, herbeigeführt, und mußte, einmal begonnen, auch bis zu Ende durchgeführt werden. Wenn in den Englischen und Niederländischen Besitzungen die Kämpfe mit den Eingebornen nicht so hartnäckig und zerstörend sind, so liegt das nur daran, daß eben die Unterjochten weniger kriegerisch und freiheitliebend sind.

Die Missionäre gaben sich alle mögliche Mühe, die Christengemeinden, welche durch Verfolgung und Abfall, und durch die Übel, unter denen das ganze Volk darniederlag, unglaublich gelitten hatten, wieder zu kräftigen und das Vertrauen der Gemüther wieder zu beleben. Zur Erleichterung der Seelsorge wurden alle noch übrigen Insulaner auf Guahan, Rota und Sayppan gesammelt. Sayppan nebst Tinian waren zuletzt der Heerd der Empörung gewesen. Als 1695 der damalige Gouverneur Don Quiroga die Eroberung der Inseln Tinian und Sayppan vollendet hatte, flüchteten sich die Insulaner nach Agrigan, wo sie sich auf unzugänglichen Felsen verschanzten. Dennoch ward die feste Stellung durch Quiroga mit Sturm genommen, jedoch die Besiegten auf die dringende Bitte des Paters Gerhard Bowens verschont. Der Gouverneur verpflanzte sie alle nach Guahan. *) Pater Bowens ließ sich ganz allein auf Sayppan nieder, und wußte die scheu gewordenen Gemüther durch Freundlichkeit und Milde zu gewinnen. Unermüdlich unterrichtete er bei einem im Dorfe Fatignan aufgerichteten Kreuze Kinder und Erwachsene, und vereinigte des Sonntags in und um seine Kirche alle Bewohner der Insel. Doch konnte er nicht verhindern, daß noch immer von Zeit zu Zeit ganze Familien die Insel verließen, um eine andere Heimath zu suchen. Dadurch wurde zwar die Bevölkerung noch immer mehr gemindert, aber es wurden auch die revolutionären Elemente mehr und mehr entfernt. Eben so ging es auf Rota und Guahan. Da keine Empörung mehr zu fürchten war, so konnten die Jesuiten sich um so ungehinderter der Pflege ihrer Gemeinden widmen, und ihnen allein ist es zu verdanken, daß ein Stamm dieses Volkes erhalten worden ist. Zwar

---

*) Siehe den Brief des P. Gerh. Bowens d. d. Insel Sayppan den 28. Mai 1696 in Stöckleins N. Welt-Bott. II. Buch, S. 1. u. ff.

nahm die Bevölkerung noch fortwährend ab, weil der Kern des Volkes in den Schlachten geblieben, oder nach andern Inseln ausgewandert war, und zum Theil nur Greise und Weiber die Bevölkerung bildeten. Doch gab das allmählich befestigte Christenthum dem Völkchen wieder einen innern Halt. Es trat eine Vermischung mit den stammverwandten Tagalen ein, die Abnahme der Bevölkerung hörte auf, und es trat ein langsames Steigen ein, das seit 50 Jahren fortgewährt, und in immer gesteigertem Verhältnisse zugenommen hat. Die sämmtlichen Inseln wurden mit dem Bisthum Zebu vereinigt. Doch hat der Bischof von Zebu die Führung der Geschäfte auf den Marianen dem Erzbischof von Manilla übertragen, weil die große Seehandelstadt häufigere Gelegenheiten nach diesen entfernten Gemeinden darbietet. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu übernahmen die Augustiner die Missionen auf diesen Inseln. Die Einwohner sind alle bekehrt. Die Gemeinden werden heut zu Tage von Augustinern und von Tagalischen Weltpriestern versehen.

d. Gegenwärtiger Zustand.

Im Jahre 1816 zählte die ganze Inselgruppe 5,389 Einwohner. Davon waren 4,934 auf der Insel Guahan (St. Juan). Unter diesen zählte man 147 vom Beamten- und Militairstande; 1109 Spanier; 1480 Tagalen; 2108 Indianer (Marianier); 38 Mulatten aus Mexico; 52 Sandwicher und andere Oceanier. Auf Rota wohnten außer 4 Tagalen nur Ureinwohner. Die Hauptstadt San Ignatio de Agaña hatte 448 Häuser 3115 Ew. Sie hat eine schöne Pfarrkirche und ein Kloster. Außerdem hat Guahan 9 Dörfer und kleine Ortschaften, meistens von Indianern und Tagalen bewohnt. Die Pflanzungen beschreibt Kotzebue wie auf den Philippinen. Die Wohnungen sind von Gärten und prächtigen Obstpflanzungen umgeben, und der Reichthum an Produkten ist außerordentlich. — Seit Kotzebue's Besuch ist aber die Wichtigkeit der Inseln sehr gestiegen, und auch die Bevölkerung hat noch bedeutend zugenommen. Nach offiziellen Angaben bestand sie 1837 aus 8522 Seelen,*) und mag gegenwärtig zwi-

---

*) Vergl. Ausland 1840. Nr. 13. S. 731.

schen 9—10,000 Seelen betragen. Wegen der zunehmenden Wichtigkeit haben sowohl die Engländer als die Nordamerikaner auf diese Inseln ihr Auge geworfen; es ist jedoch zu hoffen, daß Spanien es verstehen wird, dieses kostbare Juwel seiner Krone zu bewahren.

In Bezug auf die Missionen bilden die Marianen ohne allen Zweifel einen der interessantesten und wichtigsten Punkte der Südsee. Denn einerseits stehen sie im Norden mit Japan in Verbindung, und können den Missionen dorthin einen Stützpunkt gewähren. Andrerseits aber sind sie der Schlüssel zu den Carolinen und zu den wichtigsten Inselgruppen der Südsee. Die Bevölkerungen dieser Inseln sind in neuerer Zeit mit den Marianen in nähere Berührung getreten. Ein lebhafter Tauschhandel beschäftigt die zahlreichen Carolinischen Piroguen, und gibt dem Hafen von Agaña eine steigende Wichtigkeit. Auch haben die Carolinen angefangen, den Überfluß ihrer Bevölkerung auf den Marianen abzusetzen. Auf Saypan haben sie eine Kolonie gegründet, und mehre von ihnen haben sich zu Agaña niedergelassen. Wenn nur das einst so unternehmende Spanien seinen Vortheil zu benutzen wüßte! Offenbar sind die Marianen der geeignetste Punkt, um die Missionen auf den Carolinen zu erneuern. Zu dem Behufe müßte aber für die Kräftigung der Kirche daselbst wieder mehr geschehen. Die Entfernung der Philippinen ist zu groß, als daß nicht die Errichtung eines eigenen Bisthums für die Marianen sehr wünschenswerth erscheinen sollte. Zudem macht die steigende Bevölkerung und die Wiederbesetzung der früher verlassenen Inseln eine Vermehrung der Pfarrbezirke dringend nothwendig. Denn noch immer besteht die 1696 vorgenommene Eintheilung in 2 Pfarrbezirke fort, wovon die eine ihre Hauptkirche zu Agaña auf Guahan, die andere auf Rota hat. Zu letzterer gehören aber selbst die Ortschaften Pago und Hanum auf der Ostküste von Guahan. Die Errichtung eines eigenen Bisthumes und die Vermehrung der kirchlichen Anstalten würde für die Missionen der Südsee von unberechenbarem Nutzen sein.

---

§. 4.

Die Missionen auf den Carolinen.

a. Geographische Uebersicht.

Die Geographie weiß heut zu Tage über diese Inseln noch nicht viel mehr zu sagen, als die Missionäre, welche dieselben entdeckt und zuerst erforscht haben, schon vor mehr als 100 Jahren wußten. Und doch bilden sie eine der größten und wichtigsten Gruppen der ganzen Südsee. Sie liegen zwischen dem 3° 5′ und 12° N. B., und erstrecken sich in der Hauptrichtung von Westen nach Osten über 400 Meilen weit. Die äußerste Gruppe nach Westen bilden die Pai- oder Palaosinseln (welches die Engländer in ihrer schlechten Aussprache in Pelewinseln verdreht haben). Die neuern Geographen rechnen die Palaosinseln gewöhnlich nicht mehr zu den Carolinen, wozu sie jedoch nach der Abstammung ihrer Bewohner und der Geschichte ihrer Entdeckung ohne Zweifel zu rechnen sind. Die äußerste Insel im Osten ist Punipet oder Ascension unterm 11° N. B. Litke, der in den zwanziger Jahren die Inseln untersuchte, rechnet gegen 400 Inseln, die er in sehr viele Gruppen theilt. Die Missionäre des vorigen Jahrhunderts machten schon mehr als 80 dieser Inseln namhaft, und gaben mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ihre Lage an. Schon Cantova berichtete, daß nach Osten hin noch viele nicht namhaft gemachte Inseln gelegen sein. Die Hauptgruppen, wie Cantova sie angibt, sind folgende:

1. Die Pai- oder Palaosgruppe (Pelew), von den Eingebornen Panlö genannt. Sie ist die westlichste von allen, und enthält außer vielen kleinen sieben größere Inseln, nämlich Pellilió (Pellud), Coëngal, Tagaetö, Coscheal, Yalap, Mogülibec und Nagarrol. Südwestlich liegen die bewohnten Inseln Sonrol (Sonsorol) und Cadocopuei (Cathogube). Alle gehören der Korallenformation an, haben nur geringe Erhebungen im Innern, und an den Küsten fast nirgends tauglichen Ankergrund.

2. Die Gruppe Yap (nicht Eap), nächst den Palaosinseln die westlichste, liegt von dieser in nordöstlicher Richtung. Yap ist die Hauptinsel, und soll nach den Berichten der Missionäre Gua-

hau an Größe übertreffen. Sie ist gegenwärtig in viele kleine Gebiete vertheilt. Umher liegen viele zum Theil unbewohnte Koralleninseln. Südöstlich erheben sich noch drei größere Eilande aus dem Meere: Ngolii, Laddo und Petangaras. Yap ist eine hohe Insel und soll selbst edle Metalle hervorbringen. Die umherliegenden kleinern Inseln sind sämmtlich Korallenfelsen.

3. Die Gruppe Egoi, im Jahre 1712 vom Kapitain Bern. de Eguy entdeckt und nach ihm benannt, liegt östlich von Yap. Die östlichste Insel heißt Feis oder Egoi; die übrigen Inseln liegen davon getrennt weiter nach Westen. Die namhaftesten davon sind Falalep, Mogmog, Gielop, Pig, Marrülül ꝛc. Fast alle sind niedrige Koralleninseln, zum Theile gut bewohnt und fruchtbar.

4. Die Gruppe Ulea südlich von den Marianen. Man könnte sie in 3 Gruppen eintheilen, die zusammen ein Dreieck bilden. In der Spitze nach Norden liegt Farroilep, Fahuö und mehre kleine Eilande, von Rodriguez 1696 entdeckt. Diese Inseln liegen von allen Carolinen den Marianen am nächsten. Den westlichen Winkel des Dreiecks bildet die eigentliche Gruppe Ulea mit der Hauptinsel gleichen Namens und den kleinern Eilanden Ifelüc, Orrüpü, Otagü ꝛc. Den östlichen Winkel bildet die Gruppe Lamurrec mit der Hauptinsel gleichen Namens und den Eilanden Seteöl, Ulör, Toas ꝛc. Alle diese Inseln sind niedrig, zum Theil fruchtbar, im Ganzen wenig bevölkert. Zu Cantovas Zeiten stand diese ganze Gruppe Ulea-Lamurrec unter zwei Fürsten; gegenwärtig scheinen sie in mehre kleine Gebiete getheilt zu sein.

5. Die Gruppe Cittac, die östlichste von allen. Sie enthält eine zahllose Menge zum Theil kleiner Inseln, und nährt sich im Süden dem Äquator beinahe bis auf 3 Grade, während sie im Norden sich bis zum 11° N. B. erstreckt. Die wichtigsten Eilande sind Hogolö oder Torres, Rüao, Pis, Lamoil, Falalu, Ulalu, Magur, Ulu, Püllep, Pülüol, Schög, Pat, Pöl, Fup, Capöschö, Cuop u. s. w. Dazu muß man an der äußersten Gränze nach Osten die neuentdeckte Insel Punipet oder Ascension unterm 11° N. B. rechnen. Ein Theil dieser Eilande gehört zu den hohen, die meisten jedoch zu den niedrigen Inseln. Zu Cantovas Zeiten standen die Inseln unter mehren Königen.

Die hier gegebene Übersicht ist nach Cantovas Karte angefertigt, und die Namen der Inseln sind von ihr entlehnt. Es ist ein wahrer Mißbrauch, den namentlich die Engländer und Holländer treiben, bereits entdeckten und benahmten Inseln und Küsten neue ganz willkührliche und oft nichtssagende Namen beizulegen. Die Deutschen Geographen sind gar zu dienstbeflissen, alle noch so lächerlichen neuen Namen, die irgend ein Reisender erfunden hat, in ihre Bücher einzutragen, und die viel berechtigtern Benennungen, die entweder aus der Sprache des Landes selbst stammen, oder von dem Entdecker ihm beigelegt wurden, fallen zu lassen. Das hat mich besonders bestimmt, Cantovas Namen, die er aus dem Umgange mit den Caroliniern selbst lernte, unverändert beizubehalten. — Über die Größe der Bevölkerung der Carolinen läßt sich schwerlich etwas Zuverlässiges sagen. Zu Cantovas Zeiten muß dieselbe bedeutend gewesen sein. Wir wissen aber, daß nirgends in der Welt die Bevölkerung solchen Wechseln unterworfen ist, als gerade in der Südsee. Seit hundert Jahren scheint hier eine bedeutende Abnahme stattgefunden zu haben. Jedoch kann man ohne alle Gefahr zu irren 20,000 Seelen rechnen; möglich ist jedoch, daß ihre Zahl auf 40—50,000 steigt. — Auch die Zahl der Könige und Lehnsfürsten läßt sich nicht angeben. Spanien rechnet übrigens alle Carolinen zu seinen Besitzungen, obwohl eine wirkliche Besetzung noch nicht stattgefunden hat.

b. Die Bewohner und ihre frühere Geschichte.

Meine Ansicht über den Ursprung der Carolinischen Bevölkerung habe ich bereits im einleitenden Theile im Allgemeinen ausgesprochen. Die ursprünglichen Bewohner waren Negritos oder Papuas. Im Süden sind sie noch heut zu Tage von den Ländern der Papuas begränzt. Cantova unterschied auf das bestimmteste Menschen verschiedenen Stammes und von verschiedener Hautfarbe unter den Insulanern, die zu den Marianen verschlagen wurden, und bemerkte, als er selbst auf den Carolinen sich aufhielt, dieselben Unterschiede. Einige waren ganz schwarz mit wol-

ligtem Haar, ohne Bart, zum Theil von kleinem schwächlichen Körperbau. Andre glichen südamericanischen Mestizen von fast dunkelbrauner Farbe und spärlichem Bart. Andre endlich waren auffallend weiß, von kräftigem Körperbau, fast den Marianiern und Tagalen gleich. Sie waren tätowirt, trugen schwarzes glattes Haar und einen überaus kräftigen Bart. Im Süden fanden noch spätere Reisende mehre Inseln, die fast nur von Negritos bewohnt waren. Überall waren die Schwarzen die dienende Klasse, wie schon Cantova bemerkt. Die Vornehmen und Fürsten hatten überall eine hellere Farbe, trugen Tätowirungen und einen dicken Bart. Schon diese Beobachtungen erheben es zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Carolinen ein ganz ähnliches Schicksal erfahren haben, als die Philippinen, daß nämlich von Norden her der Stamm der Ainos in das Gebiet der schwarzen Bevölkerung eingedrungen sei, und dieselbe theils verdrängt, theils sich mit ihr vermischt habe. Die Sprache der Carolinen weicht freilich bedeutend von der der Philippinen und Marianen ab, ist aber dennoch mit ihr verwandt, wie schon der Klang der Namen zeigt. Man muß aber bedenken, daß die Marianier nie zum Gebiet der Negritos gehört haben, und darum auch keine Elemente von ihrer Sprache aufnehmen konnten; auf den Philippinen aber wenigstens auf Luçon nicht so sehr eine Vermischung der Ainos und Negritos, als eine Verdrängung der letzteren durch die ersteren stattfand, während auf den Carolinen eine Vermischung ganz offenbar ist. Dazu kommt, daß die Marianen und Philippinen später einem Einflusse von Japan und China offen blieben, während die Carolinen ohne Verbindung mit dem Norden nur mit den südlich und südöstlich gelegenen Eilanden, also vorzugsweise gerade mit den Negritosbevölkerungen eine bleibende Verbindung hatten. Die große Verschiedenheit der Dialekte auf den Carolinen kann nichts Befremdliches haben, seitdem man weiß, wie oft in einer einzigen Gruppe der Südseeinseln die Dialekte wechseln. Die Missionäre glaubten auch eine große Verwandtschaft der Laute mit dem Arabischen entdeckt zu haben. Vielleicht waren es gerade die Elemente der Negritossprache, welche in der Carolinischen enthalten sein müssen, die auf eine Verwandtschaft mit dem Arabischen hinzu-

deuten schienen. Übrigens kann diese Frage bei den bis jetzt zu Gebote stehenden Mitteln noch nicht genügend gelöset werden. Eben so läßt sich die Zeit, wann diese Einwanderung der Ainos stattgefunden hat, nicht bestimmen. Offenbar aber ist sie sehr frühe zu setzen. Sehr beachtenswerth sind die Nachrichten neuerer Reisenden, daß auf der ganz nach Osten gelegenen Insel Ascension große Trümmer entdeckt worden sein.*) Wahrscheinlich wird eine nähere Untersuchung dieser Ruinen zeigen, daß sie mit denen auf Tinian Verwandtschaft haben, und wie diese auf eine vergangene Blüthe der Ainosvölker hinweisen, die wegen der Isolirung dieser Völkerschaften oder wegen politischer Umwälzungen in Folge der östlichen Völkerwanderungen im Mittelalter zu Grunde gegangen ist. Zur Zeit der Entdeckung der Marianen war dort die Kunde von den südlicher liegenden Inseln ganz erloschen. Bei alle dem aber bleibt es auffallend, daß nach den blutigen Kriegen in den Jahren 1684—1696 viele Marianier nach den südlich gelegenen Eilanden auswanderten. Die Missionäre auf den Marianen hatten damals allerdings schon Kunde von diesen Inseln; vielleicht hatten die Insulaner durch sie von den Carolinen Kenntniß. Doch ist es nicht undenkbar, daß die Insulaner auch eine geheime durch die Tradition fortgepflanzte Kunde von diesen Inseln unter sich bewahrten.

Die Religion der Carolinier ist wie bei allen Völkern des Ainosstammes die Kamireligion. Cantova gibt darüber genügenden Aufschluß. Ihre Mythologie ist von ihm angegeben. Von ihm hat Chamisso abgeschrieben. Mit Ausnahme der Götternamen stimmt ihre Mythologie mit denen der andern Südseeinsulaner überein. Zu bemerken ist, daß die Gruppe Ulea-Lamurrec der Hauptsitz der Götterlehre ist. Von dort sind fast alle entstammt. Ulea und Feis sind aber den Marianen am nächsten. Auf Feis findet sich auch der in der ganzen Südsee bekannte Name des Hauptgottes Rongala (Tangaloa, Kanaloa). Sie unterscheiden gute und böse Geister, Elüs melafirs und elüs mela-

*) So der New-South-Wales literary, political and commercial Advertiser vom Jahr 1835.

büt. Priester und Zauberer stehen mit den Geistern in Verkehr, die Alles erfüllen und beleben. Einen öffentlichen Kultus hatten sie nicht; sie kannten nur den Todtendienst; jede Familie verehrte die Gebeine ihrer Todten und die Bilder ihrer Ahnen. Unverkennbar aber hatten sich in ihre religiösen Anschauungen auch Bestandtheile von dem Kultus der Negritos eingemischt. Alle Negritos brauchen das Feuer bei ihrem Religionsdienste. Der zum Himmel emporsteigende mit der Flamme vermischte Dampf ist ihnen das Medium der Vereinigung zwischen Himmel und Erde. So stieg nach dem Glauben der Carolinier der Jüngling Ulefat, von Verlangen getrieben, ein himmlischer Geist zu werden, nachdem er ein großes Feuer angezündet hatte, in der wirbelnden Rauchsäule zum Himmel empor, wo sein Vater, ein Gott, der ihn mit einem irdischen Weibe erzeugt hatte, ihn mit offenen Armen empfing. — Die Verfassung ist wie auf den übrigen von den Oceaniern bewohnten Inseln. Könige beherrschen eine oder mehre Inseln; oft umfaßt ihre Herrschaft eine ganze Gruppe. Unter ihnen stehen Lehnsfürsten und Könige. Der hohe Adel, Tamolen genannt, genießt auch hier die größten Vorrechte. Doch ist das Volk nicht so entwürdigt und gedrückt, wie es auf den Marianen und auf den Sandwichinseln der Fall war. Der Volkscharakter ist ein Gemisch von edlen, milden Zügen mit roher Barbarei und großer sittlicher Entartung.

c. Entdeckung und Missionen.

Die erste bestimmtere Nachricht, welche die Europäer von den Carolinen erhielten, kam durch Juan Rodriguez, der 1696 auf der Bank Stae. Mariae Schiffbruch litt, und die Insel Farroilep (siehe a. 4.) entdeckte. Schon 1686 hatte Francesco Lazeano auf seiner Fahrt von America nach den Philippinen die erste ungewisse Kunde von einer Insel im Süden der Marianen zu den Spaniern gebracht, die er nach dem Könige Carl II. von Spanien Carolina genannt hatte. Eine genauere Kenntniß von den Carolinen erhielt man durch Eingeborne, die vom Sturme verschlagen von Zeit zu Zeit zu den Philippinen und Marianen kamen. Am 28 Decbr. 1696 landeten 2 Carolinische Barken

vom heftigen Ostwinde nach Westen verschlagen bei dem Dorfe Guivan auf der Insel Samar, der östlichsten unter den kleinen Philippinen. Ein Einwohner des Dorfes bemerkte sie, und führte die Nachen durch die gefährliche Brandung des mit Klippen besetzten Ufers zum Hafen. Die Einwohner von Guivan strömten haufenweise hinzu, und erquickten die halb verschmachteten Fremdlinge mit Speise und Trank. Sie waren scheu und furchtsam, und redeten eine unbekannte Sprache. Zwei Weiber, die ehemals auch vom Sturme an die Küste von Samar verschlagen als Christinnen in Guivan wohnten, erkannten die Fremdlinge als Landesleute und dienten als Dolmetscher. Als sie den Missionär des Dorfes erblickten und die Ehrfurcht der Leute gegen ihn bemerkten, warfen sie sich vor ihm als dem Könige des Ortes auf die Erde nieder, und baten um ihr Leben. Der Missionär hatte Mühe, sie zu beruhigen; er liebkosete ihre Kinder und bezeugte ihnen alle mögliche Freundlichkeit. Die Glieder der Gemeinde wetteiferten mit einander in der Aufnahme und Beherbergung der Fremden. — Die Jesuiten wußten sich durch die Aussagen dieser Leute so gut über die Lage, Zahl und Größe der Inseln zu unterrichten, daß sie schon damals eine ziemlich genaue Karte der Carolinen anfertigten. Alle diese Insulaner waren aus der Gruppe Ulea-Lamurrec (siehe a. 4.). Ihr Häuptling war schon früher einmal an die Küste von Caragnan verschlagen worden, und von da glücklich in seine Heimath zurückgekehrt. Die Kinder der Ankömmlinge wurden mit Bewilligung ihrer Eltern getauft, und dann auch die Erwachsenen unterrichtet und bekehrt. Das war die erste kleine Gemeinde von Caroliniern. Es waren im Ganzen mit den beiden Frauen in Guivan 31 Seelen.*)

Schon vor der Ankunft der Carolinier auf Samar war der Bruder des Königs von Lamurrec zur Küste von Carragan (Caraga) auf Mindanao verschlagen, und dort von den Augustinern

---

*) Siehe über diese Begebenheiten den Bericht des Österreichischen Jesuiten P. Klein, Unterprovinzials auf den Philippinen, an den Pater-General zu Rom T. Gonzalez, d. d. Manilla d. 10. Juni 1697 in Stöcklein's N. Welt-Bott. II. Buch, S. 4. u. ff.

bekehrt worden. Der Bruder suchte ihn lange vergebens, fand ihn aber endlich in Mindanao, und wollte mit ihm zur Heimath zurückkehren. Der Neubekehrte aber wollte die ihm lieb gewordene Mission nicht verlassen, und blieb zu Carragan. In den folgenden Jahren wiederholte es sich noch mehre Male, daß einzelne Carolinier zu den Philippinen verschlagen und dort im Christenthum unterrichtet wurden. Die Jesuiten hatten seit lange ihre Aufmerksamkeit auf die fernen unbekannten Inseln im Osten gerichtet, und wünschten dahin eine Mission zu unternehmen. Sie brachten es endlich gegen 1700 dahin, daß mit Hülfe einiger Missionsfreunde auf den Philippinen ein eignes Schiff mit allem Nöthigen versehen zur Entdeckung der Carolinen ausgesandt wurde. Allein das Fahrzeug litt in den unbekannten Meeren Schiffbruch, und die ganze Mannschaft nebst den Missionären fand ihren Tod in den Wellen. Dadurch wurden diejenigen, welche das Unternehmen unterstützt hatten, so entmuthigt, daß auf den Philippinen fürs Erste keine Hülfe mehr zu erwarten stand. Darum wurden zwei Väter, unter ihnen P. Andreas Serrano, nach Europa geschickt, um zu Rom und zu Madrid neue Unterstützung für eine Mission zu erwirken. Serrano überreichte dem Pabste Clemens XI. die Landkarte der neu entdeckten Inseln nebst einem Schreiben des Erzbischofs von Manilla, und erhielt von ihm im März 1705 Zusage von Unterstützung nebst vier Empfehlungsschreiben. Das eine war an Ludwig XIV. von Frankreich gerichtet, der den Missionär freundlich aufnahm, und seine Angelegenheit dem Könige Philipp V. von Spanien empfahl. Dieser bewilligte sofort die Kosten für die Mission. Froh kehrte Serrano mit einem päbstlichen Breve und mit einem königlichen Schreiben nach Manilla zurück, und der Generalkapitain rüstete ein Fahrzeug. Im Herbste 1710 lief das Schiff Trinidad mit 86 Mann unter Francesco Padilla aus dem Hafen von Cavite, und befand sich am 14. November im Osten der Philippinen unterm 14° n. B. Auf dem Schiffe waren drei Jesuiten, die Patres Duberon und Cortil und der Bruder Steph. Baudin. Am Andreastage erreichten sie die Insel Sonrol (Sonsorol) unterm 5° 16′ n. B. (siehe a. 1.). Ein Carolinier Möac mit Namen, der sich zu Manilla hatte taufen lassen, war an Bord, und redete

die auf Kähnen sich nahenden Insulaner an. Sie sangen, waren neugierig und diebisch. Das große Schiff wagte nicht, sich dem Ufer zu nahen, und die ausgesandte Schaluppe fand nirgends Ankergrund. Da so die Landung sich verzog, ließen die Väter Duberon und Cortil sich nicht mehr zurückhalten, mit der Schaluppe an's Ufer zu gehen, um das Zeichen der Erlösung auf Sonrol aufzurichten. Sie waren die ersten Europäer, welche die Palaosinseln betraten. Mit ihnen gingen einige Offiziere und der Carolinier Möac mit Weib und Kind. Am Abend, als sie wieder an Bord kommen sollten, erhob sich vom Laude her ein heftiger Wind und warf das Schiff auf das hohe Meer. Alle Anstrengungen der Schiffsleute vermochten nicht, das Fahrzeug wieder der Küste von Sonrol zu nähern. Am 11. December entdeckte Padilla die Insel Falivelap unterm 7° 14′ n. B., wo er die diebischen Einwohner durch Abfeuern seiner Kanonen vom Bord verscheuchen mußte. Alle stürzten sich köpflings in's Meer, und schwammen wie Fische mit unglaublicher Schnelligkeit an's Land. Endlich gelangte man wieder in die Nähe von Sonrol, aber kein Fahrzeug ließ sich blicken. Da ein abermaliger Sturm von Norden her das Schiff in die offene See trieb, zwang der Mangel an Trinkwasser den Kapitain, um Mindanao herum nach Manilla zurückzukehren. Was aus den Missionären geworden, ob sie eine Zeitlang dort gewirkt, und dann ein Opfer ihres Eifers geworden sind, oder ob Möac den Verräther gespielt, und seine Landesleute zum Morde der Fremden aufgereizt habe, darüber hat man nie etwas erfahren.

Schon im folgenden Jahre ward eine neue Unternehmung vorbereitet. Der unermüdliche Serrano rüstete dazu ein eignes Schiff, und eine Schaar von Philippinischen Jünglingen bot ihm freiwillig ihre Dienste an. Mit einem andern Missionär segelte er am 15. December 1711 von Cavite ab. Aber das Schiff scheiterte, und Serrano mit seinen Genossen fand den Tod in den Wellen. Nur 2 Tagalen und 1 Spanier wurden gerettet.

So schienen denn alle Versuche, von der Seite der Philippinen her sich auf den Carolinen festzusetzen, vergeblich zu sein. Aber auf einem andern Punkte erwachte für diese schwierige Mission ein neuer Eifer. Schon kurz nach der Besetzung der Ma-

rianen durch die Spanier bekam man dort in Folge der Reise des Francesco Lazeano Kunde von den südlich gelegenen Inseln. Von der Zeit an gaben die Gouverneure der Marianen sich alle erdenkliche Mühe, dieselben aufzufinden, jedoch immer vergebens. Endlich wurden auch hierhin Carolinier durch den Sturm verschlagen. Ein mit 20 Menschen bemanntes Schiff landete am 19. Juni 1721 an der wüsten Küste Tarofofo auf Guahan. Der Viceprovinzial der Jesuiten P. Muscati wurde von den Marianiern herbeigerufen. Sein Anblick beruhigte die bestürzten Fremden. Er führte sie zum Dorfe Inarahan, wo sie freundlich bewirthet wurden. Zwei Tage später, am 21. Juni, landete am Vorgebirge Orote ein zweites Schiff mit vier Männern nebst einer Frau und einem Kinde. Sie wurden zum Dorfe Umatag geführt, wo gerade der Gouverneur Don Ludw. Sanchez sich aufhielt. Beide Schiffe waren von der Insel Farroilep nach Ulea nebst 4 andern Fahrzeugen unter Segel gegangen, und vom Sturme verschlagen nach Guahan gekommen. Alle Fremdlinge wurden nach Agaña gebracht, sorgfältig unterrichtet und dann getauft. Indeß wurde das Verlangen nach der Heimath in ihnen so groß, daß man fürchten mußte, sie würden sterben, wenn ihre Rückkehr nicht beschleunigt würde. Man beschloß also, sie ehestens gehen zu lassen, aber mehre Missionäre wollten sie begleiten. Der berühmte Pater Cantova, der damals auf den Marianen war, bestimmte nach den Angaben der Wilden die Lage und die Namen der Inseln, und zeichnete danach seine Karte. Erst nach langem Bitten bekam Cantova die Erlaubniß, eine Mission zu den Carolinen unternehmen zu dürfen. Indeß auch sein Schiff scheiterte, und nur mit Mühe rettete die Mannschaft das Leben. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Auf einem gebrechlichen Fahrzeuge erreichte er mit dem Pater Walter am achtzehnten Tage nach der Abfahrt die Insel Mogmog (siehe a. 3.). Sie gehört zur Gruppe Egoi. Die Carolinier, welche auf Guahan gelandet waren, gehörten meistens nach der östlicher gelegenen Gruppe Ulea und nach Lamurrec. Nun schien endlich die Zeit gekommen zu sein, wo die beispiellosen Opfer, welche die Missionäre für die Bekehrung dieser Inseln gebracht hatten, belohnt werden sollten. Auf Mogmog und den benachbarten Inseln wurde

das Kreuz aufgepflanzt, die Insulaner drängten sich zu den Missionären, und nahmen mit Begierde die frohe Botschaft auf. Bald wurden Kinder und dann auch Erwachsene getauft, und die ersten Gemeinden auf den Carolinen begannen aufzublühen. Doch auch hier keimte plötzlich in den Gemüthern eine Mißstimmung, die allmählich tiefere und immer tiefere Wurzeln faßte. Die Veranlassung dazu gab ein Insulaner, der von den Marianen zurückgekehrt war, und die Gemüther seiner Landesleute gegen die Missionäre aufreizte. Wahrscheinlich war er auf Guahan mit den noch feindlich gegen die Spanier gesinnten Eingebornen in Berührung gekommen, und war von diesen auf die Gefahr, die der Freiheit seiner Landesleute drohe, aufmerksam gemacht. Dazu kommt, daß bis zu dieser Zeit die Auswanderungen der Marianier nach Süden hin ununterbrochen fortdauerten. Diese nahmen wohl nicht die Richtung zur Egoigruppe, sondern zunächst nach Ulea und Lamurrec, und von da weiter nach Süden; aber auf keinen Fall konnten die Vorgänge auf den Marianen auf den übrigen Carolinischen Gruppen unbekannt bleiben. Indeß hatte Cantova von der Nähe und der politischen Wichtigkeit der großen Insel Yap gehört, und beschlossen, von Agaña neue Mitarbeiter zu holen, um auch dort eine Mission zu gründen, als er die Mißstimmung der Gemüther wahrnahm. Er sah sich daher genöthigt, zu bleiben, und den Pater Walter allein zu den Marianen zu schicken, um neue Genossen und sonstige Unterstützungen zu holen. Diesen Augenblick benutzten die aufgereizten Insulaner. Cantova, dieser große Gelehrte, dieser feurige Missionär starb den Tod der Märtyrer. Als Walter nach vielen Gefahren und Mühen von Agaña zurückkehrte, fand er seinen Genossen nicht mehr am Leben; die Mission war verwüstet, die Christen zerstreut. Von da an ruhete diese Mission.

d. Rückblick, gegenwärtiger Zustand.

Die Opfer, welche die Kirche für die Mission auf den Carolinen gebracht hat, sind so groß, die bewiesene Ausdauer der Missionäre so bewunderungswürdig, daß man günstigere Erfolge hätte erwarten sollen. Aber offenbar war dieses Volk für die Aufnahme des Christenthums noch nicht reif. Ein jedes Volk

muß erst einen gewissen Standpunkt innerer Entwickelung erreicht haben, auf dem die geistigen Anschauungen, die mit seiner Natur verwachsen sind, von ihrem Naturboden sich ablösen, und eine innere Gährung im Geiste sich zu regen beginnt, ehe das Christenthum ihm gebracht, und zu seinem wahrhaften geistigen Eigenthum gemacht werden kann. Diesen Standpunkt hatten die Carolinier noch weniger, wie die Bewohner der Marianen erreicht. Die Missionäre fühlten dieses selbst, und beruhigten sich, nachdem sie ihre Pflicht gethan, mit diesem Gedanken.*) Auch der große Missionär San Vittore, der von so außerordentlichem apostolischen Eifer glühete, daß er der zweite Franciscus Xaverius genannt wurde, sagte einem Ordensgenossen, der auf die bloße Kunde hin, daß südwärts von Guahan noch eine ganze Inselwelt liege, von Begierde brannte, dahin eine Mission zu unternehmen: „Sei ohne Sorge, und gedulde dich so lange, bis dieses Feld zum Schnitte zeitig wird; denn sobald diese Stunde da sein wird, werden die Insulaner selbst kommen, und inständig um apostolische Schnitter bitten."**) Diese merkwürdige Vorhersagung San Vittores scheint jetzt in Erfüllung gehen zu wollen, wo die Carolinier selbst einen Verkehr mit den Marianen angeknüpft haben, und sich an den Umgang mit den Christen gewöhnen. Sollte auch, was wahrscheinlich ist, der durch Cantova gepflanzte Glaube wieder untergegangen sein, so ist doch vielleicht nicht jede Erinnerung daran in den Gemüthern erloschen. Die bloße Berührung mit Europäern pflegt auf die Oceanier so mächtig zu wirken, daß sie Jahrelang die empfangenen Eindrücke bewahren. Vielleicht ist durch Cantova und die andern Missionäre ein Gährungsstoff in die Gemüther hineingeworfen, der den innern Entwickelungsprozeß beschleunigt, und die Insulaner für die Aufnahme des christlichen Glaubens reif macht. Möge Spanien seine Ansprüche auf die Carolinen wahren, und ihr Gebiet gegen fremde Occupation etwa durch Frankreich, Rußland

*) Siehe den Schluß des Berichtes über die Expedition des Franz Padilla zu den Palaosinseln in Stöckleins N. Welt-Bott. VI. Buch S. 6.

**) Vergl. Cantovas Bericht im N. Welt-Bott. XV. Buch, S. 84.

oder Nordamerica sichern, aber sich wohl hüten, die Inseln zu unterjochen oder förmlich zu besetzen; höchst wahrscheinlich würden sich die Vorgänge auf den Marianen hier erneuern. Es befördere den Verkehr zwischen den Carolinen, Marianen und Philippinen, und bewirke dann allmählich durch Marianische und Tagalische Priester die Bekehrung. Was in neuester Zeit für die Missionen der Carolinen geschehen ist, siehe im dritten Hauptabschnitte.

---

§. 5.

Missionen in der Südsee von der Americanischen Küste aus.

Erste Mission auf Taiti.

Während sich auf den Philippinen am nord-westlichen Ende der Südsee das Christenthum immer mehr befestigte, und von da aus sein Licht bis weit in die Südsee ausstrahlen ließ, verbreitete sich am entgegengesetzten Ende des Oceans der christliche Glaube von der Küste von Obercalifornien bis nach Chile und Araucanien hinab, in einer Strecke von mehr als 1000 deutschen Meilen. Da in ganz America die Urbewohner in Gefahr waren, dem übermächtigen physischen und politischen Einflusse der Europäer zu erliegen und gänzlich von der Erde zu verschwinden, so trat die Kirche mit ihren Bischöfen und mächtigen Orden in's Mittel, und rettete 20 Millionen Americanischer Ureinwohner, die sie bekehrte und den Europäern ebenbürtig machte. Das ist der große Segen der Spanischen Herrschaft für America, daß sie eine starke Urbevölkerung dieses Welttheils gerettet und für eine künftige große Entwickelung auferzogen hat, während überall, wo eine Englisch-protestantische Bevölkerung sich niederließ, die Urbevölkerung vernichtet, oder dem gänzlichen Erlöschen nahe gebracht wurde. Die Missionäre namentlich aus dem Jesuitenorden, welche America bekehrt haben, waren außer Spaniern vorzugsweise Deutsche. Vor allem war Böhmen so wie auf den Philippinen und Marianen so auch in America von Californien bis nach Chile

hinab durch eine große Anzahl von Missionären vertreten.*) Von der Küste aus suchten die Missionäre auch auf die nächsten Inseln des stillen Oceans das Christenthum zu verbreiten. Große Mühe machte die Bekehrung der Insel Chiloë, die etwa 200 □M. groß, von der Südspitze Americas her als der Schlüssel des stillen Meeres zu betrachten ist. Die Jesuiten gründeten dort die Stadt Castro nnd bekehrten nach und nach die ganze Insel. Im Jahre 1831 zählte Chiloë 43,805 Ew. Jetzt mag die Bevölkerung auf 50,000 Seelen gestiegen sein. Pabst Gregor XVI. gründete für Chiloë und Araucanien ein eignes Bisthum. — Die Galapagosinseln haben nur wenige Bewohner, meistens Verbannte aus dem Staate Aeguador. Sie mögen sich im Ganzen auf 500 belaufen, die sich alle zur Katholischen Religion bekennen. Eben so verhält es sich mit allen der Küste näher liegenden Inseln bis zur Mündung des Oregon hinauf.

Auch auf die ferneren Inselgruppen der Südsee war das Augenmerk der Missionäre von America aus gerichtet. Doch wurde die Ausdehnung der Missionen nach dieser Seite durch die Beunruhigung des Meeres von Seiten der Englischen und Holländischen Freibeuter- und Raubschiffe verhindert. Die Unternehmungen gegen die von den Spaniern entdeckten Salomon-, Heilige-Kreuz- und Heilige-Geist-Inseln (Neu-Hebriden) hatten keinen Erfolg. Die Gesellschaftsinseln waren schon 1606 von den Spaniern unter Quiros entdeckt, aber eine Mission dort zu gründen erlaubten die Kriegeszeiten nicht. Die Engländer und Holländer erlaubten sich gegen die Katholiken größere Barbareien, als selbst die Heiden. Wiederholt wurden die Missionäre auf den Schiffen, die ihnen in die Hände gefallen waren, ermordet, und an den Küsten, welche vor heimlichen Überfällen nie sicher waren, brannten sie die Katholischen Kirchen und Missionshäuser nieder. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts legten die Engländer und Holländer diesen Charakter der Barbarei ab. Von dieser Zeit an begann die Südsee von ihren Seeleuten auch aus wissenschaftlichem Interesse besucht zu werden. Wallis und

---

*) Vergl. den Brief des Böhmischen P. Andr. Suppetius an den Böhmischen Provinzial d. d. St. Jago in Chile den 15. Dec. 1701.

Cooks Reisen geben hiervon Zeugniß. Da Wallis die Gesellschaftsinseln für England in Besitz genommen hatte, so sah sich der Spanische Vicekönig von Peru veranlaßt, die Rechte der Spanier, als der ersten Entdecker dieser Eilande, zu wahren. Er schickte den Kapitain Bonechea im Jahre 1774 von Callao, dem Hafen von Lima, nach Taïti, um die Insel im Namen Carls III. in Besitz zu nehmen. Diesen begleiteten die ersten Missionäre, die Taïti betreten haben. Sie errichteten ein hohes Missionskreuz mit der Inschrift: Christus vincit et Carolus III. imperat, und nahmen so im Namen der Katholischen Kirche von dem Archipel der Gesellschaftsinseln feierlich Besitz. Sie baueten auf Taïti ein Missionshaus, und begannen den Unterricht der Eingebornen. Da aber nach Aufhebung des Jesuitenordens in America der Mangel an Missionären immer fühlbarer wurde, und man nur noch darauf bedacht war, die bestehenden Missionen zu erhalten, nicht aber neue anzulegen, so kehrten die Missionäre 1775 wieder nach Lima zurück. Das war der letzte Missionsversuch der Spanier in der Südsee. Der Stern dieser großen Nation war damals im Erbleichen, und eine andere Zeit kündigte sich durch das Auftauchen revolutionärer Bewegungen in America und Europa an. Spanien selbst trug den Keim der Revolution in sich. Das kirchliche Element, als Träger der wahren Nationalität, des Rechtes und der Freiheit hatte bisher in Spanien die Oberhand behauptet. Es hatte dem Beamtendespotismus und der grausamen Habsucht, die im Spanischen America eben so wie in den Protestantischen Kolonieländern die Eingebornen würde zertreten und vernichtet haben, die Americanische Urbevölkerung aus dem Rachen gerissen, und dieselbe zur Freiheit und Selbstständigkeit erzogen. Aber seit die Bourbonen in Spanien herrschten, ging die Größe dieses Landes zu Grunde. Die Beamtentyrannei gewann die Oberhand. Ihr fiel der Jesuitenorden als erstes Opfer, und die Kirche im Reiche ward geknechtet. Aber als diese unrechtmäßige Gewalt den Gipfel ihrer Macht erreicht zu haben wähnte, stürzte sie in sich selbst zusammen. Die Revolution in Europa machte ihrer Allgewalt ein Ende, und in America erlangten die durch die Kirche geretteten Völker die Freiheit. Was Spanische Beamten und Kaufleute in America gesündigt haben, das ist gebüßt;

was die Kirche gebauet hat, bleibt stehen, und wird Spanien seinen Dank noch abzutragen wissen. Umsonst schreit die Englische Bevölkerung in America nach Ausrottung der Americanischen Race; sie wird ihr nicht gelingen. Die Kirche hat sie gerettet und wird sie zu erhalten wissen. Auch was die Spanischen Missionäre in der Südsee gebauet haben, wird die Stürme, die darüber ergehen werden, überdauern, und zur Erringung einer allgemeinen Herrschaft des katholischen Glaubens in der Südsee ein Wesentliches beitragen.

Zweiter Abschnitt.

Das Übergewicht Englands in der Südsee. Die protestantischen Missionen.

§. 1.

Die Gründung der Kolonie Neu-Süd-Wales und der Einfluß der Europäer auf die Oceanier.

Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war vom Protestantismus in der Südsee nie die Rede gewesen. Erst als mit dem Sinken der Spanischen Macht die Engländer sich ungehinderter in diesen Meeren ausbreiten konnten, und als mit den beginnenden Revolutionskriegen, die auch in Europa das ganze Gebiet der Kirche überzogen, eine fast allgemeine Ebbe im Katholischen Missionswesen eintrat, siedelte sich nach und nach der Protestantismus in der Südsee an, und suchte unter Brittischem Einflusse seine Herrschaft zu begründen. Sein erster Anhalt und Beginn war die Gründung der Verbrecherkolonie an der Botany-Bay auf der Ostküste des Australischen Festlandes. Die neue Kolonie-stadt Sydney wurde nicht dem ursprünglichen Plane gemäß an der Botany-Bay, sondern etwas nördlicher an der Bucht von Port-Jackson gebauet, doch hat die Niederlassung von der Botany-Bay lange den Namen behalten. Im Mai 1787 ging der Kapitain Philipps mit elf Schiffen, worauf außer den Beamten und Soldaten 776 Verbrecher waren, unter Segel. Alljährlich langte von England eine reichliche Sendung neuer Verbrecher an, und eine Bevölkerung, wie der Erdboden keine ähnliche je gesehen hat, häufte sich hier zusammen. Dabei wurde nur die Ausübung der protestantischen Religion gestattet. Einzelne Katholische Priester, die von der Insel Mauritius her den gefangenen Irländern

die Tröstungen der Religion bringen wollten, wurden mit Gewalt vertrieben. Der Zustand der Kolonie war darum auch in den ersten Jahren ihres Bestandes höchst entmuthigend. Nachdem aber auch freie Einwanderer im Lande sich niederließen, und die Zahl der freigelassenen Verbrecher, denen Land und Gelegenheit zur Arbeit geboten wurde, sich vermehrte, fingen die Zustände an sich zu verbessern, und allmählich sieht England auf dem Festlande von Australien eine immer mehr sich entwickelnde Kolonie emporblühen. Die Zahl der Niederlassungen vermehrt sich mit jedem Jahre, und nicht lange kann es dauern, so wird die ganze Küste von Neuholland mit Kolonien besetzt sein. Die wichtigste Niederlassung ist noch immer die von Neu-Süd-Wales oder Port-Jackson auf der Ostküste, die gegenwärtig 130,000 Ew. zählt. Dazu gehören die nördlicher an derselben Ostküste gelegenen kleinen Kolonien am Hafen Macquarie an der Mündung des Hastings, und an der Moreton-Bay noch weiter nördlich, etwa 52 M. von Sydney. Die Hauptstadt Sydney hat 30,000 Ew. — Die zweite Hauptniederlassung befindet sich in Südaustralien, und umfaßt zwei Kolonien, die eigentliche Kolonie Süd-Australien im Flinderslande mit der Stadt Adelaide (12,000 Ew.), und Port-Philipp an der südlichsten Spitze von Neuholland. — Die dritte ist an der Westküste, und umfaßt zwei Kolonien, die am Schwanenflusse mit den Hauptstädten Perth und Freemantle und den Niederlassungen im Wellingtonsthale, und die Kolonie am Hafen Oyster-Harbour mit der Stadt Albany. — Die vierte Niederlassung liegt an der Nordküste im Arnhemslande, wo die Stadt Victoria am Hafen Essington erst im Werden begriffen ist, und mit vielen Mißgeschicken zu kämpfen hat. Die Engländer werden hoffentlich diese Kolonie nicht aufgeben, wenn sie auch noch immer große Summen kostet. Sie kann später eine große Wichtigkeit erlangen, und den Handel des hinterindischen Meeres an sich ziehen. Die vier kolonisirten Gebiete des Festlandes mögen jetzt zusammen eine Bevölkerung von 170,000—200,000 Seelen nähren. Nicht zu trennen von diesen Niederlassungen sind zwei Inselkolonien. Die erste ist die Insel Vandiemensland (Tasmanien) an der südlichsten Spitze von Neuholland, der Kolonie von Port-Philipp gegenüber. Auch sie war ursprünglich nur von

Verbrechern bewohnt, hat aber jetzt auch viele freie Anbauer, und enthält gegen 45,000 Bewohner. Die Hauptstadt ist Hobart-Town mit 18,000 Ew. Die zweite Insel ist Norfolk, ein schönes Eiland zwischen Neu-Caledonien und Neuseeland etwa 230 M. von der Ostküste Neuhollands entfernt. Sie dient zur Aufbewahrung der schwersten Verbrecher, deren immer 1200—2000 sich dort aufhalten.

Die Englische Regierung suchte in demselben Maaße, als sie die Katholische Religion von ihren Australischen Kolonien gänzlich auszuschließen bemüht war, den Protestantismus zu verbreiten. Mit Peitschenhieben wurden die Katholiken in die protestantischen Kirchen getrieben. *) Überall wurden protestantische Kirchen und Schulen errichtet, und ein eignes anglikanisches Bisthum für Neuholland und Vandiemensland gegründet. Allmählich verbreiteten die auch inzwischen entstandenen Bibel- und Missionsgesellschaften hierhin ihre Thätigkeit, und zeigten einen großen Eifer für den Unterricht und die Besserung der Verbrecher. Doch die verkehrten Mittel, die sie anwendeten, namentlich die s. g. Erweckungen der Methodisten brachten wohl religiöse Paroxysmen, aber keine solide Besserung hervor, und das moralische Elend in den Kolonien stieg bis zu den dreißiger Jahren, zu einem wahrhaft schaudererregenden Grade. Namentlich wurden die unglücklichen Verbrecher auf der Insel Norfolk auf eine unverzeihliche Weise vernachlässigt, weil kein protestantischer Prediger zu bewegen war, unter diesem Auswurf der Menschheit zu wohnen, einem Katholischen Geistlichen aber durch öffentliche Gewalt es gewehrt wurde, diese Stätten des Jammers und Verbrechens zu betreten. In neuester Zeit sind abermals zwei anglikanische Bisthümer in Neuholland gegründet, und zwar das eine in Adelaide, das andre für die Kolonie am Schwanenflusse. Doch handelt es sich bei allem diesen nicht um eine eigentliche Missionsthätigkeit, sondern um die Übernahme der Seelsorge in bereits bestehenden Gemeinden, oder um das Hinüberziehen von einer protestantischen Sekte zu einer andern. Nachdem aber durch die Kolonisation der Protestantismus im Lande Bestand gewonnen

---

*) Annalen. 1838. V. 20.

hatte, begannen die verschiedenen Sekten auch eine eigentliche Missionsthätigkeit unter den schwarzen Ureinwohnern des Landes, die jedoch bis jetzt ohne allen Erfolg geblieben ist. Alle Missionsberichte von dort wiederholen beständig, die Ureinwohner sein völlig stupid und unempfänglich, und erklären daraus die Unfruchtbarkeit der gemachten Bekehrungsversuche. Indeß aber schwindet die schwarze Bevölkerung sichtbar hin, und geht einer völligen Vernichtung entgegen. Der anglikanische Klerus hat nicht die Kraft und den hohen Muth des Spanischen Episcopats und der geistlichen Orden in America gezeigt, die eine mit Vernichtung bedrohte Urbevölkerung durch ihr mit Gefahr ihres Lebens geführtes Patronat gerettet haben. Noch vor Kurzem meldete eine Zeitung von Hobat-Town in einem völlig gleichgültigen Tone: Wegen eines von den Wilden verübten Diebstahls auf dem Gute eines Kolonisten hätten sich mehre Gutsbesitzer zusammengethan, und es sei ihnen gelungen, die sorglos lagernden Eingebornen aufzufinden, und einige zwanzig von ihnen zu erschießen. Durch solche Barbarei haben die Englischen Kolonisten es dahin gebracht, daß die Urbevölkerung von Vandiemensland bis auf wenige dürftige Überreste ausgerottet ist, und daß auf dem Festlande die Schwarzen in der Nähe der Englischen Kolonien immer mehr verschwinden. — Über den gegenwärtigen Zustand dieser Kolonien und über die Hoffnungen für die schwarze Bevölkerung wird in dem dritten Abschnitte, wo die Gründung der Katholischen Kirche auf Neuholland dargestellt wird, die Rede sein.

Das in Neuholland an der Küste des stillen Meeres erwachte neue Leben mußte auf die Inseln der Südsee nothwendig eine um so mächtigere Rückwirkung zu äußern beginnen, als die Verbindung zwischen Europa und dieser Kolonie großentheils nicht von Ostindien und von Africa, sondern von der Ostseite her unterhalten wurde. So bildete sich, während früher nur die eine Handelsstraße von Acapulco nach Manilla, die wenige bedeutende Inseln berührte, die Südsee durchschnitt, jetzt ein zweiter immer lebhafter werdender Weg durch den südlichen Theil des Oceans nach Port-Jackson, und brachte einen großen Theil der Australischen Inselwelt in einen bleibenden Verkehr mit den Europäern. Die Insulaner traten dadurch urplötzlich aus einer Abgeschlossenheit

hervor, in der sie seit unvordenklichen Zeiten gelebt hatten. Von Natur reich begabt, äußerst schnell in der Auffassung neuer Ideen, jede geistige Überlegenheit anstaunend, mußten sie bei einem bleibenden freundschaftlichen Verkehre mit den Europäern aus ihrer ganzen bisherigen Anschauungsweise über höhere und irdische Verhältnisse hinausgeworfen werden, und eine völlige Umwälzung in ihrem ganzen Leben und Denken mußte sich vorbereiten. Zudem aber war bei diesen Völkern gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts jener Zustand der Erschlaffung und Gesunkenheit eingetreten, den die Spanier drei Jahrhunderte früher in Mexico und Peru vorfanden, wo die politische Kraft eines Volkes wie nach Versiegung der innern Lebensquellen welk und matt zusammen sinkt, und auch das ganze geistige und religiöse Leben in eine Krise eintritt, die einen völligen Umschwung aller Verhältnisse begünstigt. Das Christenthum hat immer eine solche Stimmung der Völker zu würdigen gewußt, und hat durch Aufnahme in den lebendigen Organismus der Kirche ganze Nationen nicht nur in ihrem begonnenen Falle aufgehalten, sondern ihnen auch neuen Lebensgeist zu einer erhöheten Existenz, und zu einer neuen geistigen sowohl als physischen Entwickelung eingehaucht. Aber es hat auch immer wohl gewußt, daß eine solche Krisis der kundigen Hand eines erfahrnen Arztes bedürfe, und daß jeder wesentliche Fehlgriff den geistigen und physischen Mord eines Volkes herbeiführen müsse. Dieselbe Aufgabe, welche die Kirche auf den Philippinen mit so glücklichem Erfolge gelöset hat, werden wir nun auf den kleineren Inseln der Südsee von den protestantischen Missionären übernommen sehen. Die Art, wie sie dieselbe zu lösen versuchten, wurde ihnen von dem Geiste ihrer Konfession, den Einzelnen mehr oder weniger unbewußt, eingegeben; der Erfolg, in wie fern er aus dem Geiste des Protestantismus hervorging, spricht das Urtheil nicht über die Persönlichkeiten der Missionäre, sondern über den Beruf oder Nichtberuf des Protestantismus für die Missionen.

Die Europäischen Schiffe, welche an den einzelnen Inseln landeten, brachten den Eingebornen Metall, Europäische Geräthe und Waffen, deren Gebrauch sie mit unglaublicher Schnelligkeit lernten. Durch die Waffen wurde die Art der Kriegesführung

gänzlich geändert. Daß die Kriege seitdem blutiger wurden, läßt sich nicht behaupten; wohl aber wurden sie häufiger, und die Kriegesunternehmungen ehrgeiziger und herrschsüchtiger kleiner Fürsten wurden verderblich für ganze Inselgruppen. Die Bekanntschaft mit Europäischen Schiffen brachte die bisher üblichen Kähne bald in Vergessenheit. Mächtig wirkte ferner auf die Umgestaltung der ganzen Lebensweise die Einführung geistiger Getränke, die durch Englische, Nordamericanische und Französische Schiffe gebracht wurden, und große Verheerungen anrichteten. Doch würde alles dieses nicht einen so schnellen Umschwung hervorgebracht haben, als er wirklich stattfand, wenn nicht eine ganz eigenthümliche Art von Missionären sich auf den Inseln niedergelassen und auf die Bevölkerungen einen bleibenden Einfluß ausgeübt hätte. Die Schönheit der Inseln und die überall gebotene Gelegenheit zu einem ausschweifenden Leben lockte nämlich eine Menge Matrosen an, sich von ihren Schiffen zu entfernen, und sich unter den Insulanern niederzulassen. Zu diesen von Natur aus rohen und sittenlosen Menschen gesellten sich zahlreiche entlaufene Verbrecher, die theils auf dem Transporte nach Botany-Bay sich dem Gewahrsame entzogen, theils aus den Strafkalonien zu entweichen Gelegenheit fanden. So wurde Botany-Bay eine Propaganda ganz eigener Art, die selbst nach Meinickes Eingeständnisse für die Erfolge der Englischen Missionäre ganz wesentlich beigetragen hat. Es gab fast keine noch so unbedeutende Insel, keine noch so verborgene Bai, wo sich nicht einige dieser Abentheurer aufhielten. Kühn und verwegen, wie diese Englischen und Americanischen Matrosen sind, erfahren im Gebrauche Europäischer Waffen und in jeder Hinsicht den Eingebornen überlegen, wußten sie sich überall Ansehn und Geltung zu verschaffen. Man hielt sie vielerorts für höhere Wesen, sogar für Götter, und achtete ihre Tabus. Die Könige und Fürsten buhlten um ihre Freundschaft. Mit 10 bis 12 dieser Abentheurer verbündet waren sie jedem Feinde furchtbar. Gelehrig wie sie sind ließen die Insulaner, besonders die Vornehmen, keine Gelegenheit vorübergehen, sich belehren zu lassen, und die Sucht zu glänzen und es den Europäern gleich zu thuen, ließ sie keine Anstrengung scheuen, wo es galt, in irgend einer Sache eine Auszeichnung zu erlangen. Daher kam es, daß

in dieser Zeit sich unter den Fürsten dieser Wilden Männer, wie Kamchamcha I. und Otu (Pomare I.) emporschwangen, die, obwohl ohne alle sittliche Würde, Züge der überraschendsten Ähnlichkeit mit großen geschichtlichen Charakteren darboten, und sich als die eifrigsten Beförderer Europäischer Civilisation zeigten.

Diese Matrosen und entlaufenen Verbrecher, deren noch heut zu Tage eine große Anzahl auf den Inseln der Südsee ihr Wesen treibt, waren kecke Verächter der Abgötterei und der oft lästigen Gebräuche, die aus der Beobachtung des Tabu hervorgingen. Anfangs sahen die Wilden dieses Benehmen ungern, und glaubten, die Götter würden es bestrafen. Als den bewunderten Fremden aber nichts Übles geschah, schwand auch alsbald, namentlich bei den Vornehmen, die Furcht vor den Göttern, und man betrachtete sie an vielen Orten als einen Überfluß, dessen man sich bei guter Gelegenheit erledigen müsse. So bahnten diese Abentheurer den protestantischen Missionären überall den Weg.*) Ja auf den Sandwichinseln kam es so weit, daß ehe ein Missionär die Inseln betreten hatte, durch den bloßen Einfluß, den das Beispiel der Europäer geäußert hatte, das Heidenthum ganz und gar erschüttert wurde, so daß man mit einem Male alle Götterbilder zertrümmerte. Wenn aber Meinicke die Sache so darzustellen sich bemüht, als hätten die entlaufenen Matrosen und Verbrecher nur in einer negativen Weise der Zerstörung der Abgötterei vorgearbeitet, so hat er offenbar Unrecht. Denn sie bewirkten auch Abschaffung rein heidnischer Sitten durch Annahme besserer Ge-

*) Meinicke sagt in seinem Werke: Die Südseevölker und das Christenthum S. 129: «Es ist ganz entschieden, daß diese Menschenklasse, ohne es zu wissen und zu wollen, zu der Bekehrung das Ihrige beigetragen haben» ꝛc. — S. 223: «Allenthalben haben im Südmeer solche Männer den Missionären den Weg gebahnt, und die Ureinwohner an Europäische Sitten und Ansichten gewöhnt; und die Behauptungen der Wallfischfänger, daß ein Theil des Ruhmes, die Civilisirung des rohen Volkes herbeigeführt zu haben, ihnen zukomme, sind nicht ganz grundlos.» S. 128 läßt Meinicke folgende Äußerung fallen: «Von diesem Gesichtspunkte aus (der Zerstörung des Bestehenden) haben Cooks Nägel und Glasperlen auch einen Theil an der Bekehrung, wie selbst so traurige Geschenke, wie Alkohol und Syphilis, nicht ganz ohne ihren Nutzen gewesen sind!»

bräuche.*) Menschenopfer und Kindermord wurden auf den Sandwichinseln vor Ankunft der Missionäre beseitigt. Dazu kam, daß, als die Missionäre ihr Werk begannen, auch die Matrosen anfingen, umherzuziehen und für Geld zu predigen und zu taufen, wodurch sie eben so leicht Proselyten für den Protestantismus gewannen, als die Missionäre.**)

Zum Ruhme der Katholischen Völker muß man sagen, daß unter diesen Matrosen und Verbrechern, die auf die Südseeinsulaner einen so verhängnißvollen Einfluß gewannen, nur sehr wenige aus ihrer Mitte waren und sind. Äußerst wenige Spanier, Portugiesen und Südamericaner befinden sich unter ihnen; mehr Franzosen; bei weitem die meisten sind Engländer und Nordamericaner. Außer diesem Auswurf der Menschheit aber gab es auch einzelne zum Theil sehr ehrenwerthe Männer, die sich unter den Südseeinsulanern niederließen, und für ihre Bildung und für die Kultur des Landes viel gewirkt haben. Namentlich waren es die Sandwichinseln, worauf sich eine kleine Kolonie von Europäern und Americanern niederließ, unter denen nebst vielen habsüchtigen Kaufleuten auch verdienstvolle Männer sich befanden. Der König Kamchamcha begünstigte die Fremden, und zog viele in seine Dienste. Die Engländer Young und Holmes waren Statthalter seiner wichtigsten Provinzen. Vor allen leistete der Spanier Marino dem Lande große Dienste. Über ihn wird noch später die Rede sein. Auch auf Taïti und auf den Schifferinseln ließen sich zahlreiche Fremde nieder; besonders aber war es Neuseeland, worauf seit 30 Jahren viele Europäer angesiedelt und in den letzten Jahren zu Tausenden angewachsen sind.

§. 2.

Gründung der protestantischen Missionsgesellschaften.

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war von den Protestanten nichts Erhebliches für das Missionswesen ge-

*) Meinicke l. c. S. 188.

**) Meinicke l. c. S. 170. 223—24.

schehen.*) Blos die Staaten, welche auswärtige Colonien besaßen, hatten in ihren Besitzungen den Protestantismus zu verbreiten gesucht, ohne darin jedoch irgend ein bedeutendes Resultat zu erreichen. Am meisten Energie zeigten hierin die Holländer, die auch die beträchtlichsten Erfolge hervorgebracht hatten. Der Protestantismus wurde von ihnen in derselben Weise wie in Europa verbreitet. In den Besitzungen, die sie den Portugiesen oder Spaniern abgenommen hatten, wurden die Kirchen den Katholiken mit Gewalt entrissen, die Priester und Missionäre aus dem Lande gejagt, und die von ihnen bekehrten Heiden durch einen Befehl des Gouverneurs für Protestanten erklärt, sie mochten wollen, oder nicht. So ging es im Kaplande, so auf Ceylon, Amboina, Formosa u. s. w. Man kann ein solches Verfahren bei der Rohheit der Zeit und der Wuth der damals in Europa herrschenden religiösen Partheikämpfe einiger Maßen, wenn auch nicht entschuldigen, doch erklärlich finden. Höchst entwürdigend aber und der Sache des Christenthumes in den Augen der Heiden unendlich schadend war das Verfahren, womit man nun auch die Bekehrung der Heiden zum Protestantismus zu fördern suchte. Ein protestantischer Missionär schreibt darüber: „Man versichert mir, daß der ganze Emancipationsprozeß der Alfuren (auf den holländ. Inseln in Hinterindien) zum [protestantischen] Christenthum nach folgender Norm geschah: „Ihr Alfuren könnt Bürger der Compagnie werden, wenn ihr euch taufen laßt. Als getaufte Christen seid ihr freie Bürger, steht unter dem Schutze der Compagnie, dürft Hut, Schuhe und Europäische Kleider tragen, dürft Europäisches Spiel und Tanz haben, Karten spielen u. dgl., aber am Neujahrstage müßt ihr alle die Kirche besuchen. Ein Schreiber, der dem Prediger zur Seite stand, hatte Mühe, die Namen der Kunstchristen so schnell in's Taufregister einzuschreiben, als der Prediger fertig gewaschen hatte; denn er soll sie haufenweise eingesegnet

---

*) Man ward sich der großen Schuld gegen die Heiden bewußt, die auf der evangelischen Kirche lastete, wenn ihre Missionsthätigkeit seit beinahe 300 Jahren mit dem Wirken der Römischen verglichen wurde. Wegener «Geschichte der Christlichen Kirche auf dem Gesellsch. Archipel.» S. 217.

haben, ehe er die Einsetzungsworte aussprach." *) Solche Bekehrungen, obwohl sie sich allerdings auf Hunderttausende erstreckten, hatten keinen Bestand, und endigten gewöhnlich mit einer allgemeinen Rückkehr zum Heidenthume. Auch die einzelnen in England und in Dänemark entstandenen Missionsgesellschaften — die puritanische Gesellsch. zur Ausbreitung des Evang. in fremden Ländern, gest. 1647; die Gesellsch. zur Förderung der christlichen Erkenntniß, gest. 1698; die gleichnamige Schottische Gesellsch., gest. 1709 u. s. w. — hatten im Ganzen nur äußerst geringe Erfolge, und können bei einer Missionsgeschichte kaum in Betracht kommen. Selbst das, was die Herrnhuter und die Mährischen Brüder für die Bekehrung der Heiden gewirkt haben, hat, so anerkennenswerth es in seiner Art ist, doch keine nur irgend tiefer eingreifenden Folgen für die Heidenwelt gehabt, und betrachten wir den Punkt, der als die Krone ihrer Wirksamkeit ausgegeben wird, Grönland, etwas näher, so müssen wir gestehen, daß vor mehr als 300 Jahren, wo noch Katholische Bischöfe und Priester in Grönland wirkten, der Zustand des Volkes daselbst selbst in Bezug auf Bildung und Wohlstand unendlich erfreulicher war, als jetzt.

Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann im Protestantismus, und zwar vornehmlich in England ein Eifer für das Missionswesen zu erwachen, der seitdem im beständigen Fortschreiten begriffen ist, und allerdings wohl die Aufmerksamkeit der Kirche verdient. Für den Geschichtsforscher ist es eine interessante Aufgabe, dem Grunde nachzugehen, warum gerade um diese Zeit und vorzugsweise in England diese Richtung im Protestantismus sich zuerst kundgab, und sich zu einer nicht zu verkennenden Bedeutung erhob. England ist vorzugsweise das Land, auf welches die Kirche trotz dem, daß es Jahrhunderte lang unter den Gegnern der Kirche in den ersten Reihen gestanden, dennoch immer mit einer Art von Vorliebe, ja mit Hoffnungen hingeschaut hat, die die Gegenwart wenigstens einiger Maßen zu verwirklichen angefangen hat. Englands frühere Geschichte, die edle Haltung seiner Littera-

*) Briefe über Hinter-Indien v. E. H. Röttger. S. 112—113. Berlin 1844. Enslinsche Buchhandlung.

tur, seine großartige, freisinnige Verfassung und seine immer mehr sich entfaltende Weltmacht erheben den Geist dieses Volkes über die Schranken einer religiösen Sekte. Nicht die Schulen von Oxfort allein und die Forschungen der Gelehrten sind es, die eine Annäherung dieses Volkes an die Kirche bewirkt haben, sondern eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem Geiste dieses großen, welthistorischen Volkes und dem Geiste der allgemeinen Kirche ist es, was diese Annäherung von Innen heraus bewirkt. Der Zeitpunkt aber, wo der Geist des Englischen Volkes aus der Partheirichtung des Sektenglaubens entbunden zu werden anfing, war die Epoche der Französischen Revolution. Der Kampf gegen diese bewirkte in England eine Wieder-Erhebung des positiven Glaubens. Die Englische Kirche aber hat mehr als irgend eine andre Section des Protestantismus eine reiche Erbschaft positiven Glaubensgehaltes aus der Katholischen Kirche mit hinübergenommen, und hat dieselbe mehr, als andre vor gewissenloser Vergeudung zu bewahren gewußt. Das plötzliche Auftauchen eines bisher nicht gekannten Missionseifers in England gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts muß daher erklärt werden einmal aus dem Streben dieses immer größer und mächtiger werdenden Volkes, durch eine möglichst weite Verbreitung seines religiösen Bekenntnisses, die Schmach eines Sektenglaubens von sich abzuwenden; dann aber auch aus dem Erwachen eines positiveren Glaubensbewußtseins, das unter den damaligen Zeitverhältnissen weniger Gelegenheit zu confessioneller Controverse findend auf dem Missionsgebiete sich eine Bahn zu angemessener Thätigkeit zu brechen strebte. Was auch immer von den Erfolgen dieser Missionsthätigkeit geurtheilt werden mag, und so wenig auch hier eine Einmischung des Sektengeistes vermieden werden konnte, immer muß doch die Gesinnung, aus der sie hervorging, als ehrenwerth anerkannt werden. — Einigermaßen dasselbe Verhältniß entwickelte sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerica. Das Französisch-protestantische Missionswesen hat keine Bedeutung, und trägt einen durchaus polemischen Charakter. Das Deutsche schließt sich an das Englische an, und ist nur durch dieses von einigem Belang.

Die s. g. Londoner Missionsgesellschaft konstituirte sich im

Jahre 1795. Jeder, der jährlich eine Guinee zahlte, oder einmal 10 Pfund schenkte, war Mitglied. Es wurden Anhänger der verschiedensten Sekten zur Theilnahme hinzugelassen. Die Zahl der Mitglieder vermehrte sich beträchtlich, und bald konnte die Gesellschaft über bedeutende Mittel verfügen. Die ganze Einrichtung der Gesellschaft aber ist schwerfällig, und die Verwaltungskosten sind beträchtlich. Außer dieser s. g. Londoner Missionsgesellschaft bildete sich im Jahre 1796 eine schottländisch-presbyterianische, ferner eine wesleyanische, eine ausschließlich hochkirchliche und eine americanische, deren jährliches Einkommen zusammen gegenwärtig etwa 4—5 Millionen Thaler beträgt. Dr Klumpp *) gibt eine Übersicht der Rechnungen, wonach die Gesammteinnahme aller protest. Vereine, die mit Missionszwecken sich befassen,, auf 9 Millionen Gulden berechnet wird. Was Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, Frankreich und Dänemark zusammen aufbringen, ist unbedeutend, und übersteigt nicht viel die Summe von 400,000 Gulden. Gegen die Gesammteinnahme kommt das kaum in Betracht. — Nordamerica dagegen brachte über anderthalb Millionen Gulden auf. Alles Übrige floß aus Brittanien. Die Einnahme der einzelnen Brittischen Gesellschaften verhielt sich, wie folgt: Ges. zur Verbreitung christl. Erkenntniß 1,132,106 Gulden; die Ges. zur Verbr. d. Evangeliums 1,278,644 Guld.; die Ges. der Baptisten 320,047 Guld.; allgemeine Baptisten-Missionen 24,926 Guld.; die Wesley-Methodisten M. Ges. 1,207,964 Guld.; die Londoner M. Ges. 1,050,618 Guld.; die kirchliche M. Ges. 1,329,705 Guld.; die Londoner Judenbekehr. M. Ges. 281,093 Guld.; die Schottische M. Ges. 23,995 Guld.; die Mission der Schottischen Kirche 7241 Gulden u. s. w.

Anfangs war man in London nicht entschieden, wohin man die ersten Missionsversuche richten sollte. Die Neuheit der Sache ließ es lange nicht zu einem Entschlusse kommen. Endlich wählte man die Südseeinseln, und zwar zunächst Taïti, weil die Berichte verschiedener Reisender in jüngster Zeit auf diese Inseln eine besondere Aufmerksamkeit gelenkt hatten, und weil man eine Mission

---

*) Das evangel. Missionswesen. Stuttgart u. Tübingen 1844.

dahin für die leichteste und gefahrloseste von allen hielt.*) Noch schwieriger aber war es, geeignete Missionäre zu finden. Zwei Männer, welche sich schon früher für die Mission der Südsee gemeldet hatten, wurden ein Jahr lang dafür unterrichtet; als sie aber im Jahre 1791 mit dem Kapitain Bligh segeln sollten, wurden sie wankend, und traten zurück. Nachdem aber die Gesellschaft sich förmlich konstituirt hatte, wurde ein Ausschuß von 9 Predigern und 2 Laien bestellt, der die Prüfung der zahlreich sich meldenden Missionskandidaten übernehmen sollte. Katholiken, die dieses lesen, werden nicht begreifen, woher so schnell eine so namhafte Zahl von Kandidaten sich ergeben habe, daß eine so große Kommission zu ihrer Prüfung und Auswahl niedergesetzt wurde; weil sie geneigt sein werden, die ihnen bekannten Katholischen Verhältnisse auf diese protestantischen Missionen anzuwenden. Die Katholische Kirche schickt in der Regel nur wissenschaftlich gebildete, und sorgfältig unterrichtete Männer, auf deren Gesinnung sie völlig bauen kann, in die Missionen. Es sind Männer, die zum Theil von Stand und Geburt, zum Theil zu den ausgezeichnetsten Gelehrten gehörend, und zu den glänzendsten Aussichten in ihrem Vaterlande berechtigt,**) jeder Aussicht auf Lebensgenuß und Beförderung entsagen, und den Nebenmenschen alles in allem werdend ihrem Berufe in unerschütterlichem Gehorsame alle ihre Kräfte, und wo es sein muß, auch ihr Leben zum Opfer bringen. Bei den Protestanten ist dieses wesentlich anders. Ihre Missionäre gehören der großen Mehrzahl nach der niedern, unge-

*) «Nachdem der Redner nun die Hauptschwierigkeiten aufgezählt, die einer Mission entgegentreten können, suchte er zu zeigen, daß von ihnen allen die Südseeinseln das geringste Maß darböten. Hier sei das Klima wohlthätig, der Lebensunterhalt leicht zu erlangen, die politische Verfassung nicht hinderlich, die müssige Lebensart der Eingebornen die Belehrung erleichternd, das Religionssystem nicht ausgebildet, die Sprache nach den mitgetheilten Proben der Reisenden leicht zu erlernen, und endlich weder ein falsches Christenthum noch eine Europ. Kolonie mit ihren Lastern den Weg vertretend.» Wegener, S. 227.

**) So der Fürst Demetrius von Gallizin, Pater Schall, M. Ricci, so viele Männer des Jesuitenordens, und zahllose Andere, denen auch die Wissenschaft gar Vieles verdankt.

bildeten Klasse an, und sind meist aus dem Handwerkerstande entnommen.*) Junge Handwerker zeigen immer eine ganz besondere Lust zum Missionsfache.**) Wenn Prediger oder Predigtamtskandidaten an einer Mission theilnehmen, so kehren sie meistens nach einer Reihe von Jahren in ihre Heimath zurück, und finden dann in England bei Anstellungen eine besondere Berücksichtigung. Die Missionäre sind verheirathet, oder, wenn sie noch sehr jung sind, so finden sie gewöhnlich auf ihrer Mission eine Gelegenheit, in den Ehestand einzutreten. Sie werden von den Missionsgesellschaften meistens reichlich unterstützt, und richten sich im fremden Land gut ein. So beschreibt uns Wegener auf S. 320 seiner mehrgenannten Schrift ganz gemüthlich das Familienleben der Missionäre mitten unter den Heiden der Gesellschaftsinseln.***)

---

*) Das Quaterly review No 35. p. 438 drückt sich etwas derbe über das Personal der Englischen Missionen aus: «Diese Schuster und Schneider, welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen 2c.» Die Brüdergemeinde zu London, deren Grundsätze die Lond. Missionsgesellschaft großen Theils zu den ihrigen machte, antwortete auf eine an sie ergangene Anfrage wegen der Qualität der zu wählenden Missionäre: «Bei der Wahl kommt Gelehrsamkeit nicht in Betracht. Ein Theolog kann sich nicht so akkomodiren, wie Einer aus dem Volke; Zwang aber und Affectation verfehlen den Zweck. Jener verliert zuerst die Geduld mit der Indolenz der Heiden, ist gewöhnlich nicht körperlich abgehärtet, und weiß sich weniger im praktischen Leben zu helfen. Obgleich Ausnahmen gelten, so sind Handwerksleute von gutem natürlichen Verstande im Allgemeinen die Brauchbarsten.» Wegener l. c. S. 232. Das evangelische Missionswesen von Dr. Klumpp S. 59. F. Lacroi im „National" 1844. Meyen «Übersichtl. Darstellung der Gesellsch. Inseln» an mehr. Orten.

**) Sehr häufig ist es bei den jungen, rüstigen Handwerksburschen eine aufrichtige, jugendliche Begeisterung für die Sache der Religion, was ihnen die Lust zum Missionsfache eingibt; noch häufiger aber ist es eine unklare Schwärmerei mit Scheu vor ernster Arbeit verbunden, was eine solche Neigung in ihnen weckt.

***) «Sie (die Missionäre) lebten sieben glückliche Familien, unter allen Mühen und Besorgnissen durch häuslichen Trost und Beistand reichlich gesegnet.» Und der Heidenbekehrer Röttger schreibt, als er im Berufe einige Zeit von seinem Hause abwesend sein mußte, an seine Frau folgendes Gedicht:

Diese verschiedene Weise, das Missionswerk zu betreiben, geht ganz aus der Eigenthümlichkeit der beiden Religionen hervor, und insofern soll hier kein Tadel gegen die protestantische Weise ausgesprochen werden. Sie bietet sogar unter gewissen Umständen ihre Vortheile. Denn unter den jungen Handwerkern sind häufig unternehmende und erfindungsreiche Menschen, die trotz mannichfacher sich erhebender Schwierigkeiten doch am Ende zu ihrem Ziele zu kommen wissen. Ein solcher war z. B. der Maurergeselle Nott, offenbar der unternehmendste und glücklichste von den Missionären auf Taiti. Andrer Seits aber hat die Aussendung solcher Leute auch so viel Mißliches, ja Gefährliches, daß dadurch das ganze protestantische Missionswesen mit Recht in Verruf gekommen ist. Denn einmal kann eine Missionsgesellschaft sich nur schwerlich des Gehorsams und der Treue solcher Leute versichern; und wir werden sehen, wie viele Schwierigkeiten die verschiedenen Gesellschaften mit ihrem Personale gehabt haben. Dann aber auch ist es, im Falle eine Mission wirklich Erfolg hat, für ein Volk immer ein trauriges Geschick, unter den Einfluß oder gar unter die Vormundschaft solcher Leute zu kommen, die auch im Falle, daß alle Herrschsucht und Habsucht außer dem Spiele bleibt, dennoch zu nichts weniger geeignet sein können, als ein Volk zu erziehen, oder gar seine politische Verfassung zu ordnen. Wir werden es sehen, daß die außerordentlichen Mißgriffe, die von dieser Seite gemacht sind, der protestantischen Mission in der öffentlichen Meinung den härtesten Stoß gegeben, und alle ihre anfänglichen Erfolge wieder in Frage gestellt haben. — Was ferner die Aussendung verheiratheter Missionäre betrifft, so kann auch die von

---

«Dein sanfter Blick, und dein so holdes Herz!
Dein ganzes Bild erfüllet meine Seele!
Emilie! ja des Wiedersehens Schmerz
Drängt mich, daß ich die Stunden zähle.
Dich wiedersehn verdoppelt meine Schritte,
Dich wiedersehn ist täglich meine Bitte,
Dich wiedersehn Emilie! werd' ich bald.»

Briefe über Hinter-Indien. Berlin 1844. — Vergl. den Gesang des h. Franziscus Xav.: „O Deus! ego amo te etc.“

einer Seite ihre Vortheile haben. Denn sind die Verhältnisse in dem Lande, wo die Missionäre sich niederlassen, friedlich, und ist die Missionsgesellschaft im Stande, die Mittel zum Unterhalte ganzer oft zahlreicher Familien auszuwerfen, so kann der längere Aufenthalt solcher Familien unter einer friedlichen Bevölkerung auf diese nach und nach einen günstigen Eindruck machen, und die Gemüther für die Aufnahme christlicher Wahrheiten vorbereiten. Mißlich aber ist es, wenn die natürliche Sorge für Frau und Kinder den Missionär in die Irrgänge der Habsucht und gar der Ungerechtigkeit verstrickt, wie es bei den protestantischen Missionären der Südsee in so eklatanter Weise der Fall war, wie das der Verlauf der Geschichte näher nachweisen wird. Mißlich ist es ferner und den Eindruck der Predigt mindernd, wenn ein Missionär, dessen Frau stirbt, oder der unverheirathet in die Mission gekommen ist, auf seiner Station eine Gelegenheit zum Heirathen sucht, oder gar, wie das auch vorgekommen ist, aus den nicht bekehrten Wilden sich eine Lebensgefährtin wählen will. Endlich aber muß bemerkt werden, daß diese Art, das Missionswesen zu betreiben, nur da anwendbar ist, wo man friedliche Verhältnisse vorfindet. In einer Mission z. B. wie in Cochin-China, wo alle Missionäre, die das Land betreten, moralisch überzeugt sein können, daß ihnen in nicht gar langer Zeit der grausamste Martertod bevorstehe, und wo dennoch die leer gewordenen Stellen durch immer neue Apostel ausgefüllt werden müssen, könnten protestantische Missionäre nicht ausdauern. Aber auch dieses soll den letzteren keinesweges zum Vorwurfe gemacht werden. Wo die religiöse Begeisterung an sich nicht die Kraft gibt, Weib und Kind und Geld und Gut um des Evangeliums willen zu verlassen, da kann man auch nicht verlangen, daß das Leben selbst zum Opfer gebracht werde. Wenn wir daher der geschichtlichen Treue wegen berichten werden, daß die Missionäre jedesmal, wo der Himmel sich trübte, ihre Posten verließen, so soll darin keine Anklage gegen ihre Person liegen; denn es sind andre Anklagen, die wir gegen sie erheben werden.

Nachdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, gingen 29 Missionäre auf dem Schiffe Duff, welches die Missionsgesellschaft eigens angekauft hatte, nach den Südseeinseln unter

Segel. Der Kapitain des Schiffes hieß Wilson, der sich freiwillig zu diesem Dienste erboten hatte. Unter den 29 Missionären waren nur 4 Prediger, davon 2 neu ordinirt; ferner ein Kleinkrämer, ein Wundarzt und 23 Handwerker. Außer diesen folgte eine Anzahl von Frauen. Schon zu Portsmouth wurde eine der Frauen von der Seefahrt so angegriffen, daß ihr Mann, Hudden, mit ihr die Gesellschaft verließ; statt seiner wurde ein andrer angenommen. Man berieth sich unter Weges über die Gesetze für die Gemeinde, die man bilden wollte; aber wenig fehlte, so hätte ein heftiger Streit wegen Glaubensverschiedenheit die Missionäre entzweit. — Im März 1797 landete das Schiff vor Taïti an. Siebenzehn Missionäre mit 8 Frauen beschlossen dort zu bleiben; 10 wollten zu den Freundschaftsinseln, und 2 zu den Markesen sich begeben.

---

§. 3.

Die protestantische Mission auf den Gesellschaftsinseln.

a. Geographische Uebersicht.

In der östlichen Hälfte des Stillen Meeres breitet sich südlich vom Äquator ein größerer Komplexus von Inseln aus, in dem mehre Gruppen unterschieden werden können. 1. Die Gesellschaftsinseln. Sie liegen vom 16°—18° S. B., und vom 224°—229° Ö. L., und enthalten zusammen etwa 36—38 □M. Früher war die Bevölkerung sehr bedeutend, ist aber seit 50 Jahren außerordentlich zusammengeschmolzen. Man unterscheidet eine östliche und eine westliche Gruppe der Gesellschaftsinseln. Die östlichen Inseln heißen Taïti (spr. Ta-ī-ti), etwa 20 □M. groß; Eimeo (Moorea) etwa 2 □M. groß; Maiaoiti (Tapuamanu) etwa 1⅓ □M. groß; Maitea (Meatea) ⁶⁄₇ □M. groß, und Tetuaroa, aus mehren ganz kleinen Koralleninseln bestehend. Die westlichen Inseln heißen Raiatea etwa 4½ □M. groß; Tahaa 2⅓ □M. groß; Huahine 3 □M. groß; Borabora etwa 2 □M. groß; Maupiti (Maurua) etwa ⅖ □M. groß, und Tubai aus

kleinen Koralleninseln bestehend. — Alle Inseln sind vulkanischen Ursprungs mit Ausnahme der Koralleninseln Tetuaroa und Tubai. Die höchsten Gipfel auf Taïti erheben sich bis zu 7—8000′ Höhe. Die ganze Insel besteht aus zwei Haupttheilen, die durch eine schmale Landenge zusammenhängen. Die größere nordwestliche Halbinsel heißt Opureonu oder Groß-Taïti; die kleinere südöstliche heißt Taiarabu oder auch Klein-Taïti. Unter den Häfen der Insel, deren 20 angegeben werden, sind die besuchtesten Matavai an der Nordküste, und Papeete mehr westlich auf Groß-Taïti; und Vaitapeha an der Nordostküste von Klein-Taïti. Die größere Halbinsel wird in 8 Distrikte eingetheilt, welche in nachstehender Reihe auf einander folgen: Pare, Matavai, Papaiano im Norden; Hidea im Osten; Veieridi und Papara im Süden; Atehuru und Tetaha im Westen. Klein-Taïti hat 2 Distrikte Matauvai und Tautira. Auf Eimeo ist der Hauptort Papetoai. — 2. Im Süden von Taïti, etwa 70 Meilen von dieser Insel entfernt liegen einige kleine Inseln, deren Namen man verschiedentlich angibt. Sie heißen: Rapa, Raivavai, Tubuai, Rurutu und Rimatara. Die Bevölkerung ist gering, und schmilzt immer mehr zusammen. — 3. Im Westen etwa 120 M. von Taïti entfernt liegen die Herveyinseln, unter denen Rarotonga eine Bevölkerung von 7—8000 Seelen hat. — 4. Östlich von Taïti liegen die gefährlichen oder niederen Inseln (Paumotu), aus einer großen Zahl kleiner Gruppen von Riffen und Koralleninseln bestehend. Sie haben eine geringe Bevölkerung, sind aber wichtig durch die Perlenfischerei, welche dort Schiffe verschiedener Nationen vereinigt. Südlich von den gefährlichen Inseln ganz einsam in der weiten See liegt die Insel Pitcairn, ein ziemlich hohes Eiland, von einigen kleinen Koralleninseln und einem Riffe umgeben, von höchstens 100 Menschen bewohnt. Zu den gefährlichen Inseln rechnet man gewöhnlich auch die Gambierinseln, obwohl diese besser eine Gruppe für sich bilden. Das Nähere über dieselben siehe bei der Geschichte der Mission von Gambier. — 5. Nordöstlich von Taïti in einer beträchtlichen Entfernung liegen die Markesasinseln, in zwei Gruppen getheilt, an Umfang den Gesellschaftsinseln gleich. Das Nähere darüber ist bei der Geschichte der Katholischen Mission daselbst zu finden. Über die Ab-

stammung der Bewohner, ihre religiösen, politischen und bürgerlichen Einrichtungen siehe den einleitenden Theil. Die Bevölkerung war zur Zeit, wo Cook diese Inseln besuchte, sehr zahlreich. Dieser Seefahrer fand das Reich von Taïti im Innern völlig erschüttert. Es hatte sich in 3 fast ganz unabhängige Gebiete aufgelöset, wovon das eine die große Halbinsel Opureonu, das zweite die kleine Halbinsel Taiarabu, das dritte die Insel Eimeo umfaßte. Außerdem behaupteten in der großen Halbinsel die einzelnen Distrikte sich beinahe unabhängig von einander. Eine ununterbrochene Reihe blutiger Bürgerkriege erschütterte von da an bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts Taïti sowohl als die übrigen westlichen Inseln bis zur Zeit, wo die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre begann.

b. Beginn der Mission bis zu Otu's oder Pomare's I. Tode.

Bei der Ankunft der Missionäre bestanden in den Gesellschaftsinseln zwei kleine Staaten, wovon der größere die beiden Inseln Taïti und Eimeo, zusammen etwa 22 □M., der andre die Insel Raiatea mit den kleinern Nebeninseln, zusammen etwa 14—16 □M., enthielt. Der Herrscher des ersteren war Otu, der sich den Namen Pomare beigelegt hatte. Unrechtmäßig zum Throne gelangt hatte er anfangs mit großen Mißgeschicken zu kämpfen, bis es ihm gelang, mit Hülfe entlaufener Englischer Matrosen seine blutige Herrschaft zu befestigen. Die Matrosen des Kapitäns Bligh, der 1788 Taïti besuchte, waren von den Reizen der Insel so eingenommen, daß sie sich gegen ihren Kapitän empörten, denselben in einen Nachen aussetzten, und sich dann großen Theils auf Taïti niederließen. Otu hatte durch seine Gemahlin Idia, ein kühnes und schlaues Weib, Anwartschaft auf die Insel Eimeo bekommen. Von dieser Insel nahm er mit Hülfe der Matrosen Besitz, und zwang dann mit leichter Mühe ganz Taïti zum Gehorsam. Er nahm seinen Sitz auf Eimeo, und fesselte diese Insel durch das Interesse an sein Haus. Die Maßregeln, die er ergriff, um seine Herrschaft fest zu begründen, verdienen Bewunderung. Doch glimmte im Geheimen der Haß gegen den Usurpator.

Die Englischen Matrosen wurden, nachdem sie Otu's Herrschaft befestigt hatten, vom Kapitain Edwards mit einem Engl. Staatsschiffe von Taïti abgeholt, und zum Theil hingerichtet. Seit ihrer Anwesenheit wurde der Gebrauch der Feuergewehre und Europäischer Werkzeuge allgemein. Otu sowohl als seine Gegner suchten, der eine offen, die andern im Verborgenen, sich Feuergewehre und Europäische Bundesgenossen zu verschaffen. Daher war es dem Otu eine große Freude, als er von der Ankunft der Englischen Missionäre hörte. Er nahm sie freundlich auf, wies ihnen ein Haus und Einkünfte zu, und brauchte sie zu seinen Planen. Diese ganz unerfahrenen Leute ließen sich von ihm in alle Kriege und Intriguen mit verwickeln.*) Er brauchte sie besonders, um seinen Handel mit den landenden Europäischen Schiffen, von denen er sich vor allem Pulver und Waffen zu verschaffen suchte, zu vermitteln. — Dadurch wurde die Stellung der Missionäre von vorne herein eine unwürdige, und diese Theilnahme an den Planen eines grausamen und ränkevollen kleinen Fürsten schleuderte sie in eine Bahn hinein, die für rohe und unerfahrene Menschen höchst gefährlich werden mußte.

Sie richteten sich in dem vom Könige zu ihrer Verfügung gestellten Hause ein. Eingeborne arbeiteten ihnen für Bezahlung, Lebensmittel wurden in Menge unentgeltlich gebracht. Da keiner der Missionäre die Sprache der Taïtier verstand, so leisteten zwei entlaufene Schwedische Matrosen, Peter Haggerstein und Andreas Lind **) ihnen gute Dienste. Denn sie fingen nun an

---

*) Meinicke sagt darüber S. 135 l. c.: «Es fehlte diesen Männern so sehr an Erfahrung und Kenntniß der Sprache und der Sitten des Volkes, daß ein solcher Erfolg der Unternehmung, wie man ihn damals hoffte, nicht erwartet werden konnte; daß sie sogar nicht gleich im Anfange scheiterte, war hauptsächlich das Verdienst des besonnenen und verständigen Kapitains Wilson.» — «Dies (daß sie sich nämlich von Otu gebrauchen ließen) sicherte ihre Existenz im Lande, obschon sie ihrem ursprünglichen Zweck dabei um keinen Schritt näher kamen. Es hatte das auch den ganz natürlichen Erfolg, daß sie als des Königs Freunde und Verbündete in alle innern Kriege verwickelt wurden.» — Vergl. Wegener S. 250. — Lutteroth Gesch. d. Insel Tahaïti S. 29.

**) Wegener S. 246, 255.

zu predigen, und die beiden Matrosen dienten dabei als Dolmetscher.*) Die Eingebornen hörten aus Neugierde gern zu; sie betrachteten das Ganze als ein Schauspiel, das auch nicht den geringsten moralischen Eindruck auf sie machte. Nur die Handwerksgeräthe, welche die Missionäre mitgebracht hatten, Hammer, Beile und Säge fanden ungetheilten Beifall, und flößten besonders Otu's Sohne, dem künftigen Herrscher, eine große Bewunderung gegen die Fremden ein.**)

Indeß verbreitete der enge Anschluß der Missionäre an den Usurpator allmählich eine Mißstimmung der Gemüther unter der Bevölkerung, die den Missionären nicht verborgen blieb. Sie hielten deshalb eine Berathung, und beschlossen, im Falle eines Angriffes, wenn keine andre Mittel mehr fruchteten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.***) Als kurz darauf der Nautelus, ein Englisches Schiff, bei der Insel vor Anker ging, boten die Missionäre aus Besorgniß für ihre eigne Sicherheit alles auf, daß den Eingebornen keine Feuerwaffen verhandelt würden, und versprachen dafür, das Schiff zu verproviantiren. Aber es wurde ihnen diesesmal schon schwer, so viele Lebensmittel von den Eingebornen zu bekommen. Ja als sie kurz darauf die Auslieferung einiger vom Nautilus entwichener Matrosen vermitteln sollten, wurden einige von ihnen von den Insulanern arg verspottet.†) Schon früher war ihre Geduld, nun war auch ihr Muth gebrochen. Elf Missionäre und alle Frauen bis auf eine verließen die Station, und begaben sich auf dem Nautilus nach Sidney 1798.††) Sieben von ihnen nebst einer Frau blieben noch, da bis dahin gar keine wirkliche Gefahr vorhanden war. Pomare hatte die Abziehenden flehentlich gebeten, zu bleiben, und ihnen aufs feierlichste seinen Schutz versprochen.†††)

---

*) Beide Schweden waren aber große Taugenichtse. Wegener 259, 262.

**) Wegener S. 254.

***) Wegener S. 263.

†) Wegener S. 266.

††) Meinicke S. 136.

†††) Wegener S. 267.

Unter den Zurückgebliebenen brach bald ein ärgerlicher Streit aus. Schon früher hatte einer der Missionäre Lust gezeigt, eine heidnische Frau zu heirathen; doch ward die Sache noch einmal glücklich beigelegt. Bald jedoch brach das Ärgerniß nur noch schlimmer hervor. Unter einem Volke, wie die Taïtier, war überall Gelegenheit zur Ausschweifung gegeben, weshalb es nach der gegebenen Charakteristik der Missionäre nicht zu verwundern war, wenn bald Auftritte der anstößigsten Art zum Vorscheine kamen. Schon längere Zeit war das Benehmen eines Missionärs, und zwar des Predigers Lewis, gegen das weibliche Geschlecht höchst auffallend gewesen. Plötzlich trat dieser mit der bestimmten Erklärung hervor, eine Heidin heirathen zu wollen. Als alle Abmahnungen nichts fruchteten, wurde er sonderbarer Weise von der kleinen Schaar förmlich exkommunizirt.*) Doch auch hierüber entspann sich neuer Zwist, indem einer der Missionäre sich weigerte, die Exkommunikation zu unterschreiben. Lewis lebte mit seiner heidnischen Frau, wie es scheint, zufrieden und brav. — Auf die Eingebornen machte seine Verstoßung einen üblen Eindruck, und erregte sonderbare Gedanken über die Fremden. Die andern Missionäre weigerten ihm den Eintritt in ihr Haus, sie flohen seine Anrede, und weigerten ihm den Gruß. Kurz darauf ward er in seinem Hause, das er in einem entfernteren Theile der Insel bewohnte, in seinem Blute gefunden. Über die Art des Todes ist nie etwas ermittelt worden. Später soll die Äußerung eines Insulaners es ans Tageslicht gebracht haben, daß Lewis ermordet worden sei. Übrigens waren seine Sachen und Geräthe nicht geraubt, und die Frau wußte nichts von einem mörderischen Überfalle. Unter dem beißenden Spotte der Heiden begleiteten die Missionäre die Leiche des unglücklichen Opfers zur Gruft.**)

Aber der junge Pomare schloß sich als Bewunderer der fremden Künste und Handwerke immer enger an die Missionäre an. Sie wurden seine Vertrauten, während sein Vater sie zu

---

*) Wegener S. 269.

**) Vergl. Wegener S. 274—275.

verachten begann. *) Aber diese Freundschaft hätte den Missionären bald zum Verderben gereicht. Denn Manemane, ein einflußreicher heidnischer Priester, den Missionären, die er für seine ehrzeizigen Plane gebrauchen zu können hoffte, und dem jungen Pomare befreundet, reizte den Letzteren zu einer Rebellion gegen seinen Vater. Ein blutiger Krieg brach aus zwischen Vater und Sohn. Doch ließ sich der rebellische Sohn von Idia bereden, seinen Freund, den Manemane, der ihn aufgewiegelt hatte, zu ermorden, und der Friede wurde hergestellt. Damit war auch die Unruhe der Missionäre wieder beschwichtigt. Aber neue Ärgernisse verwirrten die kleine Schaar dieser „Verkünder des Evangeliums." Einer der Missionäre, Broomhall, begibt sich in's Innere der Insel, und hebt, von Zweifeln an die Unsterblichkeit der Seele und an die Wahrheit des h. Geistes gefoltert, den Umgang mit den Genossen auf. Der gewaltsamen Erregung des Gefühles, die diese Calviner für Inspirationen des h. Geistes halten, war bei diesem Unglücklichen eine innere Dürre gefolgt, die ihn dem Abgrunde der Verzweiflung nahe brachte. Dazu hatte er sich in ein junges heidnisches Weib verliebt, und führte mit ihr einen ärgerlichen Umgang. „Da erkannte", wie Wegener sich S. 276 naiv ausdrückt, „die Kirche am 25. Juli die traurige Pflicht, den zweiten Exkommunikationsbrief zu erlassen." Broomhall verband sich mit einer Schaar entlaufener Matrosen, und trieb Perlenfischerei.

Ein andrer Missionär Harris verließ schon etwas früher Taïti; dafür kehrte aber einer der früheren Genossen, Henry, mit Frau und Tochter von Port-Jackson zurück. Die übrigen, welche beim ersten Anscheine einer Gefahr Taïti verlassen hatten, langten nach mancherlei Abentheuern wieder in ihrer Heimath an. Ein Schiff, welches 29 neue Missionäre und Vorrath aller Art bringen sollte, wurde bei Rio Janeiro von einem Französischen Kaper genommen. Endlich aber langte am 10. Juli 1801 der Royal Admiral mit 8 neuen Missionären und reichen Vorräthen an. Der Kapitain William Wilson that alles, um

*) Lacroi im „National" 1844.

die Stellung der Missionäre zu sichern. Außerdem nahm sich der Gouverneur von Port-Jackson ihrer an, und suchte mit Taïti einen Handelsverkehr anzuknüpfen. Der König und die Missionäre verbanden sich, dem Kapitain Scott von Port-Jackson „zur Auftreibung von Schweinen zum Verbrauch für jene Englische Kolonie behülflich zu sein.“ *) Wilson richtete Alles gut ein, half ein zweites Haus bauen, und segelte dann wieder ab, nachdem er dem Könige und den Häuptlingen reiche Geschenke überbracht hatte. Er mußte aber einen der neuen Missionäre wieder mitnehmen, weil er ganz unverträglich war. Auch Broomhall verließ mit ihm die Insel.

Von Bekehrungen war noch gar keine Rede.**) Eine ganze Reihe von Jahren verging, ehe ein oder andrer der Missionäre sich einiger Maßen in der Landessprache ausdrücken konnte, und erst im Jahre 1802 wagten Nott und Felder eine Reise von einigen Meilen in das Innere der Insel.***) Um so mehr Gelegenheit hatten aber die Missionäre, sich in andrer Art wichtig zu machen. Denn die Unzufriedenheit des hart gedrückten, nun auch durch die schrecklichsten von den Europäern gebrachten Krankheiten, namentlich die Syphilis, geplagten Volkes wuchs immer mehr, und schlug in helle Flammen einer blutigen Empörung auf, als Otu den Einwohnern des Distriktes Atehuru das Hauptgötzenbild der Insel, die Statue des Oro, dessen sie sich früher bemächtigt hatten, mit List und Gewalt entreißen ließ. Der König ward überall besiegt, und stand schon im Begriffe, Taïti ganz zu verlassen, und nach Eimeo zu gehen; aber die kriegerische Haltung der Missionäre gab ihm neuen Muth. Diese bildeten, durch die Mannschaft eines gestrandeten Englischen Schiffes verstärkt, eine nicht unbedeutende Macht. Sie hatten ihr Missionshaus in eine Festung verwandelt, es mit Kanonen besetzt, und ihre Kapelle behufs besserer Armirung niedergerissen. Sie bildeten die Stütze des blutigen Usurpators, und lenkten von ihrer Festung

*) Wegener S. 279.
**) Meinicke S. 136—137.
***) Wegener S. 281.

aus die Geschicke des Krieges, der mit äußerster Grausamkeit geführt wurde. *) Die Ankunft des Nautilus vollendete den Krieg Otu's. Die Missionäre feierten ein öffentliches Dankfest für den Sieg. **) Aber ihre Stellung zum Volke wurde durch ihren und Otu's blutigen Sieg nicht gebessert, und an eigentliches Missionswerk war gar nicht zu denken. „Das Volk schrieb ihnen," sagt Meinicke S. 137, „alle Übel der Zeit, namentlich die epidemischen Krankheiten, zu; die Königsfamilie brauchte sie nur im Interesse ihrer Politik, und bei einem großen Theile des Volkes schadete ihnen ihre enge Verbindung mit derselben sehr; sie scheinen sich auch wirklich zu sehr in die politischen Händel eingemischt zu haben." — Predigten sie, so wiesen die Eingebornen auf die grausamen Morde und Gewaltthaten des Königs hin, und fragten die Missionäre: „Ob sie den Fürsten Solches lehrten; sie möchten erst die Fürsten eines Bessern belehren." ***) Predigten sie dem Volke von der Erlösung durch Christus, so führten diese Armen Kranke und Krüppelhafte zu den Missionären, und sprachen: „Ihr redet von Rettung, und sehet, wir sterben." Das Schicksal des Volkes war jammervoll, und es war Keiner, der es retten konnte. — Alle Resultate, welche man bis dahin erlangt hatte, bestanden darin, daß Einer nach der Predigt sagte: „Die Sache wäre leicht zu verstehen, wenn man nur aufmerkte; und ein sehr alter Mann, der mit Erstaunen zugehört, nannte die Rede eine wohlgegründete." †)

Im Jahre 1803 starb König Otu eines plötzlichen Todes, ein Mann von großen Eigenschaften, aber den rohesten Leidenschaften und Lastern ergeben, eine Stütze des Heidenthumes, aber den Missionären, denen er die Erhaltung seiner Herrschaft verdankte, treu ergeben.

---

*) Wegener S. 284—285.

**) Meinicke S. 137. Anmerkung 1.

***) Wegener S. 289.

†) Wegener S. 189.

c. Fortsetzung. Pomare II.

Blicken wir auf den Zustand der Mission beim Tode Otu's oder Pomare's I. zurück, so muß er ein höchst trauriger genannt werden. Die Missionäre hatten sich ganz als Werkzeuge an einen blutigen und götzendienerischen Despoten hingegeben, der sie und die mit ihnen verbündeten Englischen Soldaten und Matrosen der anlandenden Schiffe nur gebrauchte, um das arme Volk schonungslos zu zertreten, und die blühende Insel zu entvölkern. So ereignete es sich einmal, daß Otu mit Hülfe dieser Englischen Parthei einen unbeschützten Distrikt seiner Gegner überfallen, und 200 Weiber, Kinder und wehrlose Greise ermorden ließ.*) Daher genossen sie beim Volke, das wohl ihre Feuergewehre und Europäischen Werkzeuge zu schätzen, und ihre überlegenen Kenntnisse anzuerkennen wußte, keine Achtung. Es fehlte ihnen die höhere Sendung, die den Katholischen Missionär mit jener Würde umgibt, womit er überall unter die Wilden tritt, und als Gesandter Gottes geachtet wird, ehe er begonnen hat zu predigen. Sie predigten den Wilden von der Dreieinigkeit, von der Auferstehung **) und der Gnadenwahl vor, und das Volk lachte. „Der Name Jehova und Jesus war bald im Munde aller Insulaner, aber er war ein Spottname geworden." ***) Wenn sie öffentlich predigten, so traten Possenreißer hinzu, und machten die Missionäre lächerlich, und alles Volk ging höhnend von dannen. Wollten sie Kinder unterrichten, so stellten Erwachsene sich daneben, und flüsterten den Kindern Antworten zu, wodurch die Missionäre lächerlich gemacht und verwirrt wurden, †) und Alles endete mit einer Posse. Dabei wußten die Erwachsenen die Predigten mit solchen Einwendungen zu unterbrechen, daß die Missionäre selbst in Verlegenheit geriethen. Wozu euer Predigen, sagte einem Missionär ein Weib. „Wo ist Einer, der durch euer Wort gerettet worden? Pomare ist todt, und wir alle sterben

---

*) Wegener S. 284.
**) Wegener S. 291, 306.
***) Wegener S. 298.
†) Wegener S. 299.

an euren Krankheiten." *) Dazu waren die erzählten Uneinigkeiten und das ärgerliche Benehmen Einiger gegen die heidnischen Frauen nicht geeignet, ein tief gesunkenes Volk von seinen sittlichen Gebrechen zu heilen.

Auch nach dem Regierungsantritte Pomare's II. wurde die Lage des Volkes nicht besser, sondern nur immer schlimmer. Dieser hatte wohl die Laster, aber nicht die Talente seines Vaters. Mit den Missionären schloß er eine enge Freundschaft, nicht, um Christ zu werden, sondern um ihrer Hülfe sich zu versichern, und von ihnen in Handwerken und Künsten unterrichtet zu werden. Besondere Lust hatte er am Schreiben. Er ließ sich darin unterrichten; ja, er ließ sich eine Zelle in der Nähe der Missionäre bauen, und brachte halbe Tage mit dem Malen der Buchstaben und Schriftzüge zu, gewiß ein rührendes Beispiel von Lernbegierigkeit eines Wilden. Die Missionäre hatten es im Jahre 1805, also sieben Jahre nach ihrer Ankunft auf Taiti dahin gebracht, ein Alphabet zusammenzustellen. Dann kam besonders durch Nott's Bemühung ein Wörterbuch mit 2100 Wörtern zu Stande, das sich aber später wenig brauchbar erwies, und es wurde Anstalt getroffen, eine Fibel, einen Katechismus und ein Gebetbuch in England drucken zu lassen. Pomare brachte es nach und nach dahin, sich einiger Maßen brieflich ausdrücken zu können, und schrieb, sich meistens auf Eimeo aufhaltend, an die Missionäre dann und wann Billets, worin er sich unterzeichnete „Seine Majestät Pomare." Aber trotz dieser Freundschaft mit den Missionären bedrückte er das Land. Nichts war vor seiner Raubsucht sicher; hunderte von Menschenopfern wurden geschlachtet, und ganze Landschaften wurden durch Mord und Brand verwüstet und entvölkert.**) Dazu wüthete immer mehr die scheußliche Krankheit, jede Familie fast beweinte den Tod eines der Ihrigen, und die gereizte Stimmung gegen die Missionäre wuchs. So geschah denn, was vorauszusehen war. Selbst die angesehensten Häuptlinge erklärten sich gegen den König, und das zur Verzweiflung

---

*) Wegener S. 297.

**) Wegener S. 305, Lutteroth S. 36, Meinicke S. 137.

getriebene Volk empörte sich in rasender Wuth. Weder die Missionäre noch die Mannschaft eines gerade anlangenden Englischen Schiffes vermochten mehr zu helfen. Nott und Scott suchten die Empörer zum Frieden zu stimmen, aber vergebens. Indeß hatten die übrigen Missionäre alle ihre Sachen eingepackt, und schifften sich nach Port-Jackson ein 1808. Nur Nott mit drei Genossen blieb im Lager des Pomare, den König mit Rath und That unterstützend. Derselbe griff noch einmal die Empörer an, wurde aber geschlagen, und zog sich nach Eimeo zurück. Die Wohnungen der Missionäre wurden verwüstet, ihre Pflanzungen zerstört und ihre Bücher zu Patronen verbraucht. Selbst ein Englisches Schiff, die Venus, wurde von den Empörern angegriffen, und die Mannschaft gefangen genommen. Ein neu hinzukommendes Schiff aber rettete sie. Von den Engländern unterstützt wagte Pomare noch einen Angriff, aber auch jetzt wurde er geschlagen. Da ergriff Muthlosigkeit auch den Rest der Missionäre, die sich nach Eimeo geflüchtet hatten. Nur einer, Hayward, blieb auf der Insel Huahine, und Nott wollte Eimeo nicht verlassen. Auch ihn hatte ein heidnisches Weib gefesselt,*) und da jetzt Keiner mehr war, der ihn erkommuniziren konnte, so blieb dieses in den Augen der Missionäre so gräuliche Verbrechen, für das er selbst schon zweimal einen Bann unterschrieben hatte, ungeahndet.

Während Pomare seiner Macht und aller Hoffnung, dieselbe auf den bisher betretenen Wegen wieder zu erlangen beraubt, gleichsam in der Verbannung auf der kleinen Insel Eimeo lebte, die ihm allein treu geblieben war, beschloß er, Christ zu werden. Daß die Bekanntschaft mit den Missionären und besonders mit Nott, der auf Eimeo geblieben war, ihn auf diesen Gedanken gebracht habe, ist ausgemacht. Aber eben so gewiß ist, daß keine sittliche Idee ihn bei seinem Schritte leitete. Er blieb bis zu seinem Tode viehischen Lastern ergeben.**) Von Eimeo aus setzte

---

*) Wegener S. 309.

**) Meinicke hat auf S. 138 u. 139 die Motive des Königs recht gut gewürdigt.

der König die nach Port-Jackson geflüchteten Missionäre von allen auf den Krieg Bezug habenden Ereignissen in Kenntniß, und forderte sie dringend auf, wieder zu ihm zu kommen. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß keine Gefahr mehr vorhanden, kamen sie allmählich nach Eimeo, und ließen sich in Papetoai nieder. Im Jahre 1812 verlangte der König die Taufe, die aber die Missionäre seines lasterhaften Lebens wegen ihm nicht zu geben wagten. Er hatte bereits öffentlich die Gebräuche der Heiden zu verachten begonnen, was zwar die eine Parthei äußerst gegen ihn erbitterte, aber dafür die ganze freisinnige Parthei, die durch den Umgang mit den Europäern und namentlich mit den entlaufenen Matrosen die Gebräuche des Heidenthumes hatte verachten lernen, auf des Königs Seite stellte. So bildete sich gleichsam über Nacht und urplötzlich eine christliche Parthei, deren Farbe ohne alle sittliche Idee vom Christenthume nur eine politische war. Dagegen sammelten sich nun alle Gegner Pomare's unter der Fahne des altgläubigen Heidenthumes.

Wer die bisherige Wirksamkeit der Missionäre, ihre völlige Erfolglosigkeit und Muthlosigkeit, die sich in allen ihren Berichten und in ihrem eignen Benehmen und in ihrer Flucht nach Port-Jackson ausspricht, mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der wird einsehen, daß dieses plötzliche Erwachen einer mächtigen s. g. christlichen Parthei nicht als die Frucht der Predigt der Missionäre, sondern als etwas rein Negatives, als bloßer Abfall von den alten Sitten und dem alten Glauben des Landes zu betrachten sei. Bei der gränzenlosen Bewunderung der Wilden gegen die Fremden, deren Überlegenheit im Gebrauch der Waffen und der Europäischen Handwerksgeräthe, im Baue der Häuser und in der Bekleidung sie sehr wohl anerkannten, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nachahmten, hatte der häufige Umgang mit den Europäern die Grundlage alles bestehenden Alten tief erschüttert. Die Missionäre hatten hieran ihren Antheil; aber ein anerkannt weit größerer Antheil gebührt den zügellosen, entlaufenen Matrosen, die sich weit ungebundener unter das Treiben des Volkes mischen und auf dasselbe einwirken konnten. Dadurch hatte sich namentlich unter den Häuptlingen und unter Allem, was vornehmer sein wollte, eine immer zahlreicher werdende Parthei gebildet, die nur eines

Oberhauptes bedurfte, um offen mit ihrer Verachtung des Heidenthumes hervorzutreten. Dieses fanden sie nun in Pomare II.*) Diese Wendung der Ereignisse, diese Bildung der politisch-christlichen Partheien von rein negativem Charakter muß als das größte Unglück der Südseevölker betrachtet werden, das ihr tiefes Elend und ihre theilweise Vernichtung verschuldete. Denn diese s. g. christlichen Partheien waren form- und charakterlose Massen, die von dem Leben ihres Volkes abgefallen jedes inneren Haltes und

---

*) Die Missionäre haben sich bemüht, den Entschluß des Königs als aus höherer Anregung hervorgegangen darzustellen (siehe Lutteroths erbauliche Schilderung S. 38 u. 39), und suchen dieses durch den Umstand zu erhärten, daß ja eine Verachtung der heidnischen Gebräuche (seine Bekehrung fing damit an, daß er gegen die bestehenden Religionsgesetze eine Schildkröte aß, ohne daß den Göttern davon geopfert wurde) ihm viele Feinde zuziehen, und so ihm alle Aussicht auf Wiedererlangung seiner Macht benehmen mußte. Das aber ist völlig falsch, wie jedem, der die damalige Lage der Dinge kennt, einleuchten muß. Die Aufrührer hatten sich des Bildnisses des Oro, des Hauptheiligthumes der Insel bemächtigt, und betrachteten es als das Palladium ihres Sieges und ihrer Freiheit. Dieselbe Ansicht hatte Pomare. Aber selbst die verzweifeltsten Anstrengungen brachten das Heiligthum nicht wieder in seine Gewalt, und damit schwand für ihn jede Hoffnung, auf diesem Wege je wieder zu einer Macht zu kommen. Nun stellte er sich an die Spitze der freigeistigen Parthei, und sofort wurde seine Lage besser, wie die Geschichte zeigt. Die Missionäre lassen ihn Briefe schreiben, in denen die Kritik sofort eine Fälschung erkennt. Zur Probe diene folgender angeblich von Pomare II. geschriebene Brief: «Wenn es nicht um der Barmherzigkeit Gottes gewesen wäre, wir würden alle längst vertilgt worden sein. Hätte Gott beschlossen, uns dem Willen Satans zu überlassen, er würde längst uns alle ausgerottet haben. Dem Dreieinigen verdanken wir unsre Erhaltung und Rettung. — Ich fahre fort, unabläßig zu Gott zu beten. Ohne Sorge für andre Dinge bin ich nur bekümmert, daß meine Seele gerettet werde durch Jesus Christus. Es ist mein ernstes Verlangen, daß ich möge Einer von Jehova's Dienern werden 2c.» Man sollte glauben, hier einen heiligen, großen König, etwa den Karl d. Gr. der Südsee, reden zu hören, wundert sich aber nicht wenig, wenn man in den Berichten liest, daß derselbe, der diesen Brief geschrieben haben soll, ein lasterhafter Mensch war, der bis zu seinem Ende sich täglich in viehischer Weise berauschte, und darum nie zum Abendmahle zugelassen werden konnte.

jeder Würdigkeit, als Volk fortzuexistiren, entbehrten, und das Christenthum nie als lebendigmachende Kraft kennen lernten: während die andre Parthei, die sich um die Altäre ihrer Götter schaarte, den eigentlichen nationalen Kern dieser Völkerschaften bildete, deren Erhaltung um jeden Preis erzielt werden mußte. Sie hatte mit ihren Nationalsitten und selbst mit ihrer alten Landesreligion ein wohlbegründetes Recht auf ungefährdete Existenz; man mußte ihre freie Überzeugung für das Christenthum gewinnen, nicht aber sie mit Gewalt unterdrücken. Aber überall, wo auf den Südseeinseln sich in der bezeichneten Weise die Bevölkerung in zwei Partheien geschieden hatte, wurde die Nationalparthei mit dem Namen „der Parthei des Satans" bezeichnet, bis dieselbe mit Hülfe Europäischer Waffen und Schiffe theils zur Annahme des Christenthumes gezwungen wurde, theils in zahllosen Schlachten und Empörungen aufgerieben mit den heldenmüthig vertheidigten Altären der Götter hinsank: damit war aber zugleich die innerste Lebenskraft der Völker gemordet. Daß das Gesagte nicht etwa auf Vorurtheilen oder auf einseitigen Berichten Katholischer Schriftsteller beruhe, wird der einfache Verlauf der Geschichte lehren, wobei ich absichtlich Katholische Zeugnisse möglichst bei Seite liegen lasse, und die protestantischen Missionsberichte und Missionsgeschichtschreiber mit einer jedem Leser offen dargelegten Kritik benutze.

Des Königs Beispiel brachte auf Eimeo sowohl, als wo es immer bekannt wurde, eine große Gährung in den Gemüthern hervor; doch gestaltete sich Alles mehr zu seinen Gunsten, als zu seinem Nachtheile. Sogar erhielt er von zwei Häuptlingen von Taïti die Einladung, auf diese Insel zurückzukehren, und die Herrschaft wieder in Besitz zu nehmen.*) Mit den Bewaffneten von Eimeo und seinen Bundesgenossen von den westlichen Inseln der Gesellschaftsgruppe ging der König nach Taïti und besetzte einige Distrikte. Doch war er der Macht der Heiden nicht gewachsen, besonders, so lange diese an dem tapfern T a p o a ein Haupt hatten. T a p o a, der tapferste Krieger der ganzen Inselgruppe, war eigentlich Fürst der kleinen Insel Tahaa, beherrschte

*) M e i n i c k e S. 139. W e g e n e r S. 317. L u t t e r o t h S. 40.

aber damals die ganze westliche Gruppe, und war, mit den Heiden auf Taïti verbündet der mächtigste Gegner Pomares. Die politischen Gegner Tapoas auf den westlichen Inseln, namentlich der Fürst von Huahine, waren darum Bundesgenossen Pomares, und deshalb Freunde des Christenthums. Nach Tapoas bald darauf erfolgtem Tode kam Zwiespalt unter die Heiden, und das Laster der Trunkenheit richtete große Verwüstungen unter ihnen an. Währenddeß bot Pomare, der sich in den ihm ergebenen Distrikten von Taïti, in Pare und Matavai behauptet hatte, alle seine Kräfte und Überredungskünste auf, um möglichst viele seiner Unterthanen für das Christenthum zu gewinnen. Das glückte ihm besser, als den Missionären, und bald vereinigte sich eine Schaar, die sich entschloß, die Religion der Missionäre anzunehmen. Diese schickten nun zwei der Ihrigen von Eimeo nach Taïti, wo sie im Distrikte Pare die sich bildende Gemeinde besuchten. Zu gleicher Zeit konnten sie nun auch auf Eimeo ungehindert den Unterricht derer beginnen, welche sich durch das Beispiel des Königs für das Christenthum hatten stimmen lassen. Pomare beredete sogar den jungen Fürsten von Huahine, seinen Bundesgenossen, sich den Missionären anzuschließen, und von allen Seiten strömten aus Nah und Fern so viele nach Eimeo zusammen, die Christen werden wollten, daß man Mangel an Lebensmitteln auf der Insel befürchten mußte.*) Die Missionäre hatten nun auf einmal so viele Arbeit, daß sie ihr kaum gewachsen waren. Ganze Schaaren strömten ihnen von selbst zu, und alles, was sich der politischen Partei Pomares anschloß, wollte auch von ihnen getauft werden. Der König, dem die Missionäre seiner Trunksucht wegen die Taufe verweigert hatten, scheint diesen verboten zu haben, ohne seine Erlaubniß Jemanden zu taufen. Wahrscheinlich wollte er sie dadurch zwingen, ihm die Taufe zu ertheilen. Da nun der Zudrang der Taufkandidaten sich immer mehrte, schrieben die Missionäre an Pomare, der noch immer auf Taïti war, um die Erlaubniß zu taufen. Der König aber antwortete klug genug: „Sie müßten die Aufzunehmenden erst gehörig prüfen, und sollten

*) Wegener S. 326.

vor seiner Ankunft Keinen taufen."*) Das war nun zwar ein nicht geringes Hinderniß für die Missionäre: aber deßungeachtet stürzte fast ohne ihr Zuthun auf den kleinen westlichen Inseln des Archipels, auf Huahine, Raiatea, Tahaa, Borabora u. s. w. das Heidenthum im unaufhaltsamen Sturze zusammen. Denn Pomare hatte die Fürsten und die junge Mannschaft dieser Inseln, die als Bundesgenossen mit ihm auf Taïti fochten, gegen das Heidenthum einzunehmen gewußt. In die Heimath zurückgekehrt verbreiteten diese überall Verachtung der alten Götter. Darauf hielten die Missionäre eine Rundreise, und fanden überall bereiteten Boden. Der Priester von Papetoai auf Eimeo verbrannte sogar vor den Augen des ganzen Volkes seine bisher verehrten Götzen, und gab dadurch dem Heidenthume einen mächtigen Stoß. Die Missionäre brauchten weiter nichts zu thun, als dem von allen Seiten zuströmenden Haufen Unterricht zu ertheilen. Die Bücher in taïtischer Sprache, welche sie hatten drucken lassen, waren von England angekommen, und leisteten ihnen gute Dienste. Auch eine Übersetzung des Lucas war mit Hülfe eines Eingebornen fertig, und zum Drucke bereit, aber noch immer war kein Einziger getauft. „Denn", sagt Wegener S. 329, „Pomare wollte der Erste sein, der die Taufe empfing. Aber so umfassend seine christliche Erkenntniß war, sein Laster stellte ihn jetzt unwürdiger dar, als da er zuerst sich meldete, und alle ernsten und vertraulichen Ermahnungen der Brüder hatten nur geringen Erfolg." — Und dennoch war er der eigentliche Missionär. Die Einwohner seiner Distrikte auf Taïti wurden durch ihn ohne Zuthun der Missionäre für „das Christenthum" gewonnen, und er hielt förmliche Rundreisen, überall die Unterthanen zum Verlassen der Götter auffordernd. Während er die Funktionen der Missionäre übernahm, hatte er diesen auch ihre Beschäftigung zugewiesen. Sie mußten ihm nämlich ein Schiff bauen, dessen er zu seinen Unternehmungen bedurfte. Hätte er nur etwas mehr von den christlichen Gebräuchen gewußt, so würde er ganz ohne den Rath der Missionäre fertig geworden sein. Die Art seines Wirkens beschreibt Wegener S. 335: „Der Kö-

*) Wegener 326—27.

nig hatte die Insel durchreiset, um dem Volk die neue Religion zu empfehlen. Er fand erfreulichen Eingang, und konnte unterweges an die Missionäre schreiben: „Das Wort Gottes wächst; Jehova selbst, Er ist es, der sein eigen Wort wachsen macht. Es war mein Geschäft, ihnen (den Raatira's, den Grundbesitzern) bekannt zu machen das Wort Gottes, und siehe, sie haben darauf gehört. Die Götzen dieser Raatira's sind in's Feuer geworfen, sie sind gänzlich zerstört. Sollten diese Raatira's mich auffordern, ihre Namen niederzuschreiben (als Katechumenen) wie muß ich verfahren?" Dann setzt derselbe Verfasser hinzu: „Alle Schritte, die der König unter den jetzigen Verhältnissen zur Förderung des Evangeliums unternahm, führten ihn auch der Wiedererlangung seiner Herrschaft näher. Wurde die Christenparthei so bedeutend, daß sie die Oberhand gewann, so war er als das natürliche Haupt dieser Parthei in seiner Macht gesicherter, als je." (S. 335).

Die Heiden sahen sehr wohl, was ihnen bevorstand, und suchten durch Zusammenraffen ihrer letzten Kräfte dem Untergange ihrer Religion zuvorzukommen. Sie erhoben sich noch einmal mit großer Kraft, und Pomare mußte abermals unterliegen. Er zog sich nach Eimeo zurück, wohin alle seine Anhänger ihm folgten. Die Heiden verwüsteten alle Besitzungen des Königs, und schlachteteten mehre seiner Anhänger ihren Götzen zum Opfer. Aber eine zu große Verwirrung und Auflösung herrschte auf dem Gebiete der alten heidnischen Religion, als daß sie sich lange hätte halten können. Die anerkannte Überlegenheit der Europäer erschütterte die Überzeugung selbst bei den Führern der heidnischen Parthei. Dazu brach Uneinigkeit unter ihnen selbst aus; eine Parthei bekriegte die andere, und die Besiegten flohen nach Eimeo, Pomares Parthei verstärkend. Die Sieger forderten die Geflohenen auf, nach Taïti zurückzukehren, und ihre Besitzungen wieder zu bebauen. Sie gingen. Aber mit ihnen zog Pomare mit seiner bewaffneten Macht. Bei Narii lagernd ließ er mit den Seinigen Gottesdienst halten (durch Insulaner); da meldet man ihm, die Feinde rückten heran zum Überfall. In diesem Augenblicke bewies er eine bewundernswürdige Klugheit und Geistesgegenwart. Er sah, daß der Feind noch fern genug sei, um

den Gottesdienst beenden zu können. Dann stellte er die Seinen in Schlachtordnung; eine Kanone und viele Feuergewehre gaben ihm Überlegenheit über den Feind. Er ließ Alle kniend ein Gebet verrichten, und der Kampf begann. Anfangs waren die Heiden im Vortheile; als sie aber von einem Korps im Rücken angegriffen wurden, ward die Flucht allgemein. Damit war Pomares Übermacht und der Sieg des Christenthums entschieden 1815. Das Kriegesunglück hatte das Vertrauen der Heiden zu ihren Götzen erschüttert, und die kluge Milde Pomares gegen die Besiegten gewann ihm viele Herzen. Die Götzen wurden überall ohne Widerstand zerstört, und die Menschenopfer und der Kindermord abgeschafft. Pomare schickte seine Hausgötzen der Londoner Missionsgesellschaft. Eben so wurde auf den übrigen Inseln dnrch die Fürsten das Heidenthum, jedoch nicht ohne hartnäckige blutige Gegenwehr der Insulaner abgeschafft, und die „Bekehrung" der Inseln war vollendet.

Die Missionäre, welche bis dahin fast ununterbrochen auf Eimeo gesessen hatten, wo der Bau der Barke ihre Zeit nicht wenig in Anspruch nahm*), während der noch nicht getaufte König und seine Anhänger nicht allein auf Taïti, sondern auch auf allen benachbarten Inseln das Heidenthum abschafften, und den christlichen Glauben predigten, wußten selbst nicht, wie ihnen geschah. Ein merkwürdiger Geist, einer auf einmal entstehenden Berauschung nicht unähnlich, hatte einen großen Theil der Bevölkerung ergriffen, und pflanzte sich, wie eine Kontagion in immer weiteren Kreisen fort. Ein rührender Eifer, Lesen und Schreiben zu lernen, hatte sich Aller bemächtigt. Einer unterrichtete den Andern, alte Häuptlinge beschäftigten sich Stundenlang damit, Schriftzeichen in den Sand zu malen; und so großen Werth legte man auf den Besitz von Schreibmaterialien, daß ein Häuptling, der dem Könige vergebens ein Schwein gegen ein Bleistift geboten hatte, den Entschluß faßte, Pomare zu ermorden, und sich so des Bleistifts zu bemächtigen.**) Überall errichteten die Insulaner ganz aus eignem Antriebe Bethäuser nach

*) Wegener 325, 327 u. m. a. O.
**) Lutteroth S. 52.

dem Muster, das sie zu Papetoai auf Eimeo gesehen; und was das Merkwürdigste ist, eine Menge dieser neuen Christen, obwohl ungetauft und nur einige dürftige Begriffe vom Christenthum habend, zog aus eignem Antriebe umher, den allgemeinen Sturz des Heidenthums verkündend und fördernd. Und meistens reichte ihre bloße Ankunft hin, um ganze Distrikte von einem gleichen Geiste zu erfüllen, und den sofortigen Umsturz der Götzen zu veranlassen.

d. Pomare II. als Christ.

Die Art, wie das Heidenthum gestürzt wurde, war eine ganz außerordentliche. Die gewöhnliche Art, wie der christliche Glaube Wurzel faßt, ist die, daß die tiefsittliche und religiöse Idee des Christenthums mit einer von Gott kommenden Gewalt das Innere des Menschen zu ergreifen beginnt, und daß dann in der Seele des so ergriffenen Menschen eine höhere Ordnung der Dinge sich aufbauet, während in demselben Maße, wie diese wächst, der falsche Glaube und die mit ihm verwachsene Unsittlichkeit aus der Seele verdrängt, und so diese im innersten Grunde geläutert und neu geboren wird. Auf den Gesellschaftsinseln wurde dieser im Wesen des Christenthumes selbst begründete Weg nicht eingehalten. Hier hatte die überlegene Europäische Cultur und zwar vorzugsweise, wie sie in der rohesten und unsittlichsten Weise durch die entlaufenen Matrosen beim Volke unmittelbar sich geltend machte, und unabhängig von sittlichen Ideen eine Macht wurde, während die Predigt der Missionäre gar keinen Erfolg hatte, das Heidenthum erschüttert, und ein lasterhafter Fürst hatte das morsch gewordene Gebäude aus politischen Rücksichten umgestoßen. Darum war die Krisis, worin das Volk nun eintrat, mit großer Gefahr verknüpft. Es bedurfte der allergeschicktesten Hand, sollte dieselbe ohne großen Schaden vorübergehen. Das Volk war, wenngleich es zu seinem großen Nachtheile das Christenthum gleich von Vorne herein nicht als etwas Sittliches aufzufassen gelernt hatte, doch einmal mit Gewalt in eine geistige Bewegung hineingeworfen, und schon darum hätte unter kundiger Leitung doch ein geistliches Leben in ihm geweckt werden können. Es zeigte sich äußerst empfänglich für Belehrung, und einzelne tiefe Eindrücke, die durch

Lesung ergreifender Stellen der h. Schrift auf manche Gemüther gemacht wurden, beweisen es klar, daß sie wohl für eine lebendige Erfassung des Christenthumes fähig waren. Hätten sich jetzt Lehrer gefunden, die das Volk zu behandeln verstanden, es hätte ein freies und glückliches Volk werden können. Aber die einfache Darlegung der Geschichte wird es zeigen, daß die Missionäre ihre Aufgabe gänzlich verfehlt, und ein von der Natur so reich begabtes Volk unglücklich gemacht haben.

Wir fassen die Folge der jetzt sich entwickelnden Ereignisse unter zwei Gesichtspunkte zusammen, und stellen zuerst die Regierung Pomares II. nach Erlangung der Alleinherrschaft, und dann die Gestaltung des religiös-sittlichen Lebens im Volke unter dem Einflusse der Missionäre dar.

1.

Nachdem das Heidenthum gefallen war, stand den Missionären ein schönes Feld für ihre Wirksamkeit offen. Entweder gab sich der König ganz ihrem Einflusse hin, und sie bekamen, wenn auch der König den Namen des Fürsten behielt, in der That die Leitung aller Staatsangelegenheiten in ihre Hände. Ein solcher Einfluß der Missionäre über einen noch wilden, also unmündigen König ist an sich gar nicht zu tadeln: denn dem Geiste gebührt die Herrschaft über die physische Kraft. Dann aber war es Pflicht der Missionäre, gewissenhaft dahin zu streben, den Fürsten sobald als möglich zur Mündigkeit und Selbstständigkeit zu erziehen, und sich, sobald dieses erreicht, auf die ihnen zukommende Sphäre zurückzuziehen. Alle Handlungen des Fürsten aber mußten sie, so lange sie einen überwiegenden Einfluß auf ihn ausübten, zum wahren Wohle des Volkes in geistiger sowohl, als in physischer Hinsicht zu leiten streben. — Oder es konnte geschehen, daß der Fürst die Missionäre und die Religion nur zu Werkzeugen seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Plane machen und Alles nach seiner Willkühr leiten wollte. In diesem Falle mußten die Missionäre sich auf das ihnen zustehende Gebiet der Religion und Moral, worin sie keinen störenden Eingriff des Fürsten dulden durften, zurückziehen, und mit der Macht und der Würde, welche die Religion verleihet, selbstständig hintreten zwischen Fürst und Volk,

und beide durch höhere Macht in den rechten Schranken halten. Beide Wege sind nach Verschiedenheit der Umstände von katholischen Missionären eingehalten; beide erfordern Männer von Uneigennützigkeit und geistiger Fähigkeit und Reife; zugleich aber auch von einer sittlichen Würde, die nur eine höhere Sendung verleiht.

Das Erste, was der König nach erlangter Alleinherrschaft that, war, daß er den völligen Umsturz der alten Verfassung bewirkte, und eine rein despotische Herrschaft begründete. Er hob die erbliche Fürstenwürde, die Würde der Ariis, welche bis dahin durch uraltes Herkommen erbliche Besitzer und Statthalter einzelner Distrikte waren, auf.*) Alle dem Heidenthume ergebenen erblichen Fürsten wurden abgesetzt, und ihre Stellen den Creaturen des Königs, die auf jede Veranlassung nach reiner Willkühr wieder entsetzt werden konnten, übergeben. Dieses Verfahren war an sich nicht allein höchst ungerecht, in so fern es die heidnischen Fürsten betraf, sondern stieß einen der Grundpfeiler der auf fast allen Südseeinseln damals herrschenden Verfassung um, wodurch nur Unordnung und Unsicherheit in alle Verhältnisse gebracht wurde. Der König dachte sich: „Ein Gott im Himmel, Ein König auf Erden," wobei er vergaß, daß er auf einigen kleinen Inseln des Oceans mit wenigen Tausenden von Unterthanen herrschte. König Georg von England nannte er seinen Bruder, und glaubte, so ungefähr wenigstens mit ihm auf gleicher Stufe zu stehen. — Ein zweiter ungleich verderblicherer Gewaltschritt Pomares war, daß er den sämmtlichen Grundbesitz der Inseln für sein Eigenthum erklärte, das er Jedem nach Willkühr nehmen, und Andern übergeben, oder selbst benutzen könne.**) Diesen Grundsatz des zügellosesten Despotismus hat Pomare mit selte-

*) Meinicke S. 147.

**) Meinicke l. c. 145, 146, 147 u. oft. «Er handelte mit absolutester Willkühr, bestimmte über den Grundbesitz ganz nach seinem Belieben, und begünstigte durch Verleihungen desselben alle, die er für treu und ergeben halten konnte» S. 145—146. — «Die willkührlichen Eigenthumsverleihungen Pomares mögen auch beigetragen haben, die alten Einrichtungen aufzulösen.» S. 146 unten.

ner Kaltblütigkeit durchzuführen gewußt. War Einer ihm nicht ganz zu Willen, zeigte er Abneigung gegen die Lehren der Missionäre, so wurde er von Haus und Hof gejagt, und sein Eigenthum den fügsamen Werkzeugen des Königs übergeben. Dadurch wurde der innerste Grund des Volkslebens erschüttert, eine eigentliche Cultur des Bodens unmöglich gemacht, und ein Geist immer gährender Unzufriedenheit unter das Volk verbreitet. Wiederholt mußte Pomare seine Hände mit dem Blute unglücklicher Unterthanen beflecken, die durch Verzweiflung getrieben ihn zu ermorden, und seiner Willkührherrschaft ein Ende zu machen sich verschworen hatten.*) Ganz diesem entsprechend war, daß die Bestimmung der Abgaben ganz und gar von der Willkühr des Fürsten abhing.**) Zwar hatte etwas Ähnliches schon früher in der heidnischen Zeit bestanden; aber damals war die Willkühr des Königs durch die Zwischengewalt der erblichen Fürsten in Schranken gehalten. Dazu kam, daß der König, durch die Europäer verleitet, sich in allerlei widersinnige Handelsspekulationen einließ, wobei er auf alle Art betrogen wurde zum Ruin des armen Landes. Denn er trieb Handelsspekulationen mit den besten Produkten seiner Unterthanen, die für tabu erklärt, und ihnen ohne Bezahlung entrissen wurden. Schon früher, als der Gouverneur von Port Jackson eine Lieferung von gesalzenen Schweinen wünschte, verbanden sich die Missionäre mit Otu, Pomares Vater, in Auftreibung von Schweinen auf der ganzen Insel; Otu aber verbot allen seinen Unterthanen die Schweine, indem er diese für tabu erklärte. Daß die Missionäre sich gebrauchen ließen, diese mit Hülfe des heidnischen Aberglaubens in's Werk gesetzte Gewaltthat zu unterstützen, zeigt, um nicht mehr zu sagen, eine wie unwürdige Stellung sich diese gefallen ließen, um nur ihren Zweck zu erreichen. Dieses widerrechtliche und empörende Benehmen läßt uns einen Blick werfen in das ganze Treiben jener ungerechten Handelsspekulationen Pomares II., wodurch das Land verarmte, und seiner Kultur beraubt wurde. Daß die Missionäre bei diesen Spekulationen betheiligt waren, wie schon aus S. 279 von Wegeners Gesch.

---

*) Meinicke S. 148.
**) Meinicke S. 147 u. f.

hervorgeht, wird später gezeigt werden.*) In lächerlicher Nachahmung des Königs von England, von dem die Missionäre ihm so viel vorgesagt hatten, umgab sich Pomare mit einem Europäischen Hofstaate, und hielt Soldaten nach Art Europäischer Fürsten. Auch die Baulust wandelte ihn an. Er bauete eine unförmliche Kirche von 712 Fuß Länge**), wozu er eine Menge der schönsten Brodfruchtbäume, welche den Einwohnern die vorzüglichste Nahrung geben, niederhauen ließ. Die Kirche zeigte sich aber völlig unbrauchbar, und mußte wieder aufgegeben werden.***) Um alles Einheimische zu zerstören, suchte er Europäische Kleidung einzuführen. An die Annahme einer angemessenen Nationaltracht wurde nicht einmal gedacht, und die Reisenden schildern uns den lächerlichen Eindruck, den die halb nackten Gestalten der Insulaner mit irgend einem Kleidungsstücke nach Englischem Schnitt ausstaffirt auf die Fremden hervorbringen. Auch die Wohnungen sollten nach Englischer Weise eingerichtet werden. Die Missionäre suchten nämlich zur Erleichterung des Unterrichtes und des Gottesdienstes die früher zerstreute Bevölkerung in einige größere Ortschaften zu vereinigen. Diese wurden nach Europäischer Weise gebauet. Ja der König gab sogar ein Gesetz, nach welchem ein Jeder solche Häuser, die nicht nach dem neuen Stile gebauet würden, ungestraft zerstören durfte. †) Allem diesen Beginnen setzte die Krone auf eine neue Gesetzgebung, die der König im Jahre 1819 seinem Volke gab. Sie vollendete den Umsturz der alten Institutionen des Landes, und gibt uns einen Maßstab von dem Einflusse, den die Missionäre auf die Regierungsmaßregeln des Königs übten. Dieses Gesetzbuch ist vorzugsweise ein Werk von Nott.††) Daß ein Mann von der Bildung wie Nott, der früher Maurergeselle gewesen war, nicht der geeignete Mann sein konnte, einem Volke Gesetze zu geben, wird jeder Unbefangene einsehen. Das neue Gesetzbuch berührte

---

*) Meinicke S. 262.
**) Lutteroth S. 60.
***) Lutteroth l. c. Anm. 1.
†) Lutteroth S. 66.
††) Meinicke S. 147. Lutteroth S. 62.

gar nicht das Verhältniß des Königs zum Volke, und ließ hierin der bestehenden Willkühr völlig freien Spielraum. Dagegen kann es eine Sammlung der willkührlichsten Inquisitionsgesetze genannt werden zur Durchführung des einseitigsten Puritanismus bei einem Volke, das der Herrschaft der Missionäre im höchsten Grade überdrüssig zu werden anfing. Jede Erinnerung an das Heidenthum sollte ausgelöscht, und das ganze Volk zur strengsten Sonntagsfeier und andern äußerlichen Observanzen des Puritanismus gezwungen werden. Dazu waren die Bestimmungen des Gesetzbuches so vag, daß der Willkühr der Richter völlig freier Spielraum gelassen wurde.

2.

Die Missionäre erhielten, nachdem die Dinge auf Taïti sich günstiger für sie zu gestalten angefangen hatten, von London aus wieder lebhafte Unterstützung allerlei Art. Die Londoner Missionsgesellschaft, durch die so viele Jahre hindurch fortdauernde gänzliche Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen entmuthigt, stand gerade im Begriffe, das ganze Unternehmen aufzugeben, als die Nachricht von der Schlacht bei Narii einlief, und ihren Muth neu belebte. Unter den neu ausgesandten Missionären befand sich Ellis, bis dahin der einzige Mann, der die wissenschaftliche Bildung eines gewöhnlichen Katholischen Missionärs in Anspruch nehmen konnte. Derselbe war anfangs auf den Gesellschaftsinseln, später auf den Sandwichinseln stationirt. Nachdem die Verstärkung angelangt war, konnten die Missionäre mehre verschiedene Stationen bilden, und nun, gedeckt und unterstützt überall von der weltlichen Macht den Unterricht des Volkes beginnen. Denn die Taïtier waren zwar keine Heiden mehr, aber was von Christenthum in ihnen war, hatte noch keinen Zusammenhang und keine Wurzel.

Das Erste, was sie thaten, war, daß sie mit großer Emsigkeit alle und jede Erinnerung an das Heidenthum in den Gemüthern zu zerstören trachteten. Was Pomare mit dem politischen Leben gethan hatte, das thaten sie in innigster Übereinstimmung mit seinem Wirken in Bezug auf das geistige Leben des Volkes. Diese Missionäre waren strenge Calviner. Sie handel-

ten daher ganz im Geiste des Protestantismus.*) Vor Allem trachteten sie dahin, bei den Wilden ein tiefes Gefühl

---

*) Da nach der Lehre der Reformatoren durch die Erbsünde alles und jedes Gute in der Seele ausgelöscht ist, so daß der Mensch durchaus jede Fähigkeit für das Höhere und Ewige eingebüßt hat, †) so konnten sie in der Entwicklung der heidnischen Völker nur Schlechtes und Teuflisches sehen. Der konsequente Protestant glaubt, das ganze Denken und geistige Leben eines heidnischen Volkes sei a priori böse, und es müsse, ehe von der Einpflanzung des Christenthumes die Rede sein könne, erst alles aus dem Heidenthume Stammende rein vernichtet, und jede Erinnerung an die frühere Zeit völlig ausgelöscht werden. Wird ein solcher Grundsatz mit Konsequenz durchgeführt, so kann es unmöglich gelingen, dem Christenthume in einem Volke feste Wurzel zu geben; es wird immer einer Pflanze gleichen, deren Wurzel nur die Oberfläche des Bodens berührt, und die darum bei jedem ungünstigen Wetter erfriert oder vertrocknet. Das geistige Leben eines so mißhandelten Volkes aber wird bei diesem Verfahren gemordet, und die innere Lebenskraft erstirbt. Den Grundsatz, den die protestantischen Missionäre nicht allein auf Taiti, sondern in der ganzen Südsee befolgten, bezeichnet treffend Meinicke, wenn er sagt: «Es ist klar, daß die eigentliche Bekehrung erst dann eintreten konnte, als das Alte gänzlich zerstört war.» (S. 128.) Der Katholische Missionär würde dagegen die schonungslose Zerstörung des Alten für ein Verbrechen gegen das Volk, und den nur durch äußere Umstände herbeigeführten plötzlichen Umsturz des frühern Glaubens für ein Unglück betrachtet haben. Sein Streben würde dahin gegangen sein, in dem Leben und den Vorstellungen der Insulaner möglichst viele Anknüpfungspunkte zu finden, die in keinem Menschen ganz erstorbenen Keime des Guten zu wecken, und so von Innen heraus eine Heilung der kranken, nicht aber rein erstorbenen und im Prinzipe bös gewordenen Natur zu versuchen.

†) Calvin. institut. L. II. c. 5. n. 19: „stet ergo nobis indubia ista veritas, quae nullis machinationibus quatefieri potest, mentem hominis sic alienatam prorsus a Dei justitia, ut nihil non impium, contortum, foedum, impurum, flagitiosum concipiat, concupiscat, moliatur: cor peccati veneno ita penitus delibutum, ut nihil, quam corruptum foetorem efflare queat." («Es stehe also bei uns fest die unbezweifelte Wahrheit, welche durch keine Machinationen erschüttert werden kann, daß die menschliche Seele so gänzlich entfernt sei von der göttlichen Gerechtigkeit, daß sie nur Gottloses, Verkehrtes, Abscheuliches, Schmutziges, Verbrecherisches denkt, begehrt, unternimmt; daß das Herz durch das Gift der Sünde so erfüllt ist, daß es nur bösartigen Gestank aushauchen kann.») Cons. Solid. declar. I. de peccat. orig. §. 21. p. 716, 717.

der gränzenlosen Verderbniß der menschlichen Natur zu erwecken, und ihnen alle Schrecken der Hölle vorzumalen. Dem durch künstliche Erregung erschütterten Gemüthe sollte dann das Vertrauen auf das Blut Christi eine Beruhigung geben, ohne daß eine wirkliche Erlösung und Ausheilung der kranken Seele zu Stande kam, und ohne daß das Gemüth in sich den Triumpf der Erlösung feiernd mit freiem und freudigen Schritte in das Leben und seine Freuden eintreten durfte. Ein solches Zerrbild des Christenthumes ließ die Gemüther kalt, es fand in der Seele keinen tieferen Wiederhall, und die kaum zum Christenthume bekehrten Heiden sehnten sich nach dem näheren Umgange mit ihren Göttern und den die Erde mit dem Himmel verknüpfenden Mittelwesen zurück. Die ganze Kirchengeschichte bietet kein ähnliches Beispiel dar, wie das von Taïti und andern Südseeinseln, daß ein Volk, nachdem es freiwillig das Heidenthum abgeworfen, und sich zum Christenthume hingewandt hatte, nach so kurzer Zeit schon gleichsam übersättigt durch die gemachte Erfahrung sich nach dem Heidenthume zurücksehnte. Wo aber einzelne tiefer erregbare Naturen von diesem Geiste des Puritanismus mächtiger ergriffen wurden, da nahm ihre Erregung die Form einer dämonischen Besessenheit an. Diese Wilden, kaum getauft, gaben vor, vom heil. Geiste inspirirt zu sein, zogen umher, lehrten die unsinnigsten Ketzereien, stifteten Sekten, und brachten ganze Inseln zum Abfalle von den Missionären. Diesem früher so fröhlichen Volke wurden seine Tänze und Nationalfeste verboten, der heitre, oft patriarchalische Sinn erstarb, und eine düstere puritanische Sabbatfeier, ewig wiederholte Predigten von Sünde und Hölle, der Zwang zum Besuche der wenig Anregendes darbietenden Schulen, dem auch die Erwachsenen unterworfen wurden, drückte den Geist des Volkes nieder. Meinicke äußert sich darüber in folgender Weise: „Weit mehr aber noch, als mit dem Inhalt ihrer Lehren, ist man durchweg unzufrieden mit der Art, wie sie die Eingebornen zu religiösen Übungen anhalten. Man tadelt die Häufigkeit, Strenge und Regelmäßigkeit derselben, das stete Singen und Beten, die pedantische Heiligung des Sonntags, die vielen Predigten, die angehört werden müssen, den Schulbesuch; das hindere das Volk an der Beschäftigung mit dem Landbau, und sei ein Hauptgrund,

weshalb es noch immer nicht daran dächte, solche Produkte zu erzeugen, die zum Handel tauglich seien. Die alten Vergnügungen, Spiele, Tänze u. s. w. würden mit unnützer Härte unterdrückt; Heiterkeit und Frohsinn, die sonst allgemein geherrscht, seien dadurch in finsteren, mürrischen Ernst verwandelt. Die Übertreibungen (?) abgerechnet sind alle diese Behauptungen gewiß richtig." *) Die Wahrheit aller dieser Thatsachen erkennet Meinicke also an. Er meint aber, bei einem Volke, dessen Bewußtsein ein fast noch heidnisches gewesen, hätten die Missionäre den bezeichneten Weg einschlagen müssen. „Spiele und Tänze," — sagt er, — „und ähnliches, was aus der Heidenzeit stammt, vor allem das Tätowiren wird allerdings auf das sorgfältigste unterdrückt; allein daß solche aus dem heidnischen Volksbewußtsein hervorgegangene Gewohnheiten und Gebräuche **) mit dem Christenthume bestehen sollen, ist eine Forderung, welche die Missionäre nicht bewilligen können, ohne daß sie ihr Werk der Gefahr, wieder zerstört zu werden, aussetzen; ganz abgesehen davon, daß früher alle Gebräuche und das ganze Leben überhaupt so eigenthümlich von der heidnischen Religion durchdrungen waren, daß es schon deshalb unmöglich wird, sie bestehen zu lassen." ***) Hätten die Missionäre, die Deutschland bekehrten, so gedacht, so hätten wir mit der Annahme des Christenthumes aufgehört, eine Deutsche Nation zu bilden, oder, wenn die Liebe zum Vaterlande und zu den nationalen Einrichtungen überwiegend stark in unserm Volke gewesen wäre, dann würden wir das Christenthum bald wieder als ein uns unnatürliches Joch von uns geworfen haben.

Nicht weniger verderblich, als die schonungslose Zerstörung alles Alten war die äußerste Strenge, womit das neue Religionssystem durchgeführt, und jede Abweichung von der äußeren Obser-

---

*) Meinicke S. 254.

**) Hier hat eine arge Confusion der Begriffe stattgefunden: Tanzen, Spielen u. dgl. sind nicht aus dem heidnischen Bewußtsein hervorgegangene Gebräuche, sondern sind etwas rein Menschliches. Das zufällige Böse in ihnen mußte entfernt, das rein Menschliche aber nicht zerstört werden.

***) Meinicke S. 255.

vanz mit körperlichen Züchtigungen bestraft wurde. Ein solches rein alttestamentalisches Strafsystem mußte den freien Geist der Religion und Moral ertödten. Den Missionären kam hierbei ihr politischer Einfluß gut zu statten, und man sieht, daß die Strafbestimmungen in den Gesetzbüchern durchaus ihr Werk sind. Blasphemie, Götzendienst und Rückfall in das Heidenthum wurden mit dem Tode bestraft. Stockschläge und Zwangsarbeit wurden auf Vergehen gegen die religiöse Observanz und gegen die Sittlichkeit gesetzt, und andre dergleichen Bestimmungen mehr, welche ein Zeugniß davon ablegen, wie wenig die Missionäre es verstanden, den Geist ächter Religiösität und Sittlichkeit zu wecken. Durch diese bloß äußerlich erzwungene Moral wurde der Sinn des Volkes grundverderbt; es wurde Heuchelei und Scheinheiligkeit befördert und die durch keine innere moralische Erhebung überwundene Lasterhaftigkeit suchte nun, durch äußeren Zwang aus dem Öffentlichen verdrängt geheime Schlupfwinkel auf, um dort ungestörter und ungleich verderblicher als früher ihre Orgien zu feiern. Lesson sagt darüber: „Die Missionäre haben den Skandal durch ihre zu große Strenge gegen die niedere Klasse (gegen den König waren sie nachsichtig) nur ärger gemacht. Jedes Frauenzimmer, das sich mit einem Manne einläßt, wird das erste Mal verurtheilt, eine gewisse Anzahl Ellen Zeuges aus Baumrinde für die Missionäre anzufertigen, ihr Verführer aber muß 20—50 Klafter Arbeit an der Heerstraße liefern. Bei einem Wiederholungsfalle wird auch das Frauenzimmer zu letzterer Frohne verurtheilt, zuvor aber noch gebunden auf öffentlichem Markte ihres Vergehens wegen zur Rede gestellt, ja oft auch an der Stirn gezeichnet. Mit solchem Brandmal bleibt ihr dann aber nichts anders übrig, als ferner auf der Bahn des Lasters zu wandeln. Vor allem ungerecht, ja selbst unmoralisch ist es aber, daß diese Strafe sogar gegen diejenigen angewendet wird, die nur dem Tanze huldigen und sich tätowiren lassen. Der Tanz sei unzüchtig, sagen die Missionäre, und das Tätowiren flöße den Männern und den Frauen nur wilde Leidenschaften ein. Dies hat aber die Folge gehabt, daß die Insulaner sich die verborgensten Orte aufgesucht haben, um im Frieden ihre Spiele zu treiben, zu tanzen, sich zu tätowiren und auf der Nasenflöte zu blasen, welches völlig

unschuldige Vergnügen ihnen ebenfalls untersagt worden war. Während unsres Aufenthaltes klagten die Missionäre sehr über den Geist der Insulaner; aber sie sind selber Schuld daran, weil sie zu rasch verfahren sind. Sie werden auch über lang oder kurz fortgejagt werden, denn sie haben unter den Eingebornen eine arge Verstellung erweckt, und diese ist bei Völkern, die noch fast im Naturzustande leben, die nächste Stufe zur Wildheit und allen damit verknüpften Gräueln." Dieser Bericht eines Mannes, der Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle sich von dem Zustande der Dinge zu unterrichten, mag einzelne ungenaue Angaben enthalten, obwohl wir zu einer solchen Annahme keinen Grund haben; im Wesentlichen stimmt er mit den Eingeständnissen der protestantischen Missionsgeschichtschreiber überein, die alle nur das Verfahren der Missionäre durch die heidnische Rohheit der Insulaner entschuldigen zu können glauben. Lacroi fügt im „National" diesen Worten Lessons bei: „Wir möchten noch weiter gehen, und mit allen verständigen und aufrichtigen Reisenden, einem Kotzebue, Kapitain Beechey, Herrn Moerenhout, französischem Konsul auf Otahaiti, Dumont d'Urville, dem Admiral Dupetit-Thouars und noch vielen andern*) sagen, daß die Insulaner dieses Archipels, Dank den Englischen Missionarien, gar keinen Glauben mehr haben, dagegen aber habgierig, lügnerisch, betrügerisch, Säufer und arge Wollüstlinge geworden sind. Daß es so kommen würde, war vorauszusehen." Diese Worte lauten hart, aber sie werden durch die Geschichte, und durch die Eingeständnisse der protestantischen Schriftsteller bestätigt, nur daß diese nicht eingestehen wollen, daß die bezeichneten Übel eine nothwendige Folge des von den Missionären befolgten falschen Systemes waren. **) Das Volk, aller

*) Wir könnten diesen Männern namentlich den preußischen Gelehrten Meyen beifügen.

**) «Wir bemerkten zu Bavay mit Bedauren die traurigen Veränderungen, die seit Kurzem sich ereigneten, seitdem die evangelischen Missionarien ihr widerrechtliches System dort befestigt haben. Der arme Indianer, dessen Anblick allein das Herz rührt und das Mitleid erregt, seufzte schon genug unter dem Joche seiner tyrannischen Herrn; mußten denn noch die protestant. Missionäre kommen, um ihn mit ihrer eisernen Geißel vollends zu zernichten?» Meyen übersichtl. Darst. der Gesellschaftsins. l. c. — «Ist

seiner gewohnten Freuden und Lustbarkeiten beraubt, ohne eine geistige Nahrung für das Innere, die es hätte aufrichten können, durch Staatsgesetze unter das Joch eines geisttödtenden Puritanismus gebeugt, fühlte sich erschöpft und ermattet, und seine Lebenskraft begann zu brechen. Da ergab es sich, um die Langeweile und Leere des Innern auszufüllen, dem Genusse geistiger Getränke in einem Übermaß, das bald die entsetzlichsten Verheerungen anzurichten begann. Durch äußeren Zwang sollte dem Übel abgeholfen werden. Der König zerstörte mit Gewalt alle Brennereien, und verbot gesetzlich jede Einfuhr von Rum und Branntwein. Da er aber selbst dem Trunke leidenschaftlich ergeben blieb, so verschaffte er sich von den fremden Schiffen den nöthigen Vorrath. Das mußte demoralisirend auf die Unterthanen wirken. Zudem konnte ein bloß äußeres Verbot, das der Lokalität wegen gar und ganz nicht gehandhabt werden konnte, bei der bezeichneten geistigen Verfassung der Insulaner nur die ganz entgegengesetzte Wirkung von dem, was man beabsichtigte, hervorbringen. Denn von allen Seiten wußte

---

die farblose, allen Lebensfreuden feindliche Entartung des Protestantismus, zu dem die Missionäre sich meist bekennen, eine Religion für jene harmlosen und fröhlichen Insulaner? Heißt es, den Menschen verstehen, wenn man diese Kinder der Natur, die im Glanze der Abendsonne ihre Lieder ertönen lassen wollen, zu einer pietistischen Betstunde zusammen ruft? Wären jene Insulaner ein kräftiger Stamm, wie die Malaien oder Neuseeländer, sie würden die Missionäre mit ihrem Afterchristenthume in's Meer werfen.» Ausland 1835. Nr. 363. — In dem Berichte über die Reise des Kapitains Fitzroy, der nach Taiti geschickt war, um Genugthuung für ein von den Unterthanen der Königinn Pomare geplündertes Englisches Schiff zu fordern, heißt es: «Die Zucht der puritanischen Missionäre scheint strenge; selbst das Tanzen wird den Kindern nicht erlaubt. Der Sonntag wird wie in England gefeiert, ja noch einen Grad höher getrieben. Nicht ein Kanoe darf aufs Wasser gesetzt werden. Darum scheint sich unter den Tahitiern ein größerer Hang zu der Katholischen Kirche zu äußern, die jetzt Missionarien auf den Gambierinseln unterhält. Die Zahl der Bewohner soll seit Cook außerordentlich vermindert sein, und kaum noch den zehnten Theil betragen. Krankheiten aller Art haben sich seit dem Umgange mit Europäern eingeschlichen. Vielleicht geht auch dieser Menschenstamm verloren, und England bekommt einen neuen Landsitz in den Gewässern der Südsee.» Ausland 1840. Nr. 83.

man nun geistige Getränke in das Land einzuschmuggeln, der Genuß nahm zu, und das physische und moralische Verderben wurde größer. Einen noch unglücklichern Erfolg hatte das später auf Betreiben der Missionäre erlassene Gesetz, welches allen Fremden ohne besondere Erlaubniß der Regierung den Zutritt zu den Inseln verbot. Dieses Gesetz, wodurch den üblen Einflüssen der fremden Matrosen und Abentheurer sollte Einhalt gethan werden, hat an sich etwas Gehässiges, und ließ außerdem noch eine Nebenabsicht der Missionäre durchblicken, wie die nachherigen Ereignisse sie offenbar gemacht haben.

e. Pomare's II. Tod. Aimata.

Die Religionskriege.

Auffallend muß es jedem Beobachter sein, daß es so sehr lange nach dem Sturze des Heidenthumes währte, bis auch nur ein Einziger von den Insulanern getauft wurde. Denn erst im Jahre 1819 fanden die ersten Taufen der Heiden statt. Die protestantischen Schriftsteller, selbst Meinicke, gehen flüchtig darüber weg; andre, wie Lutteroth, rechnen es den Missionären hoch an, daß sie die Taufen nicht übereilt, sondern erst sorgfältig die Würdigkeit der Aufzunehmenden geprüft hätten. Die einfache Darlegung des ganzen Herganges widerlegt des Letztern Angaben. Wir haben bereits gesehen, daß die Missionäre, nachdem der Unterricht der ersten Schüler auf Eimeo 3 Monate gedauert hatte, zu taufen wünschten*). Der König aber, den man seines Trunkes halber zu taufen Anstand genommen hatte, gestattete *nicht*, daß Einer zugelassen wurde, bevor er selbst die Taufe empfangen hätte. Dadurch geriethen die Missionäre in große Noth. Denn tauften sie ihn, ohne daß er sein allbekanntes Laster aufgegeben hatte, so war das die ärgste Verhöhnung der Würde des Christenthums, und der moralische Eindruck, den dasselbe auf das Volk machen sollte, war größten Theils verloren; tauften sie ihn nicht, so konnten auch die Unterthanen nicht getauft werden. Und so geschah es. Schon war das fünfte Jahr seit der Schlacht von Narii ge-

---

*) Wegener S. 326—327.

kommen; der König blieb dem Trunk in gleicher Weise wie früher ergeben, und noch hatte kein Einziger die Taufe empfangen. Indeß war der Bau der neuen schon oben erwähnten großen Kirche vollendet, und die neue unter Notts Leitung zu Stande gekommene Gesetzgebung war zur Promulgation reif. Da fügten sich die Missionäre den Umständen. Am 11. Mai 1819 wurde die Kirche geweiht, am 13. ward das Gesetz promulgirt, am 16. wurde Pomare, darauf am 18. eine große Menge der Eingebornen getauft.*) Pomare blieb aber, was er vor der Taufe gewesen war. Was Kotzebue**) von ihm sagt, wird durch alle sonstigen Nachrichten vollkommen bestätigt: „Er ließ sich endlich auch taufen, und starb als Christ im besten Mannesalter an den Folgen des unmäßigen Genusses geistiger Getränke, die er von den Schiffen seiner neuen Glaubensgenossen (der Engländer und Nordamericaner) erhielt. Er hatte eine unbesiegbare Leidenschaft für diese Getränke bekommen, so sehr er auch ihren nachtheiligen Einfluß einsah, und öfters im betrunkenen Zustande ausgerufen hat: O König! heut könnten Deine Schweine besser regieren, als Du.“

Zum Schluß und zugleich zur Bestätigung des über Pomares Person und über den Geist seiner Regierung Gesagten führe ich hier Meinickes Worte an, mich jeder weiteren Bemerkung zu denselben enthaltend: „Die Folge davon (von seiner Willkühr) war, daß seine letzten Regierungsjahre nicht ohne bedenkliche Symptome vergingen. Schon, als er das Gesetzbuch proklamirte, war ein Plan im Werke, das Christenthum und die bestehende Herrschaft zu stürzen, der aber durch die Hinrichtung der Rädelsführer, zweier Einwohner in Atehuru (im Oktober 1819) vereitelt wurde. Bedenklicher war es, daß die Geldnoth, in welche die Nothwendigkeit, stets gerüstete Soldaten und eine Menge Anhänger zu erhalten, den König versetzte, ihn zwang, zu Handelsspekulationen mit Europäischen Kaufleuten seine Zuflucht zu nehmen, in denen er doch nichts gewann, und die ihn noch dazu verleiteten, aus allen Handelsprodukten seines Landes ein

---

*) Lutteroth S. 64.

**) Reise um die Welt in d. J. 1823—1826. Weimar 1830. Th. I.

Monopol zu machen. Dies und seine partheiische, willkührliche Gütervertheilung brachte 1821 eine andere Verschwörung zu seiner Ermordung hervor, deren Anstifter hingerichtet wurden. Vielleicht war es ein Glück für ihn, daß er bald darauf (den 7. December 1821) in der Blüthe seiner Jahre (39 J. alt) starb, angeblich an den Folgen seiner Trunkliebe, einer Leidenschaft, der er ganz ergeben war, ob er gleich dabei alles Destilliren geistiger Getränke streng unterdrückt hatte." *)

Weil in dem Vorhergehenden die Wirkungsweise der protestantischen Missionäre, die auf allen später angelegten Missionsstationen der Südsee wesentlich dieselbe ist, genugsam charakterisirt erscheint, so werde ich von jetzt an die Geschichte dieser Inseln, die an sich wenig Bedeutung hat, kurz zusammenfassen, und nur die Hauptbegebenheiten erwähnen. Und zwar werde ich wieder die politischen und religiös-kirchlichen Ereignisse von einander gesondert unter zwei Gesichtspunkte zusammenfassen.

1. Politische Gestaltung der Gesellschaftsinseln.

Der Sohn Pomares II. war beim Tode des Vaters erst 18 Monate alt. Die Regentschaft übernahm Manaonao, ein Vertrauter des verstorbenen Königs. Doch übte den unmittelbarsten Einfluß die Mutter des Kindes und ihre leibliche Schwester, beide früher Frauen Pomares, deren eine er nach dem Übertritte zum Christenthume als gesetzliche Gemahlin erklärt hatte. Beide regierten das Land, und bemühten sich im Bunde mit Manaonao, das königliche Ansehen im Sinne Pomares aufrecht zu erhalten. Es lag in dem Regimente dieser Frauen eine kecke Selbstständigkeit. Die absolute Gewalt, die Pomare II. mit Hülfe der Missionäre bis zur Despotie gesteigert hatte, wurde von ihnen ohne Rücksicht auf die Wünsche der Missionäre geübt, und so schien für diese ein großer Theil ihrer Arbeit verloren. Da stellten sich die Missionäre an die Spitze der Mißvergnügten, und setzten es, nachdem die innere Gährung beinahe den Ausbruch eines Bürgerkrieges herbeigeführt hatte, durch, daß dem Lande eine Konstitution gegeben, und die Regentschaft, so wie der

*) Meinicke S. 147—48.

künftige Herrscher aller eigentlichen Königsgewalt beraubt wurde. Die Häuptlinge, welche durch den Einfluß der Missionäre die Verwaltung der Distrikte bekommen hatten, waren hierin ihre eifrigen Gehülfen. Durch diese Veränderung kam alle Gewalt faktisch wieder in die Hände der Missionäre. Ihr ganzes Benehmen in dieser Angelegenheit war nicht weniger unüberlegt, als unrechtmäßig. Sie hatten kein Recht, während der Minderjährigkeit des Königs*) die Verfassung des Staats umzustürzen, und auf die Untergrabung der Gewalt eines jungen Fürsten hinzuarbeiten. Zudem war ein Volk von Wilden für eine Konstitution nicht reif. Der Fürst wurde von nun an ein Spielball in den Händen der Missionäre und der Häuptlinge, deren Einflusse der später erfolgte Untergang des kleinen Staates zuzuschreiben ist. Es wurden auf Betrieb der Missionäre Parlamente nach dem Muster der Englischen eingeführt**), und das neue Gesetzbuch, auf denselben alttestamentlichen Grundsätzen, wie das erste fußend***), enthielt eine noch genauere Ausprägung der Strafbestimmungen wegen Verletzung der äußeren Religionsobservanz und der Moral. Nachdem so die königliche Würde ihrer Macht entkleidet war, ließen die Missionäre den jungen König, einen Knaben von noch nicht 5 Jahren, feierlich die Heilighaltung der Konstitution versprechen, und Nott salbte ihn mit Kokusöl zum König****). Der

---

*) «Nach vielen Streitigkeiten kam sie (die Veränderung) ohne Zweifel unter großem Einfluß der Missionäre 1824 durch eine Versammlung der angesehensten Männer (der oben bezeichneten Häuptlinge) zu Stande, die im Februar die Revision des Gesetzbuches anordneten.» (Meinicke S. 149). — «Die Missionäre haben die Minderjährigkeit des Sohnes von Pomare benutzt, um die Tahaitier zu einer von ihnen geschmiedeten Konstitution zu überreden.» Kotzebue l. c.

**) «Noch mehr zeigt sich das aber in den zugleich auf Betrieb der Missionäre eingeführten Parlamenten, oder den Versammlungen «der Gesetzmacher». Eine solche Nachäffung des Englischen Parlamentes hat etwas Lächerliches». Meinicke S. 149. Man muß sich einmal eine solche Versammlung von halbnackten Pairs und Deputirten vorstellen!

***) Meinicke S. 149.

****) Lacroi beschreibt diesen Akt zwar etwas satyrisch, aber im Wesentlichen geschichtlich wahr: «Es war am 21. April 1824, als diese Feierlichkeit vor sich ging. Man hatte das Volk und die Häuptlinge um eine stei-

Knabe wurde darauf ganz den Händen der Missionäre übergeben*). Sie brachten denselben zur Erziehung zu der „Südsee-Akademie" auf Eimeo. Unter diesem stolzen Namen hatten nämlich die Missionäre auf Eimeo eine Anstalt gegründet, in der außer dem Königssohne ausschließlich die Kinder der Missionäre unterrichtet wurden**). Die eine der Gemahlinnen Pomares und zwar nicht die Mutter des Königs, sondern die Tante, bekam einstweilen die Regentschaft, jedoch in völlig beschränkter Form.

Aber schon im Anfange des Jahres 1827 starb der König, den die Missionäre ganz nach ihrer Art zu erziehen sich bemüht hatten, und die Lage der Dinge wurde zum Nachtheile der Missionäre abermals geändert. Denn diejenige, welche bisher die Regentschaft, gestützt auf die Parthei der Grundbesitzer, in steter Spannung mit den Missionären geführt hatte, gewann von jetzt ein Übergewicht, indem ihre Tochter Aimata, eine Halbschwester des verstorbenen Erbprinzen, nach dessen Tode rechtliche Ansprüche

---

nerne Plattform her versammelt, auf welcher ein für diese Gelegenheit angefertigter Thron aufgeschlagen war. Das Fürstchen wurde auf den offiziellen Sitz placirt, und eine Krone, oder was dem ähnlich sein sollte, nebst einer Bibel und dem famösen Codex der Missionäre vor ihm auf den Tisch gelegt. Se. Ehrwürden, Herr Nott, ein alter Freund seines erlauchten Vaters, fragte ihn dann, ohne einmal dabei zu lachen: «Versprechen Sie, gerecht regieren zu wollen, nach dem Worte Gottes zu handeln, und sich Seinen Geboten zu unterwerfen»? Darauf antwortete das Königlein, das seine Lektion gut behalten hatte, eben so ernsthaft: «Ja, mit Gottes Hülfe». Darauf salbte derselbe Herr Nott das Bübchen mit Kokusöl, setzte ihm die Krone aufs Haupt, und sagte dabei in seinem besten Predigerton: «Pomare! ich kröne Dich als König von Otahaiti, Eimeo rc.» Dann gab er ihm gravitätisch seinen Segen. Hiernach nahm ein andrer Missionär, Darling genannt, das Wort, und sagte: «König Pomare, wir übergeben Ew. Majestät die h. Schrift, darin ist die Weisheit; sie ist der Codex der Könige, und enthält die lebendigen Orakelsprüche Gottes. Glücklich ist, wer in diesem Buche liest, glücklich, wer dessen Worte versteht». Nun hätte das kleine Männlein wohl erwiedern können, daß es noch nicht zu der Zahl dieser glücklichen Sterblichen gehöre rc.»

*) Meinicke S. 149.

**) Meinicke l. c.

auf die Herrschaft bekam. Aimata übernahm unter dem Namen Pomare die Regierung, und zwar in einem ganz absoluten Sinne, und begann nun mit ihrer Mutter und Tante ein wildes, zügelloses Leben. In Folge dessen wurden Mutter und Tante, beide früher Regentinnen und Pomares II. Gemahlinnen, von den Missionären excommunicirt*). Letztere wurden, seitdem sie die Beschränkung der ihnen feindlichen königlichen Gewalt auf alle Weise förderten, von den mächtigen Häuptlingen der Insel kräftig unterstützt. Diese Häuptlinge, den Ansichten der alten Aristokratie huldigend, sind von nun an als die eigentlichen Vertreter des hart bedrohten und durch Pomare II. fast vernichteten nationalen Elementes zu betrachten, das unerwarteter Weise gegen die Berechnung der Missionäre in der neuen Verfassung wieder eine Kräftigung gefunden hatte. Auf diese Seite traten mehr und mehr alle Grundbesitzer über. Dagegen schloß sich alles lose Gesindel, alles, was der Sittenlosigkeit und Zuchtlosigkeit huldigte, der in jeder Hinsicht absoluten Königinn Pomare an. Da diese nun im Jahre 1830 nach längerer Abwesenheit auf den westlichen Inseln nach Taïti zurückkehrte, und mit ihrem Anhange das Beispiel des ungebundensten Lebens gab, trat man ihr mit Strenge entgegen, und mehre ihrer Anhänger wurden wegen Verletzung der Gesetze bestraft. Die Königinn, hierüber aufs äußerste erbittert, beruft eine allgemeine Versammlung des Volkes, um die Stärke ihrer Parthei zu erproben. Aber so groß auch die Menge der ihr anhängenden Gesinnungslosen ist, ihre Versuche, die Schranken der Verfassung zu durchbrechen, scheitern an der Entschlossenheit und der ernsten Kraft der Häuptlinge. Innere Gährung verbreitete sich durch alle Gauen des Landes, und beide Theile griffen zu den Waffen. Es gelang dem gerade anlangenden Englischen Schiffskapitain Sandiland, die Ruhe wieder herzustellen.

---

*) Meinicke S. 151. «Es blieb zwar noch mehre Jahre Alles äußerlich ruhig, allein die Spannung stieg immer höher. Die Königinn, jung, unerfahren und den Vergnügungen ergeben, sammelte bald Alles um sich, was der sittlichen Strenge der neuen Lehre halber ihr abgeneigt war; ihr Haus wurde der Schauplatz der schamlosesten Unzucht und Liederlichkeit ꝛc » Meinicke l. c.

Wenngleich für Missionäre viel zu viel in politische Händel verwickelt, nahmen dieselben doch in diesem Augenblicke eine ehrenwerthe Stellung ein. Sie standen im Bunde mit der gesinnungstüchtigen nationalen Parthei. Jedoch seit der Anwesenheit des Kapitains Sandiland erblicken wir sie urplötzlich auf die Seite der von ihnen bisher so hart bedrängten Königinn Pomare treten, während die nationale Parthei nun wieder entschieden feindlich gegen die Missionäre und das Christenthum erscheint. Über die Ursache dieser Veränderung schweigen die Missionäre, und Meinicke geht unklar und kurz über diese mißliche Parthie der Geschichte hinweg. Daß nicht eine Bekehrung Pomares diese Änderung aller äußeren und inneren Verhältnisse von Taïti hervorbrachte, ist bekannt. Auch läßt das Zurücktreten der nationalen Parthei von der Sache der Missionäre auf eine andere Veränderung schließen. Offenbar bezeichnet die Ankunft Sandilands den Zeitpunkt, wo England sich in die Angelegenheiten Taïtis direkter einzumischen begann, um diesen nicht unwichtigen Punkt des Oceans an seine Politik zu fesseln. Um diese Zeit versetzten die Engländer auch die Bewohner der kleinen Insel Pitcairn (siehe §. 4.), die sie als Englische Unterthanen betrachteten, nach Taïti. Ihnen schien es bequemer zu sein, ihre Interessen an die der Königinn, als an die einer vielköpfigen und freiheitliebenden Nationalparthei anzuknüpfen, und den Missionären mußte es einleuchtend erscheinen, daß das gerade damals einem völligen Erlöschen nahe Christenthum viel leichter durch eine ihnen geneigte königliche Obergewalt wieder zu einem wenigstens äußeren Ansehen gebracht werden könne, als durch eine freiere Verfassung. Wir sehen daher von nnn an die Königinn im Vereine mit den Missionären auf das Engste mit dem Englischen Interesse verbündet. Ein Missionär, der zugleich Vertrauter der Königinn und Englischer Konsul ist, der also in einer dreifachen Eigenschaft fungirt, steht bald darauf an der Spitze aller Angelegenheiten, und leitet die schwache Königinn. Über den Charakter dieses Mannes, des bekannten Pritchard, ist viel Gehässiges gesagt worden. Was Wahres daran sei, soll hier nicht untersucht werden. So viel ist aber gewiß, daß seine doppelte Stellung als Konsul und Missionär für die Sache der Missionäre eine Kalamität geworden ist.

Seitdem die Missionäre mit der Königinn verbunden und durch die Engländer unterstützt waren, gaben sie sich alle Mühe, das Ansehen des völlig gesunkenen Christenthumes wieder zu heben, und die Strafbestimmungen gegen die Übertreter der Religionsgesetze wieder in Wirksamkeit zu setzen; aber das überall wieder auftauchende Heidenthum, das nur äußerlich unterdrückt war, fand nun in der nationalen Parthei einen mächtigen Halt. Die Spannung und Gährung wurde immer größer, und zuletzt war ein Bürger- und Religionskrieg unvermeidlich. Die moralische Wirkung der ganzen jetzigen Stimmung war um so verderblicher, weil die Königinn nun mit ihrem ganzen nichtswürdigen Anhang auf der Seite des Christenthumes stand. Die Halbinsel Taiarabu oder Klein-Tahiti, von jeher der Heerd des Heidenthums und des nationalen Lebens, erhob zuerst die Waffen. Die dortige Mission wurde aufgelöst. Selbst auf Eimeo war die Mission bedroht. Die Bewohner von Taiarabu fielen verheerend in die größere Halbinsel ein, wurden aber in einer Schlacht 1833 von dem Heere der Königinn geschlagen. Darauf wurde zwar die Halbinsel wieder bezwungen, aber die Gährung dauerte fort. — Auch auf den kleineren westlichen Inseln erhob sich das Heidenthum wieder mit Macht, und es mußte wiederholt Blut vergossen werden, ehe der Bestand des Christenthumes auch nur einiger Maßen gesichert werden konnte. Denn nachdem die westlichen Inseln, von jenem oben beschriebenen Rausche ergriffen, das Heidenthum abgeworfen hatten, ohne eine eigentliche Vorstellung vom Christenthume zu haben, wurde daselbst alles, was in politischer und religiöser Hinsicht auf Tahiti vorging, ohne Weiteres nachgemacht: auch die Gesetzgebung ward fast ohne Abänderung dort angenommen. Bald aber mußte dieses denselben politischen Widerspruch, wie auf Tahiti hervorrufen, und die Sache der Missionäre gehässig machen. *) Schon bei der Bekanntmachung dieser Gesetze brach eine allgemeine Bewegung auf allen Inseln aus; man wollte die Missionäre ermorden. Aber sie hatten das politische Übergewicht, und die Anführer des Complottes wurden gezüchtigt **). Es war unter ihnen

*) Meinicke S. 138.
**) Meinicke l. c.

selbst ein Sohn des Fürsten Mahine von Huahine, des Bundesgenossen Pomares II., durch dessen Hülfe allein jener sich behauptet, und durch dessen Tapferkeit er den Sieg bei Narii erfochten hatte. Darum war es nicht allein hart, sondern auch höchst unvorsichtig, daß dieser Fürstensohn und andre Häuptlinge mit ihm wegen ihres Komplottes gegen die Missionäre, (namentlich gegen den M. Williams auf Rajatea) nach dem Buchstaben dieses neuen, widerrechtlichen Gesetzes zu öffentlichen Zwangsarbeiten verurtheilt wurden.*) Die arg Mißhandelten griffen zu den Waffen, mußten aber unterliegen. Mahines Sohn überlebte sein neues Unglück nicht lange. Er war mit Pomare II. verschwägert. Seine Tochter, nach seinem Tode geboren, würde rechtliche Ansprüche auf den Thron haben. Die folgende Geschichte ist eine ununterbrochene Kette innerer Unruhen, während derer das Ansehn der Missionäre nur mit Hülfe äußerer Gewalt einiger Maßen aufrecht erhalten werden konnte. Doch bald erfolgte eine fast allgemeine Auflösung der Missionen theils durch innern Verfall, theils durch die wieder sich erhebende Gewalt der Heiden. Auf der Insel Tahaa hatte ein den Missionären feindlicher Fürst, ein Enkel des tapfern Tapoa, die Herrschaft bekommen, und mehre Inseln schlossen sich sogleich seinem Bestreben, das Heidenthum wieder herzustellen an. Auch Rajatea mußte von Williams verlassen werden; nur Huahine hing den Missionären noch an. Diese benutzten die aufkeimende Eifersucht zwischen den Fürsten von Rajatea und Tahaa. Sie bewaffneten die ganze christliche Bevölkerung von Huahine, und zogen dem sonst auch sehr schlecht gegen das Christenthum gesinnten Fürsten von Rajatea gegen den von Tahaa zu Hülfe, und so kam es zur Schlacht, in der die von Tahaa mit ihren Bundesgenossen unterlagen. Auf diese Weise war es den Missionären zwar gelungen, die politische Kraft ihres charaktervollsten Gegners zu brechen, und Williams wagte wieder, nach Rajatea zu kommen: aber ihre Sache war dem Volke verhaßt, und der Geist innerer Gährung konnte nicht mehr unterdrückt werden.

---

*) Meinicke S. 158.

So war der Zustand der Inseln beim Beginne der vierziger Jahre, nachdem die Missionäre fast ein halbes Jahrhundert zum Theil unter so günstigen Umständen, wie sie je irgend christlichen Missionären geboten wurden, dort gewirkt hatten. Einmal schien es, als würden sie einen Weg finden, ihr Ansehen dauernd bei dem Volke zu befestigen, zur Zeit ihres Bundes mit der nationalen Parthei. Hätten sie, nachdem einmal widerrechtlicher Weise die Konstitution eingeführt war, die Leitung der Angelegenheiten des Staates den zum Theil kräftigen und charaktervollen Häuptlingen überlassen, und diesen, die allerdings mit ihren religiösen Ansichten wenig harmonirten, völlige religiöse Freiheit gestattend, auf den Unterricht der Einwohner sich beschränkt, so hätten sie vielleicht allmählich die Gemüther für sich gewonnen. Aber ihr Anschluß an die Parthei der rohen und sittenlosen Königinn, und ihre jetzt doppelt gehässig werdende politische Herrschaft entfremdete ihnen die gesinnungsvollsten Männer des Landes. Was Wunder, daß diese, in allen ihren Gefühlen bitter gekränkt, nachdem die Parthei der Missionäre im offenen Kampfe gesiegt hatte, nach einer anderen Stütze von Außen sich umsah, die sie denn auch fand!

2. Gestaltung des religiösen Lebens.

Ein in seinem innersten Grunde so falsches, und ohne die geringste Achtung und Kenntniß der menschlichen Natur entworfenes und durchgeführtes Religionssystem, als das in den vorigen Abschnitten bezeichnete, konnte nur die verderblichsten Folgen haben. Es mußte das Christenthum, welches die Eingebornen ohne seine höheren moralischen Beziehungen zu kennen, wie ein neues Kleid umgethan hatten, wie ein drückendes, unerträgliches Joch erscheinen lassen, das sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit abzuwerfen bereit waren; und die Unsittlichkeit, durch äußeren Zwang zurückgedrängt, mußte jetzt, durch keine geistige innere Erhebung überwunden, im Verborgenen das ganze Leben vergiften. Ich will aber, um in dieser Sache, die über das protestantische Missionswesen unerbittlich den Stab bricht, jeden Schein einer Partheilichkeit zu vermeiden, nur Meinicke reden lassen, der, obwohl er die Sache möglichst milde darzustellen sich bemüht, dennoch für jeden Tieferblickenden verständlich genug redet. Seite 150 und 151 seines

Werkes sagt er: „Man rechnete 1826, daß in der ganzen Gruppe 2000 Menschen in die Kirchengemeinschaft aufgenommen, 8000 überdies noch getauft waren*). Allein, daß von diesen neuen Christen ein großer Theil es nur dem Namen nach war, daß vielleicht nicht einmal alle Mitglieder der Kirchengemeinden für wahrhaft gewonnen zu rechnen waren, erkannten die Missionäre mit der Zeit (zwanzig bis dreißig Jahre nach der Bekehrung!) selbst, und es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie es offen eingestanden, wie sie sich in der Freude geirrt, und die wahren Beweggründe jenes leidenschaftlichen Eifers der frühern Zeit verkannt hätten, ohne zu ahnen, daß sie durch dieses ehrliche Geständniß ihren Feinden Waffen in die Hände lieferten . . . ." Es beobachtete zwar noch immer selbst ein Theil derer, die nicht getauft waren, die Christlichen Gebräuche, allein es geschah bloß mechanisch, ganz in der Art, wie sie es vom Heidenthum her gewohnt waren, sich niemals der Ausübung von Ceremonien zu enthalten, die größten Theils ihre Bedeutung verloren hatten. Eine nicht geringe Zahl warf dagegen alle Zeichen eines Christlichen Lebens, und damit alle Religion ab, und vermied Kirchen, Schulen und die Belehrung der Missionäre. Es ist für solche dem Christenthum entschieden Feindliche der Name Tute auri (rostiges Eisen!, erinnernd an die Bezeichnung „Parthei des Teufels") erfunden worden . . . ." „Eine andre unvermeidliche Folge dieser Reaktion war denn auch, daß der Zustand der Sittlichkeit im Volke sich wieder verschlimmerte, und wenn auch der segensreiche Einfluß des Christenthums es gehindert hat, daß wieder eine so offene Schamlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Begriffe des Rechten und Guten, wie sie früher geherrscht hatte, auftrat, so nahmen doch die heimlich geübten Laster zu, und keine Ausführung der bestehenden Gesetze konnte dem abhelfen.**)" — „Der Rum war auf der Insel der

*) Es ist ein unkirchlicher und unbiblischer Gebrauch der protestantischen Missionäre, die Taufe nicht als Aufnahme in die volle Gemeinschaft der Kirche zu betrachten.

**) Offenbar war die Unsittlichkeit jetzt ungleich verderblicher und zerstörender geworden, als zur Zeit des Heidenthums. Dazu bemerkte der äußere Zwang eine den Charakter des Volkes vergiftende Heuchelei.

Americaner Handelsartikel geworden, und das hatte so zugenommen, daß 1832 die Einfuhr nicht weniger als 12,000 Dollar an Werth betrug. Die Folgen davon waren außerordentlich betrübend, wie man es sich bei einem Volke denken kann, das bei großer Trägheit und Vergnügungslust in hohem Maße alles sittlichen Halts im Leben entbehrt. Selbst die Kirchengemeinden blieben trotz aller Sorgfalt der Geistlichen davon nicht frei; der fünfte Theil ihrer Mitglieder mußte dieses Lasters halber davon ausgeschlossen werden, und in dem bedeutendsten Handelshafen der Insel, Papeete, löste sich die Gemeinde deshalb sogar ganz auf." Nachdem in dem 1833 entflammten Bürgerkriege die Parthei der Königinn und der Missionäre den Sieg errungen hatte, wurde durch ein Staatsgesetz die Einfuhr des Branntweines untersagt, wodurch die Unzufriedenheit gesteigert, und dem Übel, welches auf andre Art mußte geheilt werden, dennoch nicht abgeholfen wurde. — Eben so schlimm, und wo möglich noch schlimmer, als auf Taïti, erging es auf den kleinen westlichen Inseln. „Der Einfluß des Christenthums, sagt Meinicke (S. 159), nahm in dem eines Lehrers entbehrenden Tahaa immer mehr ab; in den beiden westlichsten Inseln gewannen Ketzereien, die sich von Taïti dorthin verbreitet hatten, Eingang, und wenn es auch in Borabora gelang, sie zu unterdrücken, so wurde doch Maupiti dadurch eine Zeitlang dem Christenthume ganz entzogen . . . ." „Allein das (Gesetz gegen den Branntwein) reichte nicht aus, da die Insel sich durch seine (Williams) Abreise und den bald nach seiner Ankunft erfolgten Tod seines Nachfolgers mehre Jahre lang selbst überlassen blieb; und so verfiel alle christliche und sittliche Ordnung in dem Grade, daß es selbst nöthig wurde, Diakonen der Kirchengemeinde, zu denen man doch stets die ergebensten und frömmsten Christen wählte, auszuschließen. Eben so traurig war es in den übrigen Inseln bestellt; namentlich herrschten in Borabora solche Verwirrungen, daß der dortige Missionär Platt bei einer Reise nach Samoa 1835 seine Familie unbeschützt dort nicht zurückzulassen wagte; die Folge davon war, daß die Kirchengemeinden in Rajatea bis auf 110, in Tahaa auf 15, in Borabora von 300 auf nur 63 Mitglieder zusammenschmolzen." (S. 160).

Zu dieser inneren moralischen Auflösung kam außer den häu-

sigen Kriegen und Unruhen Hungersnoth und wiederholte Seuchen, welche die Inseln entvölkerten. Besonders nahm die venerische Krankheit immer mehr zu. Ein großer Theil der Einwohner war davon angesteckt, so daß, sollte noch ein Rest des Volkes gerettet werden, bald eine Änderung eintreten mußte. — Hiermit verlassen wir einstweilen die Gesellschaftsinseln, den Protestantischen Missionären auf ihren andern Unternehmungen folgend. Da sich aber überall, wo sie in der Südsee gewirkt haben, das Schauspiel von Taïti wiederholt, so werden wir uns in den folgenden Berichten kurz fassen.

---

§. 4.

Die Missionen auf den benachbarten Inselgruppen.

Der Rausch, welcher plötzlich die Gesellschaftsinseln ergriffen, und wie mit einem Male das Heidenthum gestürzt hatte, erfaßte rings umher fast alle Eilande, welche mit den Gesellschaftsinseln in Verbindung standen. Größten Theils ohne alles Zuthun der Missionäre stürzte das Heidenthum zusammen, ohne daß die Insulaner irgend einen Begriff vom Christenthum hatten. Manche Inseln, welche von den Vorgängen auf Taïti eine ferne Kunde bekamen, zerstörten aus freien Stücken ihre Tempel und Götzenbilder, und schickten Boten nach Taïti, um sich Lehrer zu erbitten. Die Missionäre sandten dann einige Insulaner der Gesellschaftsgruppe zu ihnen, welche das Werk vollendeten. Oft waren es Taïtier, welche zufällig oder des Handels und Fischfanges wegen zu andern Inseln kamen, und die Vorfälle auf Taïti erzählend die ganze Bevölkerung in Bewegung brachten. Die Tempel wurden dann zerstört, und das Christenthum proklamirt wie eine neue politische Konstitution, ohne daß man einen Begriff davon hatte, was das Christenthum sei. War eine widerstrebende heidnische Parthei da, so wurde diese von dem bewegten Volke mit Waffengewalt niedergeworfen. Später kamen dann die Missionäre, gründeten feste Stationen, und wenn es ihnen gelang, so viel Einfluß zu bekommen, daß sie ihr System in ähnlicher Weise, wie auf Taïti, durchführen konnten, so traten dieselben Folgen,

wie sie im vorigen §. geschildert sind, ein, und Widerwillen gegen die Religion der Missionäre und Abfall wurden überall sichtbar.

Die kleinen Australinseln, südlich von Taiti (siehe § 3. a. 2.), wurden durch Pomare, der sie zu seinen Besitzungen rechnete, bekehrt. Er besuchte sie, gab ihnen einige seiner Insulaner als Lehrer, und wie mit einem Male waren die Inseln bekehrt. Seitdem ist aber die innere Lebenskraft dieses Volkes erstorben. Es siecht hin, und wird wahrscheinlich in der nächsten Generation ausgestorben sein. Eben so leicht wurde die Bekehrung der Herveyinseln (siehe §. 3. a. 3.). Auf Aitutake ließ Williams 1821 auf einer Reise nach Port-Jackson den Papiiha von der Insel Rajatea nebst einem andern Insulaner zurück. Bald zerstörte das Volk seine Tempel und Götzen. „Es gab sich der neuen Lehre mit gleichem Eifer hin, wie in den Societätsinseln. Daß es nicht so geblieben ist, beweisen die späteren Klagen über religiöse Gleichgültigkeit, obwohl es nie zu offenem Abfall kam*).“

Der König von Atiu, von Williams dazu beredet, schaffte auf einmal alles Götzenthum ab, und die Bekehrung war vollendet. „Aber — schreibt Meinicke — diese Bekehrung war so oberflächlich gewesen, daß schon im folgenden Jahre fast das ganze Volk wieder zum Heidenthume zurückkehrte, und nur der König und einige der Vornehmsten bei der neuen Lehre blieben. Erst nach vieler Anstrengung gelang es, die Einwohner wieder zu gewinnen, und 1830 wurde die Kirchengemeinde hier gegründet. Trotz dem waren die Erfolge nichts weniger, als dauernd; schon nach wenigen Jahren wird über Gleichgültigkeit des Volkes geklagt, und 1835 fand Buzakott bei einer Inspektionsreise den größten Theil wieder abgefallen, so daß er mit Mühe die wenigen treugebliebenen Christen zusammenhalten konnte.“ — Auf der Insel Mangaia brach unter den beiden sich bildenden Partheien ein Bürgerkrieg aus, worin die christliche Parthei siegte. Auf Narotonga endlich, wo Alles in politische Partheien zerspalten war, trat ein Theil der Einwohner sogleich zum Christenthum über, und überwältigte in einer Schlacht den heidnisch gesinnten anderen Theil, worauf alle Tempel und Götzen mit Gewalt zerstört wurden.

*) Meinicke S. 165.

Die Missionäre versuchten, die politisch so verschieden gesinnten Stämme in eine große Ortschaft zu vereinigen, was sich ganz unpraktisch erwies, und wieder aufgegeben werden mußte. Williams beredete die Häuptlinge zur Annahme eines der auf den Gesellschaftsinseln eingeführten Gesetzbücher, was bald Unzufriedenheit und eine ähnliche Reaktion wie auf jenen Inseln hervorbrachte. Aber verwüstende Seuchen und ein schrecklicher Orkan, der die Insel verheerte, wendeten die Gedanken der Einwohner von den Religionsstreitigkeiten ab, und gewährten den Missionären Ruhe. Sie äußern sich sehr zufrieden über diese Mission. — Auf dem Archipel der niedrigen Inseln (siehe §. 3. a. 4.) hatte sich auf das bloße Gerücht von dem auf Taïti Geschehenen ein Sturm gegen das Heidenthum erhoben. Mehre Neubekehrte von jener Insel verbreiteten das Christenthum mit Erfolg, und drangen selbst bis zu den Gambierinseln vor. Diese Gruppe jedoch, unter Einem König Maputeo vereinigt, war weniger von den Einflüssen der Gesellschaftsinseln beherrscht, und konnte von ihnen nicht bekehrt werden. Dadurch war das Bekehrungswerk im ganzen Archipel gehemmt. — Merkwürdig in ihrer Art ist die Geschichte der kleinen Insel Pitcairn (siehe §. 3. a. 4.). Ein Theil der rebellischen Matrosen, die den Kapitain Bligh ausgesetzt hatten (siehe §. 3. b.) flüchtete sich 1789 mit Taïtischen Weibern und einer Anzahl Taïtischer Männer zu dieser bis dahin unbewohnten Insel. Aber alle Europäer bis auf einen, A. Smith mit Namen, wurden von den Taïtiern meuchlings ermordet. Die Weiber jedoch tödteten aus Rache alle Taïtischen Männer, und blieben allein mit A. Smith auf der Insel. Dieser ist Vater der ganzen neuen Bevölkerung, die 1814 aus 46 Seelen bestand, und 1821 auf 100 Seelen angewachsen war. A. Smith unterrichtete die Nachkommenschaft seiner Taïtischen Frauen nach seiner Art im protestantischen Glauben, und soll zuletzt ein ganz ordentliches Leben geführt haben. Die Engländer versetzten 1831 die Bevölkerung nach Taïti; aber ein großer Theil kehrte zu der geliebten Insel zurück. Der Aufenthalt auf Taïti, wo alle Sitte und Ordnung danieder lag, hat äußerst nachtheilig auf die Bewohner von Pitcairn gewirkt, und das Glück und den Frieden der Insel wahrscheinlich für immer untergraben. — Auf den Markesasinseln, deren große

Wichtigkeit die Missionäre wohl erkannten, wurde gleichzeitig mit der ersten Mission auf Taïti eine Station gegründet, jedoch ohne allen Erfolg. Die noch mehrmal wiederholten Versuche schlugen alle gänzlich fehl. Der Grund, warum die Missionäre hier gar nichts ausrichteten, obwohl sie Anfangs gerade so, wie auf Taïti aufgenommen wurden, war, weil es ihnen nicht gelingen wollte, sich hier eine politische Stütze zu verschaffen. Wären die Inseln von einem einzigen Fürsten beherrscht gewesen, oder hätten sie verschiedene um die Oberherrschaft kämpfende politische Partheien vorgefunden, wahrscheinlich wäre ihnen dasselbe auf den Markesasinseln gelungen, was sich auf Taïti begeben hatte. Aber sie trafen hier eine außerordentliche Zahl von kleinen Stämmen und Gebieten mit vielen Häuptlingen und Königen, von denen einzelne oft kaum 50—60 Unterthanen hatten. Wenn sie auch bei einem oder andern eine Wichtigkeit erlangten, so war damit für das Ganze noch wenig oder gar nichts gewonnen. Kleine hin und wieder erlangte Vortheile gingen daher bald wieder verloren, und wenn Cannabich und andere Geographen schreiben, die große Insel Nuka-Hiva sei bekehrt, Kultur u. dgl. mache immer größere Fortschritte, so ist daran auch kein wahres Wort. Im Jahre 1841 gab die Londoner Gesellschaft die Mission auf den Markesasinseln gänzlich auf, und rief ihre Missionäre von da zurück. —

Das Fehlschlagen der Mission auf den Gambier- und Markesasinseln, nebst Taïti den beiden wichtigsten Punkten dieser großen Inselgruppe, mußte die ganze protestantische Mission in dieser Gegend als im höchsten Grade gefährdet erscheinen lassen, sobald dieselbe von einem nur einiger Maßen tüchtigen Gegner angegriffen wurde. Daß die Missionäre dieses selbst fühlten, zeigt ihr späteres Benehmen gegen die Katholischen Missionäre, die sie um jeden Preis daran hindern wollten, auf einem dieser Punkte festen Fuß zu fassen. —

---

§. 5.

Die Missionen auf den Freundschaftsinseln, den Viti- und den Schifferinseln.

a. Geographische Uebersicht.

Einen zweiten großen Komplex von drei Gruppen bilden die in der Überschrift genannten Inseln, an Wichtigkeit den früheren gleich, an Größe und Bevölkerung ihnen weit überlegen. Die Hauptgruppe unter ihnen bilden die Tonga- oder Freundschaftsinseln, deren Gränzen nicht genau bestimmt sind. Dieselben gruppiren sich um drei Hauptinseln. Die südlichste ist Tonga oder Tonga Tabu, das heilige Tonga. Es enthält etwa 8 □M., und ernährte früher eine außerordentlich große Bevölkerung, die aber jetzt auf 15,000, nach Andern auf 12,000 Seelen zusammengeschmolzen ist. Die Insel ist ganz eben; die höchsten Punkte erheben sich nicht 30 Fuß über dem Meeresspiegel; nur ein umhergelegter Gürtel von Korallenriffen schützt das Land vor dem Eindringen der Meeresfluth. Ohne eigentliche Wälder hat die Insel doch Überfluß an prachtvollen Bäumen, und gleicht einem Garten von außerordentlicher Fruchtbarkeit und Frische. Die Orangenbäume erreichen die Größe eines gewöhnlichen Apfelbaumes in Europa. Die Feige und der Weinstock, durch Katholische Missionäre hierhin verpflanzt, gedeihen wie in Italien. Die zweite Insel ist Hapai, etwa 20 Meilen N. N. O. von Tonga, gegen 2—3 □M. groß, von zahllosen kleinen Eilanden umgeben. Die dritte ist Vavao, über einen Grad nord-nord-ostwärts von Hapai. Sie ist etwa 4 □M. groß. Hapai und Vavao haben zusammen nur noch 8,000 Ew., und sind ohne geschichtliche Bedeutung. Als Gränze der Freundschaftsgruppe nach Norden hin nimmt man gewöhnlich die Insel Amargura an. Die Engländer jedoch rechnen die noch nördlicher gelegenen Inseln, Kokos- und die Verradersinseln (Niua) nebst den nach N. W. gelegenen Inseln Wallis (Uwea) und Futuna (Horne), mit zu dieser Gruppe. — Die Vitiinseln sind im Ganzen noch wenig erforscht. Sie liegen nordwestlich von den Freundschaftsinseln. Man kann sie in mehre Gruppen eintheilen. Die östlichste heißt Lakemba, auf der sich

viele Tonganer niedergelassen haben. Im Südosten liegt Namuka, von vielen kleinen Inseln umgeben. Die Bevölkerung macht den Übergang von den Freundschaftsinsulanern zu den Vitiern. Die Hauptinseln heißen Navi-Lewu und Pau. Diese Gesammtbevölkerung wird zu 200,000 Seelen geschätzt, eine Annahme, die nicht zu hoch zu sein scheint. Die Meere namentlich in der Gegend der Hauptinseln sind mit Klippen und Korallenriffen besäet, und gehören zu den gefährlichsten Theilen der Südsee. Ein politischer Verband unter den verschiedenen Gruppen der Vitiinseln scheint gar nicht stattzufinden. Meinickes Ansicht, daß der König der kleinen Insel Bau Oberkönig aller Vitiinseln sei, *) beruhet ohne Zweifel auf einem Irrthum. Wahrscheinlich hat der König von Bau seine Herrschaft über eine Anzahl der meistens kleinen Nachbarinseln ausgedehnt. — Die Schifferinseln liegen nord-nord-östlich von den Freundschaftsinseln. Durch Größe, Fruchtbarkeit und Schönheit sind sie ausgezeichnet. Die bedeutendsten unter ihnen heißen Savaii (Pola), Upolu und Tutuila. Die Gesammtbevölkerung beträgt 53,000 Seelen. Von einigen Geographen wird Wallis mit zu dieser Gruppe gerechnet. Andre wollen Wallis zu den Vitiinseln zählen. Am füglichsten faßt man Wallis (Uwea), Futuna, Rotuma und die dazwischen gelegenen kleinen Eilande zu einer eignen Gruppe zusammen. Sie enthalten etwa 10,000 Einw. Die Beschreibung siehe später im dritten Abschnitte der Missionsgeschichte. Die Bewohner dieser Inseln, so wie ihre Religion und ihre politischen Einrichtungen sind bereits im einleitenden Theile geschildert worden. Sie gehören zu der alten Ainosbevölkerung der Südsee. Nur auf der westlichen und nordwestlichen Gränze hat eine starke Vermischung mit den Negritos stattgefunden. — Unter allen Inseln ragte Tonga hervor der Sitz alter Kultur und einer ausgedehnten politischen Herrschaft. Abhängig von Tonga waren Hapai und Vavao. Selbst die Schifferinseln standen mit Tonga in einem religiösen und politischen Verband, und die Vitiinseln waren der Schauplatz der Kriegesthaten der Tonganischen Fürsten und Helden.

---

*) Vergl. Meinicke S. 221.

b. Begründung der Mission auf Tonga.

Die erste Insel in dieser Meeresgegend, worauf die Missionäre ihr Augenmerk richteten, war Tonga in der Gruppe der Freundschafts-inseln. Schon gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts war hier die Macht der herrschenden Familie, die den Namen Fatafehi führte, tief erschüttert. Die Großen auf Tonga wurden immer selbstständiger und mächtiger, bis endlich Tuguaho aus der Familie Tubo die Herrscherfamilie stürzte, und als grausamer Usurpator regierte. Gerade in der Zeit, als der Kampf der Partheien sich recht ent-wickelte und die Familie Tubo gegen die Fatafehis ihr Haupt erhob, landeten hier die ersten protestantischen Missionäre, zehn an der Zahl, welche der Kapitain Wilson, nachdem er die Mission auf Taïti begründet hatte, hierhin brachte. Sie schloßen sich dem Vater Tuguahos, der ihnen mehr Macht zu haben schien, als der König, und darauf dem Tuguaho, dem blutigen Usurpator des Thrones an. Der Anfang war hier also gerade derselbe, wie auf Taïti. Was dort Otu, das war hier Tuguaho. Nur dadurch wurde ihre Stellung hier weit mißlicher, weil der grau-same Tuguaho die entlaufenen Matrosen weit besser zu seinem Zwecke gebrauchen konnte, als die Missionäre. Die Matrosen boten darum auch Alles auf, die Letzteren beim Volke nicht zu Einfluß gelangen zu lassen. — Der verdrängte König von Tonga, der Fatafehi, fand indeß Hülfe bei Finau, dem Stadthalter der Insel Hapai, der nach den Umwälzungen in Tonga sich fast ganz unabhängig gemacht hatte. Finau landete auf Tonga, und erschlug den Usurpator, ohne sich jedoch auf der Insel behaupten zu können. Angeblich im Namen des Königs die Waffen führend, unterwarf er sich nun die Insel Vavao und fast alle kleinern In-seln der Freundschaftsgruppe. Mit verdoppelter Macht erneuerte er dann seine Angriffe gegen Tonga. — Diese mit wechselndem Glücke geführten Kriege brachten die Missionäre in große Noth. Seitdem durch die Hülfe Finaus die Sache des Königs die stär-kere zu werden schien, verließen sie die Parthei der Familie Tubo auf Tonga, und schlossen sich der wachsenden Macht Finaus und des Königs an. Aber es kam anders, als sie berechnet hatten. Denn die Mächtigen auf Tonga erhoben sich gegen Finau und den König zur Rache für den getödteten Tuguaho, und nöthig-

ten den Finau, die Insel zu verlassen. Die Parthei Fatafehis auf Tonga ward darauf im blutigen Kampfe besiegt, und viele seiner Anhänger, darunter drei Missionäre, getödtet. Es ist keinem der protestantischen Schriftsteller, die so gerne von Märtyrern reden, eingefallen, diesen drei Missionären die Marterkrone aufzusetzen. Alle hüpfen so schnell als möglich über diesen wunden Fleck der Missionsgeschichte hinweg. Wegener sagt blos, sie seien erschlagen, woraus der unkundige Leser schließen muß, sie seien in ihrem Berufe als Missionäre von den Götzendienern ermordet worden. Sie litten aber den Tod nur als politische Partheigänger, die uneingedenk ihres Berufes durch politische Intriguen zu einem Einflusse zu gelangen gestrebt hatten. Die übrigen Missionäre ergriffen die Flucht, und begaben sich nach Port-Jackson 1800; nur Einer blieb zurück. Wahrscheinlich heirathete er eine Heidinn, und trieb sich dann mit den entlaufenen Matrosen umher. Wie er geendet, habe ich nicht erfahren können. Meinicke sagt blos von ihm (S. 208) nach Dumont d'Urville „er sei, seine ursprüngliche Bestimmung vergessend, unter den Eingebornen geblieben, und zuletzt ganz verwildert.“ So endete die erste Mission von Tonga.

Auf der Insel bildeten sich indeß mehre unabhängige Gebiete, unter denen das mit dem Hauptorte Bea das bedeutendste war. Die andern Orte hießen Niukalofa und Hihifo, beides Hauptorte gleichnamiger Distrikte, von den mächtigsten Familien verwaltet. Man sieht daraus, daß auf Tonga mehre große Familien nach Macht und Unabhängigkeit strebten, und nicht gesonnen waren, den Tubo's einen unbedingten Vorrang einzuräumen. Die einzelnen Gebiete hatten sich wegen der steten Gefahr, die von Finau drohete, mit einander verbunden, und suchten sich durch Anlegung von Kastellen immer mehr zu sichern. Dem Scheine nach führten sie die Sache der Familie des gestürzten Usurpators Tuguaho, aus der Familie Tubo, ohne dessen Söhnen, die aber beide nicht von einer ebenbürtigen Mutter abstammten, eine wirkliche Herrschaft einzuräumen. Beide hätten als Söhne eines unrechtmäßigen Usurpators, wären sie auch ebenbürtig gewesen, gar keinen rechtlichen Anspruch auf die Herrschaft von Tonga gehabt. Dennoch aber verließen sie, gekränkt über die vermeintliche Zurücksetzung,

die sie Seitens der Großen erfuhren, Tonga, und gingen zu Finau, dem Feind ihres Vaters über. Der eine von ihnen, Tubotao, beredete den Finau zum Morde seines eignen Bruders, und wußte den König durch List und Schmeichelei dahin zu bringen, ihn zum Unterkönig von Hapai zu ernennen, während Finau selbst seinen Sitz von Hapai nach Vavao verlegte.

Im Jahre 1822, als die Missionsversuche auf dieser Gruppe erneuert wurden, bestand das oben bezeichnete politische Verhältniß noch fort. Tonga war in die drei von einander unabhängigen Gebiete (Bea, Niukalofa und Hihifo) getheilt, die sich zusammenschlossen gegen das Reich von Vavao und Hapai. Nur in dem einen Distrikte Niukalofa war die Familie Tubo noch reich und begütert, ohne doch eine große politische Macht zu besitzen. Aber es bestand eine enge Verbindung dieser Familie mit dem Unterkönig auf Hapai. Auf Vavao herrschten die Nachkommen Finaus, und unter ihnen auf Hapai der Sohn Tubataos, der Enkel des blutigen Usurpators Tuguaho aus der Familie der Tubo's. Diese Konstellation gab den Missionären wieder Hoffnung auf Erfolg. Sie hatten sich früher dem Usurpator Tuguaho angeschlossen: sein Enkel war jetzt Unterkönig der Insel Hapai, deren Herrschaft nur durch niedrige Hinterlist an die Familie Tuguahos gelangt war. Zwar war Hapai von Vavao abhängig, aber der dortige Herrscher war schwach. Vielleicht war es möglich, ihn zu verdrängen, und dann konnte dieser Enkel Tuguahos die Ansprüche seines Großvaters auf die Herrschaft von Tonga erneuern, und für die Missionäre ein zweiter Pomare werden. — Anfangs schienen die Missionäre ihren Vortheil nicht begriffen zu haben; ihr Wirken war planlos, und darum auch ohne Erfolg. Aber die Familie Tubo auf Tonga begriff eben so wohl ihren Vortheil, als Pomare, dessen Bestrebungen, mit Hülfe der Missionäre wieder zu Macht und Herrschaft zu gelangen, kurz vorher von den besten Erfolgen gekrönt worden, und in Tonga zur allgemeinen Kenntniß gelangt waren. Diese ehrgeizige, mit so vielem Blut und mit Ungerechtigkeit aller Art befleckte Familie wußte die Missionäre eben so wie Pomare in ihr Interesse zu ziehen; und diese fingen denn auch bald an, ihren Vortheil einzusehen.

Der erste neue Missionsversuch wurde von Sidney aus un-

ternommen, welches, wie oben gezeigt worden, für alle protestantischen Missionen der Südsee den politischen und kirchlichen Anhaltspunkt bildet. Es war der Missionär Lawry, ein Wesleyaner, der sich mit seiner Familie 1822 auf Tonga niederließ. „Religiösen Eindruck machte er gar nicht.“ *) Die Krankheit seiner Frau nöthigte ihn schon 1823, nach Sidney zurückzukehren. Zu gleicher Zeit hatten aber die Missionäre auf Taiti eine Schaar ihrer Insulaner, kaum bekehrte und unwissende Menschen, zu verschiedenen Punkten der Freundschaftsinseln geschickt, indem „diese Geistlichen die Sitte hatten, Taitische Lehrer vorauszuschicken, um den Europäischen den Weg zu bahnen.“ **) Zwei dieser Missionäre traten auf Vavao wieder zum Heidenthume über; drei hingegen wurden auf Tonga von der Familie Tubo aufgenommen, und gewisser Maßen genöthigt, dort zu bleiben. Von nun an war der rechte Faden gefunden, an dem sich das Knäul wie von selbst abwickelte. Die ganze Familie Tubo schloß sich mit einem Male dem Christenthum an, und suchte, so weit ihr Einfluß reichte, das Heidenthum zu zerstören. Meinicke gesteht den politischen Zusammenhang dieser Ereignisse mit folgenden Worten ein: „Wenn man nun Tubos (der auf Tonga die Missionäre zuerst an sich zog) Abkunft erwägt, und zugleich hinzunimmt, daß die zuerst für die Bekehrung gewonnenen und den Geistlichen offen anhangenden Vornehmen Lolohea und Tubototaï die Söhne Tubotoas und der Schwester Tubos, ferner Ulakai und Ohila, beides Tuguahos Söhne, waren, so begreift man leicht, daß diese Verbindung dieser in Tonga lebenden Mitglieder des Hauses Tubo mit dem Christenthume nicht zufällig sein kann; dieses Geschlecht hatte sicher seinen alten Ruhm und die Macht Tuguahos nicht vergessen, und daß es den Versuch machte, mit Hülfe des Christenthumes und der geistigen Aufregung, welche seiner Annahme stets in den Südseeinseln gefolgt ist, sich aufs neue zur obersten Gewalt zu erheben, kann eben so wenig befremden, als die hiernach vollkommen gegründete Abneigung und Feindseligkeit der übrigen Tongischen Fürsten gegen das Christenthum, dessen

*) Meinicke S. 213.
**) Meinicke l. c.

Zusammenhang mit den Tubo der Selbstständigkeit, die sie sich angemaßt hatten, Gefahr drohete. Es ist ganz dasselbe Verhältniß, wie zwischen Pomare und den Großen des empörten Tahiti." (S. 214.) Hier hat Meinicke sich durch das Streben, das nachfolgende Benehmen der Missionäre zu beschönigen, zu einem ungerechten Urtheil verleiten lassen. Er stellt das Verhältniß der Fürsten auf Tonga in Bezug auf die Familie Tubo als das der Empörung dar, gerade, als wenn diese Familie gegründete Rechtsansprüche auf die Herrschaft von Tonga gehabt hätte. Die Familie Tubo hatte sich gegen den rechtmäßigen König aufgelehnt, und Tuguaho, aus der Familie Tubo hatte als blutiger und ungerechter Usurpator die Herrschaft an sich gerissen. Nachdem er durch den Bundesgenossen des vertriebenen Königs die gerechte Strafe erlitten, hatte die Familie dieses Usurpators auch keinen Schatten von Rechtsansprüchen auf den Thron. Der Fatafehi hätte wieder in die Herrschaft von Tonga eingesetzt werden müssen; der Familie Tubo gegenüber aber hatten die Fürsten gar keine Verpflichtung. Darum hinkt auch der Vergleich mit Pomare. Denn dieser hatte doch wenigstens von seinem Vater Otu die Herrschaft erblich bekommen, und er konnte die Großen seines Reiches immerhin als Rebellen ansehen, wenn sie sich seiner Macht nicht fügen wollten.

Indeß hatte ein andrer Fürst von Tonga, Ata mit Namen, zwei Wesleyanische Missionäre, Thomas und Hutchinson, freundlich aufgenommen. Sobald dieser Fürst aber die politischen Plane der Familie Tubo durchschaute, trat er entschieden feindlich gegen das Christenthum auf. Alle Versuche der Missionäre, von dieser Seite noch etwas zu gewinnen, waren vergebens. Da mußte es den Tubos klar werden, daß ohne anderweitige Hülfe auf Tonga die Herrschaft nicht zu erringen sei. Sie wandten daher ihren Blick auf Hapai, wo einer der Ihrigen, ein Enkel Tuguahos, ein kräftiger und unternehmender Mann, mit Namen Taufaahau, in Abhängigkeit von Vavao regierte. Auf Vavao herrschte noch ein Finau. Darum wurde ein Angehöriger der Familie Tubo von Tonga aus nach Vavao und Hapai geschickt; selbst Finau erklärte sich für das Christenthum. Er sah aber bald ein, daß der Vortheil aus der ganzen Sache nicht für ihn,

sondern für seinen Unterkönig auf Hapai bestimmt sei, und kehrte wieder zum Heidenthume zurück. Aber der Fürst von Hapai, Taufaahau, in die geheimen Absichten seiner Familie eingeweiht, forderte mit großem Ungestüm christliche Lehrer. Die Missionäre sandten erst sehr vorsichtig einen bekehrten Tonganer voraus, dann ging Thomas selbst nach Hapai. Man gab alle andern Stationen auf, um ausschließlich der Familie Tubo zu Diensten zu sein. Die Wesleyaner hatten mit der Londoner Missionsgesellschaft die Übereinkunft getroffen, daß ersteren die Freundschaftsgruppe und die Vitiinseln allein überlassen würden, während die letztere die Schifferinseln für ihre Wirksamkeit bekam. Thomas fand Hapai so zu sagen schon bekehrt in dem Sinne, wie Bekehrung bei den protestantischen Missionen der Südseeinseln gewöhnlich verstanden wird. Mit einem Schlage ward das Heidenthum abgeschafft, und die Tempel wurden zerstört. Einen großen Vortheil gewährte es dem Fürsten von Hapai, daß Finau nach seinem Rücktritt zum Heidenthum die Christen auf Vavao verfolgte. Denn die Verfolgten fanden Schutz auf Hapai, dessen Fürst dem Könige von Vavao den Gehorsam aufkündigte, und um sich eine zahlreiche Parthei von Unzufriedenen aus Vavao sammelte, durch deren drohende Stellung Finau selbst gefährdet wurde. Der unglückliche König glaubte der wachsenden Gefahr dadurch entrinnen zu können, daß er sich dem Christenthume von Neuem in die Arme warf. Der König von Hapai sandte von seinen Insulanern eine Anzahl nach Vavao, um das Volk im Christenthum zu unterrichten. Diese begannen Tempel und Götzenbilder zu zerstören, und das Volk, das gar keine Neigung zum Christenthume zeigte, auf die wahnsinnigste Art zu kränken und zu reizen. Die Absicht, die diesem Verfahren zu Grunde lag, war gar nicht zu verkennen. Die Unterthanen Finaus erhoben sich gegen solches Beginnen wuthentbrannt, und ergriffen unter Anführung Tualalos, eines Halbbruders des Königs, die Waffen. Das war der Augenblick, den Taufaahau, der Fürst von Hapai, vorhergesehen hatte. Er rüstete seine ganze Macht, und zog gegen die „Parthei des Teufels“ zu Felde. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, und dann die sorglos gemachten Feinde treulos überfallen und vernichtet. Die Großen des Volkes, die

17 *

Stützen der alten Verfassung, wurden ihrer Güter beraubt, und für immer von der Insel vertrieben. Eine große Menge Volkes, das dem Christenthume sich nicht geneigt zeigte, wurde in die Gefangenschaft fortgeführt, und nun konnte das Christenthum (!) ungehemmt auf Vavao seine siegreiche Fahne aufpflanzen. Aber das war noch nicht genug. Finau überlebte als ein Schattenkönig diese Ereignisse nur kurze Zeit, und 1833 bestieg Taufaahau den usurpirten Thron von Vavao, nachden Finaus Kinder, die rechtmäßigen Erben des Thrones, von der Herrschaft ausgeschlossen waren. Meinicke bemerkt zu diesen Vorgängen: „Diesen Gewinn muß er — Taufaahau — der Zuneigung der Christen in Vavao, deren er früher so viele in Hapai bei sich aufgenommen hatte, verdankt haben, denn es ist sonst unbegreiflich, weshalb man die rechtmäßigen Erben, Finaus Kinder, von der Thronfolge ausschloß." — Wer gab denn diesen Christen von Vavao das Recht, die rechtmäßigen Thronerben von der Herrschaft auszuschließen, und wer gab diesem Fürsten von Hapai, dem Vasallen Finaus, der angeblich zum Schutze des christlich gewordenen Königs nach Vavao gekommen war, das Recht, sich dort auf den Thron zu setzen? Keine Sophisterei wird vermögend sein, die Schmach einer solchen unter dem Vorwande des Christenthumes verübten That wegzuwaschen.

Taufaahau wurde getauft, und bekam den Namen Georg. Er proklamirte eine Gesetzgebung in der Art der von Taïti, und trat selbst als Lehrer und Prediger auf. Aber die Fürsten auf Tonga wußten jetzt, was ihnen bevorstand, und waren auf ihre Selbsterhaltung bedacht. Alle aus Vavao Verdrängten und Geächteten fanden bei ihnen Aufnahme und Schutz, und selbst das Haupt der alten Fatafei verließ Vavao, und erhielt auf Tonga wieder eine Art Anerkennung, so daß sich auf dieser Insel nicht nur alle heidnischen, sondern auch alle wahrhaft nationalen Elemente sammelten. Aber Georg, wie wir ihn von nun an nennen wollen, begann nun mit Tonga dasselbe Spiel zu treiben, wie früher mit Vavao. Es kam ihm dabei sehr zu Statten, daß der Distrikt von Niukalofa seiner Familie, den Tubos, gehörte. Durch deren Einfluß wandte sich dieser Distrikt dem Christenthume zu, und Georg erschien nun wiederholt mit bewaffneter Macht, angeblich,

um die Christen zu schützen, in der That aber, um mit Hülfe der Christen die Herrschaft der Insel für seine Familie zu erkämpfen. Oft gelang es ihm, selbst im Gebiete der heidnischen Fürsten Anhänger für das Christenthum zu gewinnen, und sogar einzelne Vornehme für dasselbe geneigt zu machen. Aber immer von Neuem ermannten sich die Heiden, und trieben die Christen mit Gewalt aus ihrem Gebiete hinaus. Dieser ewige Kriegeszustand und die fortwährende Unruhe verödete die Insel, und trieb die Bewohner von Tonga nach den Berichten späterer Missionäre bis zum wahren Überdruß am Leben. Dazu kam, daß die neue Gesetzgebung, welche nun auch in dem christlichen Distrikte von Tonga in Ausübung gesetzt wurde, wie ein schweres und erniedrigendes Joch auf den christlich gewordenen Inseln und Distrikten lastete. Einen tiefen Blick in die damalige Lage der Inseln und in die Stellung der Partheien eröffnet uns der Brief eines Augenzeugen, des Englischen Kapitains Dillon an den Missionär Thomas. Dillon ist Protestant, und hatte während seines Aufenthaltes auf den Freundschaftsinseln Gelegenheit, die Stimmung der Eingebornen und das Treiben der Missionäre aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Empört durch das Übermaß von Schlechtigkeit, die unter dem Namen des Christenthumes getrieben wurde, entschloß er sich, an den Missionär Thomas, der eine der Haupttriebfedern der politischen Intriguen war, zu schreiben, und ihn auf die Folgen seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen. Sein Brief ist datirt von der Insel Vavao unterm 20. Novbr. 1837. Darin sagt Dillon, Thomas habe, nachdem der König auf Vavao (Finau) gestorben, den legitimen Thronerben, einen minderjährigen Prinzen, von der Erbfolge ausschließen, und statt seiner einen Elenden (den Georg) auf den Thron setzen lassen, der in seinen Händen ein Werkzeug des Despotismus und der Grausamkeit geworden. Dann fährt er fort: „Das Volk dieser Insel (Vavao) behauptet, daß Sie aus diesem Ungeheuer einen scheußlichen Despoten gemacht, und daß Sie Strafen und Martern eingeführt hätten, die vor Ihnen diesen vordem glücklichen Völkern unbekannt gewesen wären. Diese Martern, diese Strafen, die Sie über diejenigen verhängen, die sich nicht zu Ihrem Glauben bekennen wollen, bestehen darin, daß man denselben den Kopf kahl scheert, sie

mit glühendem Eisen zwickt, sie zu Sklaven macht; ja daß schwache und unschuldige Frauen aus den besten Familien mit betheerten Thauen gepeitscht werden.*) — Es ist mir weiter versichert worden, daß Sie es gewesen sind, der den blutdürstigen Usurpator dazu beredet hat, Tonga mit tausend bewaffneten Wilden, die sich Christen nennen, zu überfallen; daß Sie diesen Mördern den Sieg verheißen hätten mit dem Vorgeben, daß sie für Gottes Sache kämpften, der, wenn auch unsichtbar, mit ihnen in ihren Reihen zöge; daß diese durch Sie ausgesandten Unholde bei ihrer Ankunft auf Tonga Alles niedermachten, die Männer, die Frauen und die Kinder, ja den Schwangern unter den Frauen . . . . . — Auch habe ich noch gehört, daß die junge und liebenswürdige Tochter des Königs von Tonga vor einigen Wochen eingeschifft, und an den Hof des Usurpators gebracht worden ist, um dort an einen Pfahl gebunden, und völlig blutig gepeitscht zu werden, ohne daß sie sich weiter hätte etwas zu Schulden kommen lassen, als den Versuch, zu ihrem geliebten rechtmäßigen Gatten auf Tonga-Tabu zu gelangen, worin Sie aber ein abscheuliches Verbrechen sahen, weil er, wie Sie es nennen, ein Heide ist, und sich nicht auf die erste Aufforderung zur Annahme unseres Glaubens hat verstehen wollen. — Aber, mein Herr Thomas! was werden die hohen Herrschaften in England dazu sagen, wenn sie hören, daß das Blut einer Fürstentochter, deren Familienalter dem der edelsten Familien in Europa an die Seite gestellt werden könnte, öffentlich durch Henkershand vergossen worden ist.“ So weit Dillon.**) — Es mag dem Kapitain Dillon wie den meisten Reisenden ergangen sein, daß er bei der Auffassung auch allbekannter Thatsachen und Begebenheiten, die im Munde des Volkes sind, und die Stimmung des Volkes motiviren, einzelne Nebenumstände übersehen, oder mit Unrichtigkeiten untermischt aufgefaßt hat, im Wesentlichen aber stimmen die Angaben, worauf er in seinem Briefe sich bezieht, mit den geschichtlich konstatirten Thatsachen vollkommen überein. Zwar könnten die Lobredner der protestantischen Missionäre sagen,

---

*) Vergl. über die Strafen Annal. 1846. I. 11.

**) Siehe Hamburger Börsenhalle 1844. Nr. 7. S. 313 nach dem National.

alle die schreienden Gewaltthaten auf Hapai, Vavao und Tonga seien nicht von den Missionären, sondern von ihrem Schützling, dem Usurpator Georg, ausgegangen. Aber wie wenig eine solche Ausflucht geeignet ist, die Missionäre zu rechtfertigen, das haben selbst die Vertheidiger ihrer Sache gar wohl gefühlt, weshalb sie über diese Parthie der Missionsgeschichte mit einer gesuchten Unklarheit hinweggehen. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist aber so klar, zumal wenn man die Ereignisse auf Taïti unter Pomares II. Regierung mit denen von Vavao und Tonga zusammenstellt, daß eine unpartheiische Geschichtsforschung, von welchem Standpunkte religiöser Überzeugung sie auch immer ausgehen mag, keinen Augenblick in ihrem Urtheile schwankend sein kann.

Es mußte einleuchten, daß an einen Bestand des Protestantismus auf den Freundschaftsinseln nicht zu denken war, so lange auf Tonga das Heidenthum noch irgend einen festen Anhaltspunkt hatte. Wie wenig auf die religiöse Gesinnung der s. g. Bekehrten zu bauen sei, und wie wenig die Missionäre im Stande waren, ihrer Sache in dem inneren Leben des Volkes irgend eine Festigkeit zu geben, das hatte die Geschichte von Taïti auf das Überzeugendste dargethan, und die Missionäre machten dessen auch kein Hehl. Auf den Freundschaftsinseln war die Lage der Missionäre bis dahin noch weit mißlicher, als auf der Gesellschaftsgruppe. Denn hier war die Hauptinsel Taïti ihnen zugefallen, und nach dieser richteten sich die andern Inseln; in dem Freundschaftsarchipel aber traten Vavao und Hapai auf ihre Seite, während die Hauptinsel Tonga-Tabu, der politische und geschichtliche Mittelpunkt der ganzen Gruppe, mit großer Beharrlichkeit das Heidenthum festhielt. Vavao und Hapai erschöpften daher alle ihre Kräfte, um im Vereine mit den Anhängern und Unterthanen der Tubo's auf Tonga das Heidenthum auf dieser Insel zu überwältigen. Aber immer vergebens*). Endlich gab im Jahre 1840 die Anwesenheit eines Englischen Kriegesschiffes den Missionären die Aussicht auf einen günstigen Erfolg. Der Kommandore ließ sich bereden, an einem Kriegeszuge gegen die „Teufelspartheiʺ Theil zu nehmen. Drei Kanonen wurden ausgeschifft,

*) Vergl. Annal. 1842 III. 40—41. 1845 I. 13—14.

und alle Bewaffneten von Niukalofa rückten mit dem Englischen Kommandore und einer Anzahl seiner Schiffssoldaten gegen Bea, den Hauptort des größten Distriktes von Tonga. Bea war in der Zeit der Religionskriege mehr und mehr befestigt, und hatte förmliche Bastionen gleich den festen Städten in Europa. Gegen 5000 Heiden flüchteten mit Hab und Gut in die Feste, entschlossen, sich aufs Äußerste zu vertheidigen. Wirklich widerstanden die Festungswerke dem Feuer der Kanonen. Es erfolgte ein wüthender Ausfall, in welchem die Protestanten gänzlich geschlagen wurden. Der Englische Kommandore und elf seiner Begleiter und eine große Anzahl der Insulaner verloren das Leben. Auch die drei Kanonen fielen den Siegern in die Hände, und die Missionäre verließen in schleuniger Flucht die Insel*). Meinicke äußert sich über den ganzen Vorfall mit völliger Entstellung der geschichtlichen Thatsachen in folgender Weise: „Die alte Spannung dauerte fort, und steigerte sich allmählich so, daß endlich (1840) offener Krieg zwischen Tubo und den Heiden ausbrach, der die Missionäre selbst in große Gefahr brachte, und in welchem die Offiziere eines Englischen Kiegesschiffes bei dem menschenfreundlichen Versuche einer Vermittlung durch einen Überfall der Heiden getödtet wurden.“ Der „menschenfreundliche Versuch einer Vermittlung“ fand mit Kanonen des Kriegesschiffes statt, und unter den Mauern der angegriffenen Festung Bea, wohin die Heiden mit Weib und Kind sich zusammengeflüchtet hatten, nicht aber unter den Mauern von Niukalofa, Tubos Stadt. Nicht die Protestanten, sondern die Heiden, waren die Angegriffenen, und die Niederlage der Ersteren erfolgte erst, nachdem die Mauern von Bea dem Feuer der Englischen Kanonen widerstanden hatten.“ — Unter dem Schutze Georgs kehrten die Missionäre zwar wieder nach Niukalofa zurück, aber die Hoffnung, mit Gewalt die Heiden zu bezwingen, war durch die Schlacht bei Bea für immer vernichtet. —

In England fand das Benehmen des Kommandore und der übrigen Offiziere eine entschiedene Mißbilligung, und wurde von den Blättern aller Farben getadelt. Die Regierung beauftragte

---

*) Annal. 1845 I. 14. Meinicke S. 219.

ein Kriegesschiff, die im Gefechte bei Bea verlornen drei Kanonen auf eine glimpfliche Weise zurückzufordern. Der Kapitain des Schiffes stellte zwar seine Forderung an die Häuptlinge von Tonga in einem gebieterischen Tone, versprach ihnen aber zugleich eine Belohnung, wenn sie seiner Forderung nachkommen würden. Die Häuptlinge entschieden sich weislich für die friedliche Auslieferung der Kanonen, gaben aber dem Kapitain eine Erklärung über die Art und Weise, wie dieselben in ihre Gewalt gekommen, die von einem edlen Selbstgefühl dieser Wilden Zeugniß gibt. „Ihr seid gekommen, sagten sie, um uns auf unserm Gebiete anzugreifen, da wir im tiefsten Frieden lebten; wir aber begnügten uns mit der Vertheidigung, da wir doch Grund zum Angriffe gehabt hätten. Die eroberten Kanonen gehören uns nach dem Landesrechte, weßhalb wir sie behalten, und gegen euch anwenden könnten. Um aber zu beweisen, daß wir euch nicht fürchten, geben wir sie euch zurück. Verkaufen mögen wir sie nicht; sie wurden mit Gefahr unsres Lebens und des Lebens unsrer Weiber und Kinder von uns erobert, und da gibt es keinen Ersatz. Nehmet sie, und gehet.*)“

Der Sieg bei Bea gab dem Heidenthume auf Tonga wieder ein entschiedenes Übergewicht, das aber von den Häuptlingen keines Weges zur Bedrückung der Christen mißbraucht wird. Im Gegentheil herrscht seit der Niederlage der protestantischen Parthei auf Tonga ein ununterbrochner Friede, der wohl um so weniger eine Störung zu befürchten hat, als die Inseln Vavao und Hapai seit der Einführung des Protestantismus durch stete Kriegeszüge, epidemische Krankheiten und durch die Verbannung der kräftigsten und edelsten Familien völlig ruinirt und erschöpft sind. Der Wohlstand ist untergraben, der Landbau wie auf Taiti vernachlässigt, und die Bevölkerung der Inseln auf 8,000 Seelen zusammengeschmolzen. Auch auf Tonga ist sie auf etwa 15,000 Seelen gesunken.

c. Weitere Missionsunternehmungen. Die Vitiinseln.

Als das Christenthum in der bezeichneten Weise zuerst auf Hapai und dann auf Vavao Eingang gefunden hatte, benutzte

*) Annal. 1845 I. 14.

der König Georg, der sich Pomare II. zum Muster genommen hatte, jegliche sich darbietende Gelegenheit, mit Hülfe seiner von einem ähnlichen Rausche, wie einst die Taïtier ergriffenen Unterthanen, „der Sache des Evangeliums" auf allen benachbarten Inseln Anhänger zu werben, und so griff auch hier jene unklare Geisteserregung immer mehr um sich. Gogo, König der kleinen Inseln Kokos und Verraders (Niua) hatte kaum die oberflächlichste Kenntniß von der neuen Lehre erlangt, als er, dem Beispiele Georgs folgend, seine waffenfähige Mannschaft rüstete, und auf Bekehrung und Eroberung auszog. Sein Ziel war die schöne Insel Wallis, über deren Wichtigkeit bereits im einleitenden Theile gesprochen ist. Die Missionäre selbst wagten sich nicht bis Wallis; wohl aber sind wiederholt Insulaner der benachbarten Gruppen dort gelandet, um die Einwohner zum Christenthume zu bekehren, jedoch immer ohne Erfolg. Der König Gogo bezog auf Wallis eine Art von verschanztem Lager, und begann zu predigen und Gewaltthätigkeiten aller Art zu üben. Der König von Wallis duldete eine Zeitlang diesen Unfug. Als aber Gogos Anmaßungen immer unerträglicher wurden, forderte er ihn auf, sofort die Insel zu verlassen. Dieser antwortete durch eine Herausforderung zum Kriege. Da rückten die Walliser vor die Festung, und nahmen sie nach hartnäckiger Vertheidigung ein. Gogo wurde mit seiner Schaar schimpflich hingerichtet; nur die Weiber und Kinder nebst vier Männern wurden verschont. Noch jetzt zeigt man auf Wallis die Trümmer der Festung.*)

Wichtiger, als die Bekehrung mehrer kleinen in der Nähe der Freundschaftsgruppe gelegenen Inseln war es, daß auch die Gruppe der Vitiinseln von der geistigen Bewegung ergriffen zu werden begann. Von jeher standen die Vitier mit den Tonganern in vielfacher Verbindung, und zudem hatte der Handel immer mehre Matrosen und Kaufleute Europäischer und Americanischer Abkunft zu diesen reichen und fruchtbaren Inseln hingezogen. Die von Taïti aus weit und breit umherziehenden für das Christenthum eifernden Insulaner drangen auch bis zu den Vitiinseln vor, und fanden einigen Eingang. Bedeutender jedoch wurden

*) Annal. 1841 I. 19—20. Vergl. Meinicke S. 220.

die Erfolge, als die zahlreichen auf Tonga sich aufhaltenden Vitier das Christenthum kennen lernten, und die Anhänglichkeit an dasselbe auch in ihrer Heimath zu verbreiten suchten. Das veranlaßte die Wesleyaner auf Tonga, im Jahre 1835 eine Mission auf den Vitiinseln zu gründen. Die Missionäre Croß und Cargil ließen sich auf der Gruppe Lakemba nieder, wo eine große Anzahl von Tonganern sich aufhielt. Namentlich diese letzteren zeigten sich der Lehre der Missionäre geneigt, während die Eingebornen wenig Lust hatten, ihren alten Glauben zu verlassen. Außer der Mission von Lakemba wurden noch drei andre, und zwar eine im Hafen Rewa, nahe bei Bau, gegründet. Hier in dem großen Archipel von Viti scheint, wie schon in der Einleitung bemerkt wurde, der alte ainoische Stamm mit seiner uralten Volksreligion, sich der umgestaltenden Einflüsse von Westen und Norden her mehr erwehrt, und dagegen vieles von der Volksthümlichkeit der Negritos in sich aufgenommen zu haben. Daher erklärt es sich, daß jene rauschartige geistige Bewegung, die sich von Taïti aus über die oceanische Bevölkerung verbreitete, auf den Vitiinseln nur einen leisen Wellenschlag hervorbrachte, der meistens nur die kleineren östlichen Inseln ergriff. Die Masse des Volkes namentlich auf den Hauptinseln ist bis auf den heutigen Tag heidnisch geblieben. Aber der immer zunehmende Verkehr mit Europäern und Americanern, und die alte Sitte der Vitier, auf den benachbarten Inselgruppen der Kriegesdienste und des Gewerbes wegen sich aufzuhalten und dann in die Heimath zurückkehren, muß nothwendig in der allernächsten Zukunft eine geistige Gährung auf diesen Inseln hervorbringen, und den alten Volksglauben entwurzeln. Dann muß es sich entscheiden, ob es der Katholischen Kirche vorbehalten sein wird, diese zahlreichen Völkerschaften zu retten, oder ob sie das Schicksal so vieler andern Stämme der Südseevölker theilen werden. —

d. Die Mission auf den Schifferinseln.

Viel erfolgreicher waren dagegen die Unternehmungen auf den Schifferinseln. Der Missionär Williams, der besonders auf den Herveyinseln thätig gewesen war, wandte zuerst sein Augenmerk auf diese seit Perouse's Zeit berüchtigt gewordenen Eilande.

Die politischen Verhältnisse waren, als Williams 1830 von Tonga her hier landete, so gestaltet, wie ein Englischer Missionär es nur immer wünschen konnte. Der Häuptling Malietoa hatte, im Bunde mit einem andern Häuptling, angeblich um den Tod des tyrannischen Oberhauptes, den die Einwohner von Upolu erschlagen hatten, zu rächen, einen Theil der letzten Insel auf das Grausamste verwüstet und unterjocht. Mit diesem Malietoa knüpfte Williams eine Verbindung an, und beredete ihn durch einen Verwandten desselben, den er aus Tonga mitgebracht hatte, das Christenthum anzunehmen. Malietoa sah, welche politische Unterstützung die Missionäre auf den Freundschaftsinseln den ihnen ergebenen Fürsten angedeihen ließen, und trug keinen Augenblick Bedenken, sich ihnen anzuschließen. Damit war die Bekehrung der Inseln gewisser Maßen schon vollbracht. Meinicke erzählt dieselbe S. 170 folgender Maßen: „In Savaii und Upolu, den einzigen Inseln, welche die (taïtischen) Lehrer besuchen konnten, traten ganze Dörfer und Distrikte zu ihnen über, und forderten Lehrer und Unterricht; auch in den übrigen Inseln verbreitete sich das Verlangen, Christ zu werden, allgemein, und es kam bis dahin, daß einige Matrosen, die sich unter dem Volke umhertrieben, keinen besseren Erwerbszweig finden konnten, als für Bezahlung zu taufen und Gebete zu lehren. Williams gesteht es selbst, was freilich sehr einleuchtend ist, daß dieses Verlangen nach dem Christenthum nicht aus wahrer Sehnsucht nach einer reinern Religion hervorging; es hat schwerlich einer begriffen, was das Christenthum zu sagen habe, man hoffte allerlei von der Bekehrung, häufigere Besuche der Schiffe, weniger Krankheiten und dgl., und die meisten betrachteten es als eine andere Art des Heidenthums.“ Über eine solche Bekehrungsart ist weiter kein Wort zu reden. — Im Jahre 1835 kam auch ein wesleyanischer Missionär von dem Tongaarchipel zu diesen Inseln, und fand gleiche Aufnahme, wie die der Londoner Gesellschaft. Aber beide Gesellschaften vereinigten sich dahin, daß den Londoner Missionären die Schifferinseln überlassen wurden, während die Wesleyaner außer Tonga die Vitiinseln zu bekehren bekamen. Im Jahre 1839 waren in der oben bezeichneten Art schon fünf Sechstel der Einwohner bekehrt. —

Williams versuchte nun auch auf den Neu-Hebriden das Christenthum zu verbreiten, wurde aber auf Erromango erschlagen und wahrscheinlich gefressen, 1839. „Er ist, sagt Meinicke, der erste protestantische Geistliche, der auf den Südseeinseln als Opfer seines apostolischen Eifers gefallen ist, obschon sein Tod die Folge von Mißhandlungen gewesen zu sein scheint, welche die Bewohner jener Inseln von den Mannschaften der Sandelholz suchenden Schiffe erlitten hatten.“ — Die fortgesetzten Versuche, auf den Neu-Hebriden und selbst in Neu-Caledonien Bekehrungen zu machen, waren von keinem irgend namhaften Erfolge begleitet. Die politischen Verhältnisse hatten sich hier noch nicht so gestaltet, daß durch das Anschließen an eine Parthei ein Erfolg hätte erlangt werden können. Zudem bilden die Neu-Hebriden die Gränze des hellfarbigen oceanischen Stammes, über die hinaus jene aus der Berührung mit Europäern hervorgegangene geistige Aufregung sich nicht erstreckte.

Indeß schien auf den Schifferinseln sich der protestantische Einfluß fester, als sonst irgendwo in der Südsee begründen zu wollen. Die englische Regierung that, was in ihren Kräften stand, das Ansehen ihrer Missionäre zu befestigen, und durch sie die Insulaner an das Brittische Interesse zu knüpfen. Katholischen Missionären, die hier anlanden wollten, wurde der Zutritt zu den Inseln verweigert. Ein Kriegesschiff wurde nach Erromango geschickt, um die Gebeine Williams herauszufordern. Die noch vorhandenen dürftigen Überreste wurden zu den Schifferinseln gebracht, und dort einstweilen begraben. Endlich ward der von Taïti vertriebene Missionär Pritchard als Brittischer Konsul zu den Schifferinseln geschickt, wo derselbe seit 1845 verweilt. Er scheint hier die Bestimmung zu haben, durch seinen ungestümen Eifer seinen Genossen ähnliche Verlegenheiten zu bereiten, wie auf Taïti. Denn der nach der Bekehrung eingetretene Eifer für das Christenthum machte allmählich einer großen Gleichgültig- und Lauigkeit Platz. Viele warfen das nur äußerlich angenommene Christenthum völlig wieder ab, und allgemeine Unsicherheit und Auflösung aller Ordnung begann sich über die Inseln zu verbreiten. Der Brief eines Kolonisten, der sich von Neuseeland

aus zu den Schifferinseln begab, meldet nach dem New-Sealand Spectator vom 7. Febr. 1846, daß selbst das Leben aller Europäer gefährdet sei. Pritchard fand bei seiner Ankunft bereits eine große Verwirrung vor. Dazu fürchteten die Missionäre, daß mit Nächstem von Wallis aus eine Katholische Mission auf den Schifferinseln begründet werden würde. Der neue Konsul-Missionär berief daher die Häuptlinge zusammen, und forderte sie auf, dahin zu wirken, daß den Katholischen Missionären, wenn sie versuchen sollten zu landen, Wasser und Feuer versagt würde. Die Häuptlinge weigerten sich, auf ein so gefährliches und menschenfeindliches Begehren einzugehen. Seitdem ist Pritchards Ansehn auf Null gesunken. Ein Brief im Univers vom 16. Juli 1846 meldet sogar, daß seine Stellung äußerst gefährdet sei.

---

§. 6.

Die Mission von Neuseeland.

a. Geographische und geschichtliche Uebersicht.

Neuseeland besteht aus zwei großen, und vielen kleinen Inseln, unter denen die ganz an der Südspitze gelegene Stuartinsel einen beträchtlichen Umfang hat, und wohl als die dritte Hauptinsel bezeichnet wird. Die beiden Hauptinseln mögen zusammen 4200 (oder 3600 nach andern Angaben) □M. enthalten. Die nördliche Insel Eahaheinomauwe (Ika-na-Mawi) ist kleiner als die Südinsel, Tawai-Poenamu. Die Lage entspricht ungefähr der von Spanien auf der nördlichen Halbkugel. Die nördliche Insel ist an den Küsten schön und fruchtbar. Alle Küsten bieten die herrlichsten Baien und Häfen, aber im Innern erheben sich schneebedeckte zum Theil vulkanische Gebirge. Der Egmontsberg nach der Südwestküste der Insel hin gelegen, ist der höchste Berg der Südsee. Der Reichthum an Waldungen und an neuseeländischem Flachs geben dieser Insel, welche die Engländer für ihr Eigenthum erklärt haben, für die Kolonie auf dem Festlande von Australien einen großen Werth. Da jedoch die ebenen Gegenden an den Küsten meistens sehr schmal sind, das Innere aber der hohen Ge-

birge wegen wenig Gelegenheit zum Ackerbau bietet, so hat eine eigentliche Kolonisation dieser Insel nothwendig mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dazu kommt, daß alle Theile der nördlichen Insel, wenn auch nur spärlich, von Ureinwohnern besetzt sind, und das nutzbare Land überall seine rechtlichen Eigenthümer hat, die sich nicht ohne die schreiendste Ungerechtigkeit aus ihrem Besitzthum verdrängen lassen. Die südliche Insel, durch die Cooksstraße von der nördlichen getrennt, ist noch weniger bekannt. Sie hat eine geringe Bevölkerung, und ist deshalb zur eigentlichen Kolonisation geeigneter, als die Nordinsel. Die Küsten sind öde, und der südliche Theil ist mit hohen Schneegebirgen bedeckt.

Die Zahl der Bewohner wird auf 100—150,000 geschätzt. Sie sind ein äußerst kräftiger und kriegerischer Menschenstamm, und gehören zu den Oceaniern. Ihre Sprache und ihre Sitten deuten darauf hin, daß Neuseeland von Tonga und Viti aus bevölkert ist. Die Ansicht aber, daß die Inseln in einem Zustande einer völligen politischen Auflösung begriffen gewesen sein, als die Europäer hierhin kamen, und daß diese nur die Trümmer eines untergegangenen früher ausgebildeten Staatslebens vorgefunden haben, hat, wie schon im einleitenden Theile bemerkt wurde, viele Gründe gegen sich. Während die Europäer fast auf allen Südseeinseln eine überstarke Bevölkerung vorfanden, war auf der fruchtbaren und großen nördlichen Insel von Neuseeland, die mehre Millionen Einwohner ernähren kann, eine Bevölkerung von etwas mehr, als 100,000 Seelen, und diese war nicht entnervt und moralisch abgeschwächt, sondern äußerst markig und lebenskräftig. Und diese Bevölkerung war am zahlreichsten an den Baien und Küsten, welche den übrigen Südseeinseln zugewandt sind. Die südliche Insel, den genannten Inseln gerade entgegengekehrt, hatte kaum einige Bevölkerung. Dann auch zeigt sich der politische Verfall eines Volkes nicht in der Art, daß ein größeres Staatsleben sich in eine Masse gleichgültig neben einander bestehender Bruchstücke auflösen sollte. Die Auflösung eines Staates hat die Bildung einer despotischen Herrschaft zur Folge, oder, wenn auch das Ganze sich in mehre selbstständig neben einander dastehende Theile zerspaltet, so ist eben diese Zersplitterung ein Durchgang zu einer neuen Gestaltung des gesunkenen und verwirrten Lebens. Denn

alsdann ziehen die gleichartigen Elemente, die sich in dem größeren Baue nicht mehr fügen wollten, sich freundlich an, und gestalten sich in engeren Kreisen zu einem neuen politischen Leben, wodurch das gute Alte unter anderen Formen erhalten, und durch die Vielheit der neuen Formen ein politischer Fortschritt bedingt wird. Nichts aber deutet auf Neuseeland nach Allem, was bisher über die Geschichte der Inseln bekannt geworden ist, darauf hin, daß früher hier eine mächtige, der untergegangenen politischen Verfassung entsprechende Bevölkerung bestanden habe; es fanden sich keine Überreste alter Baudenkmale wie auf den Marianen, Carolinen und in Mexico, und keine geschichtliche Erinnerung weiset auf ein untergegangenes, früher ausgebildetes Staatsleben hin. Vielmehr scheint es höchst wahrscheinlich, daß Neuseeland von Tonga aus erst in den letzten Jahrhunderten durch Einwanderer und vom Sturme Verschlagene nach und nach bevölkert worden ist. Die politischen Umwälzungen, deren die Geschichte von Tonga so viele kennt, mögen wiederholt eine unzufriedene politische Parthei zur Auswanderung nach Neuseeland vermocht haben, wie uns ähnliche Beispiele in den Südseeinseln überall begegnen. Dazu mögen unternehmungslustige Führer junger Mannschaften, denen eine untergeordnete Stellung in der Heimath, wie die strenge Lehnsverfassung sie allen nachgebornen Söhnen zuwies, nicht zusagte, einzelne Züge kräftiger Abentheurer zu diesen schönen Inseln geführt haben, um an einer noch unbewohnten Meeresbucht ein eigenes Wesen zu gründen, und als freie Grundbesitzer den Bevorzugteren der Heimath gleich zu leben, oder, wo sie die Gegend schon besetzt fanden, mit Gewalt der Waffen sich ein Gebiet zu erobern. Das Lehnswesen fördert so wie einer Seits die Liebe zum heimathlichen Boden, so andrer Seits die Lust zu kriegerischen, abentheuerlichen Unternehmungen. — Daher mag es gekommen sein, daß gerade die verschiedenen Baien rund um die nördliche Insel, und vorzüglich die den Freundschaftsinseln zugewandte Küste mit einzelnen von einander unabhängigen Stämmen besetzt sind, während im Innern des Landes die Bevölkerung immer spärlicher wird, und nur da einiger Maßen beträchtlich erscheint, wo die Insel so schmal ist, daß die beiden Küsten nur 10—12 Meilen von einander abstehen. — Ist aber die hier entwickelte

Ansicht über den politischen Zustand Neuseelands die richtige, dann muß auch angenommen werden, daß in diesem kräftigen Volke wohl noch mehr, als irgendwo in der Südsee ein mächtiger Trieb lebt, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren, und namentlich sich im Besitze seines Grundes und Bodens frei zu erhalten; und diejenigen, welche ihre Behandlung dieses Volkes auf die irrthümliche Ansicht von dem gänzlichen politischen Verfalle desselben gründeten, möchten eine bittere Enttäuschung zu gewärtigen haben.

b. Beginn Europäischer Kultur. Die Missionen.

Trotz der häufigen Überfälle auf Europäische Schiffe, wodurch die Neuseeländer in einen üblen Ruf gekommen waren, wurde der Besuch der Europäer vom Anfange dieses Jahrhunderts an immer häufiger. Besonders waren es die Seekalb- und Wallfischfänger, welche in immer größerer Zahl die Baien beider Inseln besuchten, und sich einen Theil des Jahres dort aufhielten. Manche Matrosen blieben ganz auf den Inseln, und allmählig bildeten sich in der Tiefe der Baien kleine Europäische Niederlassungen, wodurch eine Art von Europäischer Kultur, selbst der Anbau der Kartoffel und des Waizens verbreitet wurde. Dieses war der Anfang des Christenthums, wenn man Gewöhnung an Europäische Kultur so bezeichnen will. Sicher hat diese Gewöhnung an Europäische Art und Weise dem Christenthume hier mehr als anderswo Bahn gebrochen, und selbst die protestantischen Missionsgeschichtschreiber gestehen es ein, daß den Seehund- und Wallfischfängern ein großer Antheil an der Bekehrung Neuseelands gebührt. *) Allmählig entwickelte sich auch ein lebhafter Verkehr zwischen Neuseeland und Sidney, so daß Neuseeländer nicht selten in diese Englische Koloniestadt kamen. — Das brachte den anglikanischen Kaplan der Kolonie, einen gewissen Marsden, auf den Gedanken, auf Neuseeland eine Mission der hochkirchlichen Gesellschaft zu gründen. Schon waren Missionäre auf dem Wege, aber die Kunde, daß ein Englisches Schiff, der Boyd, von den Einge-

*) Meinicke S. 223 und 224.

bornen überfallen, und die Mannschaft erschlagen und gefressen worden sei (1809), verbreitete einen solchen Schrecken, daß das ganze Unternehmen aufgegeben wurde. Fünf Jahre darauf führte Marsden drei Geistliche der anglikanischen Kirche nach Neuseeland, und gründete eine Mission an der Inselbai. Diese jetzt sehr bekannt gewordene Bai liegt an der Ostseite jener langen 10—12 Meilen breiten Halbinsel, worin die nördliche Insel in der Richtung nach Nord-Westen endet. Die mehr auf Ackerbau und Bodenkultur berechnete Missionskolonie hatte durchaus keinen Erfolg. Es fehlte ihr der Einfluß eines mächtigen Fürsten, der wie auf Taïti und Hapai durch politische Gewalt ihre Plane unterstützte. Einen solchen gab es auf der von zahlreichen unabhängigen Stämmen bewohnten Insel nicht. Aber die Missionäre bemühten sich auch hier, sich einen Pomare zu schaffen. Marsden kam 1819 wieder nach Neuseeland, und gründete eine zweite Mission in Kerikeri auf dem Gebiete eines angesehenen Häuptlings, Shongi mit Namen. Diesen hatte Marsden in Sidney kennen gelernt, und mit ihm einen engen Bund geschlossen. Shongi nahm die Missionäre freundlich auf, erhielt von ihnen Waffen und Handwerkgeräthe, und gelangte dadurch auf der Insel zu großem Ansehn. Durch ihn ist die ganze Insel mit Blut und Verwüstung erfüllt, so daß ganze Stämme ausgerottet und ganze Landschaften rein verödet sind. Kendall, der angesehenste unter den Missionären, machte mit ihm kurz nach Begründung der Mission in Kerikeri eine Reise nach England, von wo Shongi mit einer ganzen Schiffsladung voll Waffen und Kriegesmunition zur Insel zurückkehrte. Die Absicht dieser Reise ist nicht zu verkennen, und umsonst sucht Meinicke die direkte Theilnahme der Missionäre an Shongis Planen zu verhüllen. „Noch schlimmer wurde es, — sagt er S. 227 — „als Shongi mit Waikato, dem angesehensten Manne in Rangihua, in Kendalls Begleitung 1820 eine Reise nach England unternahm, wo sie nicht geringes Aufsehn erregten, allein mit großer Schlauheit das Interesse, welches sie einflößten, zu benutzen wußten, Feuergewehr in möglichst großer Menge sich zu verschaffen. So kehrte Shongi 1821 zurück mit Hülfsmitteln versehen, wie sie bisher noch keiner seines Volkes besessen hatte, und allen friedlichen Gesinnungen zum Hohn, die

er in England erheuchelte, begann er durch Aufreizung seines und der benachbarten Stämme eine Reihe von Kriegen, die verheerender und ausgedehnter waren, als gewiß jemals in Neuseeland geführt worden sind, und die ihn zum ersten Kriegeshaupte und zum berühmtesten Manne des ganzen Volkes erhoben haben." — Die Worte sind klar genug. Allerdings mag Shongi in England dem großen Publikum und den Staatsmännern gegenüber, die ihm Aufmerksamkeit schenkten, eine friedliche Gesinnung geheuchelt haben: die Missionäre kannten sehr wohl seine kriegerischen Absichten, und es ist geschichtlich konstatirt, daß gerade sie es waren, die von ihrer Missionsstation in Keriferi aus Shongi und die mit ihm verbündeten Stämme mit Waffen versahen, und sie dadurch in den Stand setzten, ihre verheerenden Kriegeszüge gegen die ihnen früher überlegenen Stämme an der Westküste der Insel (hier sind die wichtigsten Punkte: der Busen von Shoracki, der Hafen Kaipara und der Fluß Shokianga) zu richten. Doch konnte Shongi trotz seiner blutigen Siege seine Absicht, König der ganzen Nordinsel zu werden, nicht erreichen, und er starb schon 1828 in Folge einer erhaltenen Wunde. Er blieb den Missionären immer ein treuer Beschützer, jedoch gebrauchte er sie nur zu seinen politischen Zwecken, ohne sich jemals dem Christenthume zu nähern. Er bietet hierin eine Ähnlichkeit dar mit Otu. Sein Sohn trat zum Christenthume über.

Die Mission hatte unter Shongi gar keine wesentliche Fortschritte gemacht. Der Einfluß, den die Missionäre auf eine Anzahl von Stämmen erlangt hatten, beruhete auf ihrer politischen Macht und auf ihrem Handel mit Feuergewehren und Kriegesmunition. Die Bekehrungen hatten keinen moralischen Grund. Ja die Freundschaft Shongis hatte die Missionäre wiederholt in Gefahr gebracht. So hatten bei der Nachricht von des Fürsten Verwundung die Missionäre sofort ihre Sachen eingepackt, um die Insel zu verlassen. Als aber Alles ruhig blieb, faßten sie wieder Muth. Sie mußten selbst einsehen, daß auf dem bisher betretenen Wege nichts zu erreichen sei, zumal da es immer mehr zur Gewißheit wurde, daß England mit Nächstem Neuseeland besetzen, und als sein Eigenthum erklären würde. Zudem hatte das Verfahren der Missionäre in England eine so gereizte

Stimmung hervorgerufen, daß es der anglikanischen Missionsgesellschaft klar wurde, daß, um einen allgemeinen Sturm, der auszubrechen drohte, zu beschwören, eine Änderung des ganzen Systemes eintreten müsse. Kendall wurde entfernt, und den Missionären anbefohlen, sich nur mit der Bekehrung der Eingeborenen zu befassen. Über diese Vorgänge sagt Meinicke: „Kendalls Austritt aus den Diensten der Gesellschaft wegen Unregelmäßigkeiten, die nicht hinlänglich aufgeklärt sind (vergl. den Schluß dieses Paragraphs), bezeichnet den Wendepunkt. Die Sitte, welche (was man zu glauben Mühe haben wird) bisher befolgt war, die Bedürfnisse von den Eingebornen für Feuergewehre zu kaufen, wurde abgestellt." *)

c. Englische Besitzergreifung. Ihr Einfluß auf die Missionen.

Nach Shongis Tode herrschte ein fast ununterbrochener Friede im Lande, und die Zahl der Europäischen Kolonisten vermehrte sich mit jedem Jahre, so daß bald keine Meeresbucht mehr zu finden war, in der nicht eine Anzahl von Europäern sich niedergelassen hatte. Der Anbau des Landes entwickelte sich, an manchen Orten verschmolzen die Europäer und Eingebornen unter einander, und der Einfluß Europäischer Kultur wurde immer sichtbarer. Das erleichterte auch den Missionären ihre Wirksamkeit. Wiederholt war ihnen Gelegenheit gegeben, durch ihren Einfluß den Ausbruch neuer Zwistigkeiten und Kriege zu verhindern. Der Landbau, der von den zahlreichen Familien der Missionäre betrieben wurde, munterte zur Nachahmung auf. Außer den Anglikanern hatten auch die Methodisten sich auf Neu-Seeland niedergelassen. Beide hatten sich ihr Gebiet so getheilt, daß die Wesleyaner die Westküste, die Anglikaner dagegen die Ostküste und das Innere übernahmen. Sie vermehrten zuletzt ihre Missionsstationen so sehr, daß schon im Anfange der vierziger Jahre 35 derselben gezählt wurden. Dabei brachte die stäte Berührung mit zahlreichen Europäern allmählig auch hier jene geistige Bewegung hervor, die wir in dieser Zeit auf so vielen Inseln der

*) Meinicke S. 229—230.

Südsee bemerkt haben. Den Missionären kam diese Stimmung der Gemüther sehr zu Statten, und die Bekehrung machte große Fortschritte. Nach den Berichten dieser protestantischen Missionäre sollte man glauben, es sei bereits wenigstens die nördliche Insel von ihnen fast ganz bekehrt. Daß aber dieses keines Weges der Fall ist, und daß die Missionäre in das eigentliche Innere der Insel fast nirgends mit Erfolg eingedrungen waren, zeigen die späteren Begebenheiten.

Etwas Auffallendes ist es, daß zwischen den protestantischen Missionären und den Europäischen Kolonisten durchgehends ein sehr übeles Vernehmen herrscht. Zwar bemerkt man dasselbe auch anderswo, namentlich auf den Sandwichinseln, aber nirgends scheint auf den ersten Blick die gegenseitige Abneigung weniger Grund zu haben, als gerade auf Neuseeland. Zwar könnte man die Mißstimmung einiger Maßen daraus erklären, daß die in Neuseeland sich aufhaltenden Fremden ähnlich wie auf Taïti zum Theil aus dem Auswurfe der Menschheit, namentlich aus entlaufenen Matrosen bestehe, die, dem zügellosesten Leben ergeben, den wachsenden Einfluß der Missionäre ungern sehen. Denn diese haben die Wilden zuerst an Europäische Art gewöhnt, und darum einen großen Einfluß auf sie erlangt. Sie werfen nun den Missionären vor, daß sie sich in ihre Arbeit eindrängen, und einernten wollen, was von Anderen ausgesäet ist. Doch erklärt dieses die gegenseitige Gereiztheit noch nicht vollständig. Denn die Stimme dieser verworfenen Menschen ist so wenig gewichtig, daß die Missionäre, wenn sie selbst nur auf der geraden Bahn des Rechtes wandelten, dieselbe kühn verachten könnten. Der Grund ihrer Mißstimmung gegen die Kolonisten ist daher noch anderswo zu suchen, und wir werden hier wieder durch die Geschichte selbst auf einen der wesentlichen Mängel des protestantischen Missionswesens geführt, die jede großartige Wirksamkeit desselben unmöglich machen. Es ließen sich nämlich nach und nach auch höchst ehrenwerthe Anbauer aus England, Neu-Süd-Wales und Frankreich auf Neuseeland nieder, deren Zahl bald zu Tausenden anwuchs, so daß die wenigen Hunderte jener Matrosen dagegen gar nicht mehr in Betracht kamen. Auch zwischen diesen und den Missionären bildete sich eine feindliche Stimmung, die

aus jener früher angegebenen Ursache gar nicht kann erklärt werden. Denn diese Kolonisten verbreiteten überallhin Gesittung und eine regelmäßige Kultur des Bodens, und in allen Baien, wo sie solche Niederlassungen gegründet hatten, ging das Missionswerk wie von selbst von Statten. Man hätte also vermuthen sollen, die Missionäre würden diese regelmäßigen Kolonisten als ihre natürlichen Bundesgenossen betrachtet, und nur ihr Verhältniß zu den Eingebornen zu regeln gesucht haben. Aber das war nicht der Fall. Vielmehr sahen die Missionäre, denen noch immer die Beispiele von Taïti und Hapai vorschwebten, die Zunahme der Kolonisation ungern, und legten der Einführung einer geregelten Kolonialverwaltung, wonach die Anbauer dringend verlangten, weil sie ihnen allein Schutz gegen die unbeständigen und reizbaren Eingebornen gewähren konnte, alle mögliche Hindernisse in den Weg. Eine regelmäßige Kolonialregierung würde ihren politischen Einfluß vernichtet, und den Erwerb von Ländereien, welchen die Missionäre in einer staunenerregenden Ausdehnung und auf eine vor der Moral entschieden verwerfliche Weise betrieben hatten, einer Kontrole unterworfen haben.*) Zum Voraus sei hier bemerkt, daß die hier ausgesprochenen Anschuldigungen wegen unrechtmäßigen Landerwerbes nicht gegen die Wesleyaner, welche hierin strengere Grundsätze befolgen, sondern nur gegen die anglikanischen Missionäre gerichtet ist. Denn unter den ersteren kam

---

*) Ich habe lange Bedenken getragen, diese harte Beschuldigung gegen die Missionäre niederzuschreiben, wohl wissend, wie viel eine solche Anschuldigung öffentlich und zwar in einem Geschichtswerke ausgesprochen zu bedeuten hat, und wie oft leichtsinnige Geschichtschreiber ohne vorhergegangene ernstliche Prüfung jeglichen scheinbaren Vorwand benutzen, um die Beschuldigung von Habsucht, Herrschsucht und anderen Lastern gegen die Katholische Kirche auszusprechen: aber ich habe ernstlich geprüft, und alle Gründe für und gegen erwogen, und lege meine Beweisgründe jedem Unbefangenen zur eigenen Prüfung vor. Es sind nicht Katholiken, die sich vielleicht durch religiöse Befangenheit eingenommen gegen die protestantischen Missionäre erhoben hätten, sondern es sind die eignen Glaubensgenossen, und durch die Handlungsweise und die Eingeständnisse der anglikanischen Missionsgesellschaft selbst ist das Corpus delicti im Wesentlichen konstatirt.

nur einmal eine solche Unordnung vor, die von der Gesellschaft selbst unterdrückt wurde. Ein vereinzelt dastehender Fall aber kann nie den Grund zur Anklage gegen eine ganze Korporation hergeben.

Die eigentliche Besitzergreifung Englands erfolgte im Jahre 1839. Es bildete sich eine eigene Neuseeländische Kompagnie, die, um den Anbau des Landes zu fördern, den Strom der Auswanderer nach diesen Inseln zu lenken suchte, und mit den Häuptlingen wegen Abtretung bedeutender Landdistrikte einen Kontrakt abschloß. Das „Ausland" berichtet darüber (1840. Nr. 362): „England hat jetzt völlig von Neuseeland Besitz ergriffen, und wird die Franzosen jetzt schwerlich sich dort einnisten lassen. Die Kolonisation, welche eigentlich von den Missionen, und zwar trotz des Widerspruchs, in nicht sehr uneigennütziger Weise begonnen wurde, hat jetzt unter Leitung einer Gesellschaft sehr regelmäßige Formen angenommen, und wird nun rasch voran schreiten. Schon seit langer Zeit hatten die Kolonisten und auf ihren Antrieb selbst Neuseeländische Häuptlinge um Einsetzung einer Brittischen Autorität dringend gebeten; aber immer vergebens. In London waren mehre der einflußreichsten Männer Mitglieder der hochkirchlichen Missionsgesellschaft, und diese wußten die Sache immer nach den Ansichten und Wünschen der Missionäre zu leiten, daß die Einsetzung einer Autorität vereitelt wurde. Das Publikum in England war über die Sache noch nicht aufgeklärt, und blieb ziemlich gleichgültig. Als die Häuptlinge auf die Gefahr einer Französischen Niederlassung aufmerksam machten, mußte etwas geschehen. Es wurden 1831 wenige Englische Soldaten hingesandt, und 1833 Busby zum Residenten in der Inselbai ernannt. Busby aber spielte mit den Missionären unter einer Decke. Es wurde sogar 1834 den Eingebornen eine eigne Neuseeländische Flagge bewilligt. Aber die immer lauter werdenden Klagen der Kolonisten und die steigende Wichtigkeit dieser Inseln bestimmte die Regierung endlich zu entschiedeneren Maßregeln. Es wurde 1839 Neuseeland für eine Englische Kolonie erklärt, und der Kapitain Hobson zum Gouverneur ernannt." Eine allmählig unter dem Französischen Kreolen Baron Thierry und dem Kapitain Langlois an der Inselbai und an der Halbinsel Banks (letztere an der Ostküste

der südlichen Insel) entstandene Französische Kolonie mußte trotz anfänglichen Widerstrebens die Englische Hoheit anerkennen. Die Neuseeländische Kompagnie gründete 1840 drei Städte, die Stadt Wellington an der Cooksstraße, Newplymouth in Taranake und Nelson an der Tasmanbai. Der Sitz der Regierung ward nach Aukland an der Shorakibai an der Westküste der nördlichen Insel verlegt, und schon 1840 rechnete man 9—10,000 Ansiedler.

Diese Englische Besitzergreifung ist zugleich als der Wendepunkt in der Missionsgeschichte Neuseelands zu betrachten, um so mehr, da dieselbe mit der Ausbreitung der Katholischen Missionen zusammenfällt. Meinicke glaubt, die Katholischen Missionäre hätten dieser Besitzergreifung entgegengewirkt. Diese Behauptung gründet aber auf bloßer Voraussetzung des Verfassers, uud zeigt, daß derselbe den Stand der Dinge auf Neuseeland gar nicht begriffen hat. Vielmehr haben die Katholischen Missionäre einen solchen Schritt der Englischen Regierung nur gewünscht, und haben nicht allein mit den Kolonisten, deren ein großer Theil protestantisch ist, sondern auch mit der Neuseeländischen Kompagnie vom Anfange an im allerbesten Vernehmen gestanden. Ja ohne die Englische Besitzergreifung würde die Befestigung der Katholischen Mission auf sehr große Schwierigkeiten gestoßen sein. Darüber später mehr. Die anglikanischen Missionäre dagegen kamen durch die Besitzergreifung in ein großes Gedränge, weil die Regierung den Grundsatz aufstellte: „daß nur diejenigen geschehenen Landkäufe als gültig angesehen werden sollten, für welche ein Dokument vorgezeigt werden könnte, und daß auch diese nur für so viel Land gültig sein sollten, als man für das Gezahlte nach dem niedrigsten von der Regierung angesetzten Preise erhalten haben würde.“ Die Missionäre, welche bis dahin gewisser Maßen die Herren auf Neuseeland gewesen waren, mußten sich nun über ihren Landbesitz und über die Rechtmäßigkeit ihres Erwerbes ausweisen, und die Verhandlungen darüber erregten gegen sie in den Parlamenten eine große Aufregung, die sich zum Theile dem Publikum mittheilte.

Über diese Landankäufe der Missionäre enthält die 27. Nummer des „Auslandes“ vom Jahre 1840 Folgendes: „Es ist

schon mehrmals in diesen Blättern flüchtig erwähnt worden, daß die Missionäre in Neuseeland auf mannichfache und zum Theil nicht eben ehrenvolle Weise Land an sich gebracht hätten, um sich und ihren Kindern ausgedehnte Besitzungen zu sichern. Die Sache ist jetzt durch ein Mitglied der Church-missionary-Society selbst an den Tag gebracht worden, und wir entheben der Kolonialgazette vom 8. Januar, wo Auszüge aus einer deshalb unter dem Titel: „Letter to the Earl of Chiester, President of the church-missionary-Society“ erschienenen Schrift mitgetheilt sind, nachstehende nähere Angaben, welche hinreichend die Behauptung rechtfertigen, daß sie nach und nach eine Herrschaft auf den Neuseeländischen Inseln begründen wollten, ähnlich der, welche die Americanischen Missionäre auf den Sandwichinseln ausüben. . . . „„Im Sommer 1837 wurde zum ersten Male öffentlich behauptet, daß die Missionäre in Neuseeland große Landankäufe gemacht hätten. Die Angabe kam von einem Herrn Flatt, Laienmissionär der Gesellschaft, der vor einer Komitee des Oberhauses vernommen wurde. Durch diese Landankäufe, von denen einer sich auf „mehre (Englische) Meilen“ ausdehnt, so wie durch die der andern Ansiedler, welche dem Beispiele der Missionäre folgten, wurden viele Stämme in demjenigen Theile des Landes, wo die Missionäre sich niederließen, ihres ganzen Landes beraubt und dadurch genöthigt, andere Stämme zu bekriegen, und ein neues Gebiet zu erwerben. Alle Berichte aus Neuseeland, auch die von der Kirchenmissionsgesellschaft selbst stimmen überein, daß die eingeborne Bevölkerung in der Nähe der Missionsniederlassungen rasch abnimmt, was als eine „geheimnißvolle Heimsuchung Gottes“ geschildert wird. Es zeigt sich, daß weder die Missionäre, noch andre Landmakler jemals daran dachten, für die einheimischen Ansiedler hinreichendes Land für ihren Lebensunterhalt vorzubehalten, und somit sind die Fonds der Gesellschaft nicht blos den rein religiösen Zwecken derselben entfremdet worden, sondern haben auch mit zu der allmähligen Ausrottung der Eingebornen beigetragen.““ — „Nachdem diese Sache solchergestalt offenkundig geworden, hätte man glauben sollen, die bleibende Komitee der Gesellschaft werde sie näher untersuchen. Keines Weges; sie hat sich blos bemüht, die Sache zu vertuschen. Für's

Erste schwieg sie ganz. Zwei Jahresberichte erschienen, und keiner erwähnte der Sache auch nur mit einer Silbe, obgleich gerade die Neuseeländische Mission mehr als jede andre kostet, nämlich im Jahre 1838 nicht weniger als 16,447 Pfund. Die Schuld der Missionäre ward also stillschweigend zugegeben. Die Folge war, daß nicht nur mehre Mitglieder der Gesellschaft, unter andern eben der Verfasser „des Schreibens an Lord Chiester“ in die Komitee drangen, eine unpartheiische Untersuchung der Sache anzuordnen, sondern auch die freiwilligen Beiträge einen bedeutenden Ausfall zeigten. Es wurde also unumgänglich nothwendig, einen Schritt zu thun, und von den Missionären selbst Auskunft zu erlangen. Die Antworten kamen an, aber — wurden nicht bekannt gemacht. Der Verfasser des obigen Briefes scheint sie jedoch gesehen zu haben, und er bemerkt: „„Für diejenigen, denen die Wohlfahrt der Gesellschaft am Herzen liegt, ist es hinreichend, zu wissen, daß nach dem Geständniß der Missionäre selbst das Landgebiet, das sie angekauft haben, in einigen Fällen Tausende von Acres, in andern viele (Englische) Quadratmeilen beträgt.““ An der Wahrheit der Beschuldigung ist also wohl kein Zweifel mehr, und man scheint in England gesonnen, die Sache weiter zu verfolgen. Vielleicht führt dies noch zu andern Entdeckungen, denn in allen diesen Missionsgesellschaften ist gar viel Unkraut unter dem Waizen.“ — So weit das Ausland. Die Sache wurde nun in den Zeitungen und in den Parlamenten zum Gegenstande der lebhaftesten Diskussion gemacht. Die Anhänger der Missionsgesellschaft suchten sich zwar aus allen Kräften zu vertheidigen, aber der Hauptklagepunkt wegen des massenhaften Ankaufes großer Ländereien für unverhältnißmäßig geringen Preis konnte nicht beseitigt werden. Endlich zwang die Drohung der Regierung, wenn nicht der Besitz der Ländereien nachgewiesen würde, dieselben als Staatseigenthum zu konfisciren, die Missionäre, die Nachweise der von ihnen als Eigenthum angesprochenen Ländereien zu übergeben. Sie machten Ansprüche auf 196,000 (186,000) Acres Land.

Ein Aufsatz ähnlichen Inhalts, der das oben Gesagte vollkommen bestätigt, erschien datirt „London den 15. Februar 1840“ in der 59. Nummer derselben Zeitschrift. In diesem Aufsatze heißt es unter andern: „Auf der andern Seite hat der Staat ein gro-

ßes Interesse, die Missionen in Schranken zu halten, denn der Einfluß von England in einem großen Theile der Südsee hängt von dem der Missionsanstalten ab; wenn sich aber diese den Eingebornen verhaßt machen, so sind die französischen katholischen Missionäre ganz bereit, die Erbschaft dieses Einflusses an sich zu ziehen. . . . Das Interesse von England ist, seine Missionen zu reguliren, daß sie den Eingriffen der katholischen widerstehen können. Dies ist nicht so leicht, theils weil barbarische Völker durch die Ceremonien der katholischen Kirche angezogen werden, theils weil der finstere Geist der Sektirer, welche sich der Englischen Missionen bemächtigt haben, ihrer Religion und ihrem politischen Einfluß einen Charakter gegeben hat, welcher sie nicht beliebt gemacht haben kann, und endlich, weil es unendlich schwerer ist, verheirathete Missionäre zu regieren, als katholische Priester. Man hat es gesehen, zu welchen Mißbräuchen der an sich natürliche Wunsch der Missionäre, für ihre Familien zu sorgen, geführt hat, während der katholische Priester für nichts, als für seine Kirche zu sorgen hat."

Gegen diese Veröffentlichungen, welche auch in Deutschland großes Aufsehen machten, erschien eine Erwiederung in der Beilage zur A. A. Z. unterm 10. und 11. Mai, und eine in Nro. 173 des Auslandes vom Jahre 1840, letztere von einem Mitgliede der Church-missionary-Society in London eingesandt. Beide suchen verschiedene andere gegen die Missionäre gemachte Anschuldigungen, namentlich die Abnahme der Einkünfte der Gesellschaft, zu widerlegen, und gestehen das Faktum des Landankaufes in Neuseeland ein.*) Der letztere Aufsatz sucht diesen An-

*) Da in dieser Zeit die protest. Missionäre in den Englischen und zum Theil auch in den Deutschen Zeitungen wegen ihrer Feigheit im Falle einer Gefahr, wegen ihrer Habsucht und Herrschsucht in der That über alle Gebühr und Billigkeit heftig angegriffen, und gegen die muthigen und armen Katholischen Missionäre wie nichts geachtet wurden, so schließt der Aufsatz des Mitgliedes der Anglikanischen Missionsges. in Nro. 173 des Auslandes mit folgenden Worten: «Obgleich ich Protestant bin, so ergreife ich doch mit Freuden diese Gelegenheit (was ich auch schon anderswo im Druck und mündlich gethan habe), meine Überzeugung auszusprechen, daß viele römisch-katholische Missionäre sich aus wahrer Re-

kauf damit zu entschuldigen, daß in den Stationen auch Laienmissionäre sich aufhielten, die Ackerbau trieben und dadurch die Eingebornen an Bodenkultur gewöhnten. Dagegen ist zu sagen, daß es nicht gerade die Laienmissionäre waren, welche die Ankäufe machten, und daß gerade von Seiten der Laienmissionäre die erste Stimme gegen den unläugbar großen Mißbrauch erhoben wurde. Und dann ferner, da diese Laienmissionäre in der Regel arme Handwerker sind, so hätte der Ankauf von einigen hundert Morgen Landes für die Familien dieser Missionäre vollkommen genügt, um dem Missionspersonal den Lebensunterhalt zu erbauen, und den Eingebornen das Beispiel eines regelmäßigen Garten- und Feldbaues zu geben, zumal, da namentlich die anglikanische Gesellschaft den Missionären und ihren Familien einen sehr bedeutenden Gehalt auswirft. Der Ankauf von so ungeheuren Strecken Landes kann nur, um milde zu reden, aus einer gewiß nicht zu rechtfertigenden Liebe zu Hab und Gut erklärt werden. Und endlich ist es ausgemacht, daß die Missionäre sehr häufig für Dinge, die freilich in den Augen der Wilden einen großen Werth hatten, an sich aber keinen reellen Werth besaßen, so daß derselbe mit dem Erkauften in gar keinem vernünftigen Verhältnisse stand, große Besitzungen an sich gebracht haben. Darum geschah es, daß noch im Jahre 1845 in den Sitzungen des Englischen Unterhauses

ligiösität und reiner ungeheuchelter Menschenliebe dem Martertode hingegeben haben; aber der Verfasser dieses Aufsatzes scheint gar keine Idee zu haben, daß es Menschen geben könne, die aus reiner Liebe zu Gott und Menschen, aus inniger Überzeugung von der Göttlichkeit und den segensreichen Wirkungen des Christenthums für Zeit und Ewigkeit irgend etwas unternehmen und wagen können, — er wittert überall nur Ehrgeiz und Habsucht.» — Diesem Urtheile des Mitgliedes der High-church-missionary-Society muß jeder Besonnene beistimmen, und es fällt auch mir nicht im Entferntesten bei, allen protest. Missionären a priori Habsucht, Herrschsucht u. dgl. m. als Motiv ihres Handelns unterzulegen. Gewiß viele unter ihnen sind von inniger Liebe für die Sache des Christenthumes erfüllt, und die verderblichen Wirkungen für das Glück der Völker, welche ihre Missionen hatten, sind nicht so sehr aus den Fehlern Einzelner, als vielmehr aus der Falschheit ihres Religionssystems, und aus der Unangemessenheit des Protestantismus für die Missionen überhaupt, herzuleiten.

vom 17. bis 19. Juni die bittersten Anschuldigungen gegen die anglikanischen Missionäre im Gegensatze zu den Katholischen und Wesleyanischen Missionären ausgesprochen wurden, die im Wesentlichen nicht konnten widerlegt werden. Unter andern äußerte Ch. Buller: „Ein gewisser Kendall (von dem Meinicke sagt, er sei wegen gewisser nicht hinlänglich aufgeklärter Unregelmäßigkeiten aus dem Dienste der M. Ges. ausgeschieden) habe von den Eingebornen um 36 Beile einen Landstrich von 40 (Englische) Quadratmeilen erworben; und nicht weniger als 23 dieser Missionäre hätten solche Geschäfte gemacht; und ihre Ansprüche, die sie zur Legalisirung vorgelegt, beliefen sich auf 186,000 Acres; unter andern bei dem Hochw. Herrn Williams auf 11,000, bei dem Hochw. Herrn Forebrother auf 40,000, und bei dem Hochw. Herrn Taylor auf 50,000 Acres. Meinicke, der über diese Sache in der gewohnten flüchtigen Weise wegzugehen sucht, sagt S. 262: „Ähnlich haben die hochkirchlichen Missionäre in Neuseeland, wo in der Zeit vor der Englischen Besitznahme der Handel mit Land in so außerordentlicher Ausdehnung betrieben worden ist, daran Theil genommen; so ausgedehnt, wie man es behauptet hat, sind freilich ihre Ankäufe bei weitem nicht; die kürzlich durch die Regierung bekannt gemachte Liste der Landerwerbungen vor der Besitznahme beweiset, daß sie selbst nur mäßig sind. (!) — Nur ein Missionär hat an der Spekulationswuth im Landhandel Theil genommen, was die Gesellschaft selbst gerügt hat. — Wenn man sich in die Lage der Männer denkt, die ihr Leben in der Südsee zubringen müssen, und keine Aussicht haben, ihre Familien in die Heimath zurückzuverpflanzen, so begreift man, daß sie Maßregeln zu treffen suchen, die Zukunft ihrer Kinder nach Kräften zu sichern; aber man wird die dazu angewandten Mittel schwerlich billigen können.“ Vergl. ferner über diese Vorgänge das, was Dieffenbach in seinen Neuseeländischen Reiseberichten sagt.

War nun gleich bis zu Anfang der vierziger Jahre das Christenthum unter der Form, wie die protestantischen Missionäre es gebracht hatten, über einen großen Theil der Nordinsel und über die Nord- und Nordwestküste der Südinsel verbreitet, so daß 1844 schon 35 Missionsstationen gezählt wurden, so konnte doch

die Herrschaft des Protestantismus keines Weges als gesichert angesehen werden. Denn der steigende Einfluß der Kolonisten wirkte dem Ansehn der Missionäre entgegen; den Eingebornen selbst aber sagte das finstere Religionssystem, namentlich der Methodisten immer weniger zu, je mehr sie bessere Europäische Sitten auch in solchen Kreisen, die sich vom Einflusse der Missionäre emancipirt hatten, kennen lernten. Es war daher vorauszusehen, daß, sobald die Katholische Religion, die auf tiefe Kenntniß der menschlichen Natur gebaut und fern vom düsteren Sektengeiste dem Bedürfnisse des gebildeten Europäers so wie des wilden Oceaniers zu entsprechen versteht, hier verkündigt würde, eine große Veränderung der Dinge eintreten müsse. —

§. 7.

Die Mission der Sandwichinseln.

a. Geographische Uebersicht. Geschichte.

Die Sandwichinseln liegen in der nördlichen Hälfte der Südsee, weit getrennt von allen bisher genannten Inselgruppen. Sie bestehen aus 11 hohen, vulkanischen Inseln, die auch hier von vielen Korallenriffen und kleinen Inselchen umgeben sind. Im Westen zieht sich viele hundert Meilen weit eine Reihe von Korallenriffen und kleinen zum Theil unbewohnten Inseln bis zu den Marianen, den Bonininseln und bis zur Asiatischen Küste hin. An Größe übertreffen sie, Neuseeland ausgenommen, alle von dem weißen Menschenstamme bewohnten Inseln der Südsee. Sie enthalten etwa 290 □M. mit der geringen Bevölkerung von 100 bis 120,000 Seelen. Früher waren sie weit stärker bevölkert. Sie gehören zu den schönsten Inseln der Südsee: das Klima ist warm, aber durch die Seewinde und die hohen Gebirge gemäßigt. Die Namen der einzelnen Inseln sind: Owaihi (Hawaii), die größte unter ihnen, 190 □M. groß; Mauwi, 28 □M. groß; Morakai, 8 □M. groß; Oahu, 25 □M. groß mit der Hauptstadt Honororu (Honolulu); Atowai (Kauai), 25 □M. groß und einige andere, weniger bedeutende Inseln. —

Über die Bewohner dieser Inseln, ihre Abstammung und Religion ist im einleitenden Theile gesprochen. Mehr als sonst ir-

gendwo in der Südsee ist hier ein späterer politischer und religiöser Einfluß auf die ursprüngliche Ainosbevölkerung mit ihrer Kamireligion sichtbar. Die Königsgewalt war fast despotisch; das Volk gedrückt und erniedrigt. — Es bestanden in der letzten Zeit in der Gruppe drei von einander unabhängige Reiche. Das größte war das von Owaihi, welches die ganze Insel dieses Namens umfaßte, und seine Herrschaft auch über einen Theil von Mauwi ausdehnte. Das zweite bestand auf Mauwi und erstreckte sich über die kleinern Inseln Lanai und Molokai. Das dritte Reich hatte seinen Sitz auf der Insel Oahu, und Atowai und die kleinern westlichen Inseln waren von ihm abhängig. Auch hier schwang sich kurz vor der Begründung der ersten Mission ein Usurpator, Kamehameha, zur Herrschaft empor. Er empörte sich gegen den König der Insel Owaihi, und besiegte ihn in einer achttägigen mörderischen Schlacht, vorzüglich durch die Tapferkeit seines Freundes Keeaumoku, dessen drei Töchter er heirathete. Sie hießen Kaahumanu, Kalakua und Piia. Von den Söhnen Keeaumokus waren die berühmtesten Kalaimoku und Boki, deren ersterer besonders des Königs späterer Freund und Rathgeber wurde. Dann eroberte Kamehameha auch den Theil der Insel Mauwi, welcher dem besiegten Könige gehört hatte. Durch die Europäischen Feuergewehre, welche Pelzhändler und andere die Insel besuchende Kaufleute hinbrachten, wuchs seine Übermacht und sein Unternehmungsgeist dergestalt, daß er, nachdem er auch den östlichen Theil von Owaihi unterworfen hatte, den Entschluß faßte, sich zum Alleinherrscher des ganzen Archipels zu machen, ein Plan, den er mit bewunderungswürdiger Klugheit, aber auch mit Verrath und Grausamkeit ausführte. Dabei verstand er es in einem seltenen Grade, alle Talente, die ihm irgend aufstießen, zu benutzen, und selbst die Europäer, deren viele, und zum Theile angesehene und achtbare Männer sich in seinem Reiche niederließen, zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Die Matrosen wußte er zu benutzen, aber auch mit Kraft in Zaum zu halten; gegen die Europäischen Schiffe betrug er sich stets mit Gerechtigkeit und Humanität, aber nur aus Klugheit; er suchte in Nachahmung der Europäer Handel, Gewerbe und Unterricht zu verbreiten, obwohl er selbst ein Barbar war.

Das Volk wurde in Wahrheit unter ihm nicht gehoben, sondern nur ausgesogen und unterdrückt.

Kamehameha war ein entschiedener Gegner des Christenthumes und starb als Heide. Er hatte bei Lebzeiten das sinkende Heidenthum mit aller Kraft zu halten gesucht. Denn der immer häufiger werdende Umgang mit Europäern und die anerkannte Überlegenheit der Europäischen Waffen und Künste hatte bei einem großen Theile seines Volkes, und namentlich bei den Vornehmen, das Vertrauen zur heidnischen Religion gänzlich erschüttert. Man schämte sich des Götzendienstes; und Menschenopfer und manche andere aus dem Götzendienste hervorgegangene Sitten hörten wie von selbst auf. Als Kamehameha 1819 starb, trat die dem Heidenthume feindliche Parthei, an deren Spitze der Freund und Rathgeber des verstorbenen Königs, Kalaimoku, und zwei von des Königs Frauen, Keopuolani und Kaahumanu standen, offen mit dem Verlangen hervor, daß die heidnischen Gebräuche abgeschafft würden. Der junge König dagegen, Liholiho, der den Namen Kamehameha II. annahm, und die Parthei der Priester waren der Neuerung entgegen, und wenig fehlte, so wäre es zu einem Bürgerkriege gekommen. Der gerade damals in Owaihi landende Französische Kapitain Freycinet vermittelte den Streit, und suchte auch den jungen König für Kalaimokus Ansichten zu gewinnen. Nun trat Kalaimoku mit seinem Bruder Boki, dem Statthalter der Insel Oahu, offen zum Christenthume über, und ließ sich von dem Katholischen Priester auf Freycinets Schiffe, dem Abbé de Quelen *) im Herbste 1819 feierlich taufen. Freycinet versprach, eine Anzahl Katholischer Missionäre zu schicken. Im November 1819 hielt der König ein feierliches Mahl, wobei zum ersten Male gegen die Gesetze des dortigen Heidenthumes die Frauen zugelassen wurden, und erklärte das Heidenthum für abgeschafft. Die Tempel und Götterbilder ließ er zerstören. Diese Religionsneuerung, wie anderwärts in der Südsee bei der ganzen großen Masse ohne alles tiefere sittliche Motiv bewirkt, entrüstete die heidnische Parthei, die sich durch das letzte Menschenopfer, welches auf den Sand-

*) Quarterly review vol. 35. p. 420—422.

wichinseln geschlachtet wurde, zum Kampfe vorbereitete. Bei Kuamoo kam es zu einer blutigen Schlacht, worin die Christliche Parthei (wenn man sie so nennen will) unter Kalaimoku siegte. Das Heidenthum war unerrettbar verloren.

b. Begründung der protestantischen Mission.

Diese ganze Umgestaltung der Dinge war ohne Zuthun eines Missionärs durch den bloßen Aufenthalt Europäischer Matrosen, Kaufleute und Ansiedler vor sich gegangen. Denn die kurze Anwesenheit des Französischen Priesters unter Freycinet ist gar nicht zu rechnen. Auch hier muß ich die Überzeugung aussprechen, daß der plötzliche Untergang des Heidenthums, ohne daß ein reineres Motiv der Abschaffung desselben zu Grunde lag, und ohne daß ein Besseres an die Stelle des rücksichtslos Weggeworfenen getreten war, dem ganzen Volke eine Gefahr brachte, die nur durch die geschickteste religiöse Leitung und Erziehung mochte beseitigt werden. Die Sendung der Katholischen Missionäre verzögerte sich durch mehre mißliche Umstände um 6 bis 7 Jahre, und so gelang es den protestantischen Missionären, sich auf den Sandwichinseln festzusetzen.

Es war im Frühjahre 1820, als eine Anzahl Amerikanischer Missionäre mit ihren Familien und einigen Sandwichinsulanern, die sich längere Zeit in America aufgehalten hatten, gesendet von einer 1810 zu Boston zusammengetretenen Gesellschaft in Owaihi landeten. Die Insulaner wußten nichts von einer Trennung unter den Christen; die Europäischen*) Kaufleute und Anbauer aber, denen die Vorgänge auf Taïti bekannt waren, sahen die Landung protestantischer Missionäre ungern, und suchten sie zu verhindern, weil sie die nachtheiligen Folgen davon für die Bevölkerung einsahen. — Die Königinn Mutter Keopuolani aber setzte es durch, daß die Missionäre zugelassen wurden. Wie anderswo so schlossen sie sich auch hier den Mächtigen und Großen an, und suchten durch sie zu Einfluß zu gelangen. Es dauerte nicht lange, so war der König durch den Einfluß seiner Mutter ganz in ihrer

*) Wir nennen sie Europäer wegen ihrer Europ. Bildung und Lebensweise, obwohl auch sehr viele Nordamericaner darunter sind.

Gewalt. Die zufällige Ankunft des Missionärs Ellis nebst einigen Taïtischen Lehrern, die auf der Fahrt von Taïti zu den Markesasinseln hierhin verschlagen waren, verstärkte ihre Zahl und ihre Kräfte. Ellis, der schon früher genannt wurde, ist einer jener wenigen protestantischen Missionäre, die wissenschaftliche Bildung und Sinn für geschichtliche Forschungen hatten. Ihm verdanken wir manchen Aufschluß über die früheren politischen, geographischen und geschichtlichen Verhältnisse der Südseeinseln, obschon er mehr Erzähler als Geschichtschreiber ist. Bald gelangte auch noch Verstärkung aus Amerika an, so daß die Missionäre ihre Stationen immer weiter über die Inseln ausbreiten konnten. Zu bekehren im strengen Sinne des Wortes gab es nichts; es brauchte nur unterrichtet zu werden, und nach Unterricht hatten die Vornehmen großes Verlangen. Wie wenig auch hier wieder ein wirklich moralisches Bedürfniß vorhanden war, gesteht Meinicke selbst ein. „Die unter den Vornehmen — heißt es S. 194 — schon erweckte Neigung für das Christenthum hatte sich allgemein verbreitet, und war zu dem regen, selbst leidenschaftlichen Eifer gesteigert, den wir im Anfange der Bekehrung auch in den übrigen Inselgruppen finden, der aber hier ebenfalls nur bei den wenigsten aus einer wahrhaft religiösen Gesinnung hervorging; die größte Mehrzahl, namentlich das ganze gemeine Volk, folgte den Befehlen des Königs und der Großen, dem Verlangen, es auch hierin den Europäern gleichzuthun, häufig bloß der Mode.“ — Auf derselben Seite heißt es: „Die zu diesen Stationen gehörigen Distrikte waren zwar sehr ausgedehnt und bevölkert, allein man rechnete auf die Unterstützung der Vornehmen, denen das Volk blindlings zu folgen pflegte.“ —

Der Mißbrauch, den die Missionäre von ihrem Einflusse bei den Fürsten und Großen machten, ist hier vielleicht noch schreiender und verderblicher gewesen, als auf Taïti. Die Königinn Mutter stand ganz und gar unter ihrem Einflusse, und durch sie lenkten sie den schwachen König, der sich für einen Christen ausgab, die Kapelle der Missionäre besuchte, übrigens aber allen Ausschweifungen und rohen Leidenschaften im Übermaße ergeben war*).

*) Meinicke S. 187, 195 u. f.

Schon bald war dieser so sehr ein Werkzeug der Missionäre, daß er eine Verordnung erließ, die alle seine Unterthanen ohne Unterschied des Alters und des Standes zum Besuche der protestantischen Kirchen gesetzlich verpflichtete*). Als die Königinn Mutter ihren Sitz im Distrikte Lahaina auf der Insel Mauwi aufschlug, folgten ihr dahin die beiden Missionäre Stewart und Richards, und nahmen in ihrer Nähe ihren bleibenden Wohnsitz. Indeß schon im Herbste 1823 starb die Fürstinn, nachdem sie zuvor die Taufe empfangen hatte. Kurz nach ihrem Tode faßte der König den Entschluß, mit seiner Frau, die seine leibliche Schwester gewesen sein soll, nach England zu reisen. Was konnte ihn dazu bewegen, sein Land, das im Innern noch keines Weges beruhigt und geordnet war, zu verlassen, und eine so abentheuerliche Reise in ein so weit entlegenes Land zu unternehmen? Man könnte glauben, es sei bloße Neugierde gewesen, die ihm den Gedanken eingab. Aber seine Stellung zu den Missionären und die für diese aus der Abwesenheit eines schwachen und wankelmüthigen Königs hervorgehenden Folgen können den unbefangenen Forscher nicht im Zweifel lassen, daß sie es waren, die, wenn sie auch den Gedanken einer Reise nach England nicht unmittelbar hervorriefen, denselben doch sehr gerne sahen, und förderten. Mit dem Könige reisete Boki, Kalaimoku's Bruder, ohne Zweifel der einsichtsvollste und beliebteste Mann des Volkes, dem Treiben der Amerikanischen Missionäre schon damals wenig hold. Unterweges betrank sich der König mit den Matrosen des Schiffes auf die roheste Weise in Branntwein, und wußte in Englischer Sprache zu fluchen und zu schwören**), soll sich aber dennoch in England in der Gesellschaft des Adels mit Leichtigkeit und Anstand zu benehmen verstanden haben. Während der Abwesenheit des Königs hatten die Missionäre freies Spiel. Kalaimoku mit Kaahumanu führten die Regentschaft. Beide waren Werkzeuge der Missionäre, und gebrauchten ihren ganzen Einfluß, um ein eben so widersinniges religiös-politisches System, als man auf Taiti eingeführt hatte, dem immer schwieriger werdenden Volke aufzubür-

*) Meinicke S. 194.
**) Meinicke S. 58—59.

den. Als nun der König Kamehameha II. und seine Frau auf der Reise in England starben (1824), wurden Kalaimoku und Kaahumanu auch Vormünder des jungen Thronerben, Kamehamehas III. (Kauikeaoulis), des Bruders vom verstorbenen König. „Dies Ereigniß — sagt Meinicke — war für die Missionäre sehr vortheilhaft, denn es brachte die Leitung des Staats ganz in die Hände Kalaimokus und Kaahumanus, die beide ihnen vollkommen ergeben waren, und in alle ihr Pläne eingingen.“ Die politische Gewalt diente von nun an nur dazu, die Herrschaft des finstersten menschenfeindlichsten Puritanismus auf den Inseln durchzuführen, wodurch der Geist dieses heiteren Naturvolkes gefesselt und bald zu seinem größten Nachtheil umgewandelt wurde. Es ward ein Gesetz gegeben, das jeden Einwohner des Landes, gleichviel ob jung oder alt, zum Schulbesuche verpflichtete. Alle Spiele und Vergnügungen, woran dieses heitere Inselvolk so hing, wurden gesetzlich verboten, eine übertriebene Sabbatsfeier im Sinne des Alten Bundes wurde mit Strenge eingeführt. Jede Zubereitung von Speisen und alles Fahren und Reiten am Sonntage wurde verboten, und was das unrechtmäßigste war, alle diese aus einer einseitigen und finstern religiösen Anschauung hervorgegangenen politischen Verordnungen wurden auch auf die zahlreichen ansässigen Fremden ausgedehnt, die länger im Lande gewohnt hatten, als die Missionäre, und von denen der Untergang des Heidenthumes ohne Zuthun der letzteren bewirkt worden war*). Dabei wurden, wie auf den Gesellschaftsinseln, moralische Vergehen selbst geringerer Art mit polizeilichen Strafen, namentlich mit entehrenden, allen Anstand und das menschliche Gefühl aufs tiefste verletzenden körperlichen Züchtigungen bestraft**).

---

*) Vergl. Meyens Reise um die Erde S. 122.

**) Meyen erzählt als Augenzeuge eine derartige Exekution an einem halb blödsinnigen Menschen, der die falsche Nachricht von der Rückkehr des Fürsten Boki, der beim Volke äußerst beliebt, von den Missionären aber ungern gesehen war, verbreitet hatte, in folgender Weise: « Eines Morgens wurde an diesem geisteskranken Menschen auf der Straße von Honororu die Strafe für jene angebliche Lüge exekutirt; mit den Armen und der Brust auf den hintern Theil eines Karrens gebunden, mußte

Bei dieser nicht nur unrechtmäßigen, sondern zugleich höchst widersinnigen Weise, das Missionswerk zu treiben, mußte sich beim Volke eine immer größere Abneigung gegen die Religion der Missionäre festwurzeln, während dort, wo die Furcht vor der Strafe eine äußerliche Legalität erzwang, eine durchgeführte Heuchelei den Charakter verderbte*). Das arme Volk wurde zwar durch das Gesetz genöthigt, Kirche und Schule zu besuchen, sonst aber geschah für dasselbe gar nichts. Die Missionäre schlossen sich den Reichen und Großen an, und behandelten das Volk eben so erniedrigend und verächtlich, wie die Großen des Landes zu thun gewohnt waren. „Auf dem Wege zu Herrn Binghams Wohnung — sagt Meyen l. c. S. 103. — kam uns ein sehr betrübendes Schauspiel vor Augen, das unsere Verehrung für die

---

er demselben folgen. Auf dem Karren saß ein Beamter, mit einem Rohrstocke in der Hand, und überall, wo der Karren hielt, der ebenfalls von Indianern gezogen wurde, wurde von jenem das Verbrechen des Sträflings bekannt gemacht. Hierauf band man die Füße des Sträflings an die Füße des Karrens, und ertheilte ihm jedesmal eine neue Tracht Hiebe; unsere Augen wendeten sich ab von dieser Scene des Jammers, als wir den Menschen erblickten, dessen Rücken ganz mit Blut bedeckt war, und auf den man so eben von Neuem losschlug. Tausende von Indianern, jung und alt, Männer und Weiber, folgten dieser Jammerscene, und äußerten gleich verdorbenen Kindern ihre Freude, wenn der kranke Mensch ganz furchtbar schrie. Zur Seite des Zuges gingen eine Menge von jenen nackten Soldaten des Gouverneurs, welche gewöhnlich ihre Frauen zur Seite hatten, die Musquete in der einen Hand, und ein nacktes Kind auf dem andern Arme tragend ..... Möchten doch die Lügen minder hart bestraft werden, welche die Herren Missionäre auf den Sandwichinseln absichtlich in die Welt schicken; diejenigen aber, welche sie unbewußt aussprechen, mögen ihnen ganz vergeben, und nur den Leuten angerechnet werden, welche diese Missionäre ausgesandt haben, und ihre Wahl nicht besser zu treffen wußten.» Meyen l. c. S. 152 und 153.

*) Wenn dabei dennoch Meinicke (S. 265) den Unterschied der protest. Missionäre von den Kathol. dahin angeben zu können meint, daß die Kathol. Geistlichen sich mit den Formen und mit einer äußerlichen Bekehrung begnügen, während die protest. auf den Geist, auf eine wahrhafte religiöse Erweckung hinarbeiten, so ist das wohl daraus zu erklären, daß Meinicke wahrscheinlich Äußeres und Inneres, Leib und Seele verwechselt hat.

Missionsmänner gleich von Vorne herein sehr herabstimmte; wir sahen nämlich, daß sich zwei Missionärsfrauen in einem kleinen Wagen sitzend von mehren Indianern ziehen ließen, und auf diese Weise eine Spazierfahrt machten." — Die reiche Besoldung, die sie von den Missionsgesellschaften empfingen, setzte sie in den Stand, nicht geringen Aufwand zu machen, und selbst den Vornehmen mit einem Beispiele hierin voranzugehen *). Sie legten großes Gewicht darauf, wenn die vornehmere Klasse die Europäische Lebensweise nachahmte, Europäische Geräthe, Meubeln, Gemälde, Kutschen und Reitpferde, Wettrennen, Gastmähler und Thees mit Gesundheiten u. dgl. annahmen **), und ihre Missionsberichte thun häufig von dergleichen Dingen Erwähnung: aber für die Verbreitung nützlicher Handwerke und namentlich des Ackerbaues, wodurch allein das bettelarme und ganz gesunkene Volk hätte zu Wohlstand gebracht und zugleich sittlich gehoben werden können, thaten sie so zu sagen gar nichts." Diese Schuster und Schneider — sagt eine protestantische Zeitung — welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen, würden es als eine Herabwürdigung ansehen, jene armen Insulaner im Gebrauche der Ahle und der Nadel zu unterrichten. Ihr Grundsatz ist, daß, jemehr Zeit mit Predigen, Beten und Singen zugebracht wird, es desto besser ist. ***)

---

*) Meyen l. c. S. 170.

**) Meinicke S. 259.

***) Quarterly review Nr. 35. p. 438. — Meinicke entschuldigt die Missionäre mit der ungemeinen Trägheit und Vergnügungssucht der Einwohner. Diese Entschuldigung ist aber weiter nichts, als das Eingeständniß der Unfähigkeit der Missionäre. Denn der Missionär muß eben eine geistige Umwandlung des Volkes zu bewirken verstehen, wie die Katholischen Missionäre dieses mit den trägsten Völkern unter der Sonne, den Anwohnern des La Plata und Parana, und ganz in der Nachbarkeit dieser Missionäre auf vielen Inseln der Südsee wirklich zu Stande gebracht haben. Dazu gehört freilich rechte Kenntniß und Behandlung der menschlichen Natur, und außerdem eine große Selbstverleugnung, die der protestantische, und namentlich der Englische Prediger und Missionär nicht kennt. Statt unter dem Indianer ein Indianer zu werden, und Vater, Mutter, Weib und Kind nur in seinen Pflegempfohlenen zu sehen, zieht er mit Weib und Kind ins Heidenland, baut sich

c. Die Kolonisten und die Missionäre.

Schon bei der Missionsgeschichte von Neuseeland sahen wir, daß zwischen den Kolonisten und den Missionären kein gutes Vernehmen bestand. Ein ähnliches Verhältniß bildete sich auf den Sandwichinseln aus. Da hier die Erbitterung weit höher stieg, und die Folgen dieser Spannung für die Missionäre viel nachhaltiger wirkten als dort, und da endlich dieser Streit die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, und die Aufdeckung vieler bis dahin unbekannter Thatsachen zur Folge hatte, so kann eine Geschichte der Südseemissionen diese Verhältnisse nicht unberührt lassen. Denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in Folge dieses gehässigen Streites die protestantischen Missionen der Südsee beim gebildeten Publikum in Europa unter dem denkenden Theil der Protestanten eben so wie bei den Katholiken in Mißkredit gerathen sind.

Wie auf fast allen Südseeinseln, so hatten sich auch auf den Sandwicheilanden viele entlaufene Matrosen und andere Abentheurer gesammelt. Diese aber sind nirgends weniger, wie gerade hier, zu einem irgend bedeutenden Einfluß gelangt. Denn schon Kamehameha I. wußte sie kräftig im Zaume zu halten, und gebrauchte sie zu niedrigen und anstrengenden Arbeiten. Daß diese Menschenklasse den Missionären nicht hold sein konnte, und jede Gelegenheit ergriff, ihnen selbst thätlich zu schaden, muß einleuchtend sein. Aber eben so sehr muß es einleuchten, daß diese Klasse von Menschen nicht im Stande war, gebildete Reisende und Gelehrte, zumal Protestanten, die immer von Vorne herein mit einer gewissen Vorliebe sich Missionären ihres Glaubens nahen mußten, mit Vorurtheilen gegen eine ganze Gesellschaft von Männern zn erfüllen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, christliche Civilisation unter einem bisher rohen Volke zu verbreiten. Diese Reisenden und Gelehrten mußten beim Besuche

---

zuerst an einem Orte, wo es sicher wohnen ist, ein massives Haus nach Englischer Art, versieht es mit Europäischen Meubeln, und kann alle Komforts, woran die bequeme Englische Natur so gewohnt ist, daß sie mit ihnen wie verwachsen ist, nicht entbehren. Dann baut er sich neben seiner Wohnung eine Kapelle, und das Missionswerk beginnt.

dieser Inseln mit anderen Männern von mehr Urtheil und größerem moralischen Werthe in Berührung kommen, und in ihrem Umgange in Verbindung mit eigner Anschauung sich ein Urtheil über den Zustand dieser Inseln bilden, welches das ganze gebildete Europa von ihnen angenommen hat. Und wirklich finden wir, daß auf keiner Gruppe der Südsee sich so viele gebildete Europäer und Amerikaner niedergelassen haben, als hier. Sie waren meistens Protestanten. Schon Kamehameha hatte viele Engländer und Amerikaner in seinen Diensten. Einer der ausgezeichnetsten dieser Fremden war der Spanier Marini, der mit seiner Familie ein stilles und eingezogenes Leben führte, durch fleißigen Anbau des Landes sich großen Reichthum erwarb, und einer der größten Wohlthäter des Landes geworden ist. Meyen, der ihn persönlich kennen lernte, gibt von diesem Manne, dessen Namen eine Missionsgeschichte der Südsee nicht in Vergessenheit gerathen lassen darf, folgende Schilderung: „Hier (auf Oahu) sind auch die reichen Besitzungen des Francesco de Paulo Marini, eines Mannes von gewöhnlicher Bildung, aber edler Denkungsart, dessen Name in der Culturgeschichte der Sandwichinseln stets obenan stehen wird, selbst wenn die Namen der Missionäre längst vergessen sind. Marini hat die nützlichsten Culturpflanzen aller Weltgegenden nach den Sandwichinseln übergeführt, deren Anbau die Sandwichinsulaner einst zu großem Wohlstande bringen kann. Die Guatemala-Cacao, welche Marini bauet, ist von erster Güte, und vielleicht der von Manilla gleichzustellen, welche ihres hohen Preises wegen bei uns im Handel gar nicht vorkommt. Der Kaffeebaum, Limonien, Orangen, der Weinstock mit guten Trauben, eine herrliche Papaye von den Marquesas eingeführt, die Tamarinde, die Baumwolle, die schönsten Ananasse und noch viele andre Früchte sind in den Besitzungen dieses Spaniers zu finden, der einst Rathgeber des Königs Kamehamehas I. war*)." Weiter heißt es: „Die paar Männer von ausgezeichnetem Werthe, welche diese Inseln schon seit längerer Zeit besitzen, sind in neuern Zeiten verkannt und von den Missionären verschwärzt worden. Selbst Herr Stewart

*) Meyen l. c. S. 157.

(Missionär) hat sich dieses in seinem Tagebuche gegen Don Francesco Marini zu Schulden kommen lassen. Es ist wahr, daß sich Marini großen Reichthum auf den Sandwichinseln erworben hat, aber er hat es gethan auf eine Art und Weise, die noch den Kindeskindern der gegenwärtigen Generation Nutzen bringen wird. Dabei will Marini auf den Sandwichinseln sterben, und alle seine Güter daselbst den Kindern zurücklassen, welche die Cultur des Landes fortsetzen werden*) rc." — Dieser Marini scheint sich selbst nicht in den Streit mit den Missionären eingelassen zu haben. Wohl aber scheint sein besonnenes und gemäßigtes Urtheil bei vielen Reisenden ein großes Gewicht gehabt zu haben. An der Spitze der Gegner der Missionäre stand vielmehr der Englische Consul Charlton, dem sich die meisten Americaner, Landesleute der Missionäre, anschlossen, so daß bei diesen Streitigkeiten auch von einer Nationaleifersucht zwischen Americanern und Engländern nicht im Entferntesten Rede sein kann. Diese Männer veröffentlichten ihre Ansichten über das von den Missionären angerichtete Unheil im Christian Examiner, und demnach in der Sandwichisland gazette. Ihre gegen die Missionäre gerichteten Klagen lassen sich in zwei Hauptpunkte zusammenfassen. Das Erste ist, daß dieselben ein dem Naturell der Insulaner ganz unangemessenes Religionssystem eingeführt, und durch politischen Zwang die Einwohner unter das Joch eines finsteren Puritanismus gebeugt, und dadurch den Charakter eines von Natur edlen und empfänglichen Volkes verderbt haben. Das Zweite ist, daß sie ihren unleugbar großen Einfluß nur zur Gewinnung einer politischen Gewalt gebraucht, das Volk aber in keiner Weise gehoben, vielmehr durch ihr verkehrtes System den Ackerbau und die Cultur des Bodens herabgedrückt und gehemmt haben.

In Europa wurden derartige Ansichten über das Wirken der Missionäre vorzüglich verbreitet durch einen Brief, den der Fürst Boki, der Statthalter von Oahu, nach Europa schrieb. Dieser Brief, von einem einheimischen Fürsten und anerkannt besonnenen Manne geschrieben, worin dieser sich über die nachthei-

*) Meyen S. 166 und 167.

ligen Folgen des Systemes der Missionäre für sein Vaterland bitter beklagt, verfehlte nicht, in Europa einen tiefen Eindruck zu machen. Meinicke sagt über diesen Brief: „Sie (die Kolonisten) bewogen ihn (den Boki) einen Brief zu unterzeichnen, von dessen Inhalt er schwerlich die rechte Kunde gehabt hat, und der, obschon ein leicht erkennbares Machwerk eines Europäers, doch in Europa um so mehr Aufsehen machte, weil Boki, welcher Liholiho nach England begleitet hatte, dort nicht unbekannt war *).“ Hier nimmt Meinicke ohne den geringsten haltbaren Grund an, daß Bokis Brief eigentlich ein trügerisches Machwerk eines Europäers sei, obwohl derselbe die unverkennbarsten Merkmale seiner Ächtheit an der Stirne trägt. Denn die in dem Briefe ausgesprochene Gesinnung bezeichnet ganz und gar die Denkungsart Bokis, die dieser Fürst nicht allein als Privatmann gehegt, sondern auch als Staatsmann gegen die Missionäre in Ausführung gebracht, und bis zu seinem Ende bekannt hat. Zudem wird der Inhalt seines Briefes durch so viele Reisende, die an Ort und Stelle die Verhältnisse des Landes kennen lernen konnten, bestätigt, daß man gestehen muß, er verdiene das Vertrauen, das man ihm in Europa geschenkt hat **). Unter den Reisenden könnten wir zuerst Kotzebue nennen, der durch sein Werk (Ritter Otto v. K., Reise um die Welt in den Jahren 1823—26. Weimar 1830) unter dem s. g. lesenden Publikum sehr ungünstige Ansichten über die protestantischen Missionäre verbreitet hat. Da aber Kotzebue, obwohl geistreich schreibend zu ungenau und zu wenig zuverlässig in seinen Angaben ist, so wollen wir auf seine Berichte weiter kein Gewicht legen. Zu bemerken ist nur, daß die Schilderung, die dieser Reisende von dem Zustande der Inseln unter der Leitung der Missionäre macht, im Ganzen wirklich aus dem Leben gegriffen ist, und mit den Berichten der übrigen Reisenden zusammenstimmt. Dagegen hat das Werk des Englischen Kapitains Beechey (Voyage to te pacific ocean) ein nicht zu verkennendes Gewicht. Beechey ist ein Mann von großer Er-

*) Meinicke S. 197.

**) Er ist zum Theile abgedruckt in Wisemanns «Unfruchtbarkeit der protest. Miss.»

fahrung und ruhiger Beobachtung, und hielt sich lange genug auf den Sandwichinseln auf, um die dortigen Zustände prüfen zu können. Auch er war, wie alle hier vorgeführten Zeugen, Protestant, und zeigt keines Weges eine feindliche Gesinnung gegen die protestantische Religion, erklärt aber das System der protestantischen Missionäre für den Ruin des Landes und Volkes. „Die Anstrengungen dieser wenigen eifrigen Missionäre — sagt Beechey — gehen dahin, das ganze Land sobald als möglich zu verwüsten und die Einwohner in Bürgerkriege zu verwickeln. Große Strecken von Ländereien, die ehemals die schönsten Ernten hervorbrachten, sind jetzt zu Sandwüsten geworden. Die Lebensmittel sind selten, die Fischereien sind verlassen, und nichts blüht, außer die Missionsschulen.“ Mit Beechey übereinstimmend ist der Bericht des Englischen Kapitains Byron (Voyage of his Majesti's ship Blonde to the Sandwichislands). Eines der bedeutendsten Werke neuester Zeit, das auch in Europa großes Aufsehen machte ist „Commandores Downes offizielle Erzählung der 1831 — 33 unternommenen americanischen Expeditionsreise, verfaßt von dessen Privatsekretair Reynolds. Newyork 1835.“ Dieser sagt über die Sandwichinseln: „Man hat die Fortschritte der Einwohner in der Civilisation größer dargestellt, als sie wirklich sind, und die Schriften der Missionäre geben keinen wahren Begriff von der wirklichen Lage der Inseln. Man führt zwar eine gewisse Zahl wirklich bekehrter Christen an, allein das Christenthum ist doch bis jetzt wenig mehr, als eine offizielle Religion.“ — „Die Missionäre haben wahrlich wenig gesunden Menschenverstand bei ihrem Verhalten in jenen Gegenden bewiesen, — sagt das Quarterly Review Nr. 35. Sie haben so wenig richtiges Urtheil, eine so geringe Kenntniß des Herzens, daß sie bei vielen Gelegenheiten und auf verschiedene Weise ihren Eifer weit über ihre Kenntnisse ausdehnen. Dies war uns schon früher bekannt; dennoch waren wir nicht vorbereitet, eine solche Ungereimtheit zu sehen, als der Versuch ist, jene Völker zur Beobachtung des finstern Puritanismus anzuhalten.“ Was gegenwärtig aus den Sandwichinseln geworden ist, das gibt ein mit großer Sachkenntniß und Unpartheilichkeit geschriebener Aufsatz in Nr. 316 des Auslandes vom Jahre 1842 in folgender Weise an: „Unter

den übrigen Ursachen der Abnahme der Bevölkerung steht Unmäßigkeit in geistigen Getränken oben an. Dies ist aber eine so häufige Erscheinung, daß wir darüber nichts weiter zu sagen brauchen. Kaum minder wichtig ist eine Veränderung, welche auf die physische Entwicklung dieses Inselvolks einen großen Einfluß äußern muß. Sonst waren Körperübungen wie Schwimmen, Tanzen, Ringen, Speerwerfen allgemein üblich gewesen; alle diese Spiele aber wurden, als den strengen Ansichten des Calvinismus entgegen, unterdrückt. Jetzt arbeitet das Volk nur für seinen Lebensunterhalt, was etwa zwei Tage in der Woche hinnimmt; die andern Tage werden mit Schlafen, Trinken und andern lasterhaften Gewohnheiten hingebracht. Es handelt sich hier von einem Volke, das seit uralten Zeiten unter einer tropischen Sonne lebt. Sie können die ununterbrochene Arbeit der Europäer oder Americaner nicht ohne viel größere Erschöpfung der Körper ertragen ..... sie brauchen auch Belustigung, und ohne diese werden sie verdrossen, muthlos, krank und schleppen ein elendes, misantropisches Dasein hin, bis der Tod die Scene schließt." Schon früher hatte dasselbe Ausland über die Missionäre gesagt: „Ob aber das Licht, das sie angezündet, die Seele erfreut und ermuntert, oder ob es ein trüber Nebelstern ist, der bleich in das Leben hereinscheint, welches eine freundliche Sonne jenen Kindern der Natur so harmlos gestaltet hat, das ist die Frage, und wir sind sehr geneigt, uns zu der letzten Meinung zu bekennen*)." Wir könnten diesen Zeugnissen noch eine große Anzahl andrer, die alle im Wesentlichen übereinstimmen, hinzufügen, indeß wir begnügen uns mit Einem, der wegen seiner größern Nähe für uns besonders wichtig und interessant ist, und den Meinicke merkwürdiger Weise ganz mit Stillschweigen übergeht, obwohl er ihm nicht unbekannt sein konnte. Wir meinen den schon oben erwähnten Preußischen Gelehrten Meyen, der als Gelehrter von Fach auf einem Schiffe der Königlichen Seehandlung unter dem Kapitain Wendt eine Reise um die Erde machte. Das Schiff hatte zugleich den Auftrag, im Namen des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen an den König

*) Ausland Nr. 363. Jahrg. 1835.

der Sandwichinseln Kamehameha III. Geschenke zu überbringen. Meyen hielt sich einige Zeit auf den Inseln auf, lernte das Innere des Landes kennen, und kam mit den Missionären sowohl, als mit den Eingebornen und Kolonisten in vielfache Berührung. Er äußert sich über die Missionäre in dem zweiten Theile seines Reiseberichtes in folgender Weise: „Die Missionäre der Sandwichinseln sind Nord-Americaner, und sie allein sind es, welche von allen Seiten hart angeklagt werden. Sie haben den Wohlstand des Landes untergraben, statt ihn vor Allem zu befördern; sie haben die Gastfreundschaft, eine der schönsten Eigenschaften der Naturmenschen, und die Fröhlichkeit von diesen glücklichen Inseln verbannt, und dagegen eine Religion eingeführt, zu deren Auffassung die Indianer keinen Verstand haben.“ S. 103. — „Die Feier des Sonntags, wie sie von den Missionären auf den Sandwichinseln eingeführt worden ist, wäre für Strafgefangene in öffentlichen Besserungsanstalten zu empfehlen, aber nicht für so gutmüthige und arme Menschen, wie die Bewohner der Sandwichinseln sind.“ S. 122. — „So mancherlei auch schon über die Sandwichinseln geschrieben, und immer von neuem wiederholt worden ist, so halten wir uns dennoch aus verschiedenen Rücksichten verpflichtet, die Nachrichten von jenen Inseln mit einigen Bemerkungen und Beobachtungen zu vermehren, um einerseits wenigstens die großen Irrthümer zu widerlegen, welche sich in einigen neuern geographischen Handbüchern (z. B. von Cannabich, von Berghaus u. dgl.) eingeschlichen haben, andrerseits auch, um den größten Theil der geneigten Leser dieses Buches in der üblen Meinung zu bestärken, welche sie schon aus früheren Reiseberichten über die Sandwichinseln gegen das Unwesen der dortigen Missionäre gefaßt haben mögen.“ S. 160. — „Wir schenken keines Weges den Verläumdungen der fremden Kaufleute und der Ärzte Gehör, die uns zu Honororu ganz unglaubliche Sachen erzählt haben; denn diese sind zum Theil aus allen Weltgegenden zusammengelaufen, und es befinden sich sogar Leute darunter, welche den letzten Händen der Kriminal-Justiz entsprungen sind; aber auch brave und sehr arbeitsame Männer finden sich unter ihnen. Über die Krankheit der Schwester des Königs Kauike-aouli, welche auf Maui im Hause eines Missionärs wohnte, waren sehr böse Gerüchte im

Umlauf; schon seit mehren Monaten hatte sie kein Fremder zu sehen bekommen rc." S. 174.

d. Fortsetzung der Geschichte.

Wie in sich nichtig das ganze Bekehrungswerk der protestantischen Missionäre sei, zeigte sich bei jedem eintretenden politischen Wechsel. Unter den Großen, die anfangs fast alle sich den Missionären angeschlossen hatten, bildete sich bald auch eine Parthei gegen dieselben. So lange Kalaimoku, ein Mann von Talent und Würde, an der Spitze der Regierung stand, genossen sie noch Ansehn. Als dieser aber zunehmender Kränklichkeit halber sich immer mehr von den Geschäften zurückzog, und nun die Königinn Kaahumanu ein Werkzeug in ihren Händen wurde, verloren sie immer mehr an Achtung. Denn Kaahumanu war ein stolzes und herrschsüchtiges Weib*), und suchte durch die Missionäre ihre Parthei zu verstärken, wogegen sie sich zur Ausführung aller Pläne dieser Männer hergab. Aber selbst Kalaimoku scheint gegen das Ende seines Lebens seine Ergebenheit für die Missionäre gemindert zu haben, vielleicht durch den anmaßenden Stolz der Kaahumanu verletzt; denn er übergab bei zunehmender Kränklichkeit seinen Antheil an der Verwaltung seinem Bruder Boki, dessen Ansichten ihm nicht unbekannt sein konnten. Nun spaltete sich das ganze Volk in zwei Partheien: an der Spitze der einen stand Kaahumanu mit den Missionären, das Haupt der anderen war Boki, der von allen fremden Kaufleuten und Kolonisten unterstützt wurde. Die letztere Parthei setzte es durch, daß die strengen Verordnungen und Gesetze, welche die Königinn auf Betrieb der Missionäre eingeführt hatte, wieder abgeschafft wurden. „Der Befehl, daß alle Einwohner ohne Unterschied die Schulen zu besuchen hätten, wurde dahin modifizirt, daß nur die Jugend dazu angehalten werden sollte; die strengen Verbote aller alten Spiele und Vergnügungen zurückgenommen, und der junge König, der daran selbst großes Gefallen fand, trat gern zu einer Parthei über, deren Maßregeln mit seiner Neigung so überein-

---

*) Meinicke S. 202.

stimmten. So begann das Gebäude, welches die Missionäre mit Hülfe der politischen Gewalt aufgeführt hatten, zu wanken*)." Einen noch entschiedenern Schritt that Boki, indem er Katholische Missionäre zuließ, die sehr bald bei den Insulanern Eingang fanden. Aber die ränkevolle Königinn, welche seit Kalaimokus Tode die Insel Oahu verlassen und sich zu der Hauptinsel Owaihi begeben hatte, wo ihr Bruder Statthalter war, hatte nach und nach ihre Parthei wieder zu verstärken gewußt, und wagte es zuletzt, auf Oahu selbst dem Boki Trotz zu bieten. Als nun dieser auf einer nach den Neuhebriden unternommenen Expedition zur Trauer des ganzen Volkes sein Leben verlor, wurde die Königinn, die jetzt allein die Reichsverwesung führte, wieder alleinige Herrinn, und auch für die Missionäre schien ein neuer Tag des Glückes anzubrechen. Die Königinn ging auf alle ihre Wünsche ein. Alle früheren Verordnungen über den Besuch der Kirchen und Schulen wurden erneuert, alle Vergnügungen und Spiele dem Volke verboten, und nicht nur die Katholischen Missionäre mit Gewalt von den Inseln vertrieben, sondern auch gegen die Katholischen Insulaner die unmenschlichsten Verfolgungen geübt. Darüber wird später umständlicher die Rede sein.

Kaahumanu starb 1832. Sie übertrug die Regentschaft der Kinau, einer Wittwe und Halbschwester des verstorbenen Kamehameha II. Sie hatte mit der Verstorbenen eine gleiche Gesinnung. Da sie aber nicht die Talente ihrer Vorgängerinn besaß, so stieg die Spannung und Erbitterung bald aufs Höchste, bis der junge König Kamehameha III. im Jahre 1833 endlich selbst die Regierung übernahm. Dieser König, ein Zögling der Missionäre, von ihnen ganz unrecht behandelt, und durch andre Einflüsse entgegengesetzter Art verderbt, ist ein Mensch ohne Würde und sittliche Haltung. Er hatte sich früher der Parthei des Fürsten Boki angeschlossen, nicht, weil er eine Gesinnung hatte, wie dieser, sondern weil das System der Missionäre seiner nach Ungebundenheit strebenden Gesinnungslosigkeit zuwider war**).

*) Meinicke S. 197.

**) Seine Charakteristik geben Ruschenbergers Reisen um die Welt. Siehe Ausland 1842 Nr. 314.

Sobald er darum die Regierung antrat, mußte das politisch-religiöse Gebäude der Missionäre abermals erschüttert werden. **Meinicke** schildert die Gestaltung der Dinge beim Regierungsantritte des jungen Königs in folgender Weise: „Die Anhänger der vertriebenen Katholiken, die man, da sie vom Katholischen Glauben nicht lassen wollten, mit Zwangsarbeit bestraft hatte, wurden sogleich befreit; die strengen Verordnungen der **Kaahumanu** aufgehoben, die Gesetze, welche unter ihrem Einflusse gegeben waren, blieben unvollzogen und unbeachtet, es wurde sogar der Vorschlag gemacht, das Christenthum ganz aufzugeben, der aber nirgends Eingang fand. Die Folgen waren für die Missionäre und ihre Schöpfungen sehr traurig. Allenthalben fiel die freilich nur durch Furcht erhaltene sittliche Zucht, die frühere Liederlichkeit, selbst alte Spiele und andere Vergnügungen traten wieder hervor; die durch den Schulzwang gestifteten und zusammengehaltenen Schulen in den Dörfern, die unter eingebornen Lehrern standen, lösten sich größten Theils auf, bei welcher Gelegenheit man zugleich erkannte, wie wenig sie bis jetzt genutzt hatten; ja selbst in die unter der unmittelbaren Leitung der Missionäre stehenden Gemeinden drang Unglaube und Lauheit so ein, daß in Kailua ein Theil der Mitglieder austrat*).“

Gewiß hatten die Kolonisten und fremden Kaufleute zu Honololu vollkommen Recht, wenn sie diese Wendung der Dinge dem ganz verfehlten Systeme der Missionäre zuschrieben. Was hätte aus diesem so empfänglichen Volke werden können, wenn in dem günstigen Augenblicke nach Abschaffung des Heidenthumes statt protestantischer, Katholische Missionäre zu den Sandwichinseln gekommen wären, und die Erziehung eines Volkes übernommen hätten, das des Glückes so fähig und so würdig war! Statt dessen erblicken wir die Sandwichinseln nach einer fast zwanzigjährigen Wirksamkeit der protestantischen Missionäre, während welcher ihnen jegliche Unterstützung, welche Missionären nur irgend kann geboten werden, zu Theile wurde, in einem Zustande völliger sittlicher und politischer Auflösung, wie er wohl selten gefunden sein mag.

Indeß setzte der König sein zügelloses Leben fort, und alle

*) **Meinicke** S. 200 und 201.

Zucht und Sitte ging zu Grunde. Dabei verfuhr er in seiner Regierung mit einer so schrankenlosen Willkühr, daß die Zahl der Unzufriedenen immer größer wurde. Indeß konnte er nur so lange ungehindert schalten und walten, als es dem arg mißhandelten, an sklavischen Gehorsam gewöhnten Volke an einem Haupte fehlte. Als aber der König auch die während der Partheikämpfe zu großer Macht erwachsenen Großen aus ihrem Einflusse zu verdrängen strebte, traten diese mit immer größerer Entschiedenheit als seine Gegner auf, und sammelten alle Unzufriedenen zu ihrer Parthei. Ein Versuch, den König zu stürzen, wurde nur durch das Dazwischentreten der Ausländer vereitelt. Da wandte die unzufriedene Parthei ihr Augenmerk auf die Missionäre, um durch die Vereinigung mit diesen ihren Einfluß und ihre Kräfte zu verstärken. Von dem Könige verlassen, und von der politischen Gewalt nicht mehr unterstützt hatten diese indeß, wenig beachtet von der einen Seite, und nicht gefürchtet von der andern, auf den Inseln fortgewirkt; aber, da keine Zwangsgesetze ihre Schulen und Kirchen mehr füllten, war ihr Einfluß fast auf Null herabgesunken, und ihre Gemeinden hatten sich beinahe aufgelöset. Sobald aber die unzufriedene Parthei der Großen sich wieder mit ihnen vereinigt hatte, begann auch ihr Einfluß wieder zu wachsen. Das Volk, gewohnt dem Beispiele der Häuptlinge zu folgen, meldete sich wieder in Masse zum Unterrichte und zur Taufe, und die Zahl der in die Kirchengemeinschaft Aufgenommenen, die bis auf einige Wenige herabgesunken war, stieg bald wieder auf Tausende. So geschah denn hier auf den Sandwichinseln, was kurz vorher auf Taïti sich begeben hatte. Der König, durch die immer mächtiger werdende Parthei der Großen und der Missionäre bedroht, trat 1836 urplötzlich zur Parthei der letzteren über, und machte sich zum Werkzeuge der Missionäre. Wie bei der Königinn Pomare, so war auch bei ihm von einer Bekehrung nicht im Entferntesten die Rede. Er blieb, wie früher, in seinem Leben ohne Würde und Tugend und den religiösen Ansichten wenig geneigt; aber die Missionäre verstanden es, ihn nach ihrem Wohlgefallen zu leiten, und durch ihn sich eine neue Herrschaft auf den Inseln zu begründen. Sie bewirkten 1837 die gewaltsame

Vertreibung der katholischen Missionäre*), die körperliche Mißhandlung und Verfolgung der katholischen Insulaner und die förmliche Ächtung der katholischen Religion auf allen Inseln. Eine neue Gesetzgebung wurde größtentheils durch die Missionäre ausgearbeitet, und die alten Zeiten schienen wiedergekehrt zu sein. Aber mit dem Wachsen ihres politischen Einflusses und mit der Zunahme der Übergriffe, die sie sich nach allen Seiten hin erlaubten, wuchs auch mehr und mehr der Widerwille der fremden Kaufleute und Kolonisten gegen ihr Treiben, selbst mehre der Großen, denen der König zu mächtig wurde, bereueten den gethanen Schritt, und im Volke wurzelte immer tiefer der Haß gegen den geübten religiösen Druck. Das Alles mußte der katholischen Religion, die von nun an ihre siegreichen Fahnen über die ganze Südsee wehen ließ, zu den Herzen dieser Völker die Bahn bereiten.

---

§. 8.

Moralische und physische Einwirkung der protestantischen Missionen auf die Völker der Südsee.

a.

Eine Erscheinung, die an vielen Orten beobachtet wurde, und die auch in der Südsee wiederkehrt, ist, daß der Protestantismus überall, wo er durch Missionäre verbreitet wird, in einer ganz absonderlichen Form hervortritt, und in dieser sich in einer Ausschließlichkeit geltend macht, welche sogleich die bitterste Opposition der andern protestantischen Bekenntnisse hervorruft. Der Protestantismus hat keinen Gemeingeist und kein gemeinschaftliches Dogma; keine ausgesandte Schaar von Missionären vertritt den Protestantismus als solchen, sondern höchstens den Geist einer Sekte oder kleineren Religionsgesellschaft; und diesen besonderen Geist sucht sie auf diejenigen, auf welche sie Einfluß gewinnt, zu übertragen.

*) Meinicke S. 203.

Sie bringt daher, wo es ihr gelingt, ein wildes Volk zu bekehren, niemals ein Gegenbild der wirklich vorhandenen religiösen Zustände, in denen die Missionäre aufgewachsen sind, sondern nur ein Zerrbild der Wirklichkeit hervor, vor dem die andern Protestanten, die an Europäische Verhältnisse gewöhnt sind, erschrecken. Die protestantischen Missionäre sind in dieser Hinsicht in einer ganz andern Lage, als die Stifter des Protestantismus in Europa. Luther fand die ganze Denkungsart der Europäischen Völker und die Anschauung aller Verhältnisse so sehr vom Katholischen Geiste durchdrungen, daß es ihm unmöglich war, die Völker von diesem Boden, auf dem sie eingewachsen waren, loszureißen. Er mußte vieles bestehen lassen, was dem Geiste seines Systemes widersprach. Dadurch allein erhielt der Protestantismus in Europa eine solche Gestaltung, daß eine Einfügung desselben in die wirklich bestehenden und geschichtlich gegebenen Verhältnisse möglich wurde. Anders aber ist es, wo der Geist einer Sekte aller äußern Verhältnisse Meister wird, und den Versuch machen kann, seine selbstgeschaffenen Ideale im vollsten Sinne zu realisiren. Da muß ein Zerrbild zum Vorschein kommen, das überall, wo es sich zeigt, ein unheimliches Gefühl erregt. So ging es mit der Sekte der Wiedertäufer, der Mormonen ꝛc. Diese Richtung muß aber das protestantische Missionswesen überall nehmen, wo es nicht etwa dem Gange einer Europäischen Kolonisation folgt, und durch die von seinem Einflusse unabhängige Entwickelung der Zustände von Übergriffen abgehalten wird. Wo es selbstständig auftritt und unter einem heidnischen Volke Eingang findet, da wird es sogleich alle seine Kräfte aufbieten, und nach jeglichem dargebotenen Mittel greifen, um den eigenthümlichen Geist der Sekte, welcher die Missionäre angehören, auf das vollkommenste an dem neuen Volke auszuprägen. In dieser Weise kommen solche Zerrbilder vom Christenthum, wie wir sie auf Taiti und auf den Sandwichinseln gesehen haben, zum Vorscheine. Die Predigt, der geisttödtende Schulunterricht, eine farblose Sabbatsfeier und Moralgesetze, die durch äußeren Zwang aufrecht gehalten wurden, machten das Wesen dieser Religion aus; der sittliche Geist wurde nicht geweckt, die Natur ward verhöhnt, und unversöhnt stand die Religion mit dem Leben. Darum konnte diese Religion und die

Sittlichkeit im Volke unmöglich Wurzel fassen. Die Sittenlosigkeit, durch den Zwang äußerer Strafgesetze zurückgedrängt, verband sich mit der Heuchelei, und richtete den Charakter der Völker völlig zu Grunde. Daher kam es, daß, sobald eine politische Veränderung eintrat, die den Missionären ihren äußeren Einfluß entzog, alsbald auch das ganze mühsam von ihnen errichtete Gebäude der Religion wieder zusammenfiel; — daß ferner die Missionäre, nachdem sie kurz zuvor in ihren Berichten Wunderdinge von der strengen Sonntagsfeier und der sittlichen Haltung der Taïtier erzählt haben, kurz darauf auf das bitterste sich beklagen, daß ein Französischer Kapitain den Taïtierinnen erlaubt habe, ungestraft an Bord seines Schiffes zu kommen, worauf ganze Schaaren von Insulanerinnen, unaufgehalten durch das Verbot der Missionäre, zum Schiffe geschwommen sein, um mit den Soldaten und Matrosen ihre Orgien zu feiern. Wahrlich, wenn die Missionäre 20 bis 25 Jahre nach der Bekehrung unter den Bewohnern von Taïti die Sittlichkeit noch nicht tiefer zu begründen wußten, wenn die bloße Aussicht auf Straflosigkeit vor dem äußeren Gesetze vermögend war, die Taïtierinnen jede Schranke der Ordnung und Zucht öffentlich abwerfen zu lassen, wozu dann ein solches Christenthum! Es dient nur dazu, die Religion in den Augen der Völker selbst, die sie nur unter dieser Zerrgestalt kennen lernen, verächtlich, und für dieselben auf immer unwirksam und unfruchtbar zu machen. —

b.

Wenn es daher schon aus dieser Ursache höchst zu bedauern ist, daß ein Volk solchen Bildnern, die so wenig von der menschlichen Natur verstehen, in die Hände fällt, so kommt bei den Südseevölkern noch ein ganz besonderer Umstand hinzu, der den Einfluß, den die Missionäre hier erlangten, als ein entschiedenes Unglück für diese Völker erscheinen läßt. Es ist nämlich ausgemacht, und von allen erfahrenen Ärzten und Physiologen anerkannt, daß die verschiedenen Menschenraßen, ja oft schon die verschiedenen Volksstämme, wo sie in eine nahe geistige und physische Berührung kommen, verderblich, man könnte sagen vergiftend auf einander einwirken. Daraus zum Theil erklä-

ren sich ansteckende Krankheiten, Typhus und Pest bei großen Heereszügen; darin auch hat die Entstehung der syphilitischen Krankheit bei der Entdeckung Americas ihren Grund. Der Einfluß des einen Volkes auf das andere ist aber um so verderblicher und zerstörender, je übermächtiger der geistige Einfluß des einen Volkes auf das andere eindringt, und dessen geistiges Leben und die bisherige Anschauung aller Dinge vernichtet.*) Bei einem Volke, das bisher ganz isolirt von der übrigen Menschheit auf den engen Kreis seiner Vorstellungen beschränkt gelebt hat, muß das plötzliche Hervortreten aus seiner Abgeschlossenheit eine um so größere Bestürzung hervorbringen, je kleiner der Kreis ist, auf den es früher beschränkt war. Es muß von einem förmlichen Schwindel ergriffen werden, in welchem alles bisher Geglaubte und Angeschaute ihm ein Traum wird, den es beim Erwachen von sich wirft und zu vergessen geneigt ist. Daraus erklärt sich die Bewegung, welche die Americanischen Völker beim Erscheinen der Europäer ergriff; daraus auch jener Rausch, welcher die Südseevölker in Folge des Europäischen Einflusses erfüllte, und der wie eine geistige Ansteckung von Insel zu Insel sich fortpflanzte. Beim Eintritte dieser Bewegung ist ein solches Volk in eine Krisis eingetreten, von deren Ausgange sogar die physische Forterxistenz desselben bedingt ist. Denn, verliert es in Folge übermächtiger Einwirkung von Außen sein eignes geistiges Leben, so daß es an sich selber irre wird, so ist damit auch eine der wesentlichen Bedingungen seiner Forterxistenz zerstört, und eine sonst noch so unverwüstliche physische Kraft ist nicht im Stande, dem geistigen Einflusse der Europäer eine Reaktion entgegenzusetzen, welche ein Gleichgewicht der Kräfte erhielte. Hierin liegt die Ursache, warum alle Völker von America bei dem Vordringen der Europäischen Einwanderer mit physischer Vernichtung bedroht wurden. Noch auffallender ist diese Einwirkung der Europäer auf die Südseevölker, welche in uralten Traditionen lebend auf einen unendlich kleinen Gesichtskreis eingeschränkt waren. Der geistige Einfluß der Europäer brachte sie außer aller Fassung, und beraubte sie

---

*) Vergl. Pathologische Fragmente von Dr. Carl Wilh. Stark. Weimar 1824. I. Band S. 346 u. ff.

aller inneren Kraft, der verderblichen physischen Einwirkung zu widerstehen. Verheerende Krankheiten, die man früher nie gekannt, brachen unter den Insulanern aus, und namentlich raffte die Syphilis ganze Bevölkerungen hin. Ihre Lebenskraft wurde am Herzen verwundet; die Frauen wurden unfruchtbar, und der ganze Volksstamm der Oceanier gerieth in Gefahr unterzugehen. Daß eine solche Krisis der Hand eines kundigen Arztes bedürfe, wenn der Kranke gerettet werden soll, leuchtet von selbst ein. Das Christenthum allein konnte Rettung bringen. Dieses mußte um jeden Preis das geistige Leben der Südseevölker, das dem Christenthume so viele Anknüpfungspunkte bietet, erhalten. Es mußte an das vorhandene Gute, das nirgends in der menschlichen Natur, am allerwenigsten bei diesen begabten Insulanern fehlt, anknüpfen; es mußte in den bürgerlichen und politischen Einrichtungen möglichst wenig ändern, und in den Vergnügungen und Gewohnheiten des Volkes nur das nehmen, was direkt der Sünde diente. Dadurch konnte verhütet werden, daß das Volk nicht an sich selber irre ward; das Christenthum hätte einen natürlichen Lebensgrund im Gemüthe gefunden, es hätte sich dort eingewurzelt, und von Innen heraus die Neubekehrten auf eine geistige Höhe erhoben, auf der sie neben die Europäer als ebenbürtig sich hingestellt hätten. In dieser Weise sind die Völker Americas durch die Katholische Kirche vor der Vernichtung bewahrt. Die protestantischen Missionäre der Südsee aber haben gerade das Gegentheil von dem gethan, was sie thun sollten, und haben, freilich ohne es zu wollen, durch die Verkehrtheit ihres Religionssystemes die theilweise Vernichtung dieser Völker herbeigeführt. Ihr Grundsatz war, „Alles aus dem Heidenthume Stammende muß völlig vernichtet, und jede Erinnerung an die frühere Zeit muß völlig ausgelöscht werden," ehe von Einpflanzung des Christenthums die Rede sein kann.*) Als daher jene rauschartige geistige Bewegung diese Völker ergriff, da haben sie diese Stimmung der Gemüther benutzt, und schonungslos alles Alte über Bord geworfen. Eine düstere, farblose Religionsform haben sie an die Stelle jener dem höheren Leben so viele Anknüpfungspunkte

*) Meinicke S. 128.

bietenden Kamireligion gesetzt, und alle Lebensfreudigkeit in diesen so erregbaren Gemüthern erstickt. Spiel, Tanz und Gesang wurden als Sünde betrachtet und durch Polizeigesetze verboten, und so ein Volk von Puritanern geformt, das sich selbst ein Räthsel und eine Last war. Daß ein solches Volk nicht bestehen konnte, versteht sich wohl von selbst. Ja, hätte es nicht manchmal mit Gewalt das unnatürliche Joch abgeworfen, und wäre zu seiner alten Natur zurückgekehrt, es hätte ganz zu Grunde gehen müssen. Darum finden wir, daß, je mehr zu einer Zeit die Missionäre auf einer Insel durch äußere Zwangsgesetze ihr System durchführen konnten, um so mehr auch die giftige Krankheit wüthete, und die Bevölkerung trotz der abgeschafften Kindermorde und Menschenopfer zusammenschmolz. Die Missionäre sahen das selbst und begriffen nicht die Ursache. Sie nannten diesen Ruin des Volkes „eine geheimnißvolle Heimsuchung Gottes," und wußten keinen Rath dagegen, während ganz in ihrer Nähe auf den Inseln, wo die Katholische Religion Wurzel faßte, nicht nur dem wuchernden Verderben Einhalt gethan wurde, sondern auch die Bevölkerung alsbald zu steigen begann. —

c.

Die Thatsache, daß die Bevölkerung auf den Südseeinseln seit 40—50 Jahren bedeutend abnimmt, ja daß der ganze oceanische Stamm mit einem gänzlichen Erlöschen bedroht ist, erkennen die Missionäre selbst und alle Geographen einstimmig an. Meinicke sagt darüber in seinem Werke S. 110: „Daß die Bevölkerung abnimmt, ist eine über allen Zweifel stehende Thatsache, die von Missionären, Naturforschern und Seefahrern, endlich von den Eingebornen der Insel selbst zugegeben wird, und für welche die häufigen Überbleibsel von Gebäuden und die Spuren von früherem Anbau auf jetzt wüstliegendem Lande in allen Inseln einen unwiderleglichen Beweis liefern. Es ist aber nicht bloß die Abnahme der Einwohner, die hier aufgefallen ist und zur Erforschung der Ursachen derselben aufgefordert hat, vielmehr hauptsächlich die eben so allgemeine Behauptung, daß diese Abnahme überaus stark sein und der Bevölkerung ganzer Inseln dadurch unausbleibliche Vernichtung drohen soll." — Wie groß

diese Abnahme sei, ergibt sich aus Folgendem. Cook schätzte die Bevölkerung von Taïti zu etwa 200,000 Seelen. Forster dagegen schätzte sie zu 120,000 Seelen; für Eimeo nahm er mehr als 20,000, für die übrigen westlichen Inseln der Gesellschaftsgruppe 200,000, also im Ganzen fast 350,000 Einwohner an. Mag es immerhin sein, daß Cook und Forster die Bevölkerung überschätzt haben; so viel kann man Männern von Urtheil und Erfahrung, die sich lange auf Taïti aufhielten, und mit den Fürsten und dem Volke in so vielfache Berührung kamen, doch wohl zutrauen, daß sie eine Bevölkerung nicht zu 200,000 Seelen schätzen, wo nur etwa 30—40,000 vorhanden waren. Gegenwärtig zählt Taïti 12—15,000 Bewohner, während die ganze übrige Gruppe etwa 8000 Einwohner hat. — Von den Hervey- und Australinseln sagt Meinicke: „Im Ganzen darf man für die Herveyinseln nicht einmal mehr 12,000 Seelen annehmen, denn die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren durch verheerende Krankheiten auf eine betrübende Weise abgenommen. Eben so auffallend ist die Abnahme auf den Australinseln. Rimatara hat nur an 300 Ew., Rurutu seit etwa zwanzig Jahren in Folge einer Epidemie 2—300, Tubai aus ähnlichen Gründen nur eben so viel; Raivavai hatte 1824 noch an 2000, durch ansteckende Krankheiten aber 1831 nur 775 und 1836 noch 419; in Rapa endlich war die Bevölkerung in derselben Zeit von 2000 auf 500 geschmolzen. Zusammen haben alle fünf höchstens 2000, während Ellis vor zwanzig Jahren noch 5000 rechnete." Dabei ist zu bemerken, daß die Abnahme der Bevölkerung genau mit dem Beginne der protestantischen Missionen zusammenfällt, und daß auf diesen Inseln, namentlich auf den fünf Australinseln, sich keine Matrosen und sonstige Europäer aufhalten. — Für die Sandwichinseln rechnete man früher 3—400,000 Ew. Im Jahre 1824 gaben die Missionäre die ganze Bevölkerung zu 141,000 Seelen an. Im Jahre 1832 wurden noch 130,313 und im Jahre 1836 noch 108,579 gezählt. Nach den neuesten Nachrichten ist die Bevölkerung bereits unter 100,000 gesunken. In ähnlicher Weise hat die Einwohnerzahl auf Tonga und Neuseeland, namentlich aber auf Hapai und Vavao, abgenommen. Zum Schlusse diene noch, was Berghaus in seinem

Grundriß der Geographie über die Südseevölker sagt: „Schreitet die Verminderung in demselben Verhältnisse fort, so werden die Aborigines der gedachten Inseln (der Sandwichinseln) innerhalb des nächstfolgenden halben Jahrhunderts erloschen sein. Und diese Besorgniß ist nicht ohne Grund: nicht allein, daß es eine große Menge kinderloser Familien gibt, so zwar, daß in der Gegenwart kaum der vierte Theil der ehelichen Verbindungen fruchtbar ist, auch die Kinder sterben frühzeitig, in der Regel vor dem ersten oder zweiten Lebensjahre. Diese Erscheinung der Abnahme der Volksmenge wiederholt sich stärker oder schwächer unter der polynesischen Bevölkerung aller Inseln des großen Oceans. S. 1083. (Vergleiche über die Abnahme der Bevölkerung auf den Sandwichinseln in Folge der unrechten Behandlung durch die protestantischen Missionäre die 247. Nummer des Auslandes vom Jahre 1845.)

Dritter Abschnitt.

Wiederbeginn der Katholischen Missionsthätigkeit in der Südsee.

§. 1.

Die Katholischen Missionsgesellschaften.

Die Erschütterungen, welche die Kirche am Ende des 18ten und im Anfange des 19ten Jahrhunderts auf ihrem ganzen Gebiete in Europa und America erlitt, wirkten auf das Missionswesen höchst nachtheilig ein, und brachten, wenn auch nicht eine völlige Stockung, doch eine große Lähmung in demselben hervor. Die großen Orden, welche einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und ihrer besten Kräfte auf das Missionswerk verwendet hatten, waren theils aufgehoben, theils so geschwächt, daß sie an eine Wirksamkeit nach Außen nicht denken konnten. Die großen Missionsstiftungen in Spanien, Portugal, Frankreich und America waren meistens von der Revolution verschlungen. Die Fonds der Propaganda zu Rom waren zerstreut, und es gelang nur den außerordentlichsten Anstrengungen von Pius VII., Leo XII. und Pius VIII., dieselben einiger Maßen wieder zu sammeln, und dadurch in dem Katholischen Missionswesen einen neuen Aufschwung vorzubereiten, der aber erst unter dem Pontifikate Gregors XVI. recht sichtbar hervortrat. Die Geschichte dieses Pontifikates liefert einen Beweis, wie unendlich reich an Hülfsmitteln jeglicher Art die Katholische Kirche durch ihre Einheit und durch die Glaubensbegeisterung ist, die sie den Ihrigen einzuflößen weiß. Gregor XVI. war selbst, ehe er Pabst wurde, Direktor der Propaganda, und als Oberhaupt der Kirche hat er auf die Hebung dieses großartigen Institutes immer ein vorzügliches Augenmerk

gerichtet. Durch seine Bemühung gelang es, die Einkünfte der Propaganda wieder auf 300,000 Skudi zu bringen, welche Summe noch wohl bedeutend erhöht werden dürfte, sobald es gelungen sein wird, tief eingewurzelte Mißstände in der Verwaltung der Güter zu beseitigen. Die Propaganda steht an der Spitze aller Katholischen Missionsthätigkeit. Ihr sind alle Apostolischen Vikare, Präfekten und Missionäre unterworfen, und die Vertheilung der Gelder aller einzelnen Missionsgesellschaften muß von ihr genehmigt werden. Das Beispiel von Rom weckte nicht nur in Italien, namentlich in dem Königreich Sardinien, den fast eingeschlummerten Missionsgeist zu neuer Thätigkeit auf, sondern brachte auch in den übrigen Ländern von Europa und in America eine erfreuliche Wirkung hervor, oder schloß sich mit dem bereits von selbst dort erwachten Eifer zusammen. In Portugal, das in alter Zeit auf dem Gebiete der Missionen so großen Ruhm geerntet hatte, gerieth trotz aller Revolutionen die Thätigkeit für die Verbreitung des Glaubens nie ganz in Stockung, obwohl der Geist der alten Zeit gewichen ist, und die Erfolge nicht mit den früheren verglichen werden können. Die Mittel für die Missionen werden aus dem Lande selbst bestritten, zum Theile aus noch vorhandenen Stiftungen, zum Theile aus Staatsbeiträgen, wie in Angola und Mozambique; jedoch gibt auch die Propaganda Zuschüsse. Sehr bedeutend sollen die Erfolge in Angola, Congo und im Innern von Afrika (Moloua) sein; nur Schade, daß uns darüber regelmäßige Berichte fehlen, indem alle diese Missionen nicht mit zum Bereiche der Wirksamkeit der Lyoner Gesellschaft gehören. Sehr wenig wird dagegen heut zu Tage von den Portugiesischen Missionären in Senegambien, in Ostindien (dort zum Theile in schismatischer Richtung) und in China ausgerichtet. Nur an zwei Punkten berühren die Portugiesischen Missionen ziemlich nahe das Gebiet der Südseeinseln, auf der Insel Macao und im hinterindischen Archipel auf Timor nebst Flores und Sabrao. Die letzte Mission, zu der 100,000 halb verkommener Christen gehören, die vom Bischofe von Macao abhangen, ist ganz und gar vernachlässigt; wird aber durch die Kolonisation der Nordküste von Neuholland durch die Engländer bald eine große Wichtigkeit bekommen, und dann auch hoffentlich in kirchlicher Hinsicht gehoben werden. — Auch Spanien

ist zu neuer Missionsthätigkeit erwacht. Was Spanien für die Missionen wirkt, muß nicht, wie man in Deutschland gewohnt ist zu thun, nach den Beiträgen beurtheilt werden, die es zur Lyoner Gesellschaft gibt. Spanien ging von jeher seinen eigenen Weg. Es unterstützt nicht allein die Missionen in seinen Kolonien, sondern auch in Syrien, Mesopotamien, China und hat in neuester Zeit, wiewohl bisher ohne günstigen Erfolg, eine Mission auf den Guineainseln begründet. Auch in America fängt der alte Eifer wieder an aufzuleben. Brasilien, das lange Zeit eine gleichgültige, ja feindliche Richtung gegen die Kirche einnahm, und die Missionen ganz vernachlässigte, hat im Jahre 1845 wieder die vortrefflichsten Verordnungen zu Gunsten der Missionen im Innern erlassen, und überall erwacht wieder der freie Eifer der Gläubigen zu Gunsten des frommen Werkes. Auch sind von Brasilien wieder Beiträge für die Väter am heiligen Grabe eingegangen, und von andern Südamericanischen Staaten, namentlich von Chile, wird dasselbe gemeldet. Neu-Granada hat die alten Missionsfonds restituirt, und in Venezuela leben die Missionen, besonders durch Spanische Missionäre unterstützt, wieder auf. So erwachen für die Katholische Glaubensverbreitung wieder Kräfte, die allerdings Großes von sich erwarten lassen. In Frankreich wurde der Eifer für die Missionen wieder rege seit den zwanziger Jahren, gelangte aber erst in den dreißiger Jahren zu einer Bedeutung, die noch immer im Wachsen begriffen ist. Ein Verein trat zuerst 1822 zu Lyon zusammen; bald bildete sich ein zweiter Centralsitz der Gesellschaft zu Paris, und nach und nach entstanden Hülfsvereine nicht nur in fast allen Europäischen Ländern, *namentlich* in Italien, Deutschland und Brittanien, sondern selbst in America und in den andern Welttheilen. Die Lyoner Gesellschaft trug viel zur Wiederbelebung des Missionsgeistes in der Katholischen Kirche bei, und ihrer Unterstützung vor allem verdanken die neuen Südseemissionen ihr Aufblühen. Im Jahre 1833—34 betrug die Gesammteinnahme 364,056 Francs; im Jahre 1840 schon 2,340,017 Fr., und im Jahre 1845—46 gegen 4 Millionen*),

*) Davon kamen auf Frankreich 2,019,103 Fr., auf Italien 703,596 Fr., auf Deutschland (ohne Österreich und Bayern) 254,291 Fr., auf Britta-

obwohl der Bayersche Verein sich von dem Lyoner getrennt hatte. Die Vertheilung der Gelder unterliegt der Bestätigung der Propaganda zu Rom. Die ganze Organisation des Vereins ist sehr vortrefflich. Einigungen von 10 Mitgliedern geben ihre Beiträge, 5 Pfennige wöchentlich, an einen Einsammler, der sie an einen Unterverein, und dieser an den Centralverein befördert. Außer dem Allmosen wird von jedem Theilnehmer täglich ein Gebet für die Missionen verlangt. Die Verwaltung ist einfach und kostet äußerst wenig. Die Gesellschaft veröffentlicht die Missionsnachrichten aus dem Bereiche ihrer Wirksamkeit in einem Journale, das in 6 jährlichen Heften erscheint, und das verbreitetste Journal der Welt ist. Es erschien 1846 in 167,000 Exemplaren und in 9 Sprachen.*) Dieses trug außerordentlich dazu bei, die Aufmerksamkeit der Welt auf das Katholische Missionswesen zu lenken, und demselben eine allgemeine Anerkennung zuzuwenden. — Auch Deutschland ist in neuester Zeit nicht zurückgeblieben, und sieht seine Missionsthätigkeit mit jedem Jahre wachsen. In Österreich entstand im Jahre 1829 angeregt durch den Bischof Rese von Detroit in Nordamerica, einen Deutschen, die Leopoldinische Stiftung, die allerdings schon Bedeutendes geleistet hat, jedoch noch einer großen Erweiterung fähig ist. Für Österreichs politisch-religiöse Stellung wäre eine größere Thätigkeit für die Missionen gewiß sehr wünschenswerth. Außerdem aber unterstützt Österreich auch die Väter am heiligen Grabe, und hat in seinen Staaten die großartige Anstalt der Mechitaristen, deren Wirksamkeit sich besonders auf den Orient und die Slavischen Völker erstreckt. In Bayern entstand im Jahre 1840 der Ludwigs-Missionsverein, der sich seit 1844 von der Lyoner Gesellschaft trennte, und bereits mehr als 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte hat.

---

nien 232,838 Fr., auf Belgien 196,083 Fr., auf Holland 97,631 Fr., auf Nordamerica 79,319 Fr., auf die Schweiz 49,242 Fr., auf Portugal 41,239 Fr., auf Südamerica 21,017 Fr. u. s. w.

*) Es wurden 96,000 Exemplare in Französischer, 29,000 in Italienischer, 18,000 in Deutscher, 13,000 in Englischer, 4800 in Flämischer, 2500 in Portugiesischer, 1200 in Holländischer, 1000 in Spanischer, 500 in Polnischer Sprache gedruckt.

Viel bedeutender noch, als diese materiellen Mittel, die sich mit jedem Jahre vermehren, sind die Kräfte des Personals, über das die Kirche zu Gunsten ihrer Missionen zu verfügen hat. Ihre Hauptstärke liegt hier in den geistlichen Orden, die freilich durch die Ungunst der Zeit sehr gelitten hatten, aber seit den letzten 20 Jahren verjüngt und gekräftigt wieder in ihre alte Wirksamkeit eintreten. Der Jesuitenorden entwickelt von Jahr zu Jahr auch auf dem Missionsfelde größere Kräfte, und hat auf drei Punkten, in Oregon, Neugranada und Chile die Küsten der Südsee bereits erreicht. Mit ihm wetteifern die Lazaristen und nun auch die Redemptoristen. Auch die alten Orden erwachen zu neuer Thätigkeit. In den Spanischen Besitzungen der Südsee haben sie nie aufgehört zu wirken. Selbst die weiblichen Orden schließen sich den Missionsbestrebungen an. Außer den eigentlichen Orden arbeiten in den Missionen verschiedene religiöse Kongregationen, und unter der Leitung Apostolischer Vikare und Präfekten auch Weltpriester. Alle diese wirken in Einem Geiste, verkünden Eine Lehre und folgen Einer und derselben obersten Leitung. Der Geist der großen Gesammtkirche leitet auch die Missionen, und keine Absonderlichkeit und Sektenstiftung kommt da zum Vorschein. Dem Gebildeten und dem Ungebildeten, dem Europäer und Wilden weiß der Katholische Missionär in gleicher Weise zu genügen, und allen sozialen Verhältnissen gegenüber weiß er seine Stellung einzunehmen, ohne darum von dem Geiste seiner Kirche abzuweichen. Das ist ein besonderes Privilegium der allgemeinen Kirche, welches auf dem Standpunkte der Sekte ein absolutes Geheimniß bleibt. Dadurch allein wird es der Kirche möglich, oft mit anscheinlich geringen Mitteln so große Resultate zu erringen. Zudem aber schickt die Kirche nur solche Männer in die Missionen, die sie gehörig geprüft und für ihren hohen Beruf ausgebildet hat. Sie sind großen Theils wissenschaftlich gebildete Männer. An die Welt durch keine sinnliche Bande und Verpflichtungen gebunden opfern sie sich ihrem Berufe, und denken nicht an eine Rückkehr in ihr Vaterland. Auch die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Europäischen Lebens verlassen sie, und werden im Äußern den Völkern, unter denen sie wirken, gleich, um in dem Einen, was Noth thut, um so mächtiger auf sie einwirken zu

können. Wo der Beruf es erforderte, da hat der Katholische Missionär sich nie geweigert, dem sicheren Tode entgegenzugehen, und die neueste Zeit hat davon Beweise in großer Menge gesehen. —

Die Frage, welche Nation in Europa die größte Tüchtigkeit auf dem Missionsfelde bewiesen habe, ist schwer zu beantworten. In früherer Zeit konnte wohl kein Volk den Spaniern den Vorrang streitig machen, wenn nicht etwa die Italiener. In neuerer Zeit machen die Franzosen Anspruch darauf, das erste Missionsvolk zu sein, und es ist nicht zu leugnen, daß sie großes leisten. Jedoch stehen ihnen die Italiener wenigstens gleich. Die Zahl der Italienischen Missionäre ist sehr groß; in den dreißiger Jahren reiseten auf einmal 150 Italienische Franciscaner in die Missionen von Peru ab. In China und Ostindien sind die Missionäre aus Italien noch immer die vorzüglichsten. Dabei sind sie ausdauernder und fester wie die Franzosen. Auch in den Missionen der Südsee sind die Italiener bereits erschienen. Die Deutschen behaupteten früher in den Missionen einen großen Ruhm. Namentlich schickte Österreich und vor allen Böhmen, so lange das Kaiserhaus mit Spanien in enger Verbindung stand, eine sehr große Menge Missionäre aus, und viele Deutsche sind uns schon in der ersten Periode der Südseemissionen begegnet. Seit der Trennung von Spanien und der Aufhebung des Jesuitenordens trat Deutschland hinter die andern Völker zurück. Doch will die neuere Zeit das früher Versäumte wieder einholen. Seit den letzten 15 Jahren ist aber ein Volk mit in die Reihe der Missionsvölker getreten, das man bisher noch nicht auf diesem Schauplatze gesehen hat, und von dem man noch nicht sagen kann, ob es nicht den allerthätigsten und unternehmendsten Völkern es wenigstens gleichthun werde, ich meine das Brittische. Der eigentliche Beginn des Katholischen Missionswesens in England und Irland ist von der Zeit der Emanzipation der Katholiken an zu rechnen.

---

§. 2.

Begründung der Katholischen Kirche auf Neuholland und den benachbarten Inseln.

a. Die Zeit vor der Emanzipation.

Die Englische Regierung suchte, wie im zweiten Abschnitte der Missionsgeschichte §. 1. gezeigt wurde, das Emporkommen der Katholischen Kirche in den Australischen Kolonien um jeden Preis zu verhindern, obwohl sie damals schon anfing, in Ostindien die Kirche mit mehr Schonung zu behandeln. Die Irländer, welche unter den Deportirten den dritten Theil ausmachten, blieben ohne alle religiöse Hülfe. Man trieb sie mit Peitschenhieben in die protestantischen Kirchen, und erschöpfte alle Mittel der Proselytenmacherei an ihnen, ohne daß es gelang, sie von ihrem Glauben abwendig zu machen. Selbst die Irische Sprache zu reden, wurde unter Strafe von 60 Peitschenhieben verboten.*) Die wachsende Zahl der Katholiken veranlaßte schon Pius VII. für diese Gegenden Sorge zu tragen. Er ordnete die sämmtlichen Australischen Kolonien dem Apostolischen Vikar der Insel Mauritius an der Südostküste von Africa unter, und beauftragte den Missionär Flinn als Erzpriester mit der Vollmacht zu firmen nach Sidney zu reisen.**) Im Jahre 1818 betrat dieser, der erste Katholische Priester, die Kolonie, und wirkte zum großen Segen der Gefangenen. Sein Erscheinen wurde an allen Orten von den Katholiken freudig begrüßt, von den Protestanten aber um so mißliebiger betrachtet. Schon einige Monate nach seiner Ankunft ward er gefänglich eingezogen und dann mit Gewalt zu Schiffe nach England gebracht. Das h. Altarssakrament war im Hause eines Einwohners von Sidney stehen geblieben. Dort versammelten sich die Katholiken; es war der einzige äußere Einigungspunkt der verlassenen Heerde. Indeß hatte die üble Behandlung Flinns in England selbst bei allen Partheien Anstoß erregt, und man ge-

*) Annal. 1838. V. 20.

**) l. c.

stattete nun (1820) ausdrücklich zweien Priestern, die Kolonie zu betreten. Der eine, Conelly mit Namen, nahm seinen Sitz zu Hobart-Town, der Hauptstadt von Vandiemensland; der andre, Therry, wählte Sidney zu seinem Aufenthalte, und durchreisete von dort die ganze Kolonie, überall den Trost der Religion spendend. Er brachte mit Hülfe der Irländer zu Sidney den Bau der ersten Katholischen Kirche von Neuholland zu Stande. Sie ist hoch und geräumig, aber einfach, und unter dem Namen der allerseligsten Jungfrau geweiht. Im Jahre 1829 langte der Missionär Dowling, und 1832 Encove, an. Sie versuchten zwei Kapellen zu bauen, die eine zu Campbell-Town, die andre zu Parramatta, fanden aber nicht die Mittel, sie zu vollenden. Die ganze Kolonie hatte nicht mehr als vier Katholische Freischulen. Auf Vandiemensland sah es noch schlimmer aus. Zu Hobart-Town war außer der Stadt eine Bretterbude gebauet; in der die Katholiken Gottesdienst hielten. Eine Schule zu errichten erlaubte der Statthalter nicht. Dabei wurde der Zustand der Kolonien immer unerträglicher, die Einwirkung der protestantischen Geistlichen und Missionäre war erfolglos, und am Ende begannen die Behörden selbst nach der Hülfe der Katholischen Kirche zu verlangen. Das war die Zeit, wo die im Jahre 1829 zu Stande gekommene Emanzipation der Katholiken in England bis in diese fernen Gegenden hin ihre wohlthätige Wirkung zu äußern begann.

b. Errichtung des Apostolischen Vikariats von Neuholland und Vandiemensland.

Im Jahre 1832 landete zu Hobart-Town ein Mann, dessen Namen in der Kirchengeschichte von Australien unvergeßlich sein wird. Es war Ullathorne, Stellvertreter des Bischofs und Apostolischen Vikars der Insel Mauritius, der zum Visitator und Generalvikar der Australischen Kolonien ernannt war. Dieser sah das gränzenlose moralische Elend in diesen Ländern, und machte es sich zur Aufgabe seines Lebens, Hülfe zu schaffen. Den Eindruck, welchen der Zustand von Neu-Süd-Wales auf ihn machte, beschreibt er selbst: „Oft empfing ich die Verurtheilten bei ihrer Ankunft zu Neu-Galles im Süden, drei Mal besuchte ich sie in

Vandiemensland. Ich suchte sie in ihren Wohnungen auf, ich begleitete sie bis ins Innere, bis zum Orte ihrer Bestimmung. Ich habe sie im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten gesehen auf den ausgedehnten Weideplätzen, in den großen Waldungen, wohin sie ihre Heerden leiteten; ich habe mich mit ihnen in den Dörfern und auf den Landstraßen unterhalten; ich las die h. Messe in einer aus Rinde verfertigten Hütte, unter dem Gummibaume des Thales und auf dem Berge, dessen Gipfel in Wolken gehüllt ist. Der Verurtheilte hat bei mir sich der Last seines Gewissens entledigt, indem er meinem Ohre die Erzählung seiner Thorheiten und seiner Leiden anvertraute. Mich besuchte der Gefangene in seinem Schmachkleide, belastet mit Ketten, wie er mit düsterm Angesichte aus der Tiefe der Wälder hervortritt. Mein Herz wurde tief erschüttert und mein Auge füllte sich mit Thränen bei dem Anblicke des Verurtheilten, der in seinem Kerker den Tod erwartete. Zweimal segelte ich mit Verurtheilten nach der Insel Norfolk, dieser letzten Stätte, die auf der Erde dem Verbrechen und der Verzweiflung offen steht. — Was mich zu diesem Berichte bewog, das ist auch die Aufgabe meines Lebens. Lange habe ichs mit mir umhergetragen, ehe mir gestattet war, es zur Ausführung zu bringen; es begleitete mich auf meinen Reisen um die Welt, es bestimmte mich, auf einige Zeit in mein Vaterland wieder zurückzukehren, und war mir der Anlaß, dasselbe aufs Neue zu verlassen. Diese Aufgabe ist die Umwandlung dieser unglücklichen Kolonie. Will man mir dies als Übermuth auslegen, dann werde ich antworten: Bedenket nur eigentlich, was ich will. Fünfzigtausend Gefangene gehen in der Sklaverei zu Grunde. Das Eisen, das ihre Beine abreibt, verzehrt auch ihr Herz; die Peitsche, die von ihrem Blute geröthet wird, vertilgt bis zum letzten Funken das sittliche Bewußtsein, der Menschheit anzugehören. Man hat sie fortgeschleppt, um sie abzuschrecken, aber man hat ihre Wuth nur verdoppelt; man wollte sie bessern, und sie sind tausendmal schlimmer geworden, als sie waren, wo das Vaterland sie ausstieß. Jährlich vergrößert sich diese Menschenmenge um 6,000 Seelen. Wollte der Himmel, daß man doch einmal von einem nur zu häufigen Irrthume zurückkomme, und daß man erkennen lerne, welche körperliche Leiden, welche moralische Gräuel

in diesen weitentlegenen Strecken den armen Verurtheilten aufbewahrt sind. — Ja ich sage es laut, das ist eine gottlose und erschreckliche Handlungsweise; man hat ein großes Stück von Gottes schöner Erde vorabgenommen, um es in eine Kloake zu verwandeln. Man hat Schaum auf Schaum und Schlamm auf Schlamm gehäuft, und als diese ekelhafte Mischung einige Festigkeit bekam, da hat man ein Volk von Verbrechern daraus gemacht, das, wenn nicht bald Mittel zur Besserung herbeigeschafft werden, sich für alle Völker der Erde als ein Gegenstand der Schrecken und Verwünschungen erweisen wird. — Seit den Zeiten der Sündfluth hat das Auge Gottes auf keine solche Gesellschaft mehr geblickt, wo Jeder in Feindschaft mit seinem Nachbar lebt und seinen Freund mit Mißtrauen ansieht, wo die Gesellschaft kein Band hat, wo die Männer durch und durch boshaft, die Weiber ohne alle Schaam, die Kinder ohne alle Achtung vor ihren Eltern sind*)."

Ullathorne wurde in der Kolonie wie ein Engel des Himmels begrüßt. Der Statthalter Richard Burke nahm ihn mit großen Ehren auf, und überlegte es selbst mit ihm, wie es anzufangen sei, den Zustand der Bevölkerung zu verbessern. Er wies ihm Bauplätze zu neuen Kirchen und Kapellen an, und setzte ihn in den Stand, sechs neue Schulen zu errichten. Unermüdlich wanderte Ullathorne mit seinen Priestern von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Er gesteht ein, daß er überall entsetzliche Verwilderung gefunden habe, daß aber dennoch nicht alle Keime des Guten erstickt und der Glaube nicht ausgelöscht war. Die Folgen seines Wirkens wurden bald in der Kolonie sichtbar. — Nachdem er nun mit allen Verhältnissen vertraut war, erließ er einen ergreifenden Aufruf um Hülfe an das Englische und Irische Volk**), der den erfreulichsten Anklang fand. Auch die Propa-

---

*) Annal. 1838. V. 16—17.

**) Er schließt seinen Aufruf mit diesen wahrhaft Apostolischen Worten: «Nun, lieber Leser, der du uns durch die unbegränzten Gegenden gefolgt bist, die unserer Fürsorge anvertraut sind, der du mit Theilnahme vernommen hast von unseren Mühen, unserm Verdrusse, unseren Sorgen und Widerwärtigkeiten, erlaube mir, jetzt deine Wohlthätigkeit in

ganda zu Rom begann diesen Gegenden eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Herbste des Jahres 1835 betrat der erste Bischof den Boden von Neuholland. Es war Dr. Polding,

---

Anspruch zu nehmen. Ich kann nur Eine Stimme hören lassen, aber es ist dies die Stimme mehrer Tausend Menschen, welche zu dir vom äußersten Ende der Erde rufen; es ist dies ein Ruf des Jammers, eine Stimme der Gefangenen, ein Schrei der Verlassenheit und der Verzweiflung. Fünfzigtausend Gefangene zeigen ihre Wunden, welche die Fessel immer wieder aufreibt, und auch ihr Herz blutet: der Jammer, welchem sie ausgesetzt sind, verzehrt sie. Ihr Unglück kund zu geben, haben sie nur den Schrei unaussprechlicher Leiden. Sie sind über das Meer hieher gekommen: vielleicht haben mehre unter ihnen die Hand Gottes bewundert, die über den Abgründen ausgestreckt ist; aber bald ist jeder Vorsatz, jedes bessere Gefühl in ihnen wieder durch das Übermaß ihrer Leiden erstickt worden. Hingeschleudert ans Ende der Welt, alles dessen beraubt, was ihnen theuer war, lastet nun der Kummer auf jedem ihrer Tage; er hat sich ausgeprägt in den düsteren Runzeln ihrer Stirn. Das Brod, das sie nähren soll, ist ihnen zum Ekel, und alle Nahrungsmittel widerstehen ihnen. Sie harren auf die Erholungsstunde, sie seufzen nach dem Ende ihrer Arbeit, sie begeben sich zur Ruhe, indem sie sagen: Wann werden wir aufstehen? Sie stehen auf und bleiben wieder bis zur Nacht unter der Last ihrer Strafe. Ihre schmutzige Haut ist getrocknet, ihr Fleisch durch den Sonnenbrand aufgezehrt, ihre Hüften sind voll Narben gleich einem Gurte, die Geißel schwirrt auf ihrem Rücken, und ohnmächtig sinken sie hin. Die, welche heut über sie weinen, werden sie morgen nicht wiedersehen, denn sie werden an der Stätte nicht mehr sein, wo sie litten. Gott hat alle seine Gerichte über sie kommen lassen, sein Richtschwert ist gezückt, es flammt über ihnen, sie zu vernichten, es schwebt hin und her über ihrem Haupte. Wenn sie in ihr Zelt zurückkehren, so finden sie nichts, was sie trösten könnte. Sie betrachten den Tod wie einen Schatz, den die Erde verbarg, sie jauchzen vor Freude, wenn sie ihr Grab sehen. Mit ihrem Tode ist auch jede Spur von ihnen erloschen, eine Wittwe beweint sie nicht. Wenn ich an ein solches Loos denke, so erbebt all mein Gebein. Bin ich nicht wie mit Todten in ein Gefängniß gesperrt? Was kann ich sagen bei dem Jammer, der mich überwältigt? Und wenn mir einige Kraft bleibt, soll ich da schweigen?

Es ist wahr, der Verurtheilte ist auch ein Verbrecher; aber ist er nicht genug gestraft? Er hat die Ordnung der Gesellschaft gestört; aber hat sie ihn nicht ausgestoßen? Er hat seine Strafe verdient; aber ist er denn nicht auch durch das Blut des Heilandes erlös't worden? Sind denn die Schätze der Barmherzigkeit erschöpft? und ist die Zeit der Ver-

der Apostolische Vikar des neu errichteten Vikariats von Neuholland und Vandiemensland. Die Freude über seine Ankunft zu Sidney war unbeschreiblich. Ihn begleiteten drei Priester und vier Alumnen des Priesterstandes. Gregor XVI., der Gründer der Neuholländischen Kirche, hatte ihn gesendet. In allen Orten suchte er Schulen zu gründen; die Priester vertheilte er über das weite Gebiet der Kolonie, aber noch immer nicht wollten die Kräfte ausreichen. Besonders konnte für das weibliche Geschlecht noch fast nichts geschehen. In der Regel waren 600 weibliche Gefangene in den Strafanstalten zu Parramatta zusammengehäuft. Die Verderbtheit war unter ihnen noch größer, als unter den Männern, und man sah nicht ein, wie man ihnen beikommen wollte.

---

zeihung für ihn zu Ende gegangen? So schuldig diese Menschen auch sein mögen, sollte man nicht dennoch für sie bitten dürfen? Bis in das verdorbenste Herz hinab ist ein Keim zum Guten versenkt zu edlerer Gesinnung, und die Gnade weiß ihn fruchtbar zu machen. Könnte ich euch doch diese Menschen mit dem düstern Antlitz zeigen, wenn sie uns von den Tagen reden hören, die sie in Unschuld zubrachten; wenn wir ihrem Drangsale das bittere Leiden Christi entgegenstellen und ihnen die Schätze der göttlichen Barmherzigkeit zeigen, wenn wir ihnen beweisen, daß, ob auch die Welt und all ihre Hoffnungen verschwinden, doch noch nicht Alles verloren ist! Könntet ihr dann diese erstaunenden Blicke sehen, diese Thränen, die seit ihrer Jugend nicht mehr flossen, und die nun in Strömen über die gramgefurchten Wangen herabrinnen, könntet ihr diese tiefen Seufzer vernehmen, und vermöchtet ihr die Erschütterung ihres ganzen Wesens zu beobachten, wenn nun eben eine große Wahrheit ihr Herz trifft, und diese gefaltenen Hände, diese demüthige Haltung, diesen Ausdruck in den Mienen und das innige Gebet: ihr müßtet das Wunder anerkennen, das die göttliche Barmherzigkeit wirkt; so sehr ist ihr unbezwingbares Wesen dadurch besiegt worden, so demüthig und unterworfen zeigt sich nun dieses Herz, das früherhin so verstockt und hochfahrend war. Ach, wann werden doch wahrhaft apostolische Männer zu uns kommen, deren Glück es ist, zu den Füßen des Kreuzes zu knien, und deren ganze Beredsamkeit darin besteht, die Kraft des Kreuzes zu predigen! Männer, die unerschrocken unter dem Banner des gekreuzigten Königs einhergehen, die entflammt sind von Liebe zu ihm, um auch für ihn zu leiden, die nur darin ihre Ruhe suchen, daß sie bekümmerten Herzen Trost gebracht haben, und ihren Reichthum nur nach den Seelen berechnen, welche sie gerettet haben! (Annal. 1838. V. S. 60. u. ff.)

Der Bischof errichtete zu Sidney ein Priesterseminar, das von den vier mit ihm gekommenen Alumnen bezogen wurde, und im Jahre 1836 hatte er die Freude, die erste Priesterweihe vorzunehmen. In Irland war indeß in Folge des Aufrufs von Ullathorne ein reger Missionseifer erwacht, und viele Priester und Seminaristen widmeten sich der Australischen Mission. Schon im Jahre 1840 konnte Polding schreiben: „Ich zähle 23 Priester unter meiner Gerichtsbarkeit*).“ Das Priesterseminar hatte 9 Zöglinge. In Sidney bestand eine höhere Schule unter der Leitung des Ullathorne; viele Freischulen waren an allen Orten der Kolonie eröffnet, und allein 9 Kirchen waren im Baue begriffen. Die Unterstützungen vom Lyoner Missionsvereine waren bedeutend. Im Jahre 1841 betrugen sie 45,200 Franks; im Jahre 1842 49,200 Fr.; 1843 schon 83,800 Fr. Endlich hatte der Bischof die Freude, eine ganze Schaar von barmherzigen Schwestern aus Irland in Sidney landen zu sehen, 1840. Was der Apostolische Mann dabei empfand, drückt er selbst in einem Briefe aus: „Unser Dankgefühl wird sich dessen ewig erinnern.“ Die Behörden kamen den Schwestern überall auf das Freundlichste entgegen, und gestatteten ihnen ungehindert den Zutritt zu den Strafanstalten. In Parramatta bezogen sie ein Spital, und übernahmen die Leitung der weiblichen Sträflinge. Ihr Erscheinen an diesen Orten des Lasters und des Elends wirkte Wunder. Die verstoßenen Unglücklichen sahen, daß eine Liebe auf Erden noch an sie denkt, und glaubten wieder an die himmlische Liebe. Sie ließen sich wie Kinder leiten, und Hoffnung und Muth zur Tugend kehrten in sie zurück**). Dann wurde ein zweites Spital zu Sidney gegründet, und ebenfalls ein Waisenhaus unter der Leitung von zwei barmherzigen Schwestern, in das gleich anfangs 80 Kinder aufgenommen wurden. — Dieser außerordentliche Aufschwung der Katholischen Religion erregte zwar die Eifersucht der protestantischen Geistlichen und Missionäre, gab aber in der öffentlichen Meinung der Katholischen Religion ein immer deutlicher hervorretendes moralisches Übergewicht. Die protestantischen Gefangenen

*) Annal. 1841. IV. 53

**) Annal. 1841 IV. 55—56.

verlangten häufig den Beistand Katholischer Priester, und unter den Kolonisten wurde die Rückkehr zur Kirche immer häufiger. Allein im Jahre 1839 fanden 250 Bekehrungen statt. Nach einer im Jahre 1833 vorgenommenen Zählung betrug die Katholische Bevölkerung ein Fünftel aller Einwohner*). Nach einer Zählung von 1837 betrug sie ein Viertel; 1840 ward sie auf ein Drittel, und dann in der Hauptkolonie Neu-Sud-Wales auf zwei Fünftel angegeben, während in den andern Kolonien, die fast noch keine Priester hatten, das Zahlenverhältniß nicht so günstig war.

Nachdem solcher Gestalt in Neu-Sud-Wales die Dinge geordnet waren, konnte der Bischof 1841 schreiben: „jetzt hat unsere Kirche eine feste Gestalt gewonnen**)," und nun auf die andern Kolonien und selbst auf die Bekehrung der Eingebornen sein Augenmerk richten.

c. Die Mission auf Vandiemensland.

Der Priester Conelly hatte auf der Insel Vandiemensland nur soviel bewirken können, daß die Katholiken nicht ganz in Muthlosigkeit versanken. Mehr zu wirken gestattete der protestantische Eifer des Statthalters nicht. Der Bischof Polding hatte im Jahre 1835, noch ehe er Neu-Sud-Wales betrat, die Insel besucht, und überall Gottesdienst gehalten. Er legte zu Richmond den Grundstein zu einer neuen Kirche, errichtete zu Hobart-Town eine Freischule, konnte aber den Bau einer Kirche daselbst nicht durchsetzen. Der Statthalter wollte auch durchaus keinen Zuschuß zur Unterhaltung eines Geistlichen in Lauceston, wo 2000 Katholiken ohne alle geistliche Hülfe lebten, bewilligen. Bei seiner Abreise ließ der Bischof den Cothone als zweiten Priester der Kolonie zurück. Im Jahre 1841 waren erst drei Priester vorhanden, und die Stimmung der obersten Behörden war der Katholischen Sache noch immer feindlich. Doch drang die in Europa herrschende günstige Stimmung gegen die Katholiken immer sichtbarer in die höhere Beamtenwelt ein, und das Beispiel von Neu-Sud-

*) Annal. 1838. V. 19.
**) Annal. 1841. IV. 57.

Wales konnte nicht ohne günstige Rückwirkung auf die Nachbar-kolonie bleiben, so daß die Katholiken allmählig in ihre vollen Rechte eintraten. Seitdem ist die Zahl derselben im beständigen Steigen, obwohl das Verhältniß zu den Protestanten hier noch immer nicht so günstig ist, als in der andern Kolonie. Die Katholiken bilden noch nicht ein volles Drittel der Bevölkerung. Auch die Stadt Adelaide in Südaustralien und die Kolonie am Schwanenflusse im Westen erhielten jede einen Priester, welche den Anfang zu größeren Niederlassungen machen sollten.

d. Die Mission auf der Insel Norfolk.

Die Insel Norfolk nebst der kleinern Insel Philipp liegt in bedeutender Entfernung von der Ostküste Neuhollands und dient zum Aufenthalte der schwersten Verbrecher der Kolonie von Neu-Sud-Wales. Nur Gefangene, Soldaten und Aufseher dürfen hier wohnen. Die Insel ist wie von Natur zum Gefängniß bestimmt. Rings von Korallenriffen umgeben bietet sie nirgends einen Landungsplatz dar. Nur von der Seite der Insel Philipp dürfen sich kleine Schiffe mit Vorsicht nähern. „Auf dem flachen Ufer der Insel Philipp gegenüber befindet sich die Strafanstalt. Sie besteht aus zwei einander gegenüberliegenden Gebäudereihen; die zunächst am Meere liegenden bilden eine Kaserne für die Gefangenen, einen im Viereck gebauten Schoppen, der zur Küche und zum Speisesaale dient; ein Gefängniß, eine Wachtstube und einige Nebengebäude. Am Fuße der Berge erheben sich die Kaserne für das Militair, das Magazin des Kommissariats und mehre Hütten. Zwischen den beiden Gebäudereihen liegt ein sehr fruchtbarer Boden, den ein frischer Bach durchströmt. Dieser ist in kleine Parzellen vertheilt, die man den gelehrigsten Gefangenen überläßt*)." „Eine starke Viertelstunde von der Strafanstalt entfernt befindet sich der Kirchhof; er liegt an einem der äußersten Enden der Ebne und ist nach zwei Seiten hin mit Bäumen umpflanzt, deren dichtes Laub keinen Sonnenstrahl durchläßt. Von einer Seite begränzt ihn das Meer. Die Unglücklichen, deren Gebeine man hier be-

*) Annal. 1838. V. 42—43.

gräbt, sind bis zu dieser dunklen Stätte auf einem Wege der Schmach gelangt, wo sie ein so trauriges, so vielbewegtes Leben zubrachten, den Wellen ähnlich, die an diesen Felsen so nahe ihren Gräbern sich brechen." — Hinter der Anstalt steigen die Berge höher und höher wie ein Amphitheater empor, und über alle hebt der Pittsberg seinen Kegelgipfel hoch in die Wolken, und schaut über das ewig grüne Eiland mit seinen wasserreichen Thälern und seiner wunderüppigen Vegetation hernieder. „Alles ist in diesem Lande schön, nur die Bewohner sind abscheulich" oder vielmehr, sie sind unendlich unglücklich.

Es ist unglaublich, wie kühn und erfinderisch diese Gefangenen sind, wenn nur irgend ein Hoffnungsstrahl ihnen leuchtet, sich diesem traurigen Aufenthalte zu entziehen. Auf dem kleinsten Kahne oder Baumstamme vertrauen sie sich dem offenen Meere an, das auf Hunderten von Meilen ihnen keine gastliche Insel als Zufluchtsstätte bietet. Ihr Blick ist düster und verzweifelt. Im Jahre 1834 machten sie einen Anschlag, die Besatzung zu ermorden und sich der Insel zu bemächtigen. Sie wurden aber überwältigt, und 31 Rädelsführer auf einmal zum Tode verurtheilt*). Kein protestantischer Prediger war schon auf frühere Einladung zu bewegen gewesen, auf Norfolk seinen Aufenthalt zu nehmen, und die Missionäre hatten alle ihre Aufmerksamkeit auf Neuseeland gerichtet**). Auch jetzt wollte keiner den Verurtheilten beispringen. Da bot sich ein Katholischer Priester dazu an. Es war Ullathorne. Ein Staatsschiff brachte ihn 1835 nach Norfolk. Der Gerichtshof von Sidney machte ihm die Freude, ihm die Verkündigung von 18 Begnadigungsakten zu gestatten. „Seine Ankunft erschien auf Norfolk allen wie ein Traum. Seit 6 Monaten in einem engen Raume eingepreßt, von Hitze fast erstickt erwarteten die Verurtheilten die Vollziehung der Strafe. Den achtzehn las der Priester ihre Begnadigung vor; dann verkündigte er mit zagendem Herzen den übrigen dreizehn ihr Urtheil. Aber wie erschüttert wurde er, da plötzlich die Verurtheilten wie nach Empfang einer frohen Botschaft sich auf die Knie warfen, und ohne eine

*) l. c. S. 47.
**) l. c. S. 50.

Thräne zu vergießen Gott dankten für die baldige Erlösung aus diesem Orte der Gräuel, während die, denen das Leben geschenkt war, ihrem Schmerz in Wehklagen und Weinen freien Lauf ließen. Unter den 13 Verurtheilten waren 3 Katholiken. Auch den Protestanten, die es verlangten, leistete der Priester Beistand. Am Tage der Hinrichtung hörten alle auf den Knien noch einmal das Todesurtheil an. „In dem Augenblicke, wo ihnen die Ketten abgenommen wurden, stürzten sie auf die Erde hin, und küßten, von Dankbarkeit hingerissen die Füße des Priesters, der ihnen das Wort des Friedens und der Barmherzigkeit verkündet hatte. Ihr Tod machte einen tiefen Eindruck auf die übrigen Gefangenen*).“ — Nur 8 Tage konnte Ullathorne auf der Insel verweilen; aber er benutzte die kurze Frist gut. Allein 150 Generalbeichten wurden gehört, und viele Protestanten verlangten die Gemeinschaft der Katholischen Kirche. Er vertheilte Gebet- und Erbauungsbücher, gab ihnen eine Gebetformel für den Sonntag, und bestellte Einen unter ihnen zum Vorbeten und Unterrichten. Dann brachte das Staatsschiff ihn nach Sidney zurück. Im folgenden Jahre erlaubte der Bischof Polding seinem Generalvikar Ullathorne abermals Norfolk zu besuchen. Er fand die Gefangenen in der besten Stimmung, und der Gouverneur Major Anderson suchte ihm für die hervorgebrachte Veränderung in aller Weise seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Er unterstützte den Priester bei dem Unterrichte und der Ermahnung der Gefangenen, und gestattete den Katholiken am Morgen und Abend zum gemeinschaftlichen Gebete sich zu versammeln. Seit 15 Monaten war von den Katholiken keiner vor Gericht gezogen. Einer unter ihnen war bei der ersten Anwesenheit des Priesters gegen alle Zusprache der Milde taub gewesen, und hatte beim Abschiede ernste Wahrheiten gehört. Diese hatten ihn so erschüttert, daß er wenige Tage darauf in sich ging, und nun bei der zweiten Anwesenheit des Priesters selbst alle seine Kräfte aufbot, um auch die Verstocktesten zum Beichtstuhle zu führen. Gegen 300 Gefangene gingen zur h. Beicht.

Solche Erfolge stimmten die Kolonialbehörden immer günsti-

---

*) Annal. l. c. S. 48.

ger für die Vorschläge des Bischofs, daß man zwei Priester, vom Staate besoldet, auf Norfolk wohnen lassen solle. Besonders verwendete sich Major Anderson für diese Sache beim Sekretair der Kolonien. Gegenwärtig hat Norfolk eine Katholische Kirche und zwei beständig dort wohnende Katholische Priester, und dieser Ort der Gräuel und Verzweiflung hat viel von dem Schrecken, der an seinen Namen geknüpft war, verloren.

e. Die Mission unter den Eingebornen von Neuholland.

Die Ureinwohner des Festlandes von Australien und Vandiemensland sind Neger, jedoch von verschiedenen Stämmen und in Bezug auf die Dunkelheit ihrer Hautfarbe mannichfaltige Abstufungen darbietend. Im Norden wohnen mehre Stämme, die nicht viel dunkler sind als die Malaien. Absolut unbewohnt ist kein Theil des Kontinents, obwohl manche Gegenden nur dann besucht werden, wo die Flüsse und Rinnsaale Wasser haben, mit dem Ersterben der Vegetation aber ganz öde und unbewohnt erscheinen. Im Ganzen sind die Stämme der Ureinwohner nur sehr spärlich über den großen Continent verbreitet, und verschwinden im Innern fast ganz. Am stärksten bewohnt ist die Nordostküste, wo theilweise ein feuchtes Klima eine üppige Vegetation begünstigt. Demnächst hat die Westküste die stärkste Bevölkerung. Übrigens wohnen in der Nähe aller Brittischen Niederlassungen Stämme dieser Neger, die aber meistens wenig zahlreich sind und immer mehr zusammenschmelzen. Auf Vandiemensland sind die Eingebornen in Folge der Berührung mit den Weißen und der rohesten Mißhandlung bis auf etwa 150 Seelen zu Grunde gegangen. Auf Neuholland kann man noch immer 400,000 Eingeborne rechnen. Die Annahme von nur 100,000 Seelen kann nach der Entdeckung der zahlreichen Stämme an der Nordostküste durchaus nicht mehr annehmbar erscheinen.

Über ihre Sitten und ihre Lebensweise schreibt ein Augenzeuge, der viele Jahre sie beobachtet und zum Theil unter ihnen gewohnt hat: „Man kann sich die geringe Bevölkerung leicht erklären, wenn man bedenkt, wie selten die Mittel zum Lebensunterhalte sind. Der Boden bringt weder Früchte noch Gemüse her-

vor; die Eingebornen nähren sich insgemein vom Fleische des Känguru und des Opossum, wozu sie zuweilen noch eine Art Würmer hinzufügen, die sich an den Bäumen aufhalten. Die Jagd ist ihre alleinige Beschäftigung; sie durchlaufen die Wälder, nur mit einer Baumrinde umgeben, die sie wie einen Gurt um die Lenden schlingen. In den kälteren Gegenden werfen sie einen kurzen Mantel von Thierhaut um die Schultern. Selten bauen sie sich in den wärmeren Landschaften eine Wohnung, höchstens bilden sie sich ein Dach aus Rinden, das in Form einer Laube fast bis auf die Erde reicht, so daß Einer nur kriechend darunter gelangen kann. Selten bauen sie aus Zweigen und Rinden eine wirkliche Hütte, in welcher fünf bis sechs Personen sich durch einander lagern.

Bis dahin haben sie auch nicht die entfernteste Neigung gezeigt, sich unseren Gebräuchen und unserer Lebensweise anzuschließen. Ihre ganze Industrie besteht in der Verfertigung von Waffen, als Lanzen, Keulen, hölzernen Schilden und einem ganz eigenen Werkzeuge, daß sie Boomerang nennen. Es ist dieses ein schweres Stück Holz, an der Spitze umgebogen und geschärft; es ist ungefähr zwei und einen Fuß lang und zwei Zoll breit. Sie schleudern es mit der Hand wohl 40 Schritte weit; es durchsaus't die Luft, kehrt wieder, beschreibt von Neuem seinen vorigen Weg, und fällt dann zu den Füßen desjenigen nieder, der es fortgeschleudert hat: die Gesetze der Physik haben mir diese wunderliche Wirkung noch nicht zur Genüge zu lösen vermocht. Die Vielweiberei ist bei diesen Völkern eingeführt, aber doch eigentlich nur bei den Häuptlingen. Die Männer des einen Stammes heirathen meistens die Frauen, welche sie einem andern Stamme geraubt haben: dieser Raub geschieht durch Überfall, indem sie die Frauen durch einen Keulenschlag niederwerfen und dann in Triumphe nach Hause führen. Sie betrachten die Frauen als sehr geringfügige Wesen und behandeln sie mit schrecklicher Grausamkeit. Man sieht Frauen, die den ganzen Kopf von Narben durchfurcht haben. Diese Völkerschaften sind Menschenfresser; man kann daran nicht zweifeln, ich selbst weiß es aus ihrem eigenen Geständnisse *)."

Was ihre Religion betrifft, so haben viele Reisende das vor-

*) Annal. 1838. V. S. 55, 56.

eilige Urtheil gefällt, daß ihnen alle religiösen Begriffe mangeln. Ullathorne schreibt über diesen Gegenstand: „Sie haben weder Tempel noch Götzenbilder; aber sie sind sehr abergläubisch und hegen große Furcht vor den bösen Geistern. Beim Vollmond versammeln sie sich in den Wäldern, um einen religiösen Tanz zu begehen, den sie Corobarus nennen; hier führen sie Spielkämpfe auf und ahmen das Geschrei des Känguru nach. Sie glauben an Zauberei und Seelenwanderung, indem sie annehmen, die Seelen ihrer Vorfahren erschienen wieder in Thieresgestalt oder sie wären in die Weißen gefahren, welche aus Europa zu ihnen herüberkommen. Ganz genau hat man noch nicht ermitteln können, welchen Begriff sie sich von einem höchsten Wesen, von der Fürsehung und dem künftigen Leben machen, und es ist im Allgemeinen schwer, sie dahin zu bringen, sich über ihre religiösen Ansichten mitzutheilen*).“ Diese und andre Mittheilungen ähnlichen Inhaltes lassen vermuthen, daß die Religion dieser uralten Völkerschaften wesentlich verwandt ist mit der Kamireligion. Dabei stimmen ihre Gebräuche namentlich an der Ost- und Nordostküste vielfach mit denen der Carolinen, Vitiinseln und andern Inseln der Südsee überein. Sie tätowiren sich, bemalen sich mit rother und gelber Farbe, opfern die abgehauene Fingerspitze 2c.**). Das Feuer bildet bei ihrem Kultus immer einen wesentlichen Bestandtheil. Der Italiänische Missionär Pisciaroli schreibt darüber von der Insel Denwich an der Nordostküste von Neuholland: „Feuer haben die Wilden immerfort in Bereitschaft, indem es die Sitte, ich möchte sagen der Glaube des Volkes mit sich bringt, immer mit einem Feuerbrande in der Hand seines Weges zu gehen. Erlischt dieser Brand unversehens, so zündet man sogleich einen andern an. Diese Art der Verehrung der Wilden gegen das Feuer zeigt sich auch bei ihren Begräbnissen. Jedesmal legt man in das Grab eines todten Kriegers auf einer Seite desselben seine Waffe, auf der andern einen glühenden Feuerbrand. Ich möchte annehmen, dieser Gebrauch sei für sie ein Bild der Unsterblichkeit; denn wie sich die Flamme im Augenblicke der Lostrennung von dem

*) Annal. 1838. V. 56.
**) Annal. 1845. I. 59—60.

durch sie zerstörten Körper aufwärts schwingt, so glauben sie auch nach dem Scheiden von dieser Welt in jene höhern Regionen, wo man die Mühen der Erde bei der Wonne eines ewigen Festmahles vergißt, emporzuschweben*)." Vergl. hiermit das über die Religion der Carolinier Gesagte.

Vor den Englischen Kolonisten weichen diese Ureinwohner Neuhollands überall scheu zurück. Sie sind an der weißen Bevölkerung ganz und gar irre geworden. Ullathorne schreibt darüber: „Diese armen Geschöpfe haben von den Sträflingen des Binnenlandes oft die grausamste Behandlung zu erdulden gehabt; man machte Jagd auf sie wie auf wilde Thiere, und tödtete sie zum Vergnügen. Von unsrer (Englischen) Sprache hatte man ihnen nur die ausgewählt schändlichsten Redensarten beigebracht, und man gab ihnen das Beispiel der verwerflichsten Laster. Ihre Frauen wurden auf die empörendste Weise mißhandelt; welches alles zur Folge hat, daß die Eingebornen immer mehr aus den von den Europäern bewohnten Gegenden verschwinden. Der bei Sidney am nächsten gelegene Stamm besteht nur noch aus 5 bis 6 Eingebornen, welche alle kinderlos sind. Die Stämme von Vandiemensland sind fast alle ausgestorben; die noch vorhandenen 150 Einwohner hat man nun nach einer Insel der Meerenge Bass gebracht, wo sie auf Kosten der Regierung unterhalten werden. So wurde dieser Volksstamm in weniger als 20 Jahren fast ganz ausgerottet**)."

Die meisten Reisenden schildern die Neuholländer als durchaus stumpfsinnig und unempfänglich für Kultur. Die Berichte der Katholischen Missionäre stimmen damit nicht überein. Der Bischof Polding, der mit ihnen in häufige Berührung kam, schrieb über sie: „Diese Wilden, der Gegenstand so großer Verachtung, scheinen uns verständig, aufgeräumt und scharf beobachtend***)." Merkwürdig ist es, daß diese Australischen Neger, die sich scheu vor allen Europäern zurückzogen, zu den Katholischen Priestern sogleich beim ersten Erscheinen derselben Vertrauen faß-

*) l. c. S. 60—61.
**) Annal. 1838. V. 57.
***) Annal. 1841. IV. 54.

ten. Schon der Missionär Therry, der 1820 in die Kolonie kam, schenkte ihnen seine Aufmerksamkeit, und ward dafür von ihnen mit einem Wohlwollen und einer treuen Anhänglichkeit belohnt, die selbst nach vielen Jahren, wo dieser fromme Mann nicht mehr unter ihnen wirkte, nicht erlosch. Vor dem Hause des Bischofs am Ufer des Meeres versammeln sie sich häufig stammweise aus der Nachbarschaft, um irgend eine Wohlthat, die ihnen erwiesen ist, zu feiern, und ihrem geistlichen Vater zu Ehren ihre Lieder zu singen. Einen solchen Gesang nennen sie Corroborarec. „Ihre Gesänge," schreibt der Bischof Polding, „sind klagend, auch wenn sie die Freude ausdrücken. Während der Nacht versammeln sie sich, und ihr Gelärm hält die ganze Nachbarschaft wach *)." Therry taufte die ersten Ureinwohner von Neuholland **). Die Bekehrungen mehrten sich seit der Ankunft des Bischofs, gegen den sie eine große Verehrung an den Tag legten. Die Väter und Mütter brachten selbst ihre Kinder zur Stadt, um sie von ihm taufen zu lassen. Wenn in der Nähe ihres Stammes ein Priester wohnte, so gab der Bischof den Eltern einen Zettel an diesen mit, damit er für die christliche Erziehung des Täuflings sorge ***). Weit schneller und glücklicher aber, als in Neu-Sud-Wales, ging die Bekehrung in der Westkolonie am Schwanenflusse von Statten, wo das Verderbniß der Sitten unter den Europäern nicht so groß, die Stämme der Eingebornen aber zahlreicher waren. Hier wirkte zuerst der Missionär Smith, der ihr vollkommenstes Vertrauen erwarb, und dann der vortreffliche Brady, der bald von den Stämmen im Wellingtonthale bis weit in das Innere hinein als allgemeiner Vater verehrt wurde.

Nichts schmerzte den Bischof mehr, als daß er bis zum Jahre 1840 keinen einzigen Priester ausschließlich für den Unterricht der Neger verwenden konnte. Er durfte keines Priesters Hülfe den Kolonisten entziehen. Zudem sah er ein, daß Nichts die Wilden vor völligem Untergange retten könne, wenn nicht Priester ihnen in ihre Wohnsitze im Innern folgten, und sie entfernten von „dem

*) Annal. 1841. IV. 55.
**) Annal. 1838. V. 57
***) Annal. 1841. IV. 54.

Pesthauche einer Civilisation, die weder von der Religion eingehaucht, noch von ihr geleitet wird." Er faßte daher den großen Gedanken, eine Schaar Missionäre zu werben, die sich ganz dem Unterrichte und der Civilisation der Neger in den innern und abgelegenern Landestheilen widmeten, und so die Rettung dieser unglücklichen Völkerschaften unternähmen. Die gesuchte Hülfe fand er in Italien, und so schlossen sich seit 1842 auf dem Australischen Festlande Italiänische Missionäre mit den Brittischen zusammen. Es besteht in Italien der Orden der Passionisten, der sich die Bekehrung von England und Schottland zu seiner Aufgabe gemacht hat, und seine Missionäre immer zahlreicher zu diesem Inselreich entsendet. Die Kolonien konnten von seiner Wirksamkeit nicht wohl ausgeschlossen bleiben; darum war es ein glücklicher Gedanke des Bischofs Polding, die Mitwirkung dieses Ordens für Neuholland zu gewinnen. Um den neu angekommenen Missionären das Erlernen der Sprache der Ureinwohner zu erleichtern, sandte er vier derselben zu der Insel Denwich, die, obwohl 40 Engl. Meilen lang nur 150 Ew. zählt. Diese Insel liegt unterm 27° S. B. der Moreton-Bai gegenüber. Das zerfallene Haus, worin früher Staatsgefangene eingeschlossen waren, ist zur Wohnung für die Missionäre eingerichtet. Von dort sollen sie an den Nordostküsten entlang und in das Innere vordringen*).

f. Gründung der Australischen Kirchenprovinz.

Der beispiellose Aufschwung der Katholischen Kirche auf dem Australischen Festlande brachte unter den Protestanten eine große Bewegung hervor. Noch wenige Jahre vorher hatte es sich gefragt: „Soll der Katholischen Kirche eine Existenz auf Neuholland gestattet werden?" Jetzt war die Sache eine andere geworden. Es fragte sich jetzt: „Welche Kirche soll auf Neuholland herrschen?" Daher bereitete sich hier ein Kampf vor, dessen Wichtigkeit alle Partheien fühlten. „Die gegenwärtige Krisis," sagt der Bericht der Annalen von 1840, „wird über die religiöse Zukunft eines Welttheils entscheiden." — Da der Bischof Polding

---

*) Annal. 1845. I. S. 58 u. ff.

den Bestand seiner Kirche für's Erste gesichert sah, entschloß er sich, nach Rom zu gehen, um dem Apostolischen Stuhle selbst über sein Wirken Rechenschaft zu geben, und neue Hülfsquellen zu eröffnen. Im spätesten Herbste 1841 langte er zu Rom an. Gregor XVI. empfing den Apostel Neuhollands mit großer Auszeichnung. Der Schluß der Verhandlungen war, daß Sidney zum Erzbisthume erhoben, und ihm einstweilen zwei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Erzbischöfliche Diözese Sidney erstreckt sich über Neu-Süd-Wales und über die Kolonien an der Ostküste nebst der Insel Norfolk. Die Diözese Vandiemensland, deren bischöflicher Sitz die Stadt Hobart-Town ist, umfaßt diese ganze Insel nebst den umherliegenden kleinern Eilanden. Der erste Bischof heißt Wilson.*) Die dritte Diözese erstreckt sich über Süd-Australien, Port-Philipp und die Känguruinsel. Der Bischöfliche Sitz ist die Stadt Adelaide. Zum ersten Bischof wurde erhoben der Priester Humphry. Für die Dotation dieses letztern Bisthumes sorgte Gott auf eine fast wunderbare Weise. Ein reicher Engländer anglikanischer Religion hatte große Ländereien in Südaustralien angekauft, und vierhundert Morgen Landes nebst einer beträchtlichen Geldsumme zum Baue und zur Dotation einer anglikanischen Kirche bestimmt. Da aber die Puseyitische Bewegung von England aus sich auch über die Kolonien zu verbreiten begann, so kehrte er zur Katholischen Kirche zurück, und gab nun 500 Morgen des besten Landes, nebst 2000 Pfund Sterling für den neuen Bischof. Außerdem wies er an einer hochgelegenen Stelle der Stadt Adelaide 4 Morgen Landes zum Baue einer Kirche an. Zu diesen drei Diözesen kam bald noch ein neuer Sprengel hinzu. Der Missionär Brady, der am Schwanenflusse so segensreich für die Bekehrung der Ureinwohner gewirkt hatte, reisete 1844 besonders im Interesse dieser Missionen nach Rom. Es wurde ein viertes Bisthum für die Südwestkolonien in der Stadt Perth gegründet, das vorzugsweise die Missionen der Ureinwohner umfassen sollte. Der erste Bischof wurde Brady. Er ward zugleich zum Apostolischen Vicar von Port-Essington (Victoria) und Sonda, im Norden und Nordwesten von Neuholland, ernannt, welche beiden Apostolischen Vikariate wahrscheinlich bald in zwei

*) Annal. 1844. II. 75.

neue Bischöfliche Diözesen verwandelt werden sollen *). — Über welche Kräfte die Katholischen Missionen zu gebieten haben, wird aus der Reise Poldings und Bradys nach Europa sichtbar. In England, Irland, Frankreich und Italien sammelte Polding eine ganze Kolonie von Ordensmännern, Weltpriestern, Seminaristen und barmherzigen Schwestern. Außerdem erhielt er reichliche Beisteuern an Kirchenschmuck, Büchern und andern für die Mission brauchbaren Gegenständen, so daß die drei neu errichteten Bisthümer ziemlich vollständig mit dem Nöthigen versehen werden konnten. Außer den barmherzigen Schwestern und den Passionisten gelang es ihm, noch einen dritten Orden, die Schulbrüder nach Australien zu verpflanzen, welche dort bald Wurzel faßten, und der Katholischen Sache die wesentlichsten Dienste leisten. — Als nun Brady drei Jahre später nach Europa kam, fand er eben so bereitwillige Unterstützung. Er reisete am 16. September 1845 von London wieder nach Australien ab. Ihn begleiteten 4 Italiänische Passionisten, 2 Spanische Benediktiner, 5 Französische, 3 Irische Priester, 9 Studierende der Theologie und 6 Ordensfrauen. Solche Unterstützung setzte ihn in den Stand, seine neue Diözese völlig zu organisiren, und für die Bekehrung der Ureinwohner in einem größeren Maßstabe als bisher zu wirken. Ja, wie großartig die Missionsplane des Bischofs sind, zeigt die Gründung der großen Benediktinermission für das Innere von Westaustralien. Der Pater Serra schreibt darüber unterm 13. Februar 1846 aus Perth in Australien: „In einigen Tagen werden wir Perth verlassen, und in das Innere von Australien nach der Gegend des Moore-River hin vordringen. Dort befindet sich der Posten, welchen unser Bischof uns angewiesen; er hat die ganze Gegend vom 31. bis zum 20. Breitegrad zur Benediktiner-Mission erklärt. Unser sind allerdings nur drei, allein wir hoffen, daß die Vorsehung uns Verstärkung schicken wird, und ich habe auch schon der Propaganda zu Rom die Gründung einer Benediktiner-Congregation in Australien vorgeschlagen, in welche mit der Zeit lauter Eingeborene eintreten könnten. Die Regierung

*) Annal. 1845. VI. 69. Siehe die neuesten Nachrichten über Perth, Sonda und Port Essington in Annal. 1846. VI. 42 u. ff.

hat uns zwanzig Acres Landes am Moore-River zur freien Auswahl überlassen; wir haben indessen zum Anbau desselben nur unsre eigenen Hände, müssen außerdem dem Unterrichte der armen Wilden und dem Gebete obliegen, und jetzt schon daran denken uns Nachfolger heranzuziehen. Handarbeit, Gebet und Studium, wie unser heiliger Vater*) es angeordnet, werden also unsere tägliche Beschäftigung sein. Was unseren Plan betrifft, so haben wir uns zu folgender Verfahrungsweise entschlossen. Wir werden uns dem ersten wilden Stamme anschließen, dem wir begegnen, und mit ihm ein Nomadenleben führen, bis wir ihn bewogen haben, an irgend einem vortheilhaft gelegenen Punkte seinen ständigen Wohnsitz aufzuschlagen, wo wir ihn dann durch unser eigenes Beispiel den Ackerbau lehren und ihm zeigen werden, daß der Lebensunterhalt sich auf diese Weise ganz gut gewinnen läßt. Haben wir die Eingebornen aber erst einmal an den Boden gefesselt, so werden wir später auch von religiösen Dingen mit ihnen reden, und immer weiter voranschreiten, damit aus den Söhnen Australiens selbst die künftigen Missionäre ihrer Brüder hervorgehen. Es ist dieses vielleicht die einzige Methode, durch welche unter einer nomadisirenden Bevölkerung Etwas erzielt werden kann. Bekommen wir dann später aus Europa Verstärkung, so werden wir unseren neu eintretenden Mitbrüdern die schon gegründeten Klosterhütten und die Stämme mit festen Wohnsitzen anweisen, wir aber werden weiter vordringen, und andre Stämme Jesu Christo zu gewinnen suchen. Gelingt es uns so, eine Kette von Klöstern über Australien zu verbreiten, so ist die Bekehrung und Civilisation dieses Landes gesichert. Bei einem andern Verfahren aber würde es diesem Lande vielleicht gerade so gehen wie Afrika, dessen Inneres immer noch in Heidenthum und Barbarei liegt, obgleich dort schon die eifrigsten Missionäre ihren Schweiß und ihr Blut vergossen haben." — Die Errichtung eines Bisthums für diese Australischen Neger muß als ein Ereigniß großer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte dieser von den Europäern bisher nur mißhandelten Negritos betrachtet werden, zumal da sie mit der Errichtung zweier apostolischer Vicariate für die Neger der Inseln in der

*) Der h. Benedictus.

Südsee zusammenfällt. Brady ist zugleich der erste Europäer, der ein Lexicon der Sprache der Neuholländischen Australier verfaßt hat. Es wurde 1845 von der Propaganda in Rom gedruckt.

Von jetzt an nahm die Kirche von Neuholland einen noch rascheren Aufschwung, als vorher, und begann bereits mit einem gewissen Glanze sich zu umgeben. Die neue Erzbischöfliche Kathedrale von Sidney ist jetzt vollendet und eingeweiht, und ist mit Ausnahme der Kirchen auf den Philippinen das prächtigste kirchliche Gebäude des Welttheils. Eine Katholische Zeitung Sydney-Australian-Chronicle wird mit Talent redigirt. Der große Sanct Patric-Verein erstreckt sich über alle Kolonien des Festlandes und Vandiemenslands, und hält seine regelmäßigen Versammlungen. Zudem ist Sidney ein Hauptanhaltspunkt der Missionen auf den übrigen Inseln der Südsee geworden, wo sich die Brittische und Französische Missionsthätigkeit zusammenschließen, und in schöner Eintracht zu Einem Ziele wirken. Am 11. Januar 1845 wurde die erste feierliche Synode von Australien gefeiert, auf der vier Bischöfe und eine große Anzahl Priester und Gläubige aus der Inselwelt der Südsee anwesend waren. Hier erschien der Bischof Pompallier von Neuseeland, und gab Bericht über die Fortschritte des Christenthumes auf dieser Insel, und über die Begebnisse auf seiner großer Visitationsreise nach Tonga und Wallis; der Bischof von Adelaide berichtete über die glückliche Bekehrung des Anglikaners, der seine Kirche so reich dotirt hatte; ebenfalls liefen über die Bekehrung der Eingebornen des Festlandes sehr günstige Berichte ein. — Wahrscheinlich wird Sidney ähnlich wie Baltimore eine regelmäßige Wiederkehr dieser schönen kirchlichen Versammlungen sehen, welche die Ausbreitung dieser Kirchenprovinz von Jahr zu Jahr fördern werden.

So hat denn die Kirche von Neuholland Leben und innere Kraft gewonnen, dem Wachsthume der Kirchen in den apostolischen Zeiten vergleichbar. Aus einem kleinen Keime ist im Laufe weniger Jahre unter dem Pontificate Gregors XVI. ein Riesenbaum emporgewachsen, der seine wohlthuenden Schatten immer weiter über das Australische Festland und über die Inseln der Südsee hinauswirft, und den der Verzweiflung preisgegebenen Sprößling einer verkehrten Europäischen Civilisation, und die mit Vernichtung

bedroheten Völker dieses Welttheils unter seine schützenden Flügel sammelt.

---

§. 3.

Die Mission der Gambierinseln.

Beginn der Französischen Missionsthätigkeit in der Südsee.

a. Veranlassung der Mission. Die neuen Kongregationen.

Der großen Spanischen Mission im Norden und Nordwesten der Südsee hatte sich also nun eine eben so wichtige Brittische im Südwesten desselben Meeres an die Seite gestellt. Beiden schloß der Zeit nach die letzte von Osten her eine Französische Mission sich an, um mit der diesem Volke eigenen Schnelligkeit fast zu gleicher Zeit alle Hauptpunkte der inneren Südsee in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen. Man könnte die Geschichte der Französischen Mission mit der Expedition des Freycinet im Jahre 1819 beginnen. Denn wir wissen, daß der auf dem Schiffe anwesende katholische Priester, Abbé Quelen die vorzüglichsten Häuptlinge der Sandwichinseln taufte, und bei der Abreise versprach, eine Anzahl von Missionären für den Unterricht des Volkes zu senden. Quelen konnte aber nach seiner Rückkehr die Absendung der Missionäre nicht so beschleunigen, wie er es gewünscht hätte, und so verzog sich der eigentliche Beginn der Französischen Mission noch um mehre Jahre. Während dieser Verzögerung besetzten protestantische Missionäre das den Franzosen bestimmte Feld, und es entwickelten sich auf der Sandwichgruppe und auf den übrigen Inseln der Südsee die Ereignisse, deren Darstellung den zweiten Abschnitt dieser Missionsgeschichte füllt. Aber man hatte in Frankreich auf die Südsee nicht vergessen, und betrachtete es als eine Ehrensache, das Versäumte wieder nachzuholen.

Auch in Frankreich waren in Folge der Revolution die Missionsanstalten erschüttert. Selbst die Gesellschaft der auswärtigen Missionen getrauete sich nicht, eine neue Unternehmung zur Südsee zu beginnen, da sie den Bedürfnissen in der Levante, in Ostindien und China kaum entsprechen konnte. Auch die Lazaristen waren

zu sehr in Anspruch genommen, und die Jesuiten waren in Frankreich noch nicht stark genug, um sich auf eine Mission zur Südsee einzulassen. Doch der wieder erwachende Eifer für die Verbreitung des Glaubens schaffte Rath. Während die andern Missionsanstalten das bisher bearbeitete Feld fortfuhren zu bebauen, erhoben sich zwei ganz neue Kongregationen, die sich vorzugsweise die Bekehrung von Oceanien zur Aufgabe machten, und in kurzer Zeit an Mitgliedern erstarkten. Die eine führt den Namen „Kongregation vom heiligen Herzen Jesu und Mariä", und wird von der Straße in Paris, worin das Mutterhaus liegt, Gesellschaft von Picpus genannt. Ursprünglich hatte diese Kongregation, deren Mitglieder sich durch ewige Gelübde verbinden, nicht gerade die auswärtigen Missionen zu ihrem Hauptzwecke. Der Abbé Coudrin stiftete dieselbe im Jahre 1814, um in Frankreich selbst durch Missionen den gesunkenen religiösen Sinn des Volkes zu wecken, und durch Verbreitung eines guten Unterrichtes die Jugend vor dem Verderbnisse der Zeit zu bewahren*). Im Jahre 1819 erhielten die Schüler Coudrins die Leitung des großen Seminars von Tours, und im Jahre 1829 die des Seminars von Rouen. Auch übernahmen sie mehre Gymnasien, und bewirkten dadurch, daß ihnen fortwährend tüchtige junge Leute und Zöglinge des Priesterstandes zuströmten. Sie haben ein Novizen- und Retraite-Haus zu Vaugirard bei Paris, wo die neuen Mitglieder sich wenigstens 1 Jahr, aber nicht über 18 Monate zur Ablegung ihrer Gelübde vorbereiten. Am 10. Januar 1817 wurde die Kongregation durch ein Dekret, und am 17. November d. J. durch eine Bulle von Pius VII. bestätigt. Im September 1825 erhielt die Kongregation durch Leo XII. den Auftrag, eine Mission auf den Sandwichinseln zu begründen, welche aber eine Zeitlang ganz vereinzelt dastand. Als Coudrin im Jahre 1829 in Begleitung des Fürsten von Croy, Kardinal-Erzbischofs von Rouen, zum Konklave nach Rom reisete, erregte er die Aufmerksamkeit des Kardinals Cappellari, der kurz darauf als Gregor XVI. den Apostolischen Stuhl bestieg. Gregor hatte schon als Präfekt der Propaganda die Vorgänge in der Südsee mit Aufmerksamkeit beobachtet,

*) Annal. 1835 III. 5. u. ff.

und vor Verlangen geglüht, den Missionen in der Südsee einen Aufschwung zu geben, hatte aber zu einem solchen Unternehmen nicht die tauglichen Männer gefunden. Da Coudrin schon einige Jahre vorher Priester nach den Sandwichinseln gesendet hatte, und von Eifer für diese Mission erfüllt war, so schien er dem Kardinal Cappellari der geeignete Mann zur Ausführung seines Planes zu sein. Er ging auf Cappellaris Vorschlag ein, der Kongregation von Picpus vorzugsweise eine Richtung auf die auswärtigen Missionen zu geben. Seitdem hat diese Gesellschaft ihre Hauptrichtung auf die Missionen in Oceanien genommen, und Gregor XVI. hat seine großen Schöpfungen in der Südsee zum großen Theile ihrer treuen und ergebenen Mitwirkung zu verdanken. Durch die großartige Wirksamkeit nach Außen ist die Kongregation aber auch im Innern erstarkt. Sie hat einen Theil ihres Missionsseminars, wo die höheren theologischen Studien betrieben werden, nach Löwen in Belgien verlegt, und so ihre Anstalt mit dieser berühmten Universität in Verbindung gebracht. Außerdem hat sie das Gymnasium zu Enghien in Belgien übernommen, und selbst in Südamerica und in den vereinigten Staaten*) festen Fuß gefaßt. Sie zieht durch die Anstalten in Belgien auch viele deutsche Mitglieder an sich. Nach Coudrins Tode (27. März 1837) übernahm der Erzbischof von Smyrna, Bonamie, ein Schüler des Stifters, nach Niederlegung seiner Stelle die Leitung der Kongregation, und trug viel zur Ausbreitung derselben bei. Dieser Gesellschaft trat bald noch eine zweite in ihren Bestrebungen für die Bekehrung der Südsee bei, welche von Lyon aus namentlich im südlichen Frankreich Wurzel faßte, und da der Eifer für das Missionswesen in diesem Lande immer stieg, die Kongregation von Picpus an Zahl der Mitglieder und an Raschheit ihrer Erfolge noch übertraf. Es war dieses die Gesellschaft Mariä, oder die Kongregation der Maristen.

Der Anfang der Französischen Missionsthätigkeit in der Südsee ist in das Jahr 1826 zu setzen, wo die ersten Mitglieder der Picpusgesellschaft zu den Sandwichinseln abreiseten. Doch beginnen wir unsere Geschichte mit der einige Jahre später gegründe-

*) Annal. 1835 III. 6.

ten Mission der Gambierinseln, weil sich an diese alle späteren Ereignisse am leichtesten anreihen.

b. **Die Gambierinseln. Beginn der Mission.**

In dem großen Inselkomplexe, der in der östlichen Hälfte des stillen Oceans, und zwar im Süden des Äquators sich ausbreitet, hatte der Protestantismus festen Fuß gefaßt, und suchte sich, unterstützt von England, durch politischen Einfluß zu behaupten. Auch die Markesasinseln waren von protestantischen Missionären besetzt, und man war in Europa zufolge falscher Nachrichten, die von England aus verbreitet wurden, der Meinung, dieselben hätten hier gleichen Erfolg gehabt, wie auf Taïti. Nur noch eine kleine Inselgruppe war übrig, auf welche die von Taïti ausgehende Bewegung keinen Eindruck gemacht hatte, die Gambierinseln. Sollte also diesen Inselgruppen die Wohlthat des Katholischen Glaubens gebracht werden, so mußte dieser Punkt gewonnen, und von hier aus das Licht des Glaubens auf den übrigen Inseln entzündet werden. —

Die Gambierinseln bilden nach Südosten den Schluß des ganzen oben bezeichneten Inselkomplexes. Sie bestehen aus fünf Inseln und vielen kleinen Riffen. Die Hauptinsel ist Mangareva, nach welcher die ganze Gruppe genannt zu werden pflegt. Sie mag zwischen 4 und 5 □M. groß sein. Die Länge beträgt 4 Meilen, die Breite an der einen Seite 1 Meile, an der andern etwa 2½ Meilen*). Die andern Inseln heißen Akena, Taravaï, Akamaru, und Kamaka. Die letztere Insel, etwa so groß wie Akamaru, ist unbewohnt obwohl des Anbaues fähig**). Hierzu kann man noch eine sechste Insel, Crescent rechnen, welche von den Eingebornen Moe genannt wird. Sie liegt unterm 23° 20′ S. B., und unterm 136° W. L. Ihre größte Ausdehnung in der Länge beträgt 2 Stunden; ihre Breite ist gering; in der Mitte befindet sich ein Teich süßen Wassers. Die Inseln gehören mit Ausnahme von Crescent zu den hohen vulkanischen Inseln.

---

*) Vergl. Dumont d'Urville, Voyage au Pôle Sud et dans l'Oceanie. tom. III.

**) Annal. 1842. V. 16.

Der Duffsberg auf Mangareva steigt bis zu einer Höhe von 3500 Fuß empor. Rundum entfaltet sich ein Labyrinth der fruchtbarsten Thäler mit dem herrlichsten Baumwuchse. Der schmale, fruchtbare Küstenrand, der rund um die Inseln läuft, war in Folge vernachlässigter Kultur mit Meeresschilf großen Theils überwuchert, und dadurch der tragbare Boden bedeutend gemindert. Das Schilfmeer stieg bereits die Höhen hinan, und zog sich bis tief in das Innere der Thäler. Die ganze Gruppe hatte bei der Ankunft der Missionäre nicht völlig 2500 Ew. Früher muß die Bevölkerung viel größer gewesen sein. Auch die Insel Kamaka war früher bewohnt. Der Großvater des herrschenden Königs Maputeo, Mapurura mit Namen, hatte in einer überaus blutigen Schlacht zu Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Nebenbuhler Mataira auf Mangareva besiegt, und seine Herrschaft über die ganze Gambiergruppe ausgedehnt. Die besiegte Parthei, fast vernichtet und aller Kraft zum Widerstande beraubt, verließ die Heimath, und siedelte sich auf der entfernter liegenden kleinen Koralleninsel Crescent an, wo sie ein kümmerliches Dasein fristete*). Die einzelnen Inseln und selbst die Distrikte standen unter erblichen Häuptlingen, deren Ansehn die dem Namen nach absolute Macht des Königs beschränkte. Dazu war die Priesterschaft sehr mächtig. Das Oberhaupt der Priester (Taura), das den Namen Tapua führte, stand dem Könige an Ansehn fast gleich, und war ganz unabhängig von ihm. Der Tapua hatte seine eigenen erblichen Distrikte, und übte auf die innern Angelegenheiten des Staates einen größeren Einfluß, als selbst der König. Zu des Königs besonderem Erbtheil gehörte die Insel Taravaï.

Die Mangarevier sind ein großer, kräftiger Menschenstamm. Ein langer Bart ziert ihr ausdrucksvolles Gesicht. Das dunkle Haupthaar hängt lang und glatt auf die breiten Schultern herab. Der ganze Körper war früher tätowirt. Nie hat Mangareva einem fremden Inselkönig gehört; selbst Taïtis Macht erstreckte sich nie bis hier. Große Wildheit und tiefer sittlicher Verfall hatten doch nicht alle edlen Züge ausgelöscht. Im Volke selbst erwachte

---

*) Annal. 1840. VI. 55.

seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Ahndung, daß eine große geistige Umwandlung ihm bevorstehe. Unter Mapururas Regierung trat auf der Insel Akamaru eine Prophetinn auf, Toapere mit Namen, die Verwandtinn eines Taura, und verkündigte den bevorstehenden Sturz des Heidenthumes. „Unsre Götter — rief sie — sind besiegt! sehet da den Gott der Fremde; bald wird dieses Land in seine Botmäßigkeit übergehen. Noch eine kurze Zeit, und es werden gute Leute hierher kommen. Ich habe diesen Gott gesehen; er füllt Finsterniß und Licht aus, seine Oberlippe berührt den Himmel, seine Unterlippe reicht bis an die Hölle.“ Sei es, daß die erste Kunde, die Toapere von Europäischen Schiffen erhielt, diese Seherinn begeisterte, oder daß die Vorsehung sich ihrer zum Heile dieser Völker bedienen wollte; ihre Worte blieben den Insulanern unvergeßlich, und wiederholt, wenn Europäische Schiffe im Angesichte der Insel waren, bereiteten sie sich wie zu einem Feste*). Mapurura starb etwa um das Jahr 1803. Sein schon erwachsener Sohn Teikatoara war vor ihm gestorben; ein Haifisch hatte ihn verschlungen. Sein Enkel Maputeo (Maputeoa) war beim Tode des Großvaters noch minderjährig, weßhalb Matua, sein Onkel, der als Oberpriester große Besitzungen besaß, die Verwaltung des Reiches übernahm. Matua besaß große Eigenschaften, war aber ehrgeizig und herrschsüchtig. Er benutzte die Minderjährigkeit des Königs, um sein eigenes Ansehn zu verstärken, und als nun Maputeo, ein wenig begabter Mann, den Thron bestieg, war das königliche Ansehn zu einem Schatten herabgesunken. Ein Bürgerkrieg, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, bereitete sich im Stillen vor, als ein Schiff mit Katholischen Missionären landete. Es war am 7. August 1834**). Die darauf befindlichen Missionäre beteten das Salve Regina, und empfahlen die Inseln der Königinn des Friedens***).

Es war nämlich nach Begründung der Mission auf den Sandwichinseln auf Veranlassung des Präfekten der Propaganda,

---

*) Annal. 1842. III. 60—62.

**) Annal. 1842. III. 62.

***) Annal. 1835. III. 40.

des Kardinals Cappellari, ein Plan zur Bekehrung der ganzen Südsee entworfen. Zur Ausführung desselben war schon im Jahre 1829 Herr von Solages, Generalvikar von Pamiers und nachmaliger Apostolischer Präfekt der Insel Bourbon mit den nöthigen Vollmachten versehen, und ihm die Jurisdiktion über ganz Oceanien südwärts vom Äquator übertragen*). Da er aber auf der Insel Madagascar starb, ohne sein Werk auch nur begonnen zu haben, so wurde durch ein Dekret der Propaganda vom 20. Mai 1833 (bestätigt von Gregor XVI. am 2. Juni desselb. J.) der Gesellschaft von Picpus die Mission vom ganzen östlichen Oceanien mit Einschluß der Sandwichinseln und der Osterinsel überwiesen**). Alle Inseln nordwärts vom Äquator sollten dem Apostolischen Präfekten der Sandwichinseln, die südwärts gelegenen einem zweiten Apostolischen Präfekten, beide aber einem Apostolischen Vikar unterworfen sein.***) Der neu ernannte Apostolische Präfekt für die Inseln südwärts vom Äquator, Chrysostomus Liansu aus der Gesellschaft von Picpus schiffte sich im December 1833 mit zwei Priestern seiner Kongregation, Franz A. Caret und Honorius Laval und einem Katecheten, Namens Columban Murphy†) zu Bordeaux ein, umschiffte am 23. April 1834 glücklich das Kap Horn, und landete am 13. Mai zu Valparaiso. Hier wurden die Missionäre von dem alten Franciscanerpater Andreas, einem edlen Muster jener herrlichen, nur für das Reich Gottes lebenden und wirkenden Männer, an denen der Spanische Klerus von jeher so reich war, auf das Liebevollste aufgenommen und in jeglicher Weise unterstützt.††) Sie suchten Kundschaft über die verschiedenen Inseln einzuziehen. Vor allem hatten sie auf Taiti ihr Augenmerk ge-

*) Annal. 1835. III. 7.

**) Annal. l. c.

***) Annal. 1835. I. 6.

†) In der Ritterschen Übersetzung der Annalen wird wiederholt der Katechet Murphy ein Columbaner genannt. Er hieß Columban Murphy, Annal. 1837. I. 61, war von Nation ein Britte l. c. 63 und wurde später Priester, Annal. 1845. II. 42. 48.

††) Annal. 1835. III. 25.

richtet. Der Französische Kapitain Morue gab ihnen den ersten näheren Aufschluß über die Gambierinseln, die als ein Thor zu Taïti betrachtet wurden. Dorthin beschloß man die erste Unternehmung zu wagen*). Der Pater Andreas gab dem Präfekten Chrysostomus Liansu den Rath, daß nicht alle Missionäre nach den Gambierinseln abreisen möchten; Einer sollte in Valparaiso zurückbleiben, und sowohl die Verbindung mit Europa vermitteln, als auch für die Bedürfnisse der Mission sorgen. Der Rath gefiel, und Liansu beschloß, den Caret zurückzulassen. Nachdem aber Pater Andreas mit Caret eine lange Unterredung gehabt, erklärte er fest und bestimmt, dieser müsse reisen, der Präfekt Chrysostomus Liansu aber in Valparaiso bleiben. So geschah es. Die Einwohner der Stadt beeiferten sich, alle möglichen Unterstützungen den Missionären zukommen zu lassen, und Andreas schaffte Sämereien, Handwerksgeräthe u. dgl. herbei. Am 16. Juli 1834 stiegen die Patres Caret und Laval mit dem Katecheten Murphy an Bord der Peruviana. Die Bewohner von Valparaiso begleiteten sie unter Zeichen der herzlichsten Theilnahme bis zum Hafen. Als das Schiff in See stach, ertönte die Glocke der Kapelle des Paters Andreas und der übrigen Klöster der Stadt, und überall stiegen Gebete für die Wohlfahrt der Missionäre empor. Am 7. August erreichten sie die Gambierinseln.

Zwei Oceanier, der eine von Neuseeland, der andere von Taïti**), welche an Bord der Peruviana waren, besprachen sich mit den Eingebornen, und bereiteten dadurch ohne Zweifel den Missionären einen guten Empfang. Ein Engländer mit Namen Nobs***) besuchte sie, und erwies sich nicht unfreundlich. Er war nicht Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, sondern wahrscheinlich vom Kapitain Sandiland von der Insel Pitcairn zu den Gambierinseln gesandt†), um das Volk zu unterrichten. Da er aber den von der Missionsgesellschaft versprochenen Gehalt nicht

---

*) Annal. 1835. III. 34.

**) Annal. 1836. III. 96.

***) Annal. 1835. III. 45. (Conf. 42. und 43.)

†) Vergl. Annal. 1835. III. 45.

bekam, so lag ihm die Mission nicht sonderlich am Herzen. Er verließ daher auch bald die Station.

Das Erste, was Caret und Laval nach ihrer Landung auf Mangareva thaten, war, daß sie dem Könige Maputeo einen Besuch machten. Von der Menge des neugierigen Volkes umgeben gingen sie zu ihm. Er empfing sie gleichgültig, und erhob sich nicht einmal von der Matte, auf der er saß. Auf den Antrag der Missionäre, das Volk zu unterrichten, antwortete er kalt: „Ich bedarf eurer nicht; entfernet euch.“ Denselben Befehl gab ihnen ein mächtiger Häuptling, der sie am ersten Tage freundlich aufgenommen, und ihnen sogar eine Wohnung angewiesen hatte. — Rathlos, wohin sie sich begeben sollten, setzten sie zu der nahe gelegenen kleinen Insel Akena hinüber, wo ein Perlenfischer sie in seine Hütte aufnahm*). Der Häuptling war abwesend auf Taiti. Zurückgekehrt benahm er sich äußerst freundlich gegen die Missionäre, und gewährte ihnen Schutz. Ähnliches geschah von den Häuptlingen der Insel Akamaru, welche bald häufiger von den Missionären besucht, und mit Akena abwechselnd von ihnen zum Aufenthaltsorte gewählt wurde. Vor allen schloß sich der Häuptling Mapukau als Freund und Beschützer an sie an. Schwer wurde es ihnen, die Sprache der Insulaner zu lernen. Dennoch brachten sie es in einigen Monaten schon so weit, daß sie sich verständlich machen, und auf den beiden genannten Inseln Schulen errichten konnten. Die Lernbegierde der Eingebornen, namentlich der Kinder, war unglaublich. Bald lernten sie das Zeichen des h. Kreuzes machen, sie faßten schnell das Vater Unser, den Englischen Gruß, die zehn Gebote und das Apostolische Glaubensbekenntniß, und der Eine war unablässig bemüht, den Andern zu unterrichten.

Von Akena aus besuchten Caret und Laval wiederholt die Insel Mangareva, ohne daselbst bessere Aufnahme zu finden, als im Anfange. Einmal sogar entgingen sie nur mit Mühe der augenscheinlichsten Todesgefahr. Die zu einem Feste versammelten Insulaner versuchten, ob die Fremden der Verführung zur Sünde zugänglich wären. Diese flohen und verbargen sich im

---

*) Annal. 1836. III. 92.

Schilfmeere am Fuße des hohen Pik. Die wüthende Menge verfolgte sie, und zündete, da sie ihren Schlupfwinkel nicht fand, das trockene Röhricht an. Mit beispielloser Schnelligkeit verbreitete sich von allen Seiten die Flamme. Mitten durch die wachsende Gluth flohen die Geängstigten zum Berge, dessen Gipfel sie um Mitternacht erreichten, und von da am frühen Morgen zum Meeresstrande hinabstiegen, wo ein Kahn sie aufnahm, und nach Akena zurückbrachte*). Auch besuchten sie die Insel Taravaï, das besondere Besitzthum der Königsfamilie. Sie fanden den König daselbst noch von derselben Gesinnung wie früher beseelt, und mußten das Ärgste von ihm fürchten. Da traten sie als Gesandte Gottes kühn und unerschrocken vor ihn hin, und predigten ihm die Belohnung der Guten und die ewige Strafe der Bösen. Der König zitterte; sein Widerstand schien gebrochen. Das Volk faßte zu den Missionären Vertrauen. Noch besser ging es bei einem zweiten Besuche. Die Lehre von der ewigen Belohnung und Bestrafung, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und von der Auferstehung der Todten, an verwandte Vorstellungen der Insulaner anknüpfend, machte überall den tiefsten Eindruck und bewegte alle Gemüther. Als aber die Missionäre nach einem vergeblichen Versuche, nach Akena hinüberzufahren, nach Taravaï zurückzukehren genöthigt wurden, fanden sie die Insulaner mit einer großen Leichenfeier (Tirau) beschäftigt, und wurden kalt und unfreundlich aufgenommen. Es war denselben lästig, die gefürchteten Fremden zu Zeugen ihres Götzendienstes und ihrer Ausschweifungen zu haben. Doch thaten sie ihnen kein Leid an**).

Indeß gewannen die Missionäre auf Akena immer mehr das Vertrauen der Häuptlinge sowohl als des Volkes. Es kam so weit, daß ein Häuptling, dessen Kind am 25. Januar 1835, durch Murphy getauft, gestorben war, das christliche Begräbniß für dasselbe verlangte. Umsonst drang der jüngste Bruder des Häuptlings auf die heidnische Begräbnißfeierlichkeit, das Tirau; alle Häuptlinge und das Volk waren ihm entgegen. Ein Kreuz

*) Annal. 1836. III. 98—100.

**) Annal. l. c. 114—127.

schmückte das Grab des ersten Christen von Akena.*) Noch günstiger aber gestalteten sich die Dinge auf Akamaru. Die Insulaner hatten den Missionären eine Freude bereitet, und konnten ihre Ankunft nicht abwarten. Auf einem Pahipahi (Floß) holte der Häuptling sie ab. Alles Volk stand am Ufer und jubelte laut. Wie erstaunt waren die Missionäre, als man sie zu einer ganz zweckmäßig eingerichteten, nach Landessitte aus Holz und Rohr gebauten neuen Kirche führte. Dieselbe wurde nach dem Römischen Rituale eingeweiht, und erhielt den Namen Unser lieben Frau zum Frieden. Die Insulaner sangen dabei ein Kirchenlied in ihrer Sprache, wobei der Häuptling vorsang. Dann erklärte Caret die Kirche für tabu. Von dem Augenblicke an bemerkte man, daß die Insulaner nur mit hoher Ehrfurcht, und nur in der Absicht, um zu beten oder zu singen, den heiligen Ort betraten. Das Verlangen nach der Taufe wurde immer allgemeiner. Dieses Beispiel regte auch die Bewohner von Akena zum Baue einer größeren Kirche an. Dieselbe wurde am 1. März auf den Namen des h. Raphael eingeweiht.

Indeß war auf Mangareva, der Hauptinsel, dem Sitze des Königs und des Oberpriesters, das Werk der Bekehrung noch nicht eigentlich begonnen. Der Oberpriester Matua suchte die Hülfe der Europäer, um sich zum alleinigen Herrn der Inseln zu erheben, aber er schwankte zwischen den protestantischen und katholischen Missionären. Größeren Eindruck hatten die letzteren auf ihn gemacht, und er wünschte sie für sich zu gewinnen. Darum kam er selbst am 10. Febr. 1835 nach Akena. Die Missionäre beantworteten ihm seine Fragen, ließen sich aber auf politische Gegenstände nicht ein. Nicht ohne empfangene tiefe Eindrücke kehrte Matua nach Mangareva zurück. Indeß verlor der König sein einziges Kind. Es war erst einige Monate alt. Zur Todtenfeier lud er alle Häuptlinge der Inseln. Auch Mapukau von Akamaru, der Freund der Missionäre, war geladen. Er ließ es von ihrer Entscheidung abhangen, ob er hingehen solle oder nicht. Die Missionäre gaben die weise und milde Entscheidung „er solle hingehen, und dem Könige voll Hochachtung sein Bei-

*) Annal. 1837. I. 22—23.

leid, und dem Kinde seine Achtung zu bezeigen, aber sich hüten, an den heidnischen Gebräuchen Theil zu nehmen.“ Er that genau, wie ihm gesagt war. Das hatte der König nicht erwartet. Er sagte dem Häuptling: „Es ist gut; kündige den Missionären an, daß ich sie empfangen werde*).“ Sie begaben sich nach Mangareva, fanden aber den König seit einer Stunde auf einem Pahipahi nach Taravaï abgereist. Matua und das Volk boten alles auf, sie bei sich zu behalten. Sie aber ließen sich nicht darauf ein, weil die Erlaubniß zu bleiben nicht vom Könige ausgegangen war, sondern begaben sich nach Taravaï. Der König war besser gestimmt. Am andern Tage kam er mit dem Volke zur h. Messe. Als der Priester beginnen wollte, fragte er: „was machst Du.“ Laval erwiederte: „er verrichte das große Gebet“, und gebot ihm Schweigen. Kurz darauf fragte der König: „Warum schließest Du die Augen?“ Der Priester antwortete kurz. Bei der Opferung drängte er sich ungestüm hinzu, und wollte in den Kelch schauen, aber Laval wies ihn mit ehrfurchtgebietendem Zeichen zurück, worauf der König schüchtern zurücktrat, und in demüthiger Haltung bis zu Ende der heiligen Handlung beiwohnte. So wußten die Missionäre Achtung vor der königlichen Macht zu zeigen, aber auch Ehrfurcht vor ihrer priesterlichen Würde einzuflößen. Nach der h. Messe stellte sich der König unter die Schaar der Kinder, und verlangte Unterricht im Lesen. Er zeigte sich sehr gelehrig**).

Bei der Rückkehr auf Mangareva fand man Alles in Bestürzung. In einer Bucht der Insel waren 26 Bewohner der „gefährlichen Inseln“, Schüler der protestantischen Missionäre, gelandet, und droheten, auf Mangareva so lange zu plündern und zu verwüsten, bis die Bewohner die protestantischen Missionäre zuließen, nicht mehr nackt gingen, und den Gott Aruino nicht mehr anbeteten***). So groß war der Eindruck, den die von Taiti ausgehende Bewegung gemacht hatte, daß ganz Mangareva bei der Landung dieser 26 Insulaner in Furcht und Schrecken

*) Annal. l. c. S. 30—31.
**) Annal. l. c. S. 38—39.
***) Annal. 1837. I. 41.

gerieth, und daß alle, selbst Matua, Kindern gleich, die Missionäre um Hülfe baten. Diese zogen mit einer Schaar Mangarevier zu der Bucht, wo die Feinde gelandet waren, und bewogen sie durch gütlichen Zuspruch zum Abzuge. Aber am andern Morgen ertönte plötzlich von allen Seiten wildes Geschrei. Die Feinde waren wieder gelandet, und hatten in der Nacht ärger geraubt als zuvor. Alles stürzte zu den Waffen; aber ohne die Missionäre wollte keiner gegen den Feind. Diese machten sich auf. So rückte Alles, selbst Weiber und Kinder, zusammen fast 1000 Köpfe stark gegen die 26 Feinde. Die Missionäre redeten dem Anführer derselben, einem Americaner, zu, in Frieden das Geraubte wieder auszuliefern. Das geschah; von beiden Seiten legte man die Waffen auf die Seite, und die Rückerstattung begann. Aber während sich die Missionäre auf einige Augenblicke entfernten, entstand plötzlich ein Geschrei, die Feinde stürzten auf die unbewaffneten Mangarevier los, und in einem Nu war Alles im wildesten Handgemenge begriffen. Caret und Laval stürzten mit Todesverachtung mitten zwischen die Kämpfenden, entrissen den Mangareviern zwei Feinde, die eben den Todesstoß empfangen sollten, und suchten die Wuth der Partheien zu dämpfen. Die Feinde flohen zu ihren drei Schiffen am Meeresufer, um die hohe See zu gewinnen. Selbst die Weiber setzten ihnen mit furchtbarem Geheule nach. Das eine Schiff, worauf der Americaner war, wurde ergriffen und festgehalten. Er selbst schrie um Hülfe zu den Missionären. Gebietend traten diese hinzu, und man warf ihnen den Americaner in die Arme. Mit dieser Beute eilten sie hinweg, und retteten ihm das Leben*).

Dieser Vorfall erhöhte das Ansehn der Missionäre auf Mangareva nicht wenig. Man betrachtete sie als höhere Wesen, und versprach, ihnen einen der Tempel zu übergeben. Nach drei Wochen kamen sie von Akena, wo sie indeß Geschäfte gehabt hatten, nach Mangareva zurück, um vom Tempel Besitz zu nehmen. Sie zogen mitten durch die Insel; alles Volk begleitete sie. Der Oberpriester Matua kam ihnen entgegen; sie geboten ihm kurz, zu folgen. Auch der König kam; auf Einladung der Missionäre

*) Annal. l. c. 42—44.

folgte auch er. So ging es zum Haupttempel der Insel. Vier unförmliche, große Götterbilder wàren hier aufgestellt. „Bringt eine Axt", sagte Caret. „Ich habe keine", rief der König. „Ihr seid König, befehlt, daß eine geholt werde". Ein Insulaner holte eine Axt; man bot sie dem Könige, damit er ein Götzenbild in Stücke schlage. Er weigerte sich. Freiwillig trat ein Mann aus dem Volke hervor. Unter seinen mächtigen Streichen sank das Bild, aber es verwundete im Fallen den muthigen Arbeiter. Sogleich trat ein Anderer hervor. Die zwei letzten Götzenbilder waren zu hoch; man band ihnen daher Seile um den Hals, und zog sie von ihrem Gestelle herab. Dann ward der Tempel unter Anrufung des h. Michael zu einer christlichen Kirche geweiht, und für tabu erklärt. Der Oberpriester schloß sich von dieser Zeit immer enger an die Missionäre an, und bauete ihnen auf Mangareva ein kleines Haus, aber der König war unzufrieden. Er hatte die gestürzten Götzen heimlich in sein Haus bringen lassen und sann auf Rache. Er glaubte nicht anders, als daß mit dem Sturze seiner Götter auch seine Herrschaft sollte gestürzt werden. —

Die letzten Wochen der Fastenzeit 1835 brachten die Missionäre abwechselnd auf Akena und auf Akamaru zu, wo die Einwohner immer größere Fortschritte machten. Sie waren der Sprache nun vollständig mächtig (etwa 8 Monate nach ihrer Ankunft), und verfaßten Gesänge, worin sie die Glaubenswahrheiten einkleideten. Bald erschollen die Inseln von heiligen und frohen Liedern. Da das Verlangen nach der Taufe immer größer wurde, so forderte Caret von den Bewohnern von Akamaru, daß sie zuerst freiwillig ihre Götzen zerstörten. Alle waren dazu bereit, mit Ausnahme eines Greises mit seinem Sohne. Ein mächtiges Feuer wurde angezündet, und mit großem Eifer warf Jung und Alt die Bilder hinein, und zerbrach die Weihgeschenke der Götzen. Während die Flamme hoch emporloderte, stimmten die Priester mit dem Volke das Apostolische Glaubensbekenntniß an, beteten das Vater unser und den englischen Gruß, und sangen dann ein eigens für dieses Fest verfaßtes Lied *). Des andern Tages

*) Es lautet: «Ewiges Leben im Himmel den Greisen, Vätern und Müt-

wurde ein gemeinschaftliches frohes Mahl gehalten; die Speisen waren am Feuer des gestrigen Festes bereitet. Die Nachricht dieser Vorgänge bewirkte, daß auf Akena ein Gleiches geschah. Auch auf Mangareva zeigte Matua immer mehr Lust, das Heidenthum abzuwerfen, aber der König hinderte es, und rüstete sich besonders unterstützt durch seine Insel Taravaï zum Kriege.

c. Ankunft des Apostolischen Vikars von Oceanien. Bekehrung der Gambierinseln.

Schon im Jahre 1833 war in Folge des oben erwähnten Dekretes der Propaganda Stephan Rouchouze aus der Diöcese Lyon und Priester des Hauses Picpus zum Apostolischen Vikar von ganz Ostoceanien unter dem Titel eines Bischofs von Nilopolis in p. ernannt*). Seine Abreise nach Oceanien hatte sich aber verzögert. In Rom zum Bischofe geweiht, schiffte sich Rouchouze am 29. Oktober 1834 mit drei Priestern der Picpusgesellschaft, Fr. Pagès, Desiderius Maigret und Cyprian Liansu (nicht zu verwechseln mit dem Apostolischen Präfekten Chrysostomus Liansu), und mit drei Katecheten Gilbert Soulier, Fabian Coste und Urban Flerot zu Havre ein**), und landete am 19. Februar 1835 zu Valparaiso, wo der Apostolische Präfekt Chrysostomus Liansu zurückgeblieben war***). Die günstige Lage der Stadt und die gute Stimmung der Einwohner bewogen den Bischof, hier ein Prokurahaus der Missionen von Ostoceanien zu gründen, in welchem die neu anlangenden Priester Aufnahme fänden, und von wo aus die verschiedenen Stationen mit allem Nöthigen versorgt werden könnten. Bald darauf übernahm die Kongregation auf dringendes Ansuchen der Einwohner und der Behörden auch die Leitung des Gymna-

---

tern, den Jünglingen und Kindern, welche die Weihgeschenke des bösen Feindes zerbrechen, seine Tempel umstürzen und seine Bilder verbrennen. Ewiges Leben dem ganzen Volke von Akamaru.»

*) Annal. 1835. III. 7.

**) Annal. 1835. III. 8.

***) Annal. 1837. I. 54.

siums von Valparaiso, wozu sich im Mai 1838 allein 12 Priester der Picpusgesellschaft in Bordeaux einschifften*).

Mit der Peruviana, die nach Taiti segelte, gelangte der Bischof, nachdem er zu Valparaiso Alles geordnet hatte, nach Ostern 1835 zur Insel Akena. Die Freude der Missionäre war unglaublich. Am andern Tage, dem Feste des h. Joseph feierte er ein Pontifikalamt, welches einen außerordentlichen Eindruck auf die Insulaner hervorbrachte. Dasselbe geschah auf Akamaru. Dann begab sich Rouchouze nach Mangareva, wo große Spannung und Erbitterung der Partheien herrschte. Matua und der König wohnten dem feierlichen Gottesdienste bei, und brachten dann mit der jubelnden und wie vom Schwindel der Freude ergriffenen Bevölkerung dem Bischofe, wie es schon auf Akena und Akamaru geschehen war, ihre Huldigungsgeschenke da. So ist es Sitte auf den Inseln. Der Gaben an Kokusnüssen, Brodfrucht, Bananen und Zuckerrohr waren so viele, daß Rouchouze mit seinen Priestern sich hüten mußte, um nicht unter ihnen begraben zu werden. Er ließ die Vorräthe sammeln, und sie für das Volk auf den Fall einer Noth aufbewahren. Von nun an trat eine entschiedene Wendung der Dinge ein.

Die Priester vertheilten sich auf die verschiedenen Inseln, und der Bischof begann auf Akena und Akamaru die am besten unterrichteten Insulaner zu taufen. Bis dahin hatten erst vier Kinder, und zwar in Todesgefahr, die Taufe empfangen. Laval und Cyprian Liansu bereiteten durch ununterbrochenen Unterricht die Einwohner von Mangareva vor. Dort verbreitete sich ein rührender Eifer, unterrichtet zu werden, und bald warteten 450 Katechumenen auf die Taufe. Aber der König war noch immer feindlich gestimmt, besonders seitdem er sah, daß sein Gegner Matua sich immer enger an die Missionäre anschloß. Er betrachtete den Bischof zwar fast wie ein überirdisches Wesen, konnte sich aber nicht überzeugen, daß es nicht auf seine Herrschaft abgesehen sei. Ihn schreckten die Vorgänge auf den benachbarten Inselgruppen. Da starb im Laufe des Jahres 1835

*) Annal. 1838. V. 63.

des Königs Tante, bis zu ihrem Ende eine erbitterte Feindinn des Christenthumes, aber kurz vor ihrem Tode unter Zeichen der Reue noch getauft. Zu ihrer Beerdigung begab sich der Bischof selbst nach Mangareva. Er vermochte durch sein Zureden den König und den Oberpriester, in der Kirche neben einander Platz zu nehmen. Das Seelenamt begann. Nach dem Evangelium redete der Bischof die beiden Gegner, deren Feindschaft den Frieden der Inseln zu stören drohete, an, und ermahnte sie zur Eintracht. „So wie der König sich dem Volke hingeben muß, so der Oberpriester dem Könige," so schloß er. Gerührt umarmten sich beide vor allem Volke, und die Versöhnung war für immer. Seit diesem Augenblicke war der völlige Sieg des Christenthumes auf allen vier Inseln entschieden. Die große Mission des Friedens war vollendet*).

Matua ließ sich mit seiner ganzen Familie taufen, und empfing den Namen Maria Stephan. Das lange heilige Haar, das er als Oberpriester getragen hatte, ließ er abschneiden. Auch der König ließ zum Zeichen seiner aufrichtigen Gesinnung eine Kirche bauen, und sein Beispiel machte allem Widerstande der noch heidnisch Gesinnten ein Ende. Mehr als 1000 Katechumenen waren zu gleicher Zeit im Unterrichte, und die Missionäre erlagen fast unter der Last der Arbeit. Auch die Insel Taravaï, die dem Christenthume so lange den Eingang verschlossen hatte, wurde von einem gleichen Eifer ergriffen, ja sie schien nun auf einmal das früher Versäumte wieder nachholen zu wollen. Dabei ist es ein schönes Zeugniß für die Missionäre, daß sie mit den wenigen Insulanern, die heidnisch bleiben wollten, im friedlichen Vernehmen standen, ja von ihnen geliebt wurden und Dienstleistungen empfingen**). Solchen Waffen konnte am Ende kein Heide widerstehen. Die Verehrung und Liebe, welche die Missionäre hier genossen, setzt uns in Erstaunen. Es ist unmöglich, alle die schönen Züge, welche das Christenthum bei diesen jungen Gemeinden zur Entfaltung brachte, hier zu erwähnen. Die Berichte der Annalen sind voll davon.

---

*) Annal. 1838. II. 16—17.
**) Annal. 1838. l. c. S. 28.

Der König nahm in der Taufe zu Ehren des Papstes den Namen Gregor an. Gegen Ende des Jahres 1836 war beinahe die ganze Bevölkerung getauft. Da gedachte man auf Mangareva auch der Verbannten, welche seit fast einem halben Jahrhundert aus ihrer Heimath verdrängt auf der armen Koralleninsel Crescent (Moe) lebten. Der Bischof begab sich auf einem Fahrzeuge zu dieser Insel, und lud die Verbannten zur Rückkehr nach Mangareva ein. Aber die junge Generation hatte die neue Heimath lieb gewonnen, und wollte sie nicht verlassen. Rouchouze reisete daher unverrichteter Sache wieder ab, ließ aber zwei Einwohner von Crescent, die auf den Gambierinseln bekehrt waren, zum Unterrichte zurück. Als er 1838 die Insel wieder besuchte, fand er den Götzentempel zerstört, und auf dessen Trümmern eine christliche Kirche errichtet. Alle Bewohner harrten mit Sehnsucht auf die Taufe. Jetzt folgten sie gerne der Einladung des Bischofs, mit ihm nach Mangareva zu gehen. Dort wurden sie wie wiedergefundene Freunde aufgenommen*). Es waren ihrer etwa hundert.

Während nun die Insulaner begannen, an mehren Orten unter Leitung der Missionäre steinerne Kirchen zu bauen, und Alles einen erfreulichen Aufschwung nahm, reisete Caret nach Europa, um sowohl der Picpusgesellschaft, als auch dem Papste Bericht über die Bekehrungen abzustatten, und für seine Mission neue Unterstützung zu erwirken. Er wurde in Paris mit Auszeichnung empfangen. Der Papst nahm ihn nicht minder freundlich auf. Er überbrachte Götzenbilder von Mangareva, die im Museum der Propaganda aufgestellt wurden, nebst einem Schreiben vom Könige Gregor. Der Papst ließ für diesen einen orientalischen Königsschmuck verfertigen, und für Matua ein ähnliches kostbares Kleid. Auch schenkte er eine Statue der h. Jungfrau als Patroninn und Beschützerinn der Inseln. Der König Ludwig Philipp von Frankreich übersandte dem König einen Degen. Die Damen in Paris schenkten Kleidungsstoffe in Menge, und von allen Seiten liefen Beiträge für die Bedürfnisse der Mission ein. Am Ende des Mai 1838 schiffte sich Caret mit

---

*) Annal. 1840. VI. 55—56.

drei Priestern und drei Brüdern der Picpusgesellschaft zu Bordeaux wieder ein*), und landete am 20. December dess. J. mit einem Englischen Schiffe an der Insel Akamaru**). Wie ein Vater wurde er von seinen Kindern empfangen. Ja auf Mangareva mußte er es geschehen lassen, daß das Volk ihn im Triumphe unter unaufhörlichem Jubel bis zur Wohnung des Königs trug. Der Englische Schiffskapitain Duboit, der diese Auftritte sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Austheilung der Geschenke war ein Fest für alle vier Inseln. Dann weihte der Bischof im Anfange des Januars 1838 die Statue der h. Jungfrau vom Frieden, der nunmehrigen Patroninn der Gambierinseln, ein, und überließ dann das Volk dem freien Ausdrucke seiner Begeisterung und Freude***).

d. Gestaltung des religiösen, bürgerlichen und politischen Lebens.

Daß mit dem Sturze der Götzen und selbst mit der Ertheilung der h. Taufe das Werk der Missionäre noch nicht beendigt war, versteht sich von selbst. Es kam darauf an, daß der Eifer, der sich auf allen Inseln zeigte, recht benutzt, und die Religion tief in das Gemüthsleben des Volkes eingepflanzt wurde.

Am schwersten wurde es, die Ausschweifungen gegen das sechste Gebot, denen das Volk sehr ergeben war, abzustellen. Die Missionäre benutzten die gränzenlose Liebe und das Vertrauen, welches ihnen die Insulaner schenkten, dazu, um dieses Laster aus ihren Herzen zu verbannen. Schon frühe hatten diese das ehelose Leben der Missionäre bewundert, und wiederholt um Aufschluß darüber gebeten. Ja sie hatten sogar vor ihrer Bekehrung versucht, ob dieselben auch für sündige Reize empfänglich sein †). Ein einziges ärgerliches Beispiel von Seiten der Missionäre würde ihre Wirksamkeit für die sittliche Umwandlung des Volkes eben so gehemmt haben, als

*) Annal. 1838. V. 63.

**) Annal. 1840. VI. 69.

***) Annal. 1840. VI. 71—72.

†) Annal. 1836. III. 98.

nun das Beispiel ihrer Tugend einen tiefen Eindruck zu machen nicht verfehlte. Nachdem dann die Gemüther genugsam vorbereitet waren, erklärten sie zuerst auf Akamaru das sechste Gebot, und stellten mit Ernst und Bestimmtheit die Anforderungen desselben vor*). Der Eindruck war groß, und verfehlte seine Wirkung nicht. Eine besondere Schwierigkeit machte die Ordnung der ehelichen Verhältnisse, die nirgends verwirrter waren, als auf den Gambierinseln. Bei diesem Geschäfte leitete die Missionäre eine doppelte Rücksicht. Einer Seits unterschieden die Insulaner trotz der Wildheit der Ehen ganz genau zwischen ehelichen und unehelichen Kindern, wodurch die rechtmäßige Gemahlinn am leichtesten unterschieden werden konnte; andrer Seits aber hatte man nach der einstimmigen Aussage der Alten bei der Schließung der Ehe nie die Absicht, eine unauflösliche Verbindung, wie sie nach christlichen Begriffen zum Wesen der Ehe gehört, einzugehen. Demgemäß war es gestattet, wo bereits eine oder mehre vor Empfang der Taufe entlassene Frauen da waren, die früheren Verbindungen als ungültige zu übersehen, und die gegenwärtige als rechtmäßig anzuerkennen**). Mit großer Milde und Umsicht ordneten die Missionäre dieses Geschäft, und die Insulaner folgten ihnen wie Kinder. Um aber durch den hohen sittlichen Ernst der christlichen Ehegesetze keinen Überdruß in ihnen zu erwecken, suchten sie das Band, das die Glieder der Familie an einander knüpft, enger zu schlingen, und dem Familienleben einen Reiz zu geben. Die Ehen wurden feierlich in der Kirche vor der ganzen Gemeinde eingesegnet, und erhielten dadurch in den Augen der Insulaner eine hohe Heiligkeit. Der übermäßige Schulbesuch wurde auf einige Stunden beschränkt, damit die Kinder, den Eltern ohnehin fast gänzlich entfremdet, mehr an das Haus angewiesen würden, und Eltern und Kinder sich gegenseitig unterrichteten. Zu den öffentlichen Prüfungen der Kinder wurden die Eltern hinzugezogen, und über das Betragen der Kinder zu Hause befragt, damit in aller Weise das Ansehn der erstern, das bis dahin Null gewesen war,

*) Annal. 1837. I. 33.

**) Annal. 1838. II. 21.

gehoben würde*). Um aber besonders den Mädchen und Frauen das Beispiel eines keuschen Lebens vor Augen zu stellen, ohne welches alle Vorschriften der Tugend kraftlos zu sein pflegen, ließen die Missionäre eine Anzahl Jungfrauen in einen freien Verein zusammentreten, um ein Leben der Arbeit und des Gebetes zu führen. Klosterfrauen aus Frankreich übernahmen die Leitung, und gründeten zu Valparaiso in Chile ein Ordenshaus, um von da aus mehre ähnliche Anstalten für die Missionen der Südsee zu stiften. In einem Hause zu Ruru auf Mangareva am Fuße des hohen Pik lebten im Jahre 1841 bereits 53 Insulanerinnen unter einer Oberinn. Sie machten umher das Land urbar, trieben Garten- und Feldbau, vorzüglich aber Spinnerei und Weberei, so daß von dort aus die Kunst zu spinnen und zu weben sich immer weiter über die Inseln verbreitete. Sie unterhielten allein auf Mangareva fünf Mädchenschulen, und hatten im Hause ein Pensionat, worin die Töchter der Vornehmen, namentlich die der königlichen Familie, erzogen wurden**). Das Beispiel der Klosterfrauen wirkte sittigend auf die ganze Bevölkerung. Nie haben die Missionäre Zwangsgesetze und körperliche Strafen zur Verhütung sittlicher Vergehen angewendet, sondern allein durch die Macht der Religion ein sittliches Volk zu bilden gesucht. Wie sehr ihnen das gelungen, ersieht man daraus, daß beim Landen fremder Schiffe kein Beispiel ähnlicher Unordnung vorgekommen ist, wie wir sie in Taïti gefunden haben***).

Der Katholische Gottesdienst hat für das Gemüth etwas Erhebendes und Wohlthuendes. Er ertödtet nicht den Geist, und drückt ihn nicht in dumpfe Schwermuth nieder, und an den Schmerz über die Sünde knüpft sich im Katholischen Leben der Jubel der Versöhnung mit Gott. Die Kirchenfeste sind zugleich Feste für das Leben, und dem Priester ist es eine Freude, wenn das Volk sich freuet. Darum wurde das so tief gemüthliche, geistig so erregbare Volk der Oceanier so ganz von der Katholischen Religion erfaßt, und es trat nach dem ersten stürmischen Eifer keine Erschlaffung und

*) Annal. 1842. III. 52.

**) Annal. 1842. V. 19—20.

***) Annal. 1841. III. 47—48.

Kälte ein, oder wo sie irgend einzutreten drohete, da war die Religion reich genug, auch dieser Gefahr mit den rechten Mitteln zu begegnen. Die Kirchen waren immer stark besucht, an allen Festtagen drängten sich die Gläubigen zum Empfang der hh. Sakramente, und im Jahre 1839, etwa drei Jahre nach der Bekehrung, blieb kein Einziger von allen von der österlichen Kommunion zurück*). Eben so lauten die Berichte der folgenden Jahre**). Der Schulunterricht wurde auf das Nothwendigste beschränkt. Er wird durch Missionsbrüder und Priester ertheilt, denen unterrichtete Insulaner zur Seite stehen. Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen sind außer Religion und biblischer Geschichte der Gegenstand des Unterrichtes. Großer Fleiß aber wird auf Gesang***) und Handarbeit verwendet. Gartenbau, Ackerbau, Baumzucht, Brechen und Behauen der Steine, Bauen der Kirchen und Häuser u. dgl. lernen die Männer; Spinnen und Weben die Frauen. Außerdem aber wurde für die fähigern Knaben eine lateinische Schule gegründet, damit allmählig eingeborne Priester und Missionäre herangebildet würden. Im Jahre 1841 zählte die Schule schon 23 Knaben†). Eine eigne Druckerei lieferte Bücher in Taitischer Sprache††).

Sehr schwer wurde es den Missionären, die der Trägheit so ergebenen Insulaner an Arbeit zu gewöhnen. Sie mußten in Allem mit dem Beispiele vorangehen. Mit Leichtem fingen sie an, und gingen wie spielend zum Schwereren über. Die Kultur des Bodens begannen sie mit dem Ausreuten des Unkrautes rund um die Brodfruchtbäume, und mit der Anlage neuer Pflanzungen, wobei Lieder gesungen wurden. Da das urbare Land in den Ebnen durch das immer weiter wuchernde Schilfmeer gar sehr beschränkt war, so begannen sie, die verlornen Äcker wieder frucht-

---

*) Annal. l. c. 52.

**) Annal. 1842. III. 32.

***) Annal. 1841. III. 51.

†) Annal. 1842. V. 22.

††) Annal. 1840. I. 59. Im Jahre 1843 erschien zu Paris ein Wörterbuch der Oceanischen Sprache von Abbé Boniface Mosblech (einem Cölner) aus der Gesellschaft von Picpus.

bar zu machen. Der Boden war mehr als fußtief von dichtem Gewurzel durchwuchert, und es kostete unglaubliche Mühe, auch nur eine kleine Strecke zu reinigen. Auf dem neu gewonnenen Boden wurden Pisang, Kartoffeln und Zuckerrohr gebauet *). Baumwolle wurde bald in solcher Menge gezogen, und auf den Inseln verarbeitet, daß die bereiteten Stoffe beinahe zur Bekleidung aller Einwohner ausreichten. Die Missionäre hatten es Allen begreiflich gemacht, daß nach dem Empfange der h. Taufe Keiner mehr unbekleidet gehen dürfe, und dieser religiöse Grund wirkte sehr dazu, den Eifer im Spinnen und Weben immer lebendig zu erhalten. Der Handel mit allen Produkten der Inseln wurde freigegeben, nur die Brodfrucht zu verkaufen wurde verboten, weil sonst gar zu leicht auf den Inseln Noth entstand. Auch die Perlenfischerei, welche früher nur für Ausländer durch Insulaner, und zwar um einen kärglichen Lohn betrieben wurde, begann nun den Eingebornen selbst einen nicht unbeträchtlichen Gewinn zu bringen **). Durch solche Anstrengungen wurde es möglich, die Inseln vor Hungersnoth zu bewahren, wovon sie sonst so oft heimgesucht wurden, so daß sogar die Krisis vom Jahre 1841, als ein Sturm, desgleichen man dort nie erlebt hatte, Mangareva nebst Akena und Akamaru verwüstete, so daß die Gebäude abgedeckt, die Brodfruchtbäume entwurzelt wurden, und die mächtigsten Kokusbäume wie Schilfrohr zerbrachen, glücklich überstanden werden konnte ***).

So sehr die Missionäre das Volk zur Arbeit anhielten, so sehr gönnten sie ihm andrer Seits seine Belustigungen und Spiele. Die Mangarevier sind noch heute ein lebensfrohes, kindliches Volk. Wie richtig sie behandelt wurden, beweiset das schöne Bild, das der Bischof Pompallier auf seiner Reise nach Neuseeland, wo er die Gambierinseln besuchte, von ihnen entwirft. „Da das Volk die beiden Bischöfe von ihren Missionären umgeben sah, ließ es lautes Freudengeschrei erschallen, und die Menge ließ sich sogleich auf die Knie nieder, um den Segen zu empfangen, den der

---

*) Annal. 1842. V. 14—15.

**) Annal. 1841. III. 48—50.

***) Vergl. Annal. 1845. II. 48—50.

Hochw. Herr Bischof von Nilopolis mich an seiner Statt auszuspenden ersuchte. Überall erblickte ich Zeichen der tiefsten Rührung. Welche Gefühle bemeisterten sich meiner in diesem Augenblicke, da ich der glücklichen Wandlung gedachte, die mit diesen Völkern vor sich gegangen war. Als wir gelandet waren, konnten wir kaum vorwärts kommen; Grüße, Wünsche, Zurufungen wiederholten sich von allen Seiten. Der König drückte mir die Hand mit inniger Rührung, und man führte mich zu der nahe gelegenen Kirche. Die ganze Menge folgte uns nach, und fragte nach unserm Namen, unserer Person, unserer Heimath. — Während meines Aufenthaltes auf der Insel hatte das Volk Ferien; der König hatte öffentliche Vergnügungen angeordnet. Zweitausend Menschen waren hier und dort in Gruppen vertheilt, und lagerten unter Kokus- und Brodfruchtbäumen. Man plauderte mit einander, man wiederholte die erlernten Heilswahrheiten, man sang Lieder. O welch ein tröstendes Bild gewährt der Anblick einer so eifrigen Christenschaar *)." — Die Jugend setzte ihre Krieges- und Schwimmspiele fort, wie in früheren Zeiten, und selbst der Tanz wurde nicht verboten.

In der politischen Verfassung wurde gar nichts geändert, keine Parthei wurde gewaltsam unterdrückt, sondern vielmehr zwei politische Gegner wurden zum Heile des Volkes für immer versöhnt. Matua entsagte freiwillig der angemaßten Macht, und trat in seine gebührende Stellung zurück. Dadurch ward das erschütterte Ansehn des Königs wieder hergestellt. Aber dieser benutzte seine Macht nicht, um eine absolute Herrschaft zu begründen. Die erblichen Häuptlinge blieben in ihrer Würde, und der Grundbesitz blieb fest. Dem Namen nach war der König Besitzer alles Grundes, in der That aber hatte jeder Acker, jeder Berg und sogar jede Klippe im Meere ihren Herrn. Diesen festen Besitz bestätigten daher auch die Missionäre, als sie aufgefordert wurden, eine Vertheilung des Bodens vorzunehmen **). In Sachen des Gottesdienstes und des Unterrichtes behielten sie sich unbedingte Freiheit vor; in weltlichen Dingen ließen sie

*) Annal. 1838. V. 10—11.
**) Annal. 1838. I. 10—11.

den König frei regieren. Er erlangte auch bald eine Selbstständigkeit *). Er nahm eine blaue und weiße Flagge an mit 5 Sternen. Sonst aber lehrte man ihn nicht, in lächerlicher Weise großen Fürsten nachzuahmen. Es gab keine Soldaten, keine Sicherheitsbeamte und keine Festungen mit Kanonen; er wußte, daß er nur ein kleiner König sei. —

Bei so weiser Einrichtung konnte es nicht fehlen, daß die Inseln sich von den Unfällen, von denen sie noch in den dreißiger Jahren heimgesucht wurden, allmählig erholten. Es gelang, der ansteckenden Krankheiten, die bis zum Jahre 1835 und 1836 viele Opfer forderten, Meister zu werden. Selbst die häufiger gewordene Berührung mit Europäern schadet nicht mehr. Die Christengemeinde von Akena hatte im Jahre 1840 ihren ersten Todten **). In demselben Jahre zählte man auf Mangareva 20 Todte, darunter 3 im Meere verunglückte junge Mädchen; dagegen 48 Geburten ***). Im Jahre 1842 gab es 22 Sterbefälle und 52 Geburten †). Bis zum Jahre 1844 war die Bevölkerung des Archipels von Gambier auf 2600 Seelen gestiegen.

e. Schluß.

Auf allen Inseln haben die Missionäre nahe dem Meeresufer auf Hügeln dreißig Fuß hohe Kreuze aufgerichtet, welche weithin auf der See erblickt werden. Von dort sollte ein strahlendes Licht des Glaubens über das Inselmeer geworfen werden. Wirklich verfehlte das, was auf Mangareva geschehen war, nicht, auf alle Inseln rings umher einen tiefen Eindruck zu machen, und eine Sehnsucht nach der Katholischen Religion zu erwecken. Einer der Missionäre von Gambier ruhet bereits unter seinen Neubekehrten. Am Fuße eines jener Kreuze ruhet noch ein andrer Europäer. Es ist Michael Groanbec von der Dänischen Insel Bornholm, Kapitain der Brigg Clementine. Er

---

*) Annal. 1838. V. 13.

**) Annal. 1842. III. 55—56.

***) Annal. l. c. 66.

†) Annal. 1845. II. 48

hatte auf der Fahrt nach Punipet den Priester **Bachelot**, der in Folge der auf den Sandwichinseln erfahrenen Mißhandlungen an Bord seines Schiffes starb, menschenfreundlich und milde behandelt, und die Leiche des Märtyrers nicht in die See gesenkt, sondern auf Punipet begraben. Später auf dem Meere von tödtlicher Krankheit ergriffen, hatte er die Offiziere und die Mannschaft der Clementine um sich versammelt, und ihnen feierlich erklärt, daß er dem Lutherthume entsage, und in den Schooß der Mutterkirche zurückkehre. Bald darauf war er am 15. März 1840 an Bord des Schiffes, 38 Jahre alt, gestorben. Die Mannschaft warf die Leiche des geliebten Kapitains nicht ins Meer, sondern brachte sie nach Mangareva, wo sie am Fuße des Kreuzes ruht*).

---

§. 4.

Die Mission auf den Markesas- und Gesellschafsinseln.

a. Begründung der Mission auf den Markesasinseln.

Während die Missionäre auf Mangareva immer festeren Fuß faßten, hatten sie die andern Inseln in der Nachbarschaft, namentlich Taïti und die Markesas nicht aus dem Auge verloren, und nur auf eine günstige Gelegenheit, dahin ihre Unternehmungen auszudehnen, gewartet. Sie erfuhren, daß die Markesasinseln keines Weges protestantisch geworden sein, sondern hartnäckig im Heidenthume beharrten, und also ein weites Missionsfeld darböten.

Die Markesasinseln bilden eine südliche und eine nördliche Gruppe. Sie liegen vom 7° 37′ bis 10° 25′ S. B. und vom 237° bis 239° Ö. L. Die südliche Gruppe besteht aus 5 größeren Inseln. Die wichtigste ist Sta. Christina (Tahuata); größer aber und bevölkerter ist La Dominica (Hiwaoa); ferner Sta. Magdalena (Fatuiwa oder Ohitaioa); St. Pedro (Motane) und

*) Annal. 1842. III. 58—59.

Fetugu. Alle 5 zusammen haben etwa 7000 Ew., wovon 1100 auf Christina und etwa 3000 auf Dominica kommen*). Die nördliche Gruppe (Washingtonsgruppe) besteht aus 8 Inseln, von denen Nuka-hiva (Nuhiva), 10—11 Meilen lang, die wichtigste ist. Sie hat 7—9000 Ew., und besteht aus vielen schmalen Thälern, die durch hohe Gebirge getrennt sind. In einiger Entfernung liegt die Insel Vapu mit 2000 Ew. Alle Markesasinseln zusammen mögen 18—22,000 Ew. haben. Der Boden ist meistens felsigt, und bietet wenig Gelegenheit zum Ackerbaue dar. Über die Bewohner ist bereits im einleitenden Theile gesprochen. Die südlichen Inseln sind in zahllose kleine Gebiete vertheilt, von denen eines oft nur ein schmales Thal mit 50—60 Bewohnern umfaßt. Nur auf Nuka-hiva, das von 9 bis 10 ursprünglich unabhängigen Stämmen bewohnt wird**), war seit lange ein Streben nach Alleinherrschaft sichtbar. Der König Keatanui, Beherrscher des Stammes Teii an der Ostküste, suchte seine Herrschaft nach Westen hin über die Taipii auszudehnen***), und wurde hierin von den Nordamericanern unterstützt. Im letzten Englisch-Americanischen Kriege 1814 brachte der Kommandore Porter hier 15 Monate lang zu, und unterwarf unterstützt von seinen 500 Soldaten und seinen Kanonen die Taipii der Herrschaft Keatanuis†). Jedoch bald erhoben sich die tapfern Taipii wieder, und boten selbst den Americanischen Waffen Trotz††), so daß beim Abzuge Porters Keatanui wieder auf die Herrschaft seines Stammes beschränkt war. Sein Sohn starb nach kurzer Regierung. Sein Enkel Temoana (Moana) war im Jahre 1829, wo der protestantische Missionär Stewart sich auf Nuka-hiva aufhielt, noch unmündig. Durch ihn hofften die protestantischen Missionäre erlangen zu können, was ihnen bisher gefehlt hatte, eine politische Stütze. Sie entführten den Kna-

---

*) Annal. 1840. I. 74.

**) Annal. 1843. V. 11.

***) Meinicke S. 173.

†) Annal. 1843. V. 12.

††) Annal. l. c.

ben nach Taïti*), und erzogen ihn nach ihren Grundsätzen. Er sollte später zurückkehren, und die Ansprüche seines Großvaters auf die Herrschaft der ganzen Insel erneuern**). Während der Abwesenheit des unmündigen Königs trachteten die Häuptlinge seines Gebietes nach Unabhängigkeit, und drohten sich gegenseitig zu bekriegen***).

So standen die Sachen, als die erste Katholische Mission auf den Markesasinseln begründet wurde. Die Gelegenheit dazu bot die Reise der Französischen Fregatte Venus unter Dupetit Thouars. Dieser hatte von seiner Regierung den Auftrag, verschiedene Punkte der Südsee zu besuchen, die Französ. Wallfischfänger zu beaufsichtigen, und den Handel zu schützen ****). Zu Valparaiso besuchte er das Prokurahaus der Picpusgesellschaft, und ging gerne auf die Bitte des Superiors Chrysostomus Liansu ein, zwei Missionäre der Kongregation, Desvault und Borgella zu den Markesasinseln zu bringen†). Dieses geschah im Sommer 1838. Dupetit Thouars brachte die Missionäre zur Insel Sta. Christina (Tahuata), und verwendete sich für sie beim Ariki Jotete von Vaitohu, den er reichlich beschenkte††). Am 5. August 1838 erhielten sie die Erlaubniß, sich in Vaitohu auf Sta. Christina nahe der Wohnung des Königs niederzulassen, worauf der Kapitain seine Fahrt fortsetzte†††). Fast zur selben Zeit besuchte der Kapitain Dumont d'Urville, der ebenfalls im Auftrage seiner Regierung die Südsee befuhr, mit den beiden Schiffen Astrolabe und Zelée die Insel Nuka-hiva. Im folgenden Frühjahr 1839 wurde dann durch den Pater Mathias Gracia nebst einigen Gehülfen die Mission auf Nukahiva für die ganze nördliche Gruppe gegründet.

---

*) Annal. 1841. III. 59.

**) Man lasse nicht unbeachtet, wie Meinicke S. 173 den ganzen Zusammenhang nicht zu kennen scheint.

***) Annal. 1843. V. 12.

****) Lutteroth, Gesch. der Ins. Taïti. 146.

†) Lutteroth S. 135. — Annal. 1840. VI. 57.

††) Annal. 1840. I. 68—74.

†††) Annal. 1840. VI. 57.

Die Mission zu Vaitohu auf Sta. Christina fand an dem Ariki nach der Abfahrt der Venus wenig Hülfe; doch faßten die Missionäre Muth. Es waren 8—10 Matrosen auf der Insel und ein protestantischer Prediger, der aber keinen Einfluß hatte. Die Missionäre standen mit ihm in gutem Vernehmen *). Am 15. August 1838 wurde zum ersten Male das h. Meßopfer auf der Insel gefeiert, und dann eine kleine Kirche von Holz und Geflechte gebauet. Ein Einfall der Bewohner von Dominica in die Insel Christina veranlaßte einen Krieg. Der Ariki von Vaitohu versammelte seine Bundesgenossen, und griff mit 30 Piroguen die Feinde auf Dominica an. Als er siegreich zurückkehrte, begrüßten ihn die Missionäre, und benutzten dann die gute Laune des Fürsten, um alle Thäler der Insel zu besuchen. Je tiefer sie ins Innere eindrangen, um so günstiger fanden sie die Stimmung. Man begegnete ihnen mit Achtung, wohnte dem Gottesdienste bei und besuchte die Schule. Indeß wurde die Mission noch verstärkt durch die Ankunft Carets und einiger Gehülfen, die sich 1839 auf Sta. Christina niederließen, um sich von dort auf die übrigen Inseln der südlichen Gruppe zu verbreiten. Die Bekehrung ging langsam von Statten, weil die Markesaner mit großer Rohheit und Verderbtheit der Sitten außerordentlichen Aberglauben verbanden. In der kleinen Christengemeinde, die sich im Thale Hanatetena bildete, erregten besonders zwei Männer große Aufmerksamkeit. Der eine war Kauani von der Insel Vapu gebürtig, der Sohn eines Priesters. Der andere hieß Kokau. Er wurde um Ostern 1840 getauft, aber dafür von seiner Familie verstoßen und verfolgt **).

Auch die Mission auf Nuka-hiva machte langsame Fortschritte. Der Pater Gracia hatte sich mit zwei Gehülfen nach der östlichen Seite unter dem Stamme der Teii niedergelassen. Er nannte seine Mission vom Herzen Jesu und Mariä. Der unmündige König Temoana war abwesend; er wurde von den Protestanten erzogen. Vier Häuptlinge der Teii an vier verschiedenen Meeresbuchten thaten, was ihnen beliebte. Die protestan-

*) Annal. 1840. VI. 59.
**) Annal. 1842. V. 28. u. ff.

tischen Missionäre warteten auf bessere Zeiten. Gracia gewann bald die Zuneigung und Achtung der Insulaner. Der erste, der die h. Taufe empfing, war Pukutuara, der Neffe des Häuptlings, unter dem die Missionäre standen. In einer schweren Krankheit wurde er von Gracia liebevoll gepflegt, und ließ sich dann 14 Tage vor seinem Tode taufen. Die Missionäre veranstalteten ein feierliches Begräbniß, welches weit und breit einen tiefen Eindruck machte, und die Gemüther immer mehr für sie stimmte *). Der ersten Taufe folgte bald eine zweite und dieser eine dritte, und mehre Katechumenen schlossen sich an die Missionäre an. Eine Kirche erhob sich, und versammelte zum Gottesdienste die kleine Gemeinde. Einer der Häuptlinge, Pakoco, ein berüchtigter Menschenfresser, suchte sich den Missionären zu nahen, und wollte auch der h. Messe beiwohnen. Sie nahmen ihn freundlich auf, erklärten ihm aber das Innere der Kirche für tabu, worauf er ehrfurchtsvoll durch die Öffnung der Stäbe die Geheimnisse, die darinnen gefeiert wurden, zu betrachten suchte.

Doch der friedliche Fortgang der Mission sollte gestört werden. Was Gracia schon früher gefürchtet hatte **), traf ein. Im Jahre 1839 kehrte der junge König Temoana, nachdem er 5 Jahre lang auf Oahu und Taïti zugebracht hatte, über Sta. Christina nach Nuka-hiva zurück. Seine Erziehung war den Missionären mißrathen, doch trug er in seinem Kopfe die Eroberungsplane eines Kamehameha und Pomare. Ein Englischer Missionär ***), Herr Tompson, der den größten Einfluß auf seine Erziehung gehabt hatte ****), ließ sich bei ihm nieder. Gracia begab sich ans Ufer, den neuen Herrscher zu begrüßen, wurde aber unfreundlich empfangen. Dasselbe Schiff brachte zwei Mitglieder der Picpusgesellschaft, die Caret von Sta. Christina her zur Verstärkung der Mission auf Nuka-hiva gesendet hatte.

Die vier Häuptlinge der Teiis huldigten dem jungen König.

*) Annal. 1840. VI. 64. u. f.

**) Annal. 1841. III. 59.

***) Meinicke S. 175.

****) Annal. 1841. III. 59.

Kaum gelandet erklärte Temoana: „Er wolle eine Regierungsform nach Art der Taïtischen einführen, so daß alle Stämme der Insel seine Herrschaft anerkennen und das Gebet der protestantischen Missionäre annehmen sollten." Im Falle einer Weigerung drohete er mit Waffengewalt, und trotzte auf den Beistand einer Europäischen Seemacht *). Diese Sprache ist leicht zu verstehen; doch muß man nicht glauben, als habe Temoana wirklich Zusagen von Englischer Seite bekommen. Die protestantischen Missionäre führten gerne eine Sprache, als stände ihnen die Englische Seemacht immer zu Gebote. Aber die westlichen Stämme der Insel waren nicht geneigt, sich dem jungen Könige zu unterwerfen. Von beiden Seiten rüstete man sich mit äußerster Anstrengung zum Kriege. Der Anfang wurde damit gemacht, daß Temoana den Ariki einer benachbarten Bucht, der den Katholischen Missionären Behufs Gründung einer neuen Station ein Haus geschenkt hatte, überfiel und das ganze Thal verwüstete. Nach einem blutigen Gefechte wurde er zurückgedrängt, und floh selbst verwundet zum Hause der Katholischen Missionäre, deren Eigenthum er so eben verwüstet hatte. Gracia nahm ihn freundlich auf, und verband seine Wunden. Dieser erste Überfall Temoanas war das Signal zum Ausbruche eines furchtbaren Kannibalenkrieges, der die ganze Insel verwüstete. In Zeit von 4 Monaten wurden mehr als 20 Gefechte geliefert. Weiber, Kinder und Greise flohen täglich aus dem Innern der Insel zum Meeresufer, und lebten dort zwischen Tod und Leben in der Mitte in kleinen Nothhütten. Zwölf von Temoanas Kriegern wurden vom Feinde geschlachtet und geopfert; eine gleiche Zahl von Menschenopfern rächte von seiner Seite den Verlust. Selbst die Fremden glaubten sich nicht mehr sicher, und hielten ihre Schiffe zur Abfahrt bereit.

Unter allen diesen Gefahren und Wechseln hielten die Missionäre in ihrer jedem Angriffe bloßgestellten Wohnung im Vertrauen auf Gottes Vorsehung muthig aus. Für den Fall aber, daß die Station auf Nuka-hiva zerstört werden sollte, beschloß Gracia, eine neue Mission auf der benachbarten Insel Vapu zu

*) Annal. 1843. V. 12.

gründen, die in dieser Zeit im tiefsten Frieden lebte. Er schickte dorthin die Patres Saturninus und Franciscus de Paula mit einem Katechisten*), indem er nur einen Priester und einen Katecheten bei sich auf Nuka-hiva behielt. Die neue Mission bekam den Namen von „der göttlichen Vorsehung,“ und es bildete sich auf Vapu die dritte kleine Gemeinde der Markesasinseln. Im April des Jahres 1840 wurden alle drei Gemeinden vom Bischofe Rouchouze besucht**). Auf Sta. Christina fand der Bischof die Missionäre noch auf ihre kleine Gemeinde beschränkt, während die Masse der Bevölkerung von der christlichen Religion nichts wissen wollte. Auf Vapu dagegen wurde er vom Könige und dem ganzen Volke mit Jubel empfangen; die Missionäre waren allgemein geachtet und geliebt, und Alles ließ eine Wendung der Dinge, wie auf Mangareva erwarten. Auf Nuka-hiva wüthete noch der Krieg. Schon am 24. April schiffte sich der Bischof im Hafen Anna-Maria im östlichen Theile dieser Insel ein, und setzte seine Fahrt nach den Sandwichinseln fort.

Indeß nahmen die Dinge auf Nuka-hiva unerwartet eine Wendung, die allen gemachten Berechnungen zuwider war. Der Krieg hatte beide Partheien erschöpft, der Vorrath an Pulver war ausgegangen, und Temoana mußte das Unhaltbare seiner Stellung immer mehr einsehen. Da landete im Hafen Anna-Maria die Französische Kriegesbrigg Pylades unter dem Kapitain Felix Bernard. An diesen wandte sich Temoana um Vermittlung des Friedens. Da dringende Aufträge ihn anderswohin beriefen, so begnügte sich Felix Bernard damit, einen Friedensvertrag zwischen den beiden kriegführenden Partheien zu Stande zu bringen, das Weitere dem Kapitain eines zweiten noch erwarteten Schiffes überlassend***). Seitdem war nicht allein die Lage der Katholischen Missionäre gesichert, sondern sie stiegen immer mehr in Ansehen, und Temoana wandte ihnen seine Gunst zu. Die protestantischen Missionäre aber in allen ihren Erwartungen getäuscht, bereiteten sich, die Markesasinseln ganz zu verlassen.

---

*) Annal. 1843. V. 13. conf. 1842. V. 28.

**) Annal. 1843. V. 14. conf. 1841. III. 58—59.

***) Annal. 1843. V. 14—15.

b. Die Mission auf Taïti.

Auf Taïti hatten sich seit dem Anfange der dreißiger Jahre die Dinge auf eine eigenthümliche Weise gestaltet. Wir haben gesehen, daß seit dem Tode Pomares II. die alte nationale Parthei sich wieder erhoben hatte, um die Verfassung des Staates in das frühere Geleise zurückzuführen, und so dem überhandnehmenden Verderben zu steuern. An der Spitze dieser Bestrebungen stand Tati, der mächtige Häuptling des Distriktes Papara, offenbar der talentvollste Mann der ganzen Insel. Er war aus dem Geschlechte der alten Könige von Groß-Taïti entsprossen. Ihm zur Seite stand Otomi (Utami), Statthalter von Ateharu, und später auch Itoti, Statthalter von Tetaha nebst seinem Bruder Paofai. Tati mit seiner mächtigen Parthei unterstützte die Missionäre, so lange diese die zügellose Willkühr der Königinn Pomare bekämpften. An seiner Festigkeit scheiterten die Versuche der Königinn, die Schranken der Verfassung zu durchbrechen. Er war es auch, der durch einen Mäßigkeitsverein der immer weiter um sich greifenden Trunksucht Einhalt zu thun suchte. Auf derselben Seite stand ein einflußreicher Fremder, der Belgier Moerenhout, ein Freund Tatis, der seit dem Jahre 1829 auf Taïti sich niedergelassen hatte, und dort Kultur und Handel zu verbreiten suchte. Im Jahre 1834 reisete Moerenhout Geschäfte halber nach America und Europa, und besuchte die Gambierinseln, worauf damals noch keine Katholische Missionäre waren.

Während seiner Abwesenheit vollendete sich auf Taïti jene merkwürdige Veränderung aller Verhältnisse, die früher schon besprochen worden ist. Der tiefste Grund davon ist in dem Beginne der Katholischen Mission in der Südsee und in der Einmischung der Englischen Politik zu suchen*). Schon seit den ersten dreißiger Jahren trat eine Änderung in der Stellung der Missionäre zu der bis dahin heftig von ihnen bekämpften Königinn ein, ob-

*) Meinicke hat den eigentlichen Zusammenhang dieser Begebenheiten nicht begriffen. Vergl. seine Schrift S. 154. Lutteroth hat ihn künstlich zu verdecken gesucht.

wohl zwischen ihnen und der nationalen Parthei noch kein förmlicher Bruch hervortrat. Kapitain Sandiland, der 1831 die als Englische Unterthanen betrachteten Bewohner der Insel Pitcairn nach Takti brachte, scheint bei dieser Gelegenheit den Vermittler zwischen der Königinn und den Missionären gespielt, und die Stellung der letzteren in eine direkte Verbindung mit der Englischen Politik gebracht zu haben. Als nun die im August 1834 begonnene Katholische Mission auf den Gambierinseln sehr bald Wurzel faßte, und auf allen benachbarten Inselgruppen die Aufmerksamkeit der Insulaner auf sich zog, sahen die protestantischen Missionäre auf Takti ein, daß auch für ihre Insel andere Zeiten bevorständen, und suchten sich für alle möglichen Fälle zu waffnen. Sie verließen daher nun völlig die nationale Parthei, und suchten sich, unterstützt durch Englischen Einfluß, einer völligen Herrschaft über die schwache Königinn Pomare zu versichern. Pritchard, Missionär zu Papeete, fungirte von da an als Englischer Agent*), und wurde der mächtigste Mann der Insel, obwohl er erst einige Jahre später zum wirklichen Brittischen Konsul ernannt wurde, und dafür scheinbar aus der Londoner Missionsgesellschaft ausschied. Die Königinn erließ auf Eingebung der Missionäre eine Reihe von neuen Gesetzen, welche theils das völlig gesunkene Ansehn der protestantischen Religion wieder heben, theils den Katholischen Missionären jedes Eindringen in die Insel unmöglich machen sollten. Es wurden wie früher alle Einwohner jeden Alters und Standes zum Besuche der Schulen der protestantischen Missionäre verpflichtet, von keinem Andern durften sie Unterricht empfangen; keinem Fremden sollte es ohne ausdrückliche Erlaubniß gestattet sein, auf der Insel sich niederzulassen, oder auch nur zu landen; und außerdem wurden in den Schulen den Insulanern die allerlächerlichsten Vorurtheile gegen die Katholische Religion, gegen ihre Priester und gegen den Papst beigebracht. Unfähig, die Religion von der Politik zu trennen, begingen die Missionäre die Unbesonnenheit, die Katholischen Priester in ihrer Eigenschaft als Franzosen anzugreifen. Aber dafür traten die mächtigen Häuptlinge der Insel, Tati, Statthalter von Papara, Otomi von

*) Annal. 1837. I. 60.

Atehuru und Itoti von Tetaha nebst seinem Bruder Paofai, treu ihrem alten politischen Systeme, nun auch ganz entschieden von der Parthei der auf einmal wieder zu großem Einflusse gelangten protestantischen Missionäre zurück, und sahen sich, während die Königinn durch Englischen Schutz gehalten wurde, nach einer Stütze von Außen um.

Indeß kehrte Moerenhout von seiner großen Reise im Jahre 1836 nach Taiti zurück. Er hatte sich mit einer Spanierinn verehelicht, und war mit der Würde eines Americanischen Konsuls bekleidet. Bei seiner Rückkehr fand er den Stand der Partheien gänzlich verändert, und schloß sich seinen früheren Freunden, den Häuptlingen Tati, Otomi und Itoti wieder an, entschlossen, jedem dem Völkerrechte zuwiderlaufenden Gesetze, das in seiner Abwesenheit zum Nachtheile der andern Nationen vom einseitigen Religionsfanatismus erlassen war, mit Entschiedenheit entgegenzutreten *).

Die Katholischen Missionäre hatten schon gleich bei ihrer Ankunft auf den Gambierinseln den Gedanken gehabt, den Columban Murphy, der ein Handwerker war, als Zimmermann gekleidet nach Taiti zu schicken, um über den Stand der Dinge

---

*) Meinicke spricht von zwei fremden Konsuln, die sich den neuen Gesetzen widersetzt hätten, dem Americanischen und Französischen, S. 154, während es doch damals noch gar keinen Französischen Konsul auf Taiti gab, und Moerenhout, den er als solchen bezeichnet, damals noch Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten war. — Lutteroth dagegen sucht den Charakter des Americanischen Konsuls zu verdächtigen, indem er den Kunstgriff gebraucht, die Begebenheiten ganz und gar aus ihrem natürlichen Zusammenhange zu reißen, und den unkundigen Leser durch einzelne nicht zusammenstimmende Äußerungen und Handlungen des Konsuls zu täuschen. Um seinen Anschuldigungen einige Wahrscheinlichkeit zu geben, nimmt er zu Erdichtungen von Thatsachen seine Zuflucht, die nur in der Phantasie des Schreibers existiren. So z. B. leitet er die eifrige Verwendung Moerenhouts für die Katholischen Missionäre von einem geheimen Vertrage des Konsuls mit letzteren in Betreff der Perlenfischerei bei den Gambierinseln her, wovon doch Niemand etwas weiß, u. dgl. mehr. Übrigens kommt es hier gar nicht darauf an, welche Motive den Americanischen Konsul leiteten, sondern nur auf das, was er that.

Erkundigungen einzuziehen, hatten es jedoch nach reiflicher Überlegung für zweckmäßiger erachtet, zuerst auf den Gambierinseln festen Fuß zu fassen, ehe sie auf größere Unternehmungen sännen *). Nachdem aber die Gambierinseln bekehrt waren, beauftragte der Bischof Rouchouze den Bruder Columban, Taïti und die Sandwichinseln zu besuchen, und möglichst bald über die dortigen Verhältnisse zu berichten. Diese Reise Columbans fand statt im Sommer des Jahres 1835 **), nicht, wie Lutteroth berichtet (S. 114) im Jahre 1836. Man machte auf Taïti dem Katecheten Schwierigkeiten in Betreff der Landung; nur mit Mühe setzten einige Häuptlinge es durch, daß er das Land betreten durfte, wo er jedoch bei jedem Schritte, den er that, von Spähern umgeben war. Moerenhout war damals noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt, die Missionäre waren ohne Verbindung mit ihm, und ihr Unternehmen zur Bekehrung Taïtis war ohne allen Antheil seiner Seits beschlossen. Columban war mit den Verhältnissen auf der Insel völlig unbekannt, und berichtete an den Bischof, wie er gehört habe, daß ein Fremder der besondern Erlaubniß der Königinn und der Häuptlinge bedürfe, um sich daselbst niederlassen zu können ***). Nur das Gerücht von der glücklichen Mission auf Mangareva war allgemein verbreitet, und das Volk zeigte Neugierde, einen der Missionäre dieser glücklich gepriesenen Insel zu sehen. Ja es kamen sogar einige Häuptlinge zum Columban, und drückten ihr Verlangen aus, daß eine Katholische Mission auf Taïti begründet würde †). Offenbar waren diese Häuptlinge Tati, Otomi und Itoti, die in Folge des Übertrittes der protestantischen Missionäre auf die Seite der Königinn Pomare als Vertreter der nationalen Parthei mit diesen in Spannung lebten ††).

---

*) Annal. 1838. II. 38.

**) Annal. 1837. I. 60—61. und 1838. II. 36.

***) Annal. 1837. I. 63.

†) Annal. 1837. I. 62—63.

††) Diese einfache Darlegung des Herganges der Dinge entwirrt vollkommen das Gewebe der Erdichtungen Lutteroths, der die Häuptlinge durch Moerenhouts Vermittlung mit den Katholischen Missionären in Verbindung treten läßt.

Am 29. August 1835 reisete Columban von Taïti ab, und berichtete von Honololu, der Hauptstadt der Sandwichinseln, aus an den Bischof Rouchouze über seine letzten Erfahrungen auf erstgenannter Insel,*) worauf eine förmliche Mission nach Taïti beschlossen wurde.

Der Bischof wählte zu dieser schwierigen Unternehmung die beiden Bekehrer der Gambierinseln, Caret und Laval aus, welche am 6. November 1836 am Bord des Englischen Schiffes Elisabeth unter dem Kapitain Williams Hamilton unter Segel gingen.**) Unter Weges verweilten sie einen Tag und eine Nacht auf der Ketteninsel (Anaa), der wichtigsten Insel des ganzen gefährlichen Archipels, deren Einwohner die Mission auf Mangareva kannten. Sie hatten von den Predigern auf Taïti die Bibel empfangen, und waren bei jenem allgemeinen Rausche dem Namen nach bekehrt, hatten aber der Räuberei und den Menschenopfern noch nicht entsagt.***) Viele umdrängten die Missionäre, verlangten, Katholische Lieder zu hören, und wünschten die Errichtung einer Mission. Ob eine solche seitdem zu Stande gekommen ist, habe ich nicht erfahren können. Am 20. November ankerten sie an der Halbinsel Taiarabu (Klein-Taïti); ein ungünstiger Wind hatte das Schiff an diese ferne Küste verschlagen.****) Muthig sprangen Caret und Laval an's Land, und begrüßten den Boden ihrer neuen Mission. Indeß war durch ein andres Schiff die Nachricht von der bevorstehenden Landung der Missionäre schon verbreitet, und Pritchard hatte es durchgesetzt, daß an allen Punkten der Insel Küstenwachen ausgestellt waren, um die Kom-

*) Annal. 1837. I. 63.

**) Annal. 1838. II. 39.

***) Annal. l. c.

****) Lutteroth meint, die Missionäre hätten absichtlich diesen entfernten Punkt der Insel zum Landen gewählt, um dem Verbote der Ausschiffung zu entgehen. Abgesehn davon, daß Lutteroth uns hier nur seine Vermuthung der directen Aussage Caret's entgegenstellt, entbehrt sein Argwohn schon deshalb alles Grundes, weil der Kapitain des Schiffes, der Engländer Hamilton, der nach Papeete Ladung hatte, den Missionären keines Weges freundlich gesinnt war.

menden zurückzuweisen.*) Zwei dieser Wachen naheten sich den Missionären, wurden aber durch ihren Anblick so ergriffen, daß sie nicht wagten, sich ihres Auftrages zu erledigen, sondern durch ein kleines Kind ihnen das Nöthige sagen ließen. Ungehindert durch das Verbot gingen sie von Tairabu quer durch die Insel nach der Hauptstadt Papeete, wo sie am dritten Tage anlangten. Überall auf dem Wege umdrängte sie das Volk. Von allen Seiten kam die Frage: Seid ihr die Missionäre von Mangareva? treibt ihr keinen Handel, habt ihr keine Frauen? rc. Man wollte die Lieder von Mangareva hören, und zeigte große Empfänglichkeit für den Unterricht. Die Häuptlinge besonders zeigten sich wohlgesinnt, und beeiferten sich, den Missionären Gastfreundschaft zu erzeigen. Die ganze Stadt Papeete gerieth bei ihrer Ankunft in Bewegung. Viele grüßten freundlich, andre schwiegen und sahen ernst darein. Sie gingen zur Wohnung des Americanischen Konsuls Moerenhout, an den sie Briefe vom Bischof Rouchouze mitgebracht hatten. Dieser nahm sie aufs freundlichste auf.

Pritchard eilte in einem Tage dreimal zu der zwei Stunden weit entfernten Wohnung der Königinn, um sie gegen die Missionäre zu stimmen, und verbot die Ausschiffung ihrer Effecten. Aber der Statthalter von Papeete und Tetaha, der Häuptling Itoti ließ sie ohne Weiteres ausschiffen, und die Königinn gestattete ihnen, ihre Aufwartung zu machen. Sie beschlossen, damit bis zum folgenden Tage zu warten. Den ganzen Nachmittag und Abend war das Haus des Konsuls von Insulanern umlagert. Sie fragten: „Ist es wahr, daß ihr die Jungfrau Maria und den Papst anbetet?" Die Missionäre antworteten auf alle Fragen, und unterrichteten das Volk, so gut es gehen wollte; denn sie waren der Sprache noch nicht vollkommen mächtig. Die Gemahlinn Moerenhouts diente ihnen als Dolmetscherinn. Wiederholt rief das enttäuschte Volk: „Pritchard ist ein arger Betrüger!" Am andern Tage begleitete der Konsul selbst die Missionäre zur Königinn, bei der Pritchard, viele Häuptlinge

*) Annal. l. c. 40.

und Richter versammelt waren. Sie baten dieselbe um Gastfreundschaft, und boten ihr Geschenke, einen Shwal und 60 Piaster an Geld. Die Königinn nahm die Geschenke, aber bald nachher ließ Pritchard den Missionären das Geld wieder zustellen, weil er fürchtete, die Annahme desselben könnte als Bewilligung des Aufenthaltes angesehen werden. Sie brachten es in Begleitung zweier Häuptlinge zur Königinn zurück, die diesesmal allein war, und sie sehr gnädig aufnahm. Indeß nahm der Zudrang der Insulaner zur Wohnung der Missionäre immer mehr zu, und die mächtigsten Häuptlinge wiederholten ihre Einladungen, die Insel unter keiner Bedingung zu verlassen. Alle Abgeschmacktheiten von Abgötterei, welche die protestantischen Missionäre über die katholische Religion verbreitet hatten, wurden widerlegt, und das Volk faßte immer größere Vorliebe für Caret und Laval, so daß Pritchard einsah, daß er das Äußerste versuchen müsse, um seine Sache zu retten. Eine neue Versammlurg wurde angesagt, vor welche auch Caret und Laval geladen wurden. Einer der Richter, von Pritchard instruirt, erhob sich und redete sie an: „Caret und Laval, warum seid ihr in dieses Land gekommen? Wir haben Oromedua's (eigentlich die heidnischen Priester), die seit lange hier sind, und uns in Gottes Wort unterrichtet haben; wir bedürfen eurer nicht. Es besteht ein Gesetz, wonach ihr nicht in dieses Land kommen durftet; geht nach Mangareva zurück." — Caret protestirte gegen dieses Gesetz als ein ganz neu gemachtes, das selbst dem Americanischen Konsul unbekannt sei. Da erhob sich Moerenhout und sagte zu Pritchard: „Dieses Gesetz ist gegen das Völkerrecht, und ich thue dagegen Einspruch; es ist für America beleidigend, für das ich hier die Stelle eines Konsuls bekleide. Ein solches Gesetz müßte wenigstens erst bei den Nationen bekannt gemacht werden, ehe es verbindlich sein könnte"*).

*) Annal. 1838. II. 48—49. Hier findet sich in Lutteroth's Buche wieder ein fein gesponnenes Gewebe von Unwahrheiten. Er findet es auffallend, daß Moerenhout gegen das Gesetz über die Fremden als gegen ein neues und ihm unbekanntes protestirt, da ja selbst der Katechet Columban auf Taïti von diesem Gesetze gehört habe. Er meint, Columban werde bei seiner Anwesenheit auf Taïti nicht unterlassen

Die Versammlung ging ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, auseinander, und besonders die jungen Männer und Häuptlinge beglückwünschten die Missionäre wegen des Ausgangs. Paofai rief ihnen zu: „Habt nur Muth, und reiset nicht ab; und selbst der Richter, der im Auftrage Pritchards in der Versammlung gegen sie geredet hatte, kam sich zu entschuldigen. Auch alle auf Taïti wohnenden Europäischen Katholiken schickten der Königinn eine Bittschrift um Gestattung der Freiheit ihres Kultus, und das Ansehn der Missionäre stieg immer höher. Am 30. November feierten sie im Stillen das erste h. Meßopfer. — Da glaubte Pritchard das Äußerste versuchen zu müssen. Er verließ die Königinn nicht, bis sie einen förmlichen Verbannungsbefehl gegen Caret und Laval unterzeichnet hatte. Diese aber achteten nicht darauf, und hielten sich im Hause des Americanischen Konsuls, entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Da erschienen am 12. December 5 bis 6 Schergen, brachen, da sie die Thüre verschlossen fanden, durch das Dach in die Wohnung der Missionäre ein, und drangen bis in das innerste Gemach, wo dieselben auf den Knien lagen und beteten. Man schleppte sie mit Gewalt zum Schiffe. Moerenhout eilte herbei, und da er sah, was vorging, sprach er mit thränenden Augen: „Meine Herren! ich kann Sie vor der Gewalt, die man Ihnen anthut, nicht schützen; aber man soll es eines Tages erfahren, daß ich Konsul der Vereinigten Staaten bin*).“

Am 31. December kamen Caret und Laval, nachdem sie

---

haben, mit Moerenhout Verbindungen anzuknüpfen. Vergl. Lutteroth S. 121. Nun aber mußte Lutteroth, der die Annalen gut kannte, sehr wohl wissen, daß Columban nicht im Jahre 1836 sondern 1835 auf Taïti war. Vergl. Annal. 1838. II. 36. Erst 1836 kehrte Moerenhout von Europa nach Taïti zurück, und erfuhr dort kurz vor der Ankunft Carets und Lavals, daß während seiner Abwesenheit ein Gesetz gegen die Fremden erlassen worden sei.

*) Annal. 1838. II. 54—55. Lutteroth, der sich bemüht, das hier Erzählte in aller Weise zu beschönigen, setzt jedoch zum Schlusse hinzu: «Die Behauptung steht zweifelsohne frei, daß die Zurücksendung der beiden Priester eine gehässige Handlung sei, dem Völkerrechte widersprechend und durch Gewalt befleckt.» S. 124.

unter Weges vom Kapitain Hamilton noch eine unwürdige Behandlung erfahren hatten, wieder auf den Gambierinseln an, und wurden von der Bevölkerung mit unglaublichem Jubel begrüßt. Auf Takti aber suchten Pritchard und seine Genossen das Volk durch Verläumdungen gegen die Katholische Religion einzunehmen, und aus den Gemüthern die empfangenen Eindrücke zu verwischen. Es gelang ihnen, eine gewisse Aufregung der Gemüther hervorzubringen. Sie verläumdeten die Franzosen, stellten Frankreich als einen kleinen, unbedeutenden Staat da, von dem man nichts zu fürchten habe u. dgl. mehr. Vor allen war Moerenhout die Zielscheibe ihrer gehässigen Angriffe, und es scheint nach Lutteroths Andeutungen dem durch ihre Berichte angeregten protestantischen Eifer zuzuschreiben zu sein, daß ihm das Konsulat der Vereinigten Staaten genommen wurde. Aber die Häuptlinge waren entschlossen, der Willkühr der Missionäre einen Damm entgegenzusetzen. Sie benutzten die Anwesenheit eines Englischen Kriegesschiffes, um Pritchard wegen der geübten Gewaltthätigkeit, die man auf der ganzen Insel nur ihm zuschrieb, zu verklagen. Jtoti und Paofai führten das Wort. Der Kapitain konnte nicht umhin, Pritchards Benehmen zu rügen*). — Schon im Januar 1837 waren Caret und Laval wieder auf dem Wege nach Takti. Diesesmal wollten sie dort nur Gelegenheit suchen nach Valparaiso in Chile, wohin Geschäfte der Mission sie riefen. Sie berührten mehre Inseln des gefährlichen Archipels, unter andern Kueru, Hao (de la Harpe) und Anaa oder die Ketteninsel. Der König von Hao bat sie dringend, bei ihm zu bleiben; man gab ihm Aussicht auf die Begründung einer Mission. Am 26. Januar langten sie bei Takti an, erhielten aber wieder nicht die Erlaubniß, das Land zu betreten. Sie empfingen an Bord den Besuch der Häuptlinge Tati, Paofai und Paraita und vielen Volkes, und erfuhren, daß die Stimmung der Insulaner noch immer günstig für sie sei. Dann segelten sie mit demselben Americanischen Schiffe, das sie gebracht hatte, dem Colombo, nach Valparaiso, wo sie am 22. März 1337 aulangten. Caret fand es, nachdem er sich mit

*) Annal. 1838. II. 59.

Ehe er jedoch dort ankam, war schon ein anderes Französisches Kriegesschiff, die Fregatte Venus unter Kapitain Dupetit Thouars, im direkten Auftrage der Regierung dort gewesen. Dupetit Thouars war theils nautischer Untersuchungen wegen, theils zum Schutze der Französischen Wallfischfänger gegen Ende des Jahres 1836 zur Südsee geschickt. Nachdem er die Sandwichinseln und Kamschatka besucht hatte, kehrte er im Frühjahre 1838 nach Valparaiso zurück, und fand hier Briefe seiner Regierung vor, welche ihn beauftragten, sich unverzüglich nach Taïti zu begeben, und Genugthuung für die das Völkerrecht verletzende Behandlung der Französischen Unterthanen zu fordern*). Am 27. August auf der Rhede von Papeete angelangt, begab sich Dupetit Thouars zu Moerenhout, und rief, nachdem er sich nach Allem erkundigt hatte, voll Unwillen aus: „Die Umstände dieser Verfolgung würden den barbarischsten Völkern zur Schande gereichen.“ Von Bord seines Schiffes stellte er am 30. August an die Königinn Pomare die dreifache Forderung, daß die Königinn sich wegen der an den Apostolischen Missionären Caret und Laval, so wie an andern Französischen Unterthanen verübten Gewaltthätigkeiten gebührend entschuldige; daß sie zum Schadenersatze für die Missionäre und für die Plünderung ihrer Effekten 2000 Spanische Piaster zahle, und endlich, daß sie die Französische Flagge mit 21 Kanonenschüssen begrüßen lasse**) Wenn binnen 24 Stunden keine genügende Antwort erfolge, so würden unverzüglich die Feindseligkeiten beginnen. Die Genugthuung erfolgte. Dann wurde am 4. September ein Vertrag zwischen Taïti und Frankreich unterzeichnet, wonach die Französischen Unterthanen den am meisten begünstigten Nationen gleichgestellt, und ihnen gestattet wurde, frei und ungehindert auf der Insel ihr Geschäft zu treiben. Moerenhout, dessen Stellung äußerst gefährdet geworden war, wurde als Französischer Konsul eingeführt. — Nachdem alle diese Geschäfte bereits beendigt waren, erschien Dumont

---

sind für das Eine die Katholischen Missionäre so wenig verantwortlich, wie für das Andre die protestantischen.

*) Lutteroth S. 154.

**) Vergl. Lutteroth S. 156 bis 157 und S. 128

d'Urville mit seinen beiden Kriegesschiffen. Er billigte Alles, was Dupetit Thouars gethan hatte, und besuchte zuerst die Königinn, und dann den Englischen Konsul Pritchard, dem er nach Reybaud erklärte, daß er dem Englischen Konsul seinen Besuch mache, und nicht dem protestantischen Geistlichen und taïtischen Richter; wenn er nur den letzten Titel gehabt hätte, so würde er ihn an Bord seines Schiffes gebracht und ihn in Ketten nach Frankreich geführt haben*). Am 16. und 17. September gingen d'Urville und Dupetit Thouars wieder unter Segel.

Ob die Missionäre auf den Gambierinseln von diesen Vorgängen auf Taïti unmittelbare Kenntniß erhielten, ist ungewiß. So viel scheint ausgemacht, daß sie an der Sendung des Kapitains Dupetit Thouars nach dieser Insel keinen Antheil gehabt haben. Caret war allerdings im Frühsommer 1837 nach Europa gereiset, ohne Zweifel auch in der Absicht, um bei der Französischen Regierung wegen der erlittenen Mißhandlung Klage zu führen; aber die Art, wie der Kapitain unterhandelte, und die unterlassene ausdrückliche Erwähnung der Religionsfreiheit geben uns den Beweis, daß seine Instruktion nur die Forderung einer Genugthuung für die gekränkte Nationalehre zum Zwecke hatte. Daher mag es auch gekommen sein, daß nach dem Abschlusse des Vertrages von Dupetit Thouars gar nichts für die Erneuerung der Mission auf Taïti geschah, und vielmehr die besten Kräfte auf die Markesas- und auf die Sandwichinseln verwendet wurden. Währenddeß ging eine überaus günstige Zeit für die Verbreitung der Katholischen Religion verloren. Denn nach Carets und Lavals Vertreibung war die Stimmung der Insulaner, welche das ganze Verfahren ihrer Gegner durchschaut hatten, sehr günstig. Die beiden Missionäre hatten Zeit genug gehabt, die ausgesäeten Vorurtheile zu zerstreuen, und der Schutz, der ihnen von einer mächtigen Marine zu Theile wurde, hatte die hohe Meinung von ihnen nur verstärkt. Es bildeten sich daher zwei verschiedene Partheien auf der Insel, wovon die eine es mit den Katholischen Missionären hielt, und durch die mächtigen Häupt-

*) Vergl. Lutteroth S. 163.

linge Tati, Otomi, Itoti und Paofai großes Gewicht bekam, die andere aber den protestantischen Missionären sich anschloß. Beide Partheien hatten zugleich eine politische Färbung. Wären nun einige Katholische Missionäre anwesend gewesen, so hätten sie auf große Erfolge rechnen können. Als der Missionär Baty mit mehren Genossen im Frühjahre 1839 auf seiner Reise nach Neuseeland sich einige Zeit auf Taiti aufhielt, fand er hier keinen Priester*), und wurde von den Insulanern dringend angegangen, dort zu bleiben; aber seine Bestimmung rief ihn anderswo hin. Er durfte nur ganz im Verborgenen die h. Messe lesen**). Caret, der im Mai 1838 sich wieder nach der Südsee eingeschifft hatte, begab sich nicht nach Taiti, sondern zu den Markesasinseln, wo er offenbar nicht bleiben, sondern den Erfolg einer bevorstehenden entschiedeneren Intervention Frankreichs auf Taiti und den Sandwichinseln abwarten wollte. Diese erfolgte im Jahre 1839. —

Die Französische Regierung begnügte sich nicht mit dem, was Dumont d'Urville und Dupetit Thouars auf Taiti ausgerichtet hatten; sie wollte um jeden Preis den Grundsatz der Religionsfreiheit gegen die Bestrebungen der Sektirer in der Südsee geltend machen, und beauftragte den Kapitain Laplace, der mit der Fregatte Artemise in der Richtung von Westen nach Osten eine Reise um die Welt machte, mit einem Besuche auf Taiti und den Sandwichinseln***). Zu Sidney fand Laplace

---

*) Vergl. Annal. 1840. I. 75—76. und Annal. 1838. V. 14.

**) Annal. 1838. V. 14.

***) Man hatte in Frankreich begriffen, wie wichtig der Einfluß der Französischen Missionäre für die Begründung einer politischen Macht in der Südsee sei, und ließ wohl nicht gerade aus religiösen Motiven den Missionären einen immer entschiedenern Schutz angedeihen, ohne daß man darum die Freiheit und die Rechte der Protestanten beeinträchtigt hätte. Hier stimmten also zufällig die Interessen der Katholischen Religion und der Französischen Politik einiger Maßen zusammen. Daß Carets Klagen in Paris zu dem Auftrage, den Laplace erhielt, wesentlich mitgewirkt haben, kann, wenn man die ganze Folge der Ereignisse betrachtet, wohl kaum bezweifelt werden, obwohl darüber gar kein bestimmtes geschichtliches Zeugniß vorliegt. Lutteroth rechnet es dem Missionär

Briefe seiner Regierung vor, und langte am 19. April 1839 im Hafen von Papeete an. Die Fregatte hatte eine starke Beschädigung bekommen. Während sie ausgebessert wurde, richtete sich die Mannschaft in einem aufgeschlagenen Lager und in den Hütten der Eingebornen so gut es gehen wollte, ein. Daß hier manche Unordnungen mögen vorgekommen sein, läßt sich erwarten; lächerlich aber ist es, den Leichtsinn einiger Matrosen und Soldaten auf Rechnung der Katholischen Religion zu schreiben*). Nachdem die Fregatte ausgebessert war, berief Laplace am 19. Juni die Königinn und die Häuptlinge zu einer Versammlung, und stellte an sie eine doppelte Forderung: 1. daß die Katholische Religion rechtlich der protestantischen völlig gleichgestellt, 2. daß ein Platz zum Baue einer Katholischen Kirche hergegeben würde. Beides wurde bewilligt, und die Artemise setzte ihre Reise nach den Sandwichinseln fort. —

Nachdem so für die Freiheit des Katholischen Kultus gesorgt war, sammelte der Bischof Rouchouze alle Priester, die nur irgend zu entbehren waren um sich, ließ nur zwei Missionäre auf den Gambierinseln zurück, und suchte alle freigewordenen Stationen einstweilen nothdürftig zu besetzen, um dann selbst nach Europa zu reisen, und eine entsprechende Anzahl von Gehülfen aufzubieten. Er besuchte am 16. April 1840 Sta. Christina, dann Vapu und Nuka-hiva, und langte am 19. Mai auf den Sandwichinseln an. Nachdem er hier die Verhältnisse so gut es gehen wollte, geordnet hatte, trat er seine Reise nach Europa an. Die Insel Taïti aber blieb aus Mangel an Missionären verlassen. Indeß dauerten die Aufreizungen Pritchards und seiner

---

gar hoch an, daß er eine Intervention Frankreichs hervorgerufen habe, obwohl doch Caret, wenn er wirklich dazu mitgewirkt hat, vollkommen in seinem Rechte war. Übrigens soll hiermit keines Weges einem Bündnisse der Missionäre mit der Französischen Politik das Wort geredet werden, wozu die Versuchung den Mitgliedern der Picpusgesellschaft von jetzt an nahe genug gelegt war. Ich werde bald Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen.

*) Lutteroth sagt S. 166: «Man begann die Ansiedlung des römischen Gottesdienstes mit Ausschweifungen.» Eine solche Sprache der Leidenschaft richtet sich selbst.

Genossen gegen die Franzosen fort. In einer Art von Zauberlaterne zeigten sie den Insulanern das Bildniß des Papstes und der Katholischen Priester, wie sie in einem Kessel über loderndem Feuer die Protestanten zu Tode marterten, und suchten durch die gehässigsten Erfindungen die Gemüther aufzureizen und zu beunruhigen *). Die Stimmung wurde auch so aufgeregt, daß Caret, der noch immer auf den Markesasinseln war, die Nachricht erhielt, wenn man sich nicht beeilen würde, die Station auf Taïti zu besetzen, so würden die Protestanten eine Niederlassung auf der Insel völlig unmöglich machen **). Da er sich nicht entschließen konnte, von seiner aufblühenden Gemeinde auf den Markesasinseln sich zu trennen, so beauftragte er den Pater Columban nebst Armand und dem Katechisten Nil nach Taïti zu gehen, folgte ihnen aber selbst einige Monate später auf ihre dringende Einladung mit dem Schiffe Rob-Roi dahin nach***). Am 31. December 1841 langte er dort an****). Obwohl er die Stimmung bei weitem nicht mehr so günstig fand, wie früher, so gewann er doch bald Eingang, und vermehrte die Gemeinde bedeutend. Dafür aber stieg die Erbitterung seiner Gegner aufs Äußerste. —

d. Besetzung der Markesas- und Gesellschaftsinseln durch Frankreich.

Der Zeitpunkt war nun herangekommen, wo Frankreich seinen langgehegten Plan, in der Südsee festen Fuß zu fassen, ausführen zu können glaubte. Daß d'Urvilles und Dupetit Thouars Expedition zur Südsee in der Hauptabsicht unternommen war, sich näher von den dortigen Verhältnissen zu unterrichten, und eine günstige Gelegenheit für die Erwerbung irgend eines Gebietes zu ersehen, unterliegt keinem Zweifel. Die Eng-

---

*) Annal. 1840. I. 76.

**) Annal. 1845. II. 42.

***) Annal. 1845. II. 42—46.

****) Annal. l. c. S. 40 — Statt des Paters Columban war der Pater Saturnin mit Pater Armand nach Taïti gereiset.

lische Regierung durchschauete diesen Plan, und beeilte sich, Neuseeland, worauf das Augenmerk Frankreichs gerichtet war, als ihr Besitzthum zu erklären. Da warf Frankreich seinen Blick auf die Markesasinseln, und beschloß, dort eine Seestation und einen militärischen Posten zu gründen. Sowohl Dupetit Thouars als Dumont d'Urville hatten diese Inseln besucht und dort politische Verbindungen angeknüpft. Offenbar auf ihren Bericht ward die seitdem begonnene Besetzung mehrer Südseeinseln entworfen*). Beide Kapitains waren nach ihrer Rückkehr zu Ab-

---

*) Lutteroth überschreitet hier in seiner leidenschaftlichen Sprache jedes Maß, und stellt Frankreich als ein Werkzeug der Propaganda dar. Er meint, die Besetzung der Markesasinseln sei nur dem Picpushause zu Gefallen, und zwar auf Ansuchen des Paters M. Gracia, der mit dem Bischofe Rouchouze nach Frankreich gereiset war, beschlossen. Nur eine absolute Gedankenlosigkeit kann eine solche Behauptung aufstellen. Die Plane Frankreichs in der Südsee sind älter, als die Französischen Missionen daselbst, und die Besetzung der Markesen hängt zu enge zusammen mit den Französischen Absichten auf die Landenge von Panama und mit der noch zu erwartenden Besetzung anderer Inseln der Südsee in dem nordwestlichen Theile dieses Meeres, als daß die Unabhängigkeit der Französischen Politik von den Wünschen des Picpushauses nur irgend bezweifelt werden könnte. Viel eher könnte Zweifel darüber erhoben werden, ob nicht die Picpusgesellschaft gar zu sehr den Vortheil der Französischen Politik für ihren eigenen Vortheil gehalten, und zu Gunsten der ersteren mitgewirkt habe. Nicht zu verkennen ist es, daß sie die Besetzung der Markesen und Taitis gern gesehn, und daß sie nicht genug den Schein eines Zusammenwirkens mit der Französischen Politik gemieden habe, und dadurch dem Katholischen Missionswesen in der Südsee, in wie weit es durch Französische Priester vertreten wird, große Nachtheile bereitet hat. Selbst ein solcher Schein muß auf das sorgfältigste vermieden werden, und ich nehme keinen Anstand, offen einen Tadel gegen die Picpusgesellschaft auszusprechen, daß sie in ihrer Haltung nicht vorsichtig genug gewesen ist. Wir sind fern davon, die Interessen der Katholischen Kirche und Frankreichs irgendwie zu identifiziren, obwohl das, was Frankreich für die Aufhebung des widerrechtlichen Glaubenszwanges auf mehren Inseln gethan hat, auch Seitens der Kirche allen Dank und alle Anerkennung verdient. Es knüpft sich an die Brittische Kolonisation in der Südsee eben so und vielleicht noch viel mehr, als an die Französische das Interesse der Katholischen Kirche. — Wenn ich aber kein Bedenken getragen habe, im Namen der Katholischen Sache eine Rüge gegen die Picpusgesellschaft auszusprechen, so bin ich doch anderer

miralen ernannt. D'Urville verlor auf der Eisenbahn bei Versailles sein Leben. Daher wurde Dupetit Thouars mit der Errichtung eines militärischen Postens auf den Markesasinseln beauftragt, und ihm, wie es scheint, ziemlich weite Instruktionen für fernere Unternehmungen gegeben. Er ließ sich zu Anfang des Jahres 1842 zu Valparaiso als Kommandanten der Seestation im Stillen Ocean anerkennen, und segelte dann mit der Fregatte Reine Blanche nach Sta. Christina, der Hauptinsel der südlichen Markesasgruppe. Er erschien in einem günstigen Zeitpunkte. Der Ariki Jotete, der sich gegen die Katholischen Missionäre bis dahin ziemlich gleichgültig verhalten hatte, war in großer Verlegenheit, indem die Matrosen eines gescheiterten Americanischen Schiffes die Herren auf der Insel spielten, und den König hart bedrängten. Der Admiral vermochte ihn ohne Schwierigkeit dazu, sich in Französischen Schutz zu begeben, worauf zu Vaitohu die dreifarbige Fahne aufgesteckt wurde. In ganz ähnlicher Weise ging es auf Nuka-hiva. Dort war der König Temoana, der Zögling der protestantischen Missionäre, trotz des durch den Kapitain Felix Bernard vermittelten Friedens noch immer von seinen Gegnern bedrängt. Als daher Dupetit Thouars bei der Insel erschien, begab auch er sich in den Schutz des Admirals, und erkannte Frankreichs Landeshoheit an. Die Besitznahme ward dadurch vollendet, daß auf Nuka-hiva und auf Sta. Christina ein fester militärischer Posten angelegt, und auf beiden Inseln eine Kolonie von Französischen Ansiedlern gegründet wurde. Diese ganze Besitzergreifung kann für Inseln, die nur von barbarischen Völkern bewohnt und durch ewige innere Kriege zerrüttet wurden, nur als eine Wohlthat betrachtet wer-

---

Seits fern davon, auch nur den Verdacht auszusprechen, als habe auch nur ein Französischer Missionär widerrechtlich sich zum Werkzeuge der Politik erniedrigt. Dafür liegt kein einziges geschichtlich konstatirtes Faktum vor, und alle Gehässigkeiten, die Lutteroth und nach ihm Meinicke vorbringt, sind eben nur Erfindungen und Vermuthungen dieser Schriftsteller. Am klarsten beweiset dieses die Geschichte von Neuseeland, wo die Missionäre, obwohl Franzosen, Seitens der Brittischen Behörden das unbedingteste Vertrauen genossen, obwohl Frankreich auf Neuseeland seine Absichten nicht aufgegeben hatte.

den. Die Europäischen und Americanischen Abentheurer würden sonst diese Völkerschaften unfehlbar zu Grunde gerichtet haben. Auch der Form nach ward hier das Recht nicht verletzt. Mögen sich nur die Franzosen hüten, die Völkerschaften in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zu verletzen, und ihnen eine freie Entwickelung gestatten. Jeder Fehlgriff in dieser Hinsicht würde sie in Feindseligkeiten mit den Eingebornen verwickeln, die nur mit dem gänzlichen Untergange der letztern ein Ende erreichen könnten. Selbst die Bekehrung darf nicht mit zu großer Hast betrieben werden. Dieselbe hat auf allen Hauptinseln glücklich begonnen, und wird, wenn man dem Volke nur Zeit läßt sich zu besinnen, ihren ruhigen, naturgemäßen Fortgang haben. — Auch der König der Gambierinseln begab sich unter Französischen Schutz. In der Verfassung der Inseln wurde nichts geändert. Auch hiergegen ist nichts einzuwenden. Daß die Missionäre keine Miene machten, sich zu widersetzen, liefert einen Beweis, daß sie für sich nicht nach einem politischen Einfluß strebten.

Kaum hatte der Admiral die Angelegenheiten auf den Markesasinseln geordnet, als Geschäfte ernster Art ihn nach Taïti riefen, wo er am 1. September 1842 mit der Fregatte Reine Blanche anlangte. Die Willkührherrschaft der protestantischen Parthei hatte hier den höchsten Grad erreicht. Die schwache Königinn wurde ganz und gar von dem auf Englischen Schutz trotzenden Pritchard geleitet, den Missionären wurden alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt, und die Aufreizungen gegen sie und gegen die Franzosen überhaupt hatten kein Ende. Kaum hatte die Fregatte Artemise unter Laplace den Hafen von Papeete verlassen, als auch die Königinn sich weigerte, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen. Insbesondere wies sie Moerenhouts Forderung, zum Baue einer Katholischen Kirche einen Platz abzutreten, hartnäckig zurück. Daher verbreitete die unerwartete Nachricht von der Besetzung der Markesasinseln auf Taïti eine große Bestürzung, die noch zunahm, als die Fregatte Reine Blanche vor dem Hafen erschien. Der Admiral forderte als Genugthuung für die neuen Beschwerden der Französischen Unterthanen*)

---

*) In seinem Schreiben an die Königinn führt Dupetit Thouars als

die Summe von 10,000 Piastern. Die fremden Konsuln wurden am 8. September in Kenntniß gesetzt, daß die Feindseligkeiten unverzüglich beginnen würden. — Unter diesen Umständen richteten die Häuptlinge Tati, Jtoti und Otomi an den Admiral folgende Addresse:

„In Erwägung, daß wir unter den gegenwärtigen Umständen nicht im Stande sind, unser Königreich so zu regieren, daß wir mit den fremden Regierungen in gutem Vernehmen leben, und aus Furcht, unsrer Ländereien, unsers Königreichs und unsrer Freiheit beraubt zu werden, richten wir, die Königinn und die obersten Häuptlinge von Taiti, schriftlich an euch die Bitte, daß der Schatten des Königs der Franzosen sich über uns erstrecke. Wir thuen diese Bitte unter folgenden Bedingungen: 1. Daß der Titel und das Ansehen der Könige, so wie das Ansehen der obersten Häuptlinge über das Volk aufrecht erhalten werde. 2. Daß alle Gesetze im Namen der Königinn erlassen, und, um für ihre Unterthanen verbindlich zu sein, mit ihrer Unterschrift versehen werden. 3. Daß das Eigenthum der Königinn und ihrer Unterthanen ihnen belassen werde, und sie alle darauf sich beziehenden Streitpunkte ohne Dazwischenkunft der Ausländer unter sich abmachen können. 4. Daß Jedermann die von ihm gewählte Religion bekennen, und Niemand auf seine Gedanken über Gott Einfluß üben dürfe. 5. Daß die jetzt bestehenden gottesdienstlichen Gebäude, welche den Englischen Missionären gehören, geachtet werden, und die Missionäre die Pflichten ihres Amtes ferner ausüben dürfen. 6. Daß man dieselben Rechte genieße, zu welcher Religion man sich auch bekenne. Unter diesen Bedingungen, wenn sie angenommen werden, erbitten die Königinn und die Häuptlinge den Schutz des Königs der Franzosen. Die Beziehungen zu den ausländischen Regierungen, und Alles, was die auf Taiti wohnenden Ausländer betrifft, so wie die Hafenordnung u. s. w. sollen in den Bereich der Französischen Regierung und der von ihr ernannten Stellvertreter fallen. Ihnen soll es ebenfalls zu-

---

Beschwerden an: «Verletzungen der Wohnung, Gewaltthätigkeiten der Polizei gegen die Personen, Gefangensetzung ohne richterliches Urtheil und Eigenthumsberaubungen.»

kommen, die nöthigen Maßregeln zu treffen, um Einigkeit und Frieden zu sichern*)." Die Königinn, welche damals ihre Niederkunft erwartend auf der Insel Eimeo war, weigerte sich anfangs zu unterzeichnen, aber die Drohung, daß die Feindseligkeiten beginnen würden, beseitigte ihren Widerstand. Die Französische Flagge wurde aufgezogen, und eine einstweilige königliche Regierung wurde eingesetzt, an deren Spitze Moerenhout als königlicher Kommissär gestellt wurde.

Diese Besetzung Taïtis ist, sie mag betrachtet werden von welcher Seite sie will, eine Gewaltthat, die durch nichts gerechtfertigt werden kann. Frankreich war in seinem vollen Rechte, so lange es für gegründete Beschwerden seiner Unterthanen Genugthuung verlangte und die Freiheit des Kultus reklamirte; nicht aber war es in irgend einer Weise berechtigt, der Selbstständigkeit eines freien Staates um der erhobenen Beschwerden wegen ein Ende zu machen, und eine schwache Königinn ihrer Krone zu berauben. Die Königinn stimmte offenbar nur gezwungen der Bitte der Häuptlinge bei, und selbst in der Adresse der letzteren an den Französischen Admiral ist die Mitwirkung einer fremden Hand nicht zu verkennen. Andrer Seits aber darf auch nicht übersehen werden, daß Taïti niemals durch die Gewaltthat einer auswärtigen Macht seine Selbstständigkeit verloren haben würde, wenn es nicht durch den zerstörenden Einfluß, der in seinem Innern gewaltet, seinem Schicksale entgegengeführt worden wäre. Pomare II. hatte durch die Missionäre geleitet das nationale Leben seines Volkes zu tief erschüttert, als daß es sich aus den gewaltigen Schwankungen, worin es gleich nach seinem Tode versetzt wurde, durch eigne Kraft wieder hätte retten können. Darum zeugt es von absolutem Mangel an historischem Sinne, wenn man, wie Lutteroth thut, den Untergang der Selbstständigkeit Taïtis nur den Bemühungen Moerenhouts oder gar den Eingebungen der Römischen Propaganda zuschreiben will. Meinicke hat hierin tiefer gesehen. Nachdem die eine Parthei auf der Insel, an deren Spitze die Missionäre standen, sich nicht mehr auf die Gränzen innerer politischer Partheiungen beschränkte, sondern an einer aus-

*) Vergl. Lutteroth S. 190—191.

wärtigen Macht eine Stütze suchte, da war es vorauszusehen, daß die andere Parthei, an deren Spitze die Häuptlinge standen, eine ähnliche Stütze an einer auswärtigen Macht suchen und natürlich auch leicht finden würde.

Die fernere Geschichte der politischen Ereignisse auf Taïti gehört nicht in den Umfang meines Werkes. Auch hat sich der Stand der Dinge noch nicht so befestigt, daß man über die zukünftige Gestaltung der Insel mit einiger Sicherheit urtheilen könnte. Nur eine kurze Übersicht der nach der Besetzung erfolgten Begebenheiten soll hier einen Platz finden. Den Engländern war das rasche Handeln Dupetit Thouars zu unerwartet gekommen; sie waren unvorbereitet, obwohl sogleich auf die Nachricht von der Besetzung der Markesasinseln Verstärkungen nach den dortigen Gewässern abgegangen waren. Doch ließen die anwesenden Engländer und die protestantischen Missionäre es nicht an feindlichen Einwirkungen gegen die Franzosen fehlen. Die Königinn zog sich nach Eimeo zurück, und schrieb einen Brief an die Königinn von England um deren Hülfe flehend. Die Ächtheit des Briefes wird übrigens in Zweifel gezogen. Der Kapitain des gerade angekommenen Englischen Schiffes Talbot, Thomas Thompson lud die Königinn ein, nach Taïti zurückzukommen, und begrüßte sie bei ihrer Ankunft mit 21 Kanonenschüssen. Es wurde auf den 8. Februar 1843 eine allgemeine Versammlung des Volkes auf Taïti einberufen, der auch der Englische Befehlshaber, die fremden Konsuln und die Missionäre beiwohnten. Überall wurde das Gerücht verbreitet, die Engländer würden die Herrschaft der Franzosen nicht anerkennen, und die nationale Eifersucht benutzte die Gereiztheit der Gemüther, um alles zum Hasse gegen die Franzosen aufzustacheln. Die Versammlung sprach den Wunsch aus, daß Taïti selbstständig bleiben, wenn aber Eines nothwendig sei, lieber unter Brittischen als unter Französischen Schutz gestellt werden möge. Selbst die Häuptlinge waren eingeschüchtert, und wagten nicht offen zu widersprechen. Die Französische Flagge im Hafen wurde abgenommen. Dupetit Thouars war damals abwesend. Seine Zurückkunft schien einen unvermeidlichen Konflikt mit den Engländern herbeiführen zu wollen. Da die Stellung der Königinn, die auf Brittischen Schutz trotzte, entschieden feindlich wurde, und die Aufreizungen der Gemüther

durch die Missionäre den höchsten Grad erreichten, so erklärte er die Königinn für abgesetzt, und ließ den Konsul-Missionär Pritchard mit Gewalt an Bord eines Französischen Kriegesschiffes nach Europa bringen. Nun erwartete Alles, England würde das Benehmen des Admirals als einen Bruch des Friedens betrachten, und die wüthendsten Deklamationen in den Versammlungen der Londoner Missionsgesellschaft verbreiteten Aufregung im Englischen Volk. Doch verständigten sich die Regierungen von Frankreich und England dahin, daß zwar Dupetit Thouars aus der Südsee abberufen, die Königinn Pomare wieder in ihre Würde eingesetzt und der Bestand der protestantischen Kirchen und Schulen feierlich gewährleistet wurde; dagegen erkannte England die Schutzherrschaft Frankreichs über Taïti an. Der Konsul Pritchard blieb aus Taïti entfernt; doch ward ihm für erlittene Verluste, namentlich an seiner Apotheke, ein Schadenersatz von einigen zwanzigtausend Franks ausbedungen. — Die Nachricht von dieser Übereinkunft befriedigte weder die Königinn Pomare noch die protestantischen Missionäre, und erregte einen nicht geringen Groll der auf Täïti anwesenden Engländer, welche in der Zuversicht auf die Beistimmung der Regierung in der Auslassung ihres Hasses gegen die Franzosen offenbar zu weit gegangen waren. Die Englischen Missionäre, statt ruhig auf ihren Posten, wo sie völlige Sicherheit genossen, zu verbleiben, glaubten selbst jetzt noch, die Befestigung der Französischen Herrschaft sei unvereinbar mit dem Fortbestand ihrer Lehre, und folgten zum Theile der Königinn, die, entschlossen, sich der Französischen Herrschaft zu entziehen, auf der Insel Raiatea ein verschanztes Lager bezog. Die Englisch gesinnte Parthei auf Taïti nahm im Innern der Insel eine fast unangreifbare Stellung, und ein blutiger Krieg verwüstete von da das schöne Land. Nachdem die Franzosen die Küstengegenden besetzt hatten, machten sie wiederholte Versuche gegen die westlichen kleinern Inseln, wo die Königinn viel zahlreichere Anhänger zählt, als auf Taïti, wurden aber namentlich auf Huahine blutig zurückgeschlagen. Dadurch ermuthigt wagte die Parthei der Königinn auf Taïti selbst einen Angriff auf die Verschanzungen von Papeete, wo sie von der Besatzung im Bunde mit den Französisch gesinnten Insulanern zurückgewiesen wurden. — Die Anwesenheit

eines Kriegsschiffes benutzend griff der Gouverneur **Bruart** unterstützt durch die Matrosen und die verbündeten Taïtier die Feinde in ihren Verschanzungen an, trieb sie bis in die innersten Schlupfwinkel ihrer Berge zurück, und führte zwei an der Spitze der Empörer ergriffene Missionäre kriegesgefangen mit sich fort.

Gewiß kann dieser Krieg für Taïti und die übrigen Inseln nur die verderblichsten Folgen haben, und auf die Englischen Missionäre fällt eine schwere Anklage, daß sie, nachdem von Brittischer Seite die Französische Schutzherrschaft anerkannt war, nicht auf ihren Stationen blieben, sondern den Zustand des Krieges zu unterhalten suchten. Es war ihnen unter Französischer Hoheit nur ihr politischer Einfluß genommeu; in ihre religiöse Freiheit war kein Eingriff geschehen. Zudem mußten sie wissen, daß ein Krieg mit Frankreich das Volk auf die Dauer nur ins Verderben stürzen könne. Frankreich aber möge durch die eigne Erfahrung und durch die Geschichte der Marianen belehrt wohl erwägen, daß eine eigentliche Unterjochung der freiheitliebenden Südseeinsulaner schwerlich möglich ist, und daß ein Versuch dazu gar leicht mit der Ausrottung des größten Theiles der noch übrigen Bevölkerung der Gesellschaftsinseln enden könne. Es beschränke sich vielmehr, sobald ein entschiedener Sieg über die feindliche Parthei erfochten ist, auf die Besetzung einiger wichtigen Punkte der Inseln, sichere die Religionsfreiheit beider Partheien, und überlasse dann das Volk seiner eigenen Entwicklung. So allein wird es gelingen, den Rest eines früher zahlreichen Volkes, das seit 50 Jahren durch die Schuld der Europäer so traurige Geschicke erfahren hat, zu retten. —

Die Missionsthätigkeit liegt seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten auf beiden Seiten darnieder. Die protestantischen Missionäre haben zum Theile Taïti verlassen, theils halten sie sich in den verschanzten Lagern der Insulaner auf, bei denen ihr Einfluß seit der Französischen Besetzung gestiegen ist. Die Katholischen Missionäre sind dagegen fast auf die von Truppen besetzten Ortschaften beschränkt. Das Missionshaus nebst der Kapelle im Thale **Dupetit Thouars** wurde von den Feinden niedergebrannt, und dadurch die Arbeiten der Missionäre über die Sprache und Geschichte von Taïti

zerstört*). Ein Schiff, daß auch für die Gesellschaftsinseln Missionäre bringen sollte, litt Schiffbruch (darüber später mehr), und alle Missionäre kamen um. Doch haben sie bei den Häuptlingen und bei einem Theile des Volkes noch immer den früher gewonnenen Einfluß, der bei dem Eintritte friedlicher Verhältnisse, sobald die politischen Partheien die religiösen Sympathien zu bestimmen aufhören werden, offenbar nur zunehmen kann. Ob dann die protestantischen Missionäre, nachdem sie einmal ihre religiöse Stellung so gänzlich verkannt haben, sich noch länger werden behaupten können, muß die Zukunft lehren. Auf jeden Fall aber ist schon jetzt das Übergewicht der Katholischen Religion auf dem großen Inselkomplex des südöstlichen Oceaniens entschieden.

---

§. 5.

Die Katholische Mission auf den Sandwichinseln.

a. Begründung der Mission.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Gedanke, auf den Sandwichinseln eine Mission zu begründen, sich an die Expedition Freycinets anschließt. Kalaimoku und sein Bruder Boki ließen sich vom Abbé Quelen, der den Kapitain begleitete, taufen, worauf die Herrschaft des Heidenthums gestürzt wurde. Während aber die versprochene Katholische Mission sich verzögerte, kamen im Jahre 1820 die Americanischen Missionäre, und gewannen zuerst das Feld. Im Jahre 1827 landeten die ersten Missionäre der Picpusgesellschaft, Alexis Bachelot, ein Franzose, und der Pater Patricius Short, ein Irländer, nebst dem Katecheten Melchior Bondu. Der Papst Leo XII. hatte den Priestern von Picpus den besonderen Auftrag gegeben, auf den Sandwichinseln eine Mission zu gründen, und Abbé Coudrin hatte schon im Jahre 1825 drei Priester, den Alexis Bachelot, Abraham Armand und Patricius Short,

---

*) Annal. 1845. II. 62—64.

nebst drei Laienbrüdern, dem Melchior Bondu, Theodor Boissier und Leonard Portal ihm zur Verfügung gestellt*).

Alexis Bachelot war im Jahre 1825 zum Apostolischen Präfekten der Sandwichinseln ernannt, und war zu Ende des Jahres 1826 nach seiner Bestimmung abgereiset**). Bei seiner Ankunft hatten sich die Verhältnisse günstig für die Begründung einer Katholischen Mission gestaltet. Kalaimoku, der nach des Königs Liholiho Tode mit der Königinn Kaahumanu, im Bunde mit den protestantischen Missionären die Regentschaft geführt hatte, war im Februar 1827 gestorben, und an seine Stelle war sein Bruder, der weise und milde Boki, getreten. Der Widerwille der Insulaner gegen das durch politischen Einfluß aufrecht erhaltene Religionssystem der protestantischen Missionäre verstärkte die Parthei des freisinnigen Boki unter dem Volke so bedeutend, daß die Parthei der Königinn Kaahumanu eine Zeitlang in den Hintergrund trat, obwohl die meisten Häuptlinge ihr angehörten. Boki gestattete dem Bachelot und Short, sich auf der Insel Oahu niederzulassen, und gab ihnen einen Platz zum Baue einer Kirche. Vergebens boten die protestantischen Missionäre Alles auf, die Zulassung der Katholiken zu verhindern. Die Fremden, die in Honolulu wohnten, meistens Engländer und Americaner behandelten den Apostolischen Präfekten mit einer Achtung, die sie den protestantischen Missionären verweigert hatten; und aus dem niederen Volke, das von den letzteren fast keiner Beachtung gewürdigt worden war, schlossen sich nicht Wenige mit Vertrauen ihnen an. Ihre einflußreichste Stütze aber fanden sie an dem Spanier Marini, dem reichsten Europäer der Insel, der sie freundlich aufnahm, und seine Untergebenen durch sie unterrichten ließ. Wie gründlich die Bekehrungen waren, zeigt die folgende Geschichte.

Es war vorauszusehen, daß die Katholische Religion, wenn man ihr nur fernere Freiheit gestattete, bald zu einem nicht unbedeutenden Einfluß auf den Sandwichinseln gelangen würde.

---

*) Annal. 1835. III. 6.

**) Annal. 1840. III. 49. Anmerk.

Sie sagte der Eigenthümlichkeit der Insulaner weit mehr zu, als das finstere Religionssystem der protestantischen Missionäre. Um so mehr boten diese alle ihre Kräfte auf, das politische Übergewicht wieder zu erlangen, um dann die Katholische Religion mit Gewalt verdrängen zu können. Sie kamen ihrem Ziele schon näher, als Boki wegen eines Unternehmens gegen die Neuhebriden (1829—30) längere Zeit abwesend war, und nun die ihnen ergebene Königinn Kaahumanu allein die Regentschaft zu führen bekam. Schon unter Bokis Mitregentschaft hatte diese durch den Einfluß der Häuptlinge unterstützt die Einführung eines von den Predigern entworfenen Gesetzbuches ganz in der Weise des auf Taïti durchzusetzen vermocht. Während Bokis langer Abwesenheit hatte sie noch mehr freie Hand. Sie ließ alle früheren Verordnungen über den Besuch der Schulen und Kirchen erneuern, und suchte dadurch den Katholischen Missionären die Möglichkeit, auf das Volk einzuwirken, abzuschneiden. Alle Vergnügungen und Lustbarkeiten wurden wieder verboten, und das Volk durch gesetzlichen Zwang unter das Joch eines mißverstandenen Christenthumes gebeugt. Trotz dem faßte der Katholische Glaube immer festere Wurzel, und gewann um so mehr die Herzen, je trostloser und leerer die Gemüther durch die Religion der Calviner gelassen wurden. —

b. Die Verfolgungen.

Vertreibung der Missionäre.

Die Katholischen Missionäre sahen das bevorstehende Ungewitter immer drohender sich nahen, und waren auf das Äußerste gefaßt. Seit dem Jahre 1827 hatte die Kirche auf den Sandwichinseln eine gesetzliche Existenz erhalten, und sie genoß nicht allein die höchste Achtung der Fremden in Honololu, sondern auch die Zuneigung der Insulaner; darum war ein offener und gewaltsamer Angriff auf sie immer schon bedenklich. Daher wurde fürs Erste nur der Versuch gemacht, durch eine Menge neuer willkührlicher Gesetze der Kirche alle Lebensluft abzuschneiden. Erst als dieses nicht gelang, bewaffnete der Sektenhaß die öffentliche Gewalt, die ihm zu Gebote stand, zur grausamen Verfolgung.

Den Verordnungen über den Besuch der Schulen und Kirchen gab die Königinn auf die Eingebung des Americanischen Missionärs **Bingham**, der bei ihr eine ähnliche Rolle spielte, als **Pritchard** bei der Königinn **Pomare** *), die Deutung, daß die Katholiken gehalten sein sollten, den protestantischen Unterricht und Gottesdienst zu besuchen. Alle weigerten sich standhaft. Damit war das Signal zu einer offenen Verfolgung gegeben. Eine Anzahl von Katholiken wurde 1830 gefänglich eingezogen. Man verurtheilte sie zu öffentlichen Arbeiten. Selbst die Frauen wurden nicht verschont. Eine von ihnen, die den Namen **Alodia** in der h. Taufe empfangen hatte, starb im Gefängnisse an den Folgen der Mißhandlung. Sie säugte ein Kind. Dieses übernahm eine andre Christinn zu verpflegen**) Nur Einer, **Andronicus** mit Namen wurde bei der immer drohender werdenden Gefahr wankend. Er versprach, die protestantische Kirche zu besuchen, bereuete aber bald seine That. In der Verzweiflung legte er sich selbst die Buße ewigen Stillschweigens auf, die er wirklich fast ein Jahr lang übte. Alle glaubten, er sei von Sinnen. Da die protestantischen Prediger ihn zwingen wollten, ihre Kirche zu be-

---

*) Annal. 1840. III. 29. Anmerk.

) Annal. 1840. III. 26. — Das schöne Beispiel der **Alodia erinnert an die Märtyrergeschichten der ersten Jahrhunderte. Man ließ die Frauen trotz der Zwangsarbeit, wozu sie verurtheilt waren, Hunger leiden, so daß sie fast verschmachteten. Eines Tages gelang es dem Bruder **Melchior**, ihnen heimlich eine Tarowurzel zukommen zu lassen. Alle freuten sich darüber wie Kinder, beschlossen aber doch, obwohl sie sehr an Hunger litten, einmüthig, die Wurzel der **Alodia** allein zukommen zu lassen, weil sie des Kindes wegen der Speise sehr bedurfte. Trotz der schweren Krankheit, worin dieselbe bald darauf verfiel, wurde sie nicht von der Zwangsarbeit befreit. Doch die Mitgefangenen übernahmen ihre Arbeit freiwillig. Als ihre Krankheit zunahm, trugen sie dieselbe sorgfältig auf ihren Schultern aus dem Gefängnisse zum Orte der Arbeit und wieder zurück. Der Vorsteher des Gefängnisses war im Geheimen den Katholiken zugethan, und ließ den Gefangenen manche Erleichterung zu Theile werden. So gelang es selbst dem Apostolischen Präfekten, zu ihr zu gelangen. Er bereitete sie zum Tode vor, worauf sie freudigen Muthes in Gegenwart der treuen Mitbekennerinnen zum besseren Leben entschlief. Vergl. den Bericht **Bachelots** Annal. 1838. VI. 25—26.

suchen, wies er sie mit Verachtung zurück. An Händen und Füßen mit Ketten beladen ward er ins Gefängniß geworfen, aber nichts vermochte mehr, seine Standhaftigkeit zu beugen*). Als aber der edle Boki auf seiner Fahrt zu den Neuhebriden seinen Tod gefunden hatte, und nun Kaahumanu ihre Macht befestigt sah, steigerte sich noch die Härte der Verfolgung. Im Jahre 1831 wurden Basilius mit seiner Frau Agatha, Thais und eine Wittwe Namens Monica mit ihrem blinden Sohne Didymus, lauter neugetaufte Christen, ins Gefängniß geworfen. Eben so erging es den Katechumenen, einer Frau Helimu nebst ihrem Manne, und der Uhete (Esther), einer der angesehensten Frauen der Inseln. Nachdem sie Monate lang unter Hunger und Durst in jeder Weise zum Abfalle gereizt waren, wurden sie zu öffentlichen Zwangsarbeiten verurtheilt. Selbst die Frauen mußten Steine brechen. Bei der Arbeit in glühender Sonnenhitze versagte man ihnen einen Trunk Wassers. „Der Gott, dem ihr dient, mag euch tränken und speisen" riefen die von Bingham bestellten Aufseher ihnen zu, wenn sie um einen Trunk Wassers baten. Dazu mußten diese Aufseher jede Gelegenheit benutzen, sie zur Annahme des protestantischen Glaubens zu bewegen**). Alle wiesen standhaft die Versuchung zurück. Selbst die Einziehung ihrer Güter machte sie nicht wankend. Die gute Gesinnung mancher Aufseher und Soldaten gab den Priestern Gelegenheit, eine stete Verbindung mit den Gefangenen, deren Zahl sich von Tag zu Tag mehrte, zu unterhalten. Der Eifer dieser Christen war so groß, daß sie selbst im Gefängnisse und bei ihrer schweren Arbeit jeden günstigen Augenblick benutzten, um neue Glieder für die Gemeinde zu gewinnen. Uhete ging allen mit dem Beispiele unerschütterlicher Standhaftigkeit voran. Sie wurde während ihrer Gefangenschaft getauft. Andronicus ließ sich endlich durch Bachelot bewegen, sein Schweigen zu brechen, und wurde von nun an einer der eifrigsten Katecheten

Die Erfolglosigkeit aller ihrer Bemühungen reizte die protestantische Parthei zur äußersten Erbitterung. Man erklärte die

---

*) Annal. 1838. VI. 18—19.
**) Annal. 1840. III. 27.

Katholische Kirche für geschlossen, und jedem Insulaner wurde bei strenger Strafe untersagt, das Haus der Missionäre zu betreten. Nur im Dunkel der Nacht kamen die Schüler zu dem Priester, und die hh. Geheimnisse wurden ganz im Geheimen bei verschlossenen Thüren gefeiert. Trotz dieser Sorgfalt wurde eines Tages die Versammlung überrascht. Zwei Unterhäuptlinge drangen während des Gottesdienstes ein, trieben die Erschreckten unter Mißhandlungen aus einander, und untersagten dem Priester aufs Nachdrücklichste, Eingeborne in sein Haus aufzunehmen. Er erwiederte, er würde nach wie vor Keinem den Eintritt verweigern.*) Bingham scheuete sich nicht, noch weiter zu gehen. Am 2. April 1831 bekamen Bachelot und Short den Befehl, vor der Königinn und der Versammlung der Häuptlinge zu erscheinen. Sie *gingen*. Der junge König hielt sich fern, sonst aber waren alle Häuptlinge von Oahu zugegen, und zahlloses Volk war hinzugeströmt. Auch die Fremden waren alle anwesend. Ein Brief ward dem Bachelot übergeben mit der Namensunterschrift des Königs und der Häuptlinge, worin ihm in beleidigenden Ausdrücken geboten wurde, binnen drei Monaten mit Short die Inseln zu verlassen; sonst würden sie mit Gewalt fortgeschickt, und ihr Eigenthum eingezogen werden. Der Brief war von einem protestantischen Lehrer geschrieben. Während Bachelot las, wurde eine allgemeine Stille, und Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Da erhob sich der Priester nicht im Tone eines Angeklagten, sondern eines Anklägers, und verwies es den Häuptlingen, daß die Missionäre in dem Briefe „Kipaku" (Canaille) genannt würden. Alle schämten sich. Dann fuhr er (an den obersten Häuptling sich wendend) fort: „Du weißt also nicht, daß ich nicht dieser Welt angehöre? Ich gehöre Gott an, und Alles, was ich besitze, ist Sein eigen. Ich bin hergekommen, euch das Wort Gottes zu verkünden, aber ihr waret nicht gesinnt, es anzunehmen. Mein Eigenthum möget ihr aus meiner Wohnung holen lassen; ich fürchte eure Plünderung nicht; nehmet, was euch beliebt, das Alles sind nur Dinge dieser Welt. Ihr redet mir von Fesseln; bringet sie her, ich fürchte auch diese nicht. Ihr wollt mich ins Gefängniß werfen: wohl! Gott,

*) Annal. 1840. III. 28.

der uns sieht und auf uns hört, wird auch da bei uns sein. Übrigens was gilt mir mein Körper viel! wisset ihr nicht, daß er nur Staub ist, der morgen wieder zu Staub werden kann. Vielleicht stirbt ihr morgen und auch ich; wie könnten mich also eure Drohungen schrecken?" — Der Eindruck der Rede war tief. Die Fremden bezeugten den Missionären offen ihren Beifall, die meisten Häuptlinge waren zufrieden, nur die Königinn und einige Frauen zeigten sich ganz erbittert.*)

Dieser Vorfall gab ganz gegen die Berechnung Binghams der Katholischen Sache, die bis dahin meist nur unter dem geringeren Volke Anhänger gewonnen hatte, eine größere Bedeutung, und erwarb ihr in der öffentlichen Meinung eine Anerkennung, die ihr sehr vortheilhaft war. Einer der ersten Häuptlinge, der von der Königinn zu den Missionären geschickt war, um ihnen den Befehl zur Abreise zu wiederholen, wagte nicht, sich seines Auftrages zu erledigen. Endlich übernahm der mächtigste Häuptling der Inseln, Kuakini, der Bruder der Königinn und Statthalter der Insel Owaihi dieses Geschäft. Er benahm sich jedoch höflich, und bat die Missionäre, im Frieden wegzuziehen. Sie erwiederten, das sei wider ihr Gewissen; wenn er aber ihre Abreise strenge beföhle, so solle er selbst für ein Schiff zur Abreise sorgen. Als nun bald darauf das Preußische Schiff, worauf Meyen sich befand, in Honolulu vor Anker ging, um dem jungen Könige einige Geschenke des Königs von Preußen zu überbringen, hoffte man, dieses Schiff würde sich dazu verstehen, die Missionäre mitzunehmen. Als aber der Kapitain aus dem Munde Bachelots die wahre Sachlage erfuhr, weigerte er sich, in dieser Weise die Preußische Flagge entehren zu lassen**), und forderte, als Ba-

*) Annal. 1838. IV. 33—37.

**) Meyen selbst berichtet über den Vorgang in seinem oft genannten Werke: «Sehr bald bemerkten die evangelischen Prediger, welche Verwüstungen in ihrem Bereiche die Neuangekommnen (die Katholischen Missionäre) anrichten würden. Alles wurde von nun an in Bewegung gesetzt, und die Intriguen waren von solchem Erfolge, daß den Französischen Priestern jeder äußere Gottesdienst untersagt, und ihre eigne Wohnung ihr Gefängniß wurde. Man wollte die Sache noch weiter treiben, und keine Mittel blieben unversucht, damit die gefürchteten Re-

chelot dennoch auf Andringen Kuakinis um Aufnahme an Bord seines Schiffes bat, eine so unverhältnißmäßig große Summe, daß der Häuptling keine Lust mehr zeigte, die Einschiffung auf dem Preußischen Fahrzeuge zu verlangen. Eben so wenig waren Englische Schiffe, an die ein ähnliches Ansinnen gestellt wurde, geneigt, die Ehre ihrer Flagge zu beflecken.

Bald darauf erschien zu Honolulu ein gewisser Hill, ein Agent der Brittischen Bibelgesellschaft, der sich den Schein gab, ein Bevollmächtigter der Englischen Regierung zu sein, und durch den vornehmen, gebieterischen Ton, womit er gegen den Pater Short, einen Brittischen Unterthanen, redete, die Missionäre in nicht geringe Verlegenheit setzte. Doch gelang es dem Bachelot, den wahren Charakter Hills zu entlarven. Indeß ließ Hill doch Spuren seines Aufenthalts zurück. Denn nach Bachelots Meinung *) war er es, welcher der Regierung den Rath gab, die Missionäre auf einem eignen Staatsschiffe fortführen zu lassen, da kein fremdes Schiff sich zu einem solchen Dienste hergeben wollte. Aber die Statthalter von Owaihi und Atowai (Kauai) weigerten sich, die Verantwortlichkeit eines solchen Gewaltschrittes auf sich zu nehmen; nur Kuanoa, der Befehlshaber der Feste von Honolulu, ein verachteter Emporkömmling, bot seine Dienste an. Ein alter Englischer Seemann, der in herabgekommenen Vermögensumständen auf Oahu lebte, wurde dazu gedungen, auf dem Sandwichischen Staatsschiffe Waverley die Fremden nach Californien zu bringen. Da nun die Missionäre sahen, was ihnen bevorstand, wandte sich Pater Short an den Englischen Konsul Charlton um Schutz. Dieser nahm sich mit edler Menschenfreundlichkeit der Verfolgten an, legte am 12. December 1831 eine förmliche Protestation gegen jede in Betreff des Paters Short, eines Brittischen Unterthanen, zu unternehmende Gewaltthat ein, und for-

---

benbuhler bei uns an Bord genommen und in ihre Heimath zurückgeschafft würden. Diese achtungswerthen Geistlichen erklärten mir im Stillen, daß sie ihren Aufenthalt zu verlängern wünschten, und das Land nur dann verlassen möchten, wenn die Gewalt sie dazu zwingen würde Seitdem haben diese Intriguen nachgelassen.» Vergl. Annal. 1835. III. 11.

*) Annal. 1838. IV. 50.

derte den Pater Bachelot zu einem ähnlichen Schritte auf. Auch der Americanische Konsul nahm sich der Missionäre an. Er schrieb an den Mexikanischen Gouverneur von Californien, ob die Priester, falls man sie mit Gewalt von Oahu vertriebe, dort freundliche Aufnahme finden würden, worauf er die befriedigendste Antwort erhielt. Auch der Superior der Franciscaner in Californien schrieb den Missionären, und bat sie, falls sie der Gewalt weichen müßten, nirgendswo anders ihre Zuflucht zu nehmen, als bei ihm.

Indeß dauerte die Ausrüstung des Waverley trotz der Protestation des Englischen Konsuls fort, und die Zeit der Abreise rückte immer näher. Die Christen drängten sich um die Missionäre unter Wehklagen und Thränen. Selbst mehren der um des Glaubens wegen Gefangenen gelang es, sich auf einige Stunden dem Gewahrsam zu entziehen, die Kapelle zu besuchen, und die geliebten Priester noch einmal zu sehen. Andronicus wollte nicht wieder von der Seite Bachelots weichen, er wollte mit ihm nach Californien ins Exil. Ja viele Christen konnten nur mit Mühe dahin gebracht werden, ihren Gedanken, die Insel ganz zu verlassen, und eine glücklichere Heimath, in der kein Glaubenszwang herrschte, aufzusuchen, wieder fahren zu lassen. Die noch nicht Getauften baten dringend um die Gnade des Sakramentes, und in jeder Nacht wurden Einige getauft oder in die Zahl der Katechumenen aufgenommen*). Bachelot hatte einen Katechismus und ein Religionshandbuch in der Sprache von Sandwich verfaßt, und das Manuscript zum Drucke nach China befördert. Der Prokurator des auswärtigen Missionshauses zu Macao, Abbé Legregois, hatte den Druck von 1000 Exemplaren besorgt, und 500 davon nach Honololu geschickt. Bachelot empfing dieselben noch zu rechter Zeit, um sie den lernbegierigen Christen vertheilen zu können**).

Da die Missionäre voraussahen, daß die protestantischen Prediger es nicht an Verläumdungen gegen sie fehlen lassen würden, um dadurch ihre That vor der Welt zu entschuldigen, so baten

*) Annal. 1838. IV. 52—53. VI. 18—20.
**) Annal. 1835. III. 20.

sie die Konsuln von England und von den Vereinigten Staaten um ein schriftliches Zeugniß in Betreff der Ursache ihrer gewaltsamen Entfernung. Beide übergaben ihnen ein Zeugniß mit Unterschrift und Siegel, daß die einzige Ursache ihrer Vertreibung das Bekenntniß der Katholischen Religion sei*). Da erschien am 24. December 1831, nachdem die Feier der hh. Geheimnisse vollendet war, ein Häuptling mit einigen Begleitern in ihrer Wohnung, faßte Bachelot an der Schulter, und machte Miene, ihn mit Gewalt abzuführen. Als nun die Priester sahen, daß kein Widerstand mehr möglich sei, nahmen sie ihr Brevier, Stock und Hut, und begaben sich umgeben von den Schergen zum Hafen. Das Volk drängte sich zu Tausenden hinzu, es stieg auf die Mauern, um die Vorübergehenden zu schauen. Nur wenige bezeugten ihre Freude; die meisten waren traurig und ernst. Auch die Neophyten erschienen unter der Menge, und suchten noch einmal den Blicken der für immer Scheidenden zu begegnen. So lange das Schiff, das sie in die Ferne entführte, noch sichtbar war, blieb das Ufer mit Menschen bedeckt.

Der Kapitain des Waverley fürchtete sich, einen bewohnten Hafen von Californien zu besuchen, weil er von den Katholischen Mexicanern keine freundliche Aufnahme erwartete, und setzte die Missionäre nach dreimonatlicher beschwerlicher Fahrt an einer öden Küste aus. Er bat sich von ihnen ein schriftliches Zeugniß aus, daß er sie unter Weges gut behandelt habe, um es der Königinn vorzuzeigen, ließ ihnen aber, nachdem er solches erhalten, an der unwirthbaren Küste nichts als zwei Flaschen mit Wasser zurück. Ein nicht weit von dem Landungsorte entfernt wohnender Pächter, der bereits ihren Namen kannte, und durch dessen Hände wiederholt für die Missionen gesammelte Gaben an sie zu den Sandwichinseln gelangt waren, eilte zu dem 20 Stunden entfernten Dorfe, um dem Alkalden und der Mission von der Ankunft der Fremden Nachricht zu geben. Schon bald kam er zurück mit Lebensmitteln und Gehülfen, und mit einer herzlichen Einladung des Paters der Mission von St. Gabriel. Überall auf dem Wege wurden sie mit der dem Katholischen Volke so ganz eigenthümlichen Herzlichkeit

*) Annal. 1838. IV. 53—54.

als längst Bekannte aufgenommen, und zogen dann unter dem Geläute der Glocken und dem Jubel der Bevölkerung in St. Gabriel ein*). Bachelot unterstützte die alten Franciscanermissionäre von Californien in der beschwerlichen Seelsorge; Short aber übernahm auf Ersuchen der Mexicanischen Regierung die Leitung eines neuerrichteten Collegiums. Beide aber unterhielten eine beständige Verbindung mit den Sandwichinseln, wo der treue Layenbruder Melchior zurückgeblieben war. —

Die protestantische Parthei hatte auf den Sandwichinseln ihr Ziel erreicht**), und suchte nun ihre politische Alleinherrschaft zu benutzen, um jeden Gedanken an die Katholische Religion im Lande zu vernichten. Aber die öffentliche Meinung war gegen sie empört, und die Eindrücke, welche das Volk bei der Ausführung der Gewaltthat empfangen hatte, blieben unauslöschlich in den Gemüthern. Die Fremden erlagen fast unter dem Drucke willkührlicher Religionsgesetze, und in Europa und in America wurde durch sie immer heftiger der Schrei des Unwillens laut. Am bittersten aber seufzte unter dem Drucke die kleine Heerde der Katholiken, auf die nun die ganze Schwere der Verfolgung fiel. Die schon früher ins Gefängniß Geworfenen waren noch immer mit Ketten beladen, und man suchte nun ihre Last unerträglich zu machen***). Die oben genannte Agatha wurde unmenschlich geschlagen. Ihr Mann Basil sah es, hielt aber als Christ den Ausbruch seines Zornes zurück. Der blinde Didymus mußte

*) Annal. l. c. S. 62.

**) Daß das ganze Verfahren gegen die Katholischen Missionäre ein Werk Binghams und seiner Mitprediger war, wenngleich sie Andre zur Ausführung ihres Willens gebrauchten, wird selbst nicht von den Freunden der protestantischen Sache geleugnet. Meinicke sagt darüber S. 200 seines Werkes: «Die Behauptungen der protestantischen Missionäre, daß hierin bloß die weltliche Gewalt thätig gewesen sei, haben nie Glauben gefunden, und die moralische Verantwortung für die allerdings bequeme Art, sich lästiger Nebenbuhler zu entledigen, wird ihnen stets bleiben. Dies war um so unglücklicher, als der ihnen schon öfter gemachte Vorwurf der Bigotterie und Intoleranz sich jetzt durch Thatsachen belegen ließ.»

***) Annal. 1840. III. 28.

an der Arbeit Theil nehmen, und man gestattete seiner Mutter Monica nicht den Trost, ihn zu führen. Als die Arbeit, wozu man die Gefangenen verurtheilt hatte, fertig war, erklärte man ihnen, sie würden dennoch ihre Freiheit nicht wieder erlangen, wofern sie nicht den protestantischen Gottesdienst besuchten. Im Weigerungsfalle sollten die Männer in sumpfiger Gegend Mauerwerk aufführen, die Frauen aber bei den schlechten Mädchen eingesperrt werden. Diese Rohheit erfüllte die Uhete (Esther), die immer den Muth der andern aufrecht erhalten hatte, mit Entsetzen. Sie schickte heimlich einen Boten zum Bruder Melchior, um Trost in ihrer Bedrängniß zu suchen. Der Bruder erklärte, daß der unfreiwillige Aufenthalt unter schlechten Personen keine Sünde sei, und vermochte sie, sich der Strafe geduldig zu unterziehen. Ihr Muth blieb von nun an ungebeugt, und alle Mitgefangenen hatten an ihr ein Beispiel*). Ein gewisser Simeon war heimlich Christ, und gewann, die Dienste eines Arztes oder Krankenwärters leistend, Viele für den Glauben. Aber die Prediger kamen ihm auf die Spur, und schon war er nahe daran, gefänglich eingezogen zu werden, als Bokis Wittwe ihn ins Innere der Inseln auf ihre Besitzungen schickte, und so ihn rettete**). An seinem neuen Aufenthaltsorte fuhr er fort, seine Landsleute für den Glauben zu gewinnen. Man schleppte die Insulaner mit Gewalt in die protestantischen Kirchen, um so ihre Gewissen zu verwirren; aber ihr natürlicher Verstand wußte hier den richtigen Ausweg zu finden. „Wir sind nicht freiwillig hingegangen“ sagten sie; wir gehören noch zur Gemeinschaft der Katholischen Kirche***). Man ließ sie bei schwerer Arbeit vor Hunger fast zu Tode schmachten. Der menschenfreundliche Englische Konsul Charlton suchte den Hungrigen, wenn sie an seiner Wohnung vorüber zur Arbeit geführt wurden, Speise zukommen zu lassen; Anderes konnte er für sie nichts thuen****).

Der Heldenmuth und die Standhaftigkeit der kleinen Christen-

*) Annal. 1835. III. 17.

**) Annal. 1838. VI. 23—24.

***) Annal. 1837. I. 64.

****) Annal. 1840. III. 30. — Vergl. 1835. III. 18.

schaar vereitelte Binghams Plan, der Katholischen Sache mit einem Male den Todesstoß zu geben, so völlig, daß der Glaube sich vielmehr, wenn auch nur langsam, auch zu den Inseln Owaihi und Atowai hinüberpflanzte. Selbst die entehrenden Zwangsarbeiten, die sonst in den Augen der Sandwichier etwas so Erniedrigendes haben, und der Hohn des gemeinen Pöbels, dem die Verurtheilten ausgesetzt wurden, konnte die Achtung, welche die öffentliche Meinung ihnen zollte, nicht auslöschen. Dagegen wurde die Herrschaft der protestantischen Missionäre immer mehr verhaßt. Die Königinn Kaahumanu starb 1832, ohne daß ihr Werk Dauer versprochen hätte. Kinau, die Wittwe und zugleich Halbschwester Kamehamehas II. folgte ihr in der Regentschaft. Sie war gleicher Gesinnung. Unter ihr dauerte die Verfolgung fort. Aber schon 1833 übernahm der junge König Kamehameha III. die Zügel der Regierung, und Binghams Herrschaft hatte ein Ende. Kurz vorher hatte die Verfolgung den höchsten Grad erreicht. Am 26. August 1832 war den Gefangenen angekündigt: wenn sie am folgenden Tage nicht die protestantische Kirche besuchten, so würden ihre Häuser niedergerissen, und sie selbst den schwersten Strafen unterworfen werden. Alle blieben standhaft. Mit Ketten beladen sollten die Halbvergungerten zur Arbeit geführt werden. Aber der Uhete gelang es, mit einigen andern, um Hülfe flehend das Haus des Englischen Konsuls zu erreichen. Charlton kam hervor, und redete den Aufseher, der den Frauen gefolgt war, im Zorne an: „Bist Du es Unmensch, der die armen Leute in Ketten schmieden will einzig und allein um ihres Glaubens willen? Ist es der König oder der Kommandant, der Dich heißt, sie auf so grausame Weise zu behandeln? Nein, Bingham ist es, der Tyrann, und Du schändlicher Mensch bist nichts besser; ich werde mit dem Könige reden, daß er Dich in Ketten legt." — Er jagte den Schergen fort, und verpflegte die Gefangenen in seiner Wohnung. Durch seine kräftige Dazwischenkunft erhielten am 11. September 1832 alle Gefangenen der Citadelle die Freiheit *). Aber viele von ihnen starben bald darauf an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. Helimu

*) Annal. 1840. III. 30—31.

starb schon am 15. December desselben Jahres. Ein andrer der Gefangenen Philipp mit Namen folgte ihr am 13. März 1833. Im folgenden Jahre starb Uhete, die standhafte Bekennerinn, und bald darauf Helene, Eugenie und mehre andre ihrer Genossinnen.

Am 15. März 1833 hob der König Kamehameha III. die auf Betrieb der Missionäre erlassenen Gesetze auf, und ließ es jedem Insulaner frei, die Schulen und Kirchen zu besuchen oder nicht. Alle Zwangsmaßregeln gegen die Katholiken hörten auf. Wie mit einem Male standen die protestantischen Kirchen und Schulen leer, der König überließ sich einem zügellosen Leben, und viele Insulaner kehrten zum Heidenthume zurück. Die ganze durch die Missionäre eingeführte Ordnung der Dinge löste sich *auf, und* allgemeine Sittenlosigkeit verbreitete sich über die Inseln. Nur die Katholische Gemeinde, wiewohl ohne Priester und Führer, stand fest, und wurde nur in einzelnen wenigen Mitgliedern von der allgemeinen Fluth des Verderbens mitberührt*).

c. Erneuerte Missionsversuche.

Abermalige Verfolgungen.

Sobald die Dinge auf den Sandwichinseln eine für die Katholiken günstigere Wendung nahmen, reisete der Bruder Melchior nach Californien, um die vertriebenen Missionäre aufzusuchen, und sich wegen ihrer Rückkehr mit ihnen zu besprechen**). Er brachte ein Schreiben des Englischen Konsuls mit, dem man vor allen die verbesserte Lage der Katholiken zu verdanken hatte, worin dieser sie von den Vorgängen auf den Inseln in Kenntniß setzte, und sie bat, mit der Rückkehr noch zu warten, bis die erste heftige Aufregung der Gemüther vorüber wäre***). Außerdem brachte Melchior mehr als 60 Briefe der eingebornen Christen an Bachelot und Short mit. Bachelot beantwortete sie durch ein Rundschreiben, das Melchior überbrachte. Er selbst

*) Annal. 1840. III. 34. 1835. III. 19.

**) Annal. 1835. III. 15.

***) Annal. 1835. III. 20.

beschloß noch eine Zeitlang in Californien zu warten. Nur ein Layenbruder, Leonard mit Namen, wurde wahrscheinlich von Valparaiso aus nach Honolulu gesendet, um den Melchior zu unterstützen*). — Indeß dauerte die Ruhe, welche die Kirche genießen sollte, nicht lange. Es fand allmählig eine Annäherung zwischen Kinau und Kamehameha statt, und so währte es nicht lange, bis der schwache und ausschweifende König nicht nur auf die Seite der protestantischen Prediger hinübertrat, sondern auch durch den Einfluß, den Kinau auf ihn übte, sich ganz und gar als dienendes Werkzeug ihnen hingab. Es ist eine gewisse Übereinstimmung in den Begebnissen auf den Sandwichinseln und auf Taïti unverkennbar. Auch zu Honolulu muß der tiefste Grund des wachsenden politischen Einflusses der protestantischen Missionäre in der Ausdehnung der Katholischen Missionsunternehmungen in der Südsee gesucht werden. Mit dem entschiedenen Siege der Katholischen Sache auf Mangareva erreichte die Reaktion auf Taïti und den Sandwichinseln ihre größte Höhe, und stürzte diejenigen, die, der inneren Haltlosigkeit ihrer Sache sich bewußt, durch politischen Einfluß und polizeilichen Zwang sich der geistigen Macht des Katholischen Glaubens erwehren wollten, hier wie dort in ein völlig unbesonnenes und verwegenes Handeln.

Die alten Gesetze in Betreff des Besuches der Schulen und Kirchen wurden allmählig wieder in Kraft gesetzt, und seit dem Juni 1835 begannen die Verfolgungen der Katholiken wieder. Die Protestanten fühlten wohl, daß von dem Ausgange dieses Kampfes die religiöse Zukunft der Inseln abhing, und versäumten nichts, um die Katholische Gemeinde, die noch immer ohne Hirten war, völlig zu vernichten. Der erste, der mit Ketten beladen in die Festung geführt wurde, war ein gewisser Lucas. Gegen ein Lösegeld von 25 Piastern kam er wieder frei. Bald darauf wurden zwei schon bejahrte Frauen Kilina und Lahina eingezogen, und zum Abfalle aufgefordert. Als sie standhaft ihren Glauben bekannten, verurtheilte Kinau die edlen Frauen dazu, mit ihren Händen den Unrath der Gefangenen und der Wärter auf der Festung von Honolulu aufzuraffen, und in Körben zum

*) Annal. 1837. I. 61. Anmerk.

Meer zu tragen*). Dabei wurde der Pöbel angereizt, die Armen mit Spott und Hohn zu verfolgen. Dadurch sollten die Katholiken in der Meinung des Volkes vernichtet werden. Die Sandwichier haben nämlich ein tiefes Ehrgefühl, und die Mehrzahl der Einwohner würde den freiwilligen Tod einer solchen Beschimpfung vorgezogen haben. Sie aber trugen als fromme Dulderinnen schweigend diese Schmach. So verderbt war bereits ein Theil dieses Volkes, daß die Anhänger der Prediger laut sich äußerten: „Sie haben als Götzendienerinnen solche Strafe verdient**).“ Andre Insulaner aber bewunderten den Glauben, der solche sittliche Kraft verleiht, und wandten sich für immer von der protestantischen Sache ab. Der Englische und Americanische Konsul verlangten unterm 8. August die Freilassung der beiden Gefangenen, erwirkten aber nichts, indem Bingham erklärte, es könnten nicht zwei Religionen auf den Inseln geduldet werden. Die protestantischen Lehrer, meistens Eingeborne der Inseln, die s. g. Kumus, waren als Spionen der Missionäre die furchtbarsten Feinde der Katholiken. Sie suchten überall die Gläubigen auf, wiegelten gegen sie die Masse des gemeinen Pöbels auf, und schleppten sie gewaltsam in ihre Schulen und Tempel, um sie so zur Verleugnung ihres Glaubens zu zwingen. So erging es einer lange von ihnen aufgespürten Christinn Dorothea mit Namen, eben so der Justina und dem Ignatius mit seiner Frau Alexis. Nur mit Mühe gelang es den erfahrnern ältern Christen, die beunruhigten Gemüther dieser Neophyten, welche sich nun von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen glaubten, zu trösten. — Thais entging nur wie durch ein Wunder den Nachforschungen der Kumus; andre verließen Honolulu ganz, und suchten die verborgensten Schlupfwinkel der Insel auf, wo ein ihnen geneigter Häuptling wohnte. Doch fand Bingham bald Mittel, auch in diesem Asyl sie zu beunruhigen. Am heftigsten aber brach die Verfolgung los gegen die, welche schon aus den früheren Jahren als eifrige Christen bekannt waren. Am 29. Oktober 1835 wurde Simeon mit 9 Katechumenen, die er un-

*) Annal. 1840. III. 35.

**) Annal. 1840. l. c.

terrichtete, ergriffen und in Ketten gelegt. Er wurde zu derselben ekelhaften Arbeit, als Kilina und Lahina verurtheilt. Kummer und Hunger warfen den unerschütterlichen Bekenner aufs Krankenlager. Ein Katechist sah ihn im Kerker. Er lag an einem feuchten Orte, eingehüllt in eine Matte, eine Kette am Halse, und Fesseln an Händen und Füßen. Am 2. Februar 1836 besuchten ihn mehre protestantische Lehrer, redeten ihm zu, das „wahre Christenthum" anzunehmen, und als er standhaft blieb, schlugen sie den Kranken unbarmherzig, und trieben ihn von seinem Lager auf zu seiner ekelhaften Arbeit*). Am 18. Februar wurde Marianne, Simeons Frau, ergriffen, und zu den Ketten und zu gleicher Arbeit verurtheilt. Von Kinau geschickt kam der Häuptling Kanahina zu ihnen, und schmähte sie als Götzendiener. Simeon erwiederte frei: „Es ist nur Ein Gott, und diesem diene ich. Die Religion eurer Kumus verändert sich nach Willkühr, aber unsre Religion ist unveränderlich." — Den wiederholten Anträgen der Kumus setzte er die feste Erklärung entgegen: „Befiehlt man mir was immer für eine Arbeit, ich werde sie verrichten; will man mich ins Meer werfen, ich werde mich nicht wehren: aber in die Verleugnung meines Glaubens kann ich nicht einwilligen." — Im Monate Juli ließ man beide sogar zwei Tage ohne alle Nahrung, und Simeons Gesundheit begann ganz und gar zu wanken. Man betrachtete diese beiden als die Vorkämpfer der Katholischen Sache, und setzte Alles daran, sie zum Falle zu bringen; aber alle Anstrengungen waren vergebens. Ja die Standhaftigkeit der Katholiken erregte eine so allgemeine Bewunderung, daß viele Insulaner heimlich Unterricht zu erlangen suchten, und daß sogar solche, die von den Predigern getauft worden waren, in der Glaubensgemeinschaft der frommen Bekenner zu sterben verlangten. „Das Volk stellte die steifen Deklamationen der protestantischen Prediger den heiligen und tröstenden Gebräuchen der Katholischen Kirche, die Habgier jener der Einfachheit und Uneigennützigkeit der Katholischen Priester entgegen," und so bereitete sich nach und nach das Feld für eine reichere Erndte vor**).

*) Annal. 1840. III. 37—38.
**) Annal. 1840. III. 39.

Indeß hatte der Katholische Glaube auf Mangareva einen festen Anhaltspunkt in der Südsee gefunden, und schauete von da nach allen Seiten sich um, um ein weiteres Feld zu gewinnen. Man wollte und durfte die Christen auf den Sandwichinseln nicht allein und ohne den Beistand von Priestern lassen. Daher bekam der Katechet Columban Murphy vom Bischofe Rouchouze den Auftrag, Taiti und von da die Sandwichinseln zu besuchen, über den Stand der Dinge zu berichten, und eine Verbindung zwischen den bis dahin noch ganz ohne Verkehr mit einander dastehenden Missionen anzuknüpfen. Über Columbans Reise ist bereits in der Geschichte der Katholischen Mission auf Taiti die Rede gewesen. Er langte am 21. August 1835 von Taiti her zu Honololu an*), und begab sich als Brittischer Unterthan zum Englischen Konsul**). Charlton sowohl, als auch der Americanische Konsul nahmen ihn freundlich auf, erkundigten sich nach dem Bischof Rouchouze, und sprachen mit hoher Achtung von den vertriebenen Priestern Bachelot und Short. Das gab dem bis dahin schüchternen Columban Muth; er fragte nach dem Hause der Vertriebenen, und wurde von einem der Konsuln selbst zu dem Hause geführt. Wie groß war Melchiors Freude, als er Columban erkannte, und die glücklichen Ereignisse auf den Gambierinseln erfuhr! Ohne Jemanden um Erlaubniß zu fragen, schiffte Columban unter dem Schutze des Englischen Konsuls seine Sachen aus, und verweilte mehre Wochen zu Honololu. Der König war krank, aber Kinau hörte von dem gefürchteten Fremden, und ließ ihn rufen. Der Englische Konsul begleitete ihn. Kinau fragte den Columban, was er auf den Sandwichinseln machen wolle. „Was er will“ antwortete statt seiner

*) Annal. 1837. I. 63.

**) Die protestantischen Missionäre haben in ihren Schmähungen gegen den Englischen Konsul kein Maß und Ziel finden können, und selbst Meinicke hat seinen Namen zu verunglimpfen gesucht. Vergl. S. 196 seiner Schrift. Ein Mann, der Edelmuth genug besitzt, ungescheut dem ungerechten Handeln seiner eignen Glaubensgenossen aus reiner Gerechtigkeitsliebe entgegenzutreten, hat ein solches Urtheil nicht zu scheuen. Seine Handlungen reden für ihn.

Charlton. — „Ich höre, fuhr Kinau fort, er hat anderswo Missionen errichtet.“ — „Hier wird er dasselbe thun.“ — „Er hätte uns eher besuchen sollen.“ — „Wer einen Beglaubigungsbrief mit dem Siegel des Königs von England bringt, kann gehen, wohin er will, und braucht nur den König zu besuchen.“ — „Wird der Herr immer hier bleiben?“ — „So lange, wie er will.“ Damit verließen sie die Kinau, und gingen zum Könige, der den Columban sehr gnädig aufnahm, aber die Erlaubniß zur Errichtung eines Collegiums von der Zustimmung der Häuptlinge abhängig machte. — Beide Konsuln riethen, Bachelot und Short möchten fürs Erste noch nicht zurückkehren; statt ihrer aber möchten andre Priester unter Englischem und Französischem Schutze kommen.

Da die protestantische Parthei nun deutlich einsah, daß an eine Erneuerung der Katholischen Mission gedacht werde, so suchte sie die Härte der Verfolgung noch zu steigern. Eine große Zahl Neubekehrter wurde gefänglich eingezogen. Um die Gläubigen desto leichter zum Abfalle zu bringen, errichtete man protestantische Schulen in den Häusern der Katholiken. Diese aber verließen früh Morgens ihre Wohnungen, und kehrten erst beim Einbruche der Nacht zurück, um jede Berührung mit den Kumus zu meiden. Man glaubte Etwas thun zu müssen, um die Gemüther des Volkes mehr an die protestantischen Kirchen zu fesseln. Daher suchten die Missionäre ihren nackten Gottesdienst mit einem gewissen Ceremoniell zu umkleiden; aber sie kannten den Geist der Katholischen Kirche nicht. Nicht die Ceremonien der Katholischen Kirche an sich sind es, was die Gemüther so mächtig anzieht, sondern der Geist, der aus ihnen weht; dieser aber ist nirgends, wo Christi sakramentale Gegenwart fehlt*). Darum blieben auch diese Versuche völlig erfolglos. — So hielt die kleine Christenschaar auf den Sandwichinseln muthig und mit ungebeugtem Vertrauen, daß einmal doch Tage des Friedens für sie kommen würden, alle Stürme einer jahrelangen Verfolgung aus, ein Beispiel der Standhaftigkeit im Glauben, wie wir es in den ersten Zeiten des Christenthumes nicht schöner finden. —

*) Annal. 1840. III. 40.

Indeß war Bachelot noch immer in Californien. So sehr er von Verlangen glühte, seinen Gläubigen in ihren schweren Kämpfen beizustehen, so hielt ihn doch der Rath der wohlmeinenden Freunde und die Besorgniß, durch sein Erscheinen den Druck der Verfolgten noch zu vermehren, an dem Orte seiner Verbannung zurück. Aber im Jahre 1835 erhielt er ein Breve von Rom, worin Papst Gregor XVI. ihn ermahnte, Muth zu fassen und neue Unternehmungen zu wagen*). Nun traten alle Bedenken zurück, und er wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit zur Überfahrt. Short konnte um so eher hoffen, wenigstens seinen ruhigen Aufenthalt zu Honololu nehmen zu können, da Lord Russell, der kurz vorher mit dem „Actäon" die Sandwichinseln besucht hatte, für alle Brittischen Unterthanen die Erlaubniß freien Verweilens und Verkehrens auf den Inseln sich ausbedungen hatte**). Erst im Frühjahre 1837 fanden die Missionäre eine passende Gelegenheit zur Überfahrt auf der Brigg Clementine. Der Eigenthümer des Schiffes hieß Julius Dudoit, von Abstammung ein Franzose***), aber Englischer Unterthan. Die Clementine führte die Englische Flagge. Am 17. April 1837 ging das Schiff bei Honololu vor Anker. Da die Engländer größere Vorrechte auf den Inseln genossen, als die Franzosen, so hatten die Missionäre beschlossen, ihre Sache von einander ganz getrennt zu halten, damit es wenigstens dem einen gelänge, auf der Insel zu bleiben. Short unter einem großen Hut sein Gesicht verbergend stieg zuerst ans Land, wurde aber sogleich erkannt, und von der Menge des Volkes durch die Straßen begleitet. Bachelot stieg später ungekannt ans Ufer. Doch brach gegen ihn sogleich der Sturm los, gegen den selbst das kräftige Einschreiten des Englischen Konsuls ihn nicht zu schützen vermochte. Er bekam gemessenen Befehl, sich sofort wieder auf der Clementine einzuschiffen. Aber Dudoit erklärte fest und bestimmt, er werde gegen Bachelots Willen ihn nicht an Bord nehmen, und protestirte gegen jede der Englischen Flagge zuzufü-

*) Annal. 1840. III. 42.

**) Lutteroth S. 142.

***) Er war ein Creole von der Insel Mauritius.

gende Schmach. Kinau bot ihm an, wenn er die Missionäre wegbrächte, ihm die Häuser der Katholischen Katechisten (Melchior und Leonard) zu schenken. Das wies er mit Verachtung zurück. Da wurden am 19. Mai die beiden Missionäre durch 24 Mann mit Gewalt in einen Nachen gebracht, der mit ihnen der Clementine zusteuerte. Alles Volk strömte zum Hafen. Da aber der Kapitain des Schiffes von Duboit den Befehl erhalten hatte, keine gewaltsame Einschiffung zu dulden, so mußte der Nachen unverrichteter Sache an das Land zurückkehren. Während nun Duboit selbst an Bord seines Schiffes ging, wurden im Hafen die Mannschaften verstärkt, und die Kanonen der Festung drohend gegen die Clementine gerichtet. Da hieß Duboit die ganze Mannschaft das Fahrzeug verlassen, worauf beide Missionäre mit Gewalt an Bord gebracht wurden. Tag und Nacht vom Hafen her bewacht waren sie längere Zeit ganz allein in ihrem sonderbaren Gefängnisse. Duboit aber nahm die beschimpfte Englische Flagge vom Schiffe ab, und übergab sie dem Konsul, der sie in Gegenwart des Konsuls der Vereinigten Staaten und anderer Fremden verbrannte*).

Daß ein solches Spiel nicht gut enden könne, hätten die protestantischen Missionäre einsehen müssen; aber die Leidenschaft hatte sie verblendet. Auch der Americanische Konsul begann nun ernstliche Schritte zu thun, und sich mit dem Englischen Konsul vereint an den König selbst zu wenden. Dieser schob alle Schuld auf Bingham, der aber, gedeckt durch den Namen der Behörden, durch die er handelte, so weit ging, in einem Briefe an Duboit den Englischen Konsul gröblich zu beleidigen. So standen die Sachen, als am 8. Juli die Englische Corvette „Sulphur", Kapitain Belcher, in den Hafen von Honololu einlief. An demselben Tage langte auch Dupetit Thouars mit der Fregatte Venus auf seiner Reise nach Kamschatka hier an. Beide Kapitaine forderten die sofortige Freilassung der Missionäre. Belcher soll so weit gegangen sein, dem Bingham zu drohen, er würde ihn an der Segelstange seines Schiffes aufknüpfen lassen. Er schickte Soldaten ab, welche die Clementine wieder besetzten

*) Annal. 1840 .III. 44—45.

und die Englische Flagge aufsteckten. Die Missionäre stiegen wieder ans Land, nachdem sie fast zwei Monate in ihrem schwimmenden Gefängnisse zugebracht hatten. Die beiden Kapitains, der Englische und Französische Generalstab, die Konsuln, alle Fremden und eine Menge der Eingebornen empfingen sie feierlich am Ufer, und führten sie wie im Triumphe zu ihrer früheren Wohnung. Auf die Insulaner machte das einen günstigen Eindruck. Dennoch aber konnte Dupetit Thouars für Bachelot, und Belcher, gestützt auf den früheren Vertrag von Kapitain Russell, für Short nicht die Erlaubniß zum freien Aufenthalt auf den Inseln erlangen. Sie begnügten sich daher einstweilen damit, ihnen einen freien Aufenthalt bis zur nächsten Schiffsgelegenheit nach Manilla, Lima oder Valparaiso zu *sichern*, wogegen sie sich für ihre Abreise verbürgten*). Duboit wurde zum Französischen Konsul ernannt.

---

*) Dupetit Thouars schrieb in diesem Sinne an Bachelot, worauf dieser erwiederte, er trage um so weniger Bedenken, dem Wunsche des Kapitains sich zu fügen, da eine Abreise von Honololu seinem ursprünglichen Reiseplane nicht entgegen wäre, obwohl er, wenn er Religionsfreiheit gefunden hätte, gerne den Gedanken einer andern Unternehmung aufgegeben hätte, um auf Sandwich zu bleiben. Zufällig ist dieser Brief in dem Reiseberichte Dupetit Thouars erhalten worden. Bd. I. S. 350. — Lutteroth, dem jede Gelegenheit zu einer Verleumdung, wenn sie nur in den Augen des nicht unterrichteten Publikums irgend eine Wahrscheinlichkeit gewinnen kann, ohne Rücksicht auf historische Wahrhaftigkeit willkommen ist, bemerkt hierzu, offenbar habe Bachelot auf den Sandwichinseln bleiben wollen, wohin ihn ja auch der Auftrag des Papstes gerufen habe, und setzt dann hinzu: «Die Lüge in Betreff der Gründe zur Ankunft ist also erwiesen.» Lutteroth S. 144. Nun haben wir aber einen Bericht des Paters Short über die Reise von Californien nach Honololu, der eher geschrieben wurde, als Dupetit Thouars Werk erschien, worin es heißt, daß Short als Brittischer Unterthan gehofft habe, auf Grund des von Kapitain Russell abgeschlossenen Vertrages auf den Inseln bleiben zu können, während Bachelot beschlossen habe, falls er als Franzose nicht geduldet würde, eine Gelegenheit nach den südlichen Inseln des Oceans oder nach Valparaiso zu suchen. Darum trennten auch beide ihre Sache ganz von einander, und stiegen zu verschiedener Zeit ans Land. Annal. 1840. III. 42—48. Dieser ganze Thatbestand stimmt also auf das Vollkommenste

Short reisete zuerst auf einem Englischen Schiffe am 2. November 1837 von Honolulu ab, und vereinigte sich, im Januar 1838 in Valparaiso angelangt, mit den dortigen Mitgliedern seiner Gesellschaft. Bachelot dagegen wartete auf eine Gelegenheit nach Punipet, welches in Rom zu einem neuen Mittelpunkte der Missionsthätigkeit ausersehen war*). Aber die Anstrengungen und die lange Haft auf dem Schiffe hatten seine Kräfte erschöpft; er fiel nach Shorts Abreise in eine schwere Krankheit, von der er noch nicht genesen war, als die „Europa" einen neuen Missionär, den Abbé Maigret, Generalvikar des Bischofs Rouchouze, nach Honolulu brachte**). Maigret kam mit dem Americanischen Fahrzeuge „Europa" von Valparaiso***), wohin er sich von Mangareva aus über Taïti in Begleitung von Caret begeben hatte****). Während Caret in Angelegenheiten der Mission nach Europa reisete, bekam Maigret seine Weisung zu den Sandwichinseln, wohin er auf der nach China bestimmten „Europa" unter Segel ging. Diese ganze Missionsunternehmung stand in keiner unmittelbaren Verbindung mit der Rückkehr Bachelots und Shorts nach Honolulu, sondern war offenbar in Folge des Berichtes von Columban zu Stande gekommen. Columban hatte von dem Brittischen und Americanischen Konsul den Rath bekommen, man solle Bachelot und Short noch nicht wieder zurückkehren lassen, statt deren aber Priester unter Englischem und Französischem Schutz zu den Sandwichinseln schicken. Dieser Rath wurde befolgt. Columban besuchte nicht, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, Californien, sondern begab sich sogleich nach Valparaiso, wo die nothwendigen Vorbereitungen zur Mission gemacht wurden. Zwei

---

mit dem Briefe Bachelots an Dupetit Thouars überein. Lutteroth hatte diesen Bericht Shorts selbst gelesen, und mußte also den wahren Verhalt der Sache kennen. Seine Äußerung über Bachelot kann daher nur als eine bewußte Fälschung betrachtet werden.

*) Vergl. Annal. 1838. II. 65.

**) Annal. 1840. III. 46—47.

***) Annal. l. c. S. 47.

****) Annal. 1838. II. 61.

Priester, ein Irländer und ein Franzose, Walsh und Maigret, sollten sich zu den Sandwichinseln begeben, und beide steuerten zu verschiedener Zeit, der eine auf einem Englischen, der andere auf einem Americanischen Schiffe dem Orte ihrer Bestimmung zu.

Über Walsh wird später die Rede sein. Maigret kam, wie es scheint, vor der Mitte Novembers zü Honololu an, und fand Bachelot krank*). Der Americanische Kapitain hatte geleugnet, daß er einen Katholischen Missionär an Bord habe, Maigret aber hatte, als er gefragt wurde, sich sogleich als Priester zu erkennen gegeben. Nur mit Mühe bekam daher er die Erlaubniß, sich einige Tage auf dem Lande aufzuhalten. Er kaufte im Vereine mit Bachelot ein kleines Schiff für 3000 Piaster, um es ganz für Missionszwecke gebrauchen zu können, erledigte sich bei der Gemeinde seines vom Bischofe empfangenen Auftrages, und schiffte sich am 23. November 1837 nach Punipet ein, wo er wahrscheinlich mit dem neu ernannten Apostolischen Vikar von West-Oceanien, dem Bischof Pompallier, mit dem er in Valparaiso gewesen war, wieder zusammenzutreffen hoffte**). Bachelot war auf der Besserung, und sein Begleiter hoffte, die Seeluft würde ihm wohlthun. Aber bald kehrte das Fieber in seiner ganzen Heftigkeit wieder. Seine Phantasieträume stellten ihn mitten unter seine Verfolger, die sein Leben so unruhig gemacht hatten, oder er redete mit seinen Neophyten, an denen sein ganzes Herz hing. In ruhigen Augenblicken brachte er sein

---

*) Lutteroth erdichtet hier einen ganz eigenen Zusammenhang der Thatsachen. Der Bischof Rouchouze, sagt er, habe, unzufrieden mit dem Vertrage Dupetit Thouars schleunigst den Maigret nach Honololu geschickt, «damit dieser dort eine üble Behandlung findend Grund zu neuen Klagen fände». S. 144. Hier rechnet Lutteroth gar zu sehr auf die Unkenntniß der Geographie bei seinen Lesern. Von Mangareva bis Honòlolu ist es mehr als anderthalbtausend Stunden, und ein Hin- und Herschicken zwischen beiden Stationen ist nicht so leicht. Dupetit Thouars segelte von Honololu zuerst nach Kamschatka, und Short fand erst am 2. Nov. 1837, einige Tage nach Maigrets Ankunft, eine Gelegenheit von Honololu nach Valparaiso.

**(Annal. 1840. III. 47. conf. 1838. II. 63 und 65.

Leben Gott zum Opfer dar. Um 2 Uhr nach Mitternacht am 5. December nahm Maigret seinen letzten Seufzer auf. Der Kapitain des Schiffes, Michael Groanbec, ein Däne von der Insel Bornholm*), ehrte die Leiche des Entschlafenen, und warf sie nicht ins Meer. Am 13. December erreichte das Schiff die Gruppe von Punipet (Ascension). Die Eingebornen bereiteten ein Grab, und zwei Taïtier nebst zwei Sandwichinsulanern trugen die Leiche zu ihrer Ruhestätte. Daneben erbauete der König dem Maigret ein Haus. Über dem Grabe erhebt sich eine kleine Trauerkapelle, und bezeichnet die Stätte, wo der erste Französische Missionär von Oceanien ruht **).

Alexis Bachelot war geboren zu St. Cyr bei Belesme (Orne) in Frankreich am 22. Februar 1796, und erreichte nur ein Alter von 41 Jahren. Er war einer jener schönen Charaktere, an denen der Französische Clerus noch immer reich ist, voll Lauterkeit, Opferfreudigkeit und Unternehmungsgeist. Die 12 Jahre seines Apostolats sind eine ununterbrochene Kette von Mühsalen und Verfolgungen, die seine Gesundheit untergruben und seinen frühen Tod herbeiführten. Er brach der Französischen Mission in der Südsee zuerst Bahn. Seinen Namen darf die Kirchengeschichte nicht vergessen. —

d. Die Kirchenfreiheit.

Emporblühen der Gemeinde.

Die gewaltsame Entfernung Bachelots und Shorts gibt uns einen Begriff von der Größe des politischen Einflusses, den im Jahre 1837 die protestantischen Missionäre auf den Inseln erlangt hatten***). Nach Entfernung der beiden Priester wurde

---

*) Derselbe, der später als Katholik auf der Fahrt von Valparaiso starb, und auf Mangareva begraben wurde. Siehe d. Miss. d. Gambierinseln am Ende.

**) Annal. 1840. III. 48—50.

***) Meinicke, der doch eine Geschichte der Südseemissionen schreiben will, erwähnt von all den erzählten Vorgängen nichts, sondern sagt nur wie beiläufig S. 203—204: Wie sehr aber das Ansehn der Geistlichen ge-

ein Staatsgesetz erlassen, unterschrieben von Kamehameha selbst, datirt Lahaina-Mani den 18. Dezember 1837, welches die Katholische Religion förmlich ächtete, und jeden Versuch, Katholische Priester zu landen, vereiteln sollte. *). Der Inhalt des Gesetzes läßt sich kurz in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Die Religion des Papstes darf auf den Sandwichinseln weder gelehrt noch ausgeübt werden. 2. Ein Priester, der ertappt wird, muß im Gefängniße bleiben, bis er eine Summe, die willkürlich von den Häuptlingen zu bestimmen ist, bezahlt, und dann sogleich das Land verlassen. 3. Dieselbe Strafe trifft den fremden Handwerker oder Kaufmann, der die Religion des Papstes lehrt. 4. Das Schiff, welches einen Priester an's Land setzt, wird sammt seiner Ladung konfiscirt, und außerdem der Kapitain zu 10,000 Dollars Strafe verurtheilt. 5. Jeder fremde Steuermann, der das Exemplar dieses Gesetzes, das ihm im Hafen wird eingehändigt werden, dem Kapitain zu übergeben unterläßt, soll 100 Dollars bezahlen 2c. **)

So glaubte denn der Protestantismus eine eherne Mauer rund um sich her gebauet zu haben, und nun um so schonungsloser die Katholische Gemeinde im Innern zertreten zu können. Sechs Gläubige, Hilarion und seine Frau, Ludwig und seine Frau Clara, Paul und Anna wurden am 17. Juni 1838 zu gleicher Zeit ergriffen, und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Man trennte die Frauen von ihren Männern, und ließ sie mit den schlechten Personen an den öffentlichen Straßen arbeiten. Die Männer mußten mit den Händen brennenden Kalk bereiten, und bekamen nur ein Drittel der gewöhnlichen Nahrung ***).

---

stiegen war, zeigte vor allem (1837) die gewaltsame Entfernung zweier Katholischer Missionäre, die angeblich auf den Grund eines kurz zuvor vom Englischen Kapitain Russel mit der Regierung abgeschlossenen Vertrages 2c. nach Oahu gekommen waren.» — Was das bedeutende «angeblich» betrifft, so hätte Meinicke wissen können, daß Lord Eduard Russell, Kapitain des Actäon, wirklich einen solchen Vertrag geschlossen hatte.

*) Dasselbe ist vollständig abgedruckt Annal. 1840. III. 35—37.

**) Annal. 1840. III. 35—37.

***) Annal. 1840. III. 40—41.

Frauen sah man, die statt der Lastthiere an einen schweren Wagen gespannt keuchend und schweißtriefend durch die Straßen der Stadt zogen, während Predigersfrauen zierlich geschmückt auf einem von Männern gezogenen Gefähre einherfuhren*). Aber nichts konnte die Standhaftigkeit dieser Christen beugen. Dazu kam, daß troß aller angewandten Vorsichtsmaßregeln ein Katholischer Priester, und zwar schon seit dem Herbste 1836 auf den Inseln weilte, und verborgen und unbekannt den Verfolgten den Trost der Religion spendete. Es war dieses der Irländer Robert Walsh, von dem oben die Rede gewesen ist. Dieser war am 21. August 1836**) auf dem Englischen Schiffe Garissilia, Kapitain Seymour von Valparaiso abgesegelt, und hatte am 30. September die Sandwichinseln erreicht. Wahrscheinlich hatte er sich nicht als Priester zu erkennen gegeben. Da seine Person jedoch Verdacht erregte, so würde die kräftige Verwendung Seymours und des Englischen Konsuls ihn wohl nicht geschützt haben, wenn nicht im Oktober die Französische Kriegskorvette Bonite unter dem Kapitain Vaillant, und darauf der Actäon unter Lord Eduard Russell in den Hafen eingelaufen wäre. Russell besonders, der von der Regierung von Sandwich wegen mehrer an Englischen Unterthanen verübten Unbilden Genugthuung zu fordern hatte, nahm sich seines Landsmannes eifrig an, und erwirkte kraft eines Vertrages allen Brittischen Unterthanen die Freiheit, sich ungehindert auf den Inseln aufhalten zu dürfen***). So konnte

---

*) Annal. 1840. IV. 47. Anmerk. Vergl. Meyens Schrift, der letzteres Schauspiel schon früher mit eignen Augen sah.

**) Aus offenbarem Versehen sagen die Annal. «am 21. Aug. 1837» vergl. Annal. 1838. VI. 27., da Walsh noch vor Kapitain Russell zu Honolulu eintraf, Short aber im Frühjahr 1837 im Vertrauen auf den von Russell abgeschlossenen Vertrag von Californien nach Honolulu zurückkehrte, und Belcher in seinen zu Gunsten Shorts im Juli 1837 gepflogenen Verhandlungen sich auf den Vertrag Russells bezog. Auch nennt sich Walsh den ersten Priester, der nach Bachelots Vertreibung in die Sandwichinseln habe eindringen können. Er spricht hier offenbar von der ersten Vertreibung. Wäre er am 30. September 1837 gekommen, so würde er den Bachelot zu Honolulu getroffen haben.

***) Annal. 1838. VI. 27—28.

Walsh bleiben, mußte aber seinen Charakter als Priester verborgen halten. Offenbar war er es, der seinen Landsmann Short in Californien von dem durch Russell geschlossenen Vertrage in Kenntniß setzte, und an den sich Maigret im Herbste 1837 seines Auftrages vom Bischofe Rouchouze entledigte *). Er meldet das unaufhaltsame, wenn auch verborgene Wachsthum der Gemeinde, die günstige Stimmung unter der Mehrzahl der Insulaner, aber auch die Fortdauer der erbitterten Verfolgung **). Ja, bis zu welcher Höhe die Wuth der Verfolgung gediehen war, können wir aus einem Artikel der zu Honolulu erscheinenden Sandwich-Island-Gazette vom 29. Juni 1839 entnehmen, der wörtlich berichtet: „Am vorigen Montag, Morgens, wurden zwei Frauen, die eine von fünfzig, die andere von dreißig Jahren, vor die Häuptlinge in den Pallast der Regentinn geschleppt, angeklagt wegen des Verbrechens des Katholizismus. Sie blieben den ganzen Tag über auf dem Hofe des Hauses, wo eine kleine Anzahl von Unterbeamten sie über ihren Glauben ausfragte; am Abende wurde der Befehl ertheilt, sie so lange auf die Tortur zu bringen, bis sie ihrem Glauben entsagt haben würden. Hier begann eine Scene der Grausamkeit, die unbeschreiblich ist, und für deren schauderhafte Wirklichkeit wir doch einstehen, und jeden zurückweisen, der uns Lügen strafen wollte. Um fünf Uhr Nachmittags wurden die beiden armen Gefangenen auf die Citadelle gebracht, und aufs Neue gedrängt, der katholischen Religion zu entsagen, und die Religion Binghams (des calvinischen Predigers) anzunehmen; sie antworteten durch Weigerung, indem sie Qualen und Tod dem Abfalle vorziehen würden. Nun wurde die Älteste unter einen abgestorbenen Baum geführt; ihre Arme wurden mit eisernen Handschellen an einen Zweig befestigt, so daß die Unglückliche an den Händen aufgehängt war, indem die Füße kaum den Boden berühren konnten. Die andere Frau wurde an ein Haus geführt, dessen Dach sich fast bis an die Erde herab senkte; man wand ihre Arme um einen hervorragenden Balken, und band sie in einer Höhe von sechs Fuß mit eisernen Handschellen fest. In

*) Vergl. Annal. 1840. III. 47.
**) Annal. 1838. VI. 28—29.

dieser Stellung band man ihr die Füße mit einer Kette zusammen, und ihr Gesicht, zum Dache hingewendet, rührte so nahe daran, daß die im Stroh befindlichen Dornen es ganz zerfleischten. Während der Nacht goß ein Regen in Strömen auf die beiden Frauen herab; und als am folgenden Morgen die Sonne in ihrer ganzen Pracht aufging, und aus der Höhe des Himmels die stärksten Gluthen herab sandte, fielen ihre Strahlen senkrecht auf die bloßen Köpfe der Leidenden, deren Kräfte unter dem andauernden Gräuel so vieler Qualen sich erschöpften. Sie wurden in dieser schrecklichen Lage von einer zahlreichen Gesellschaft fremder Einwohner gefunden, die um 11 Uhr Morgens die Citadelle besuchten, und es auf sich nahmen, sie zu befreien. Von dem Qualholze abgelöset, fielen sie mit zerrissenen Händen und gluthversenktem Kopfe in Ohnmacht. Ihre Qual hatte achtzehn Stunden lang gewährt, und ohne die günstige Dazwischenkunft der Fremden würden sie wahrscheinlich wenig Stunden nachher auf dem Platze gestorben sein *).

So war die Lage der Dinge, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches eine neue Phase in der Geschichte der Sandwichinseln hervorbrachte. Am 9. Juli 1839 ging die Fregatte Artemise unter Laplace im Hafen von Honololu vor Anker **). Sie kam von Taïti, wo sie wegen Carets und Lavals gewaltsamer Vertreibung Genugthuung gefordert und für die Katholische Kirche Freiheit des Kultus erlangt hatte. Über die Veranlassung zur Sendung Laplaces ist bereits früher gesprochen. Daß derselbe auch besonders zu den Sandwichinseln seine Weisung bekam, war vorzüglich durch das Gesetz vom 18. December 1837, das die Katholische Religion förmlich ächtete, und durch seine Bestimmungen über die fremden Schiffe für die auswärtigen Nationen verletzend war, veranlaßt worden. Dazu kam, daß seit der Bekanntmachung jenes Gesetzes in mehren öffentlichen Erlassen und in öffentlichen Verhandlungen die Katholischen Priester mit dem Ausdrucke: „diese Franzosen, diese Götzen-

*) Annal. 1840. V. 85.

**) Meinicke läßt aus Versehen die Artemise ein Jahr zu früh im Juli 1838 anlangen. Vergl. seine Schrift S. 204.

diener, diese Knechte des Papstes“ bezeichnet worden waren, worin man Binghams und seiner Genossen Sprache deutlich erkannte. Laplace richtete sofort an den König ein Schreiben, worin er vier Forderungen stellte: 1. Freiheit des Katholischen Kultus und Gleichheit vor dem Gesetze mit den Protestanten. 2. Abtretung eines Platzes zum Baue einer Katholischen Kirche. 3. Sofortige Befreiung aller des Glaubens wegen Gefangenen. 4. Die Einlegung einer Kaution von 20,000 Dollars*). Wenn binnen 24 Stunden keine genügende Antwort erfolge, so sollten die Feindseligkeiten beginnen**). Der König und die Häuptlinge unterzeichneten. Dann stieg der Kapitain mit der Mannschaft ans Land, wo er vom Könige, den Häuptlingen, dem Volke, von den Konsuln und von allen Fremden bewillkommnet wurde. Jubel und Freude war unter allen Katholiken, die zum ersten Male frei athmen und sich öffentlich zeigen durften. R. Walsh hielt nahe der Meeresküste in einem Hause des Königs ein feierliches Hochamt***), dem Laplace mit dem Militair, mit den Konsuln und allem Volke beiwohnte. Die Militairmusik spielte während der Feier, die mit einem Te Deum schloß. Ehe Laplace die Inseln verließ, unterzeichnete er einen Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen dem Könige der Franzosen und dem von Sandwich****). Er nahm den Dank nicht nur aller Katho-

*) Annal. 1840. III. 50.

**) Lutteroth sagt nichts von der 3. Bedingung, wie er überhaupt mit keiner Silbe der Verfolgungen erwähnt.

***) Lutteroth läßt (S. 171) den Walsh nebst andern Priestern mit der Artemise anlangen. Die Fregatte brachte keine Priester; sie hatte ja erst zu Sidney Briefe vorgefunden, die ihr die Weisung nach Tatti und Honolulu gaben. Wahrscheinlich war Lutteroth durch eine Zeitungsnachricht getäuscht, denn auch der Herausgeber der Annalen fügt seinem 3. Hefte 1840 die Neuigkeit (nicht Missionsnachricht) bei: «Die Priester, welche sich am Bord der Artemise befanden, sind sogleich in Amtsthätigkeit getreten.» Diese Nachricht ist falsch.

****) Lutteroth und nach ihm Meinicke lassen sich bitter über den Abschluß eines Handelsvertrages als gar nicht zu dem Vertrage über religiöse Freiheit passend aus. Meinicke sagt sogar: «Die wahrhaft schmähliche Clausel in dem Vertrag (in Betreff der Genugthuung für die Katholischen Priester), den er der Regierung abzwang, daß die Einfuhr geistiger

liken, sondern auch aller Fremden, der Engländer sowohl, als der Americaner, mit. So wenig wir uns mit allen Handlungen der Franzosen auf Taiti einverstanden erklären konnten, so sehr müssen wir ihr ganzes Auftreten auf den Sandwichinseln als ruhmwürdig und edel bezeichnen*).

Bei dem Umschwunge, den die Dinge plötzlich nahmen, stand Walsh als Priester ganz allein unter einer zahlreichen Bevölkerung, unter der die Katholische Religion im Stillen längst schon Anerkennung und Bewunderung gefunden, die ihn jetzt mit um so größerem Eifer umdrängte, je mehr sie bis dahin durch äußere Hemmnisse zurückgehalten worden war. Schon unterm 30. Oktober 1839 schreibt Walsh**), die Kapelle zu Honolulu sei ununterbrochen von Gläubigen angefüllt, und von allen Seiten kämen die Insulaner herbei, um Unterricht zu empfangen. Ja in manchen entfernteren Bezirken der Insel Oahu, wo des Glaubens wegen Verbannte oder solche, die der Verfolgung ausgewichen waren, sich aufhielten, verlangte die ganze Bevölkerung die Gemeinschaft der Katholischen Kirche***), so daß vorauszu-

---

Getränke nie verboten werden solle, beweiset rc.» (S. 204), gerade, als wenn die Klausel über die geistigen Getränke in dem Vertrage über die Religions- und Gewissensfreiheit eingeschlossen gewesen wäre, und als wäre nicht nachträglich ein förmlicher Handelsvertrag, nicht aber nur eine besondere Clausel über geistige Getränke unterzeichnet. Daß aber die Einfuhr der letzteren unter den gewöhnlichen Bedingungen wieder gestattet wurde, kann durchaus nicht getadelt werden. Ein bloßes Verbot der Einfuhr konnte doch dem Mißbrauch nicht steuern, wenn nicht von anderer Seite der rechte Gebrauch gelehrt wurde.

*) Die Annalen sagen mit Recht: «Die Geschichte wird es erzählen, daß Menschen, die sich Diener einer civilisirten Religion zu nennen wagten, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor dem Angesichte des Himmels und der Erde christliche Frauen verurtheilt haben, tagtäglich mit ihren Händen den Unflath einer Garnison aufzuheben. Es war an der Zeit, daß diese Erniedrigungen ein Ende nahmen. Im Namen des Naturrechtes, im Namen des verletzten Völkerrechtes mußte eine Katholische Macht Genugthuung verlangen: Frankreich hat es gethan.» Annal. 1840. IV. 47—48.

**) Annal. 1841. III. 56.

***) So der Bezirk Kolau auf Oahu. Annal. 1841. III. 56.

sehen war, daß die Katholiken bald nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden zu zählen sein würden. Nichts beklagte Walsh mehr, als daß er auf einem so fruchtbaren Boden fast ein ganzes Jahr allein stand. Er hatte den Bischof Rouchouze auf Mangareva um schleunige Hülfe gebeten, aber dringende Geschäfte hatten diesen noch immer zurückgehalten. Endlich am 5. April 1840 verließ derselbe Mangareva, besuchte zuerst die Markesasinseln und landete dann mit drei Priestern, mit Maigret, Desvault und Hurtel, mehren Katecheten und drei Insulanern von Mangareva am 19. Mai zu Honololu. Walsh und der Französische Konsul empfingen ihn am Ufer, und führten ihn zur Kapelle, wo die Gemeinde, aus 300 Seelen bestehend, versammelt war. Nach dem Te Deum trat der Bischof in den Hof, wo die Gemeinde zu seiner Bewillkommnung aufgestellt war. Der Jubel dieser Christen kannte keine Grenzen. Da standen Männer, welche die Merkmale schwerer getragner Ketten an Armen und Beinen eingedrückt hatten, Frauen, die, ihre Hände in Ringe eingezwängt, Tage lang an Bäumen gehangen, oder, mit Koth und Unflath besudelt, ihr Gewissen rein bewahrt hatten; es war die ganze ehrwürdige Heldenschaar, die seit 10 Jahren ungebeugt mit einem übermüthigen Feinde im Kampfe gestanden, und eine bessere Zukunft für die Kirche auf den Sandwichinseln erkämpft hatte *). Der Bischof umarmte sie alle nach einander mit Thränen im Auge, und es war ihnen allen, als würden ihnen aufs Neue ihre Kerker geöffnet. — Alle fremden Konsuln machten dem Bischofe ihre Aufwartung, und unter den Europäern und Americanern war eine allgemeine Freude. Die Stimmung auf den Inseln war der Katholischen Religion im Ganzen äußerst günstig; selbst mehre der Häuptlinge, die bis dahin immer die bittersten Feinde der Katholiken gewesen waren, neigten sich auf ihre Seite. Am Samstage vor Pfingsten taufte der Bischof 200 Katechumenen, die Walsh unterrichtet hatte, und schon waren wieder mehr als 300 zum Unterrichte angenommen **). Als kurz darauf das Französische Schiff Pylades

*) Annal. 1842. V. 36.

**) Annal. 1841. III. 61; 1842. V. 37.

anlangte, begab sich auch der König mit dem Kapitain und den Offizieren zum feierlichen Hochamte, und zeigte von der Zeit an eine viel mildere Gesinnung. Da die Kapelle bald nicht mehr ausreichte, um alle Glieder der Gemeinde aufzunehmen, so beschloß der Bischof den Bau einer geräumigen Kirche, die für 16,000 Dollars in Verding gegeben wurde*). Aber nicht allein in der Hauptstadt Honololu, sondern auch in allen Theilen der Insel Oahu verbreitete sich mehr und mehr der Katholische Glaube. Jeder Stamm hatte in seiner Mitte einige Neubekehrte, und diese unterrichteten rund um sich her die Nachbarn und Verwandten. In jedem Stamme war bald eine nicht unbeträchtliche Gemeinde, die aus freien Stücken eine Schule und eine Kapelle bauete, und dann dringend den Bischof bat, er möge kommen, und das angefangene Werk vollenden **). Der Missionär Dositheus Desvault, der bereits auf den Markesasinseln gewirkt hatte, bekam den Auftrag, alle Bezirke von Oahu zu bereisen, und die neuen Gemeinden zu ordnen. Am Schlusse des Jahres 1840 überstieg die Zahl der Katholiken auf der Insel bereits 2000***). Rund um die protestantischen Missionäre herum, die in den Bezirken des Innern ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, sammelten sich neue Vereine und Gemeinden von Gläubigen, und die Prediger wendeten vergebens ihre sonst wohl wirksame Waffe, daß sie die Katholiken Götzendiener nannten, gegen sie an. Als Desvault einst zu einer neuen Gemeinde kam, erzählten ihm die Gläubigen, wie der Missionär Emmerson sie Götzendiener gescholten habe, und verlangten, daß ihm sein Irrthum widerlegt würde. An der Spitze einer großen Schaar der Insulaner zog Desvault zu Emmersons Hause. Die Frau des Predigers

---

*) Lutteroth, der unermüdlich ist in der Auffindung von Gehässigkeiten, stellt die Vermuthung auf, die 20,000 Dollars, die Laplace den Sandwichern unter dem Vorwande einer Kaution abgepreßt hätte, seien zum Baue dieser Kirche verwandt. Vergl. dessen Schrift S. 174. Wie ungegründet eine solche Vermuthung sei, wird der Verlauf der Geschichte zeigen.

**) Annal. 1842. V. 37.

***) Annal. l. c. 38.

[illegible], daß die Katholiken bald nicht mehr nach Hunderten [illegible] nach Tausenden zu zählen sein würden. Nichts beklagte [illegible] mehr, als daß er auf einem so fruchtbaren Boden [illegible] ganzen [illegible] allein stand. Er hatte den Bischof Rouchouze [illegible] um schleunige Hülfe gebeten, aber dringende Geschäfte hatten diesen noch immer zurückgehalten. Endlich am [illegible] 1840 verließ derselbe Valparaiso, besuchte zuerst die Marquesasinseln und landete dann mit drei Priestern, mit [illegible] und Hartel, mehren Katecheten und [illegible] am 19. Mai zu Honolulu. Walsh und [illegible] empfingen ihn am Ufer, und führten ihn zur Kirche, wo die Gemeinde, aus 300 Seelen bestehend, versammelt war. Nach dem Te Deum trat der Bischof in den [illegible] Gemeinde zu einer Versammlung aufgestellt war. [illegible] Freude kannte keine Grenzen. Da standen Männer, welche die Merkmale schwerer getragner Ketten an [illegible] und Armen [illegible] hatten, Frauen, die ihre Hände [illegible] Tage lang an Bäumen gehangen, oder [illegible] rein bewahrt hatten [illegible] die ganze [illegible] Heldenschaar, die seit 10 Jahren [illegible] Feinde im Kampfe gestanden [illegible] Zukunft für die Kirche auf den Sandwichinseln [illegible]. Der Bischof umarmte sie alle nach [illegible] Tage, und es war ihnen allen, als [illegible] Kerker geöffnet. — Alle fremden [illegible] ihre Aufwartung, und unter den [illegible] war eine allgemeine Freude. Die [illegible] der katholischen Religion im [illegible] selbst mehre der Häuptlinge, die bis dahin [illegible] Feinde der Katholiken gewesen waren, [illegible] Seite. Am Samstage vor Pfingsten taufte der Bischof [illegible] Katechumenen, die Walsh unterrichtet hatte, und [illegible] mehr als 300 zum Unterrichte angenommen [illegible]. Als kurz darauf das französische Schiff Pylades

[illegible] Annal. 1842. V. 36.

[illegible] Annal. 1840. III. 61; 1842. V. 37.

ngte, begab sich auch der König mit dem Kapitain und den ...zieren zum feierlichen Hochamte, und zeigte von der Zeit an viel mildere Gesinnung. Da die Kapelle bald nicht mehr ...eichte, um alle Glieder der Gemeinde aufzunehmen, so be...ß der Bischof den Bau einer geräumigen Kirche, die für ...000 Dollars in Verding gegeben wurde*). Aber nicht allein ...er Hauptstadt Honolulu, sondern auch in allen Theilen der ...el Oahu verbreitete sich mehr und mehr der Katholische Glaube. ...er Stamm hatte in seiner Mitte einige Neubekehrte, und diese ...errichteten rund um sich her die Nachbarn und Verwandten. ...jedem Stamme war bald eine nicht unbeträchtliche Gemeinde, ...aus freien Stücken eine Schule und eine Kapelle bauete, und ...m dringend den Bischof bat, er möge kommen, und das an...angene Werk vollenden**). Der Missionär Dositheus ...esvault, der bereits auf den Markesasinseln gewirkt hatte, ...kam den Auftrag, alle Bezirke von Oahu zu bereisen, und die ...nen Gemeinden zu ordnen. Am Schlusse des Jahres 1840 ...erstieg die Zahl der Katholiken auf der Insel bereits 2000***). ...und um die protestantischen Missionäre herum, die in den Be...ken des Innern ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, sammelten ...h neue Vereine und Gemeinden von Gläubigen, und die Pre...ger wendeten vergebens ihre sonst wohl wirksame Waffe, daß ...e die Katholiken Götzendiener nannten, gegen sie an. Als Des...ault einst zu einer neuen Gemeinde kam, erzählten ihm die ...läubigen, wie der Missionär Emmerson sie Götzendiener ge...olten habe, und verlangten, daß ihm sein Irrthum widerlegt ...ürde. An der Spitze einer großen Schaar der Insulaner zog ...esvault zu Emmersons Hause. Die Frau des Predigers

*) Lutteroth, der unermüdlich ist in der Auffindung von Gehässigkeiten, stellt die Vermuthung auf, die 20,000 Dollars, die Laplace den Sandwichern unter dem Vorwande einer Kaution abgepreßt hätte, seien zum Baue dieser Kirche verwandt. Vergl. dessen Schrift ... Wie ungegründet eine solche Vermuthung sei, wird der ... Geschichte zeigen.

**) Annal. 1842. V. 37.

***) Annal. l. c. 38.

entschuldigte ihn, er selbst suchte Ausflüchte, und wollte nicht erscheinen. Da redete der Priester die versammelte Menge an, bei der viele Protestanten waren, und nöthigte so den Prediger hervorzukommen. Sogleich stellte er ihn zur Rede wegen seiner Schmähung in Betreff des Götzendienstes, und fragte ihn, indem er ein Kruzifix hervorzog, „ob das der Götze sei, dessen Anbetung er den Katholiken vorwerfe.“ „Vielleicht ja, vielleicht nein“ antwortete Emmerson verlegen. „Von wem ist denn dieses Buch?“ fragte Desvault, indem er ein protestantisches Buch mit der Abbildung eines Kruzifixes vorzeigte. „Von uns ist es nicht,“ erwiederte ganz verwirrt der Prediger. Kaum hatte er das Wort gesprochen, als eine Menge der Insulaner schrie: „Du bist ein Lügner! Du selbst hast dieses Buch den Schulkindern in die Hände gegeben*).“ Emmerson benutzte den Ruf seiner Frau zum Mittagsessen als eine günstige Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Dieser Vorgang gibt uns eine Anschauung von der ganzen Weise der Insulaner, bei denen eine einzige auch geringere Lüge hinreichend ist, das anfangs geschenkte Vertrauen mit einem Male zu vernichten. Die maßlosen gegen die Katholischen Priester ausgestreueten Verläumdungen brachten nun den protestantischen Predigern um so größere Nachtheile, weil die Insulaner aus reinem Verlangen, die Wahrheit zu wissen, jede ausgesprochene Beschuldigung sogleich den Katholischen Priestern hinterbrachten, und dann eine öffentliche Besprechung zwischen beiden Partheien verlangten. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörten sie dann der Verhandlung zu, von deren Ausgange es gewöhnlich abhing, für welche Seite sie sich entschieden. Doch waren unter den protestantischen Predigern auch milder gesinnte Männer. Einer von ihnen Namens Bischoff hatte auch die Katholiken Götzendiener und Bilderanbeter genannt. Die Insulaner ruheten nicht eher, bis eine öffentliche Besprechung zu Stande kam. Desvault erklärte die Katholische Lehre. Da Bischoff sich von der Wahrheit der Aussage seines Gegners überzeugte, war er edel genug, vor allen Anwesenden sein Urtheil über die Katholiken zurückzunehmen, und seine Anhänger aufzu-

*) Annal. l. c. S. 40.

fordern, dieselben nicht zu beschimpfen. Zu einem Gleichen forderte Desvault die Seinigen auf, und so schieden beide als gute Freunde von einander *). Andre mildere Protestanten aber, die die Fortschritte der Katholischen Religion und die Frömmigkeit ihrer Bekenner sahen, zogen sich ganz von den Kontroversen zurück, „indem sie, wie der Bischof schreibt, das Loos dieser armen Römisch-Katholischen beweinten, die für tugendhaft gelten könnten, wenn sie nur keine Götzendiener wären **).“

Schon früher wurde bemerkt, daß von der Insel Oahu der Glaube sich auch auf die andern Inseln hinüberzupflanzen begann. Nachdem nun die Glaubensfreiheit erlangt war, trat die Hinneigung zum Katholizismus so sichtbar hervor, daß der Bischof von allen Seiten um Missionäre angegangen wurde. Er beschloß daher, nach Pfingsten 1840 selbst die Insel Mauwi und Owaihi, die Hauptinsel der ganzen Gruppe, zu besuchen ***). Sein Erscheinen brachte eine große geistige Bewegung hervor. Er fand namentlich auf der Hauptinsel eine so günstige Stimmung, daß er beschloß, von seinen vier Priestern zwei beständig auf Owaihi wohnen zu lassen. Hätte er jetzt so viele Priester gehabt, daß jede Insel auch nur einen bekommen hätte, so würde die Katholische Kirche in allen Theilen des Archipels in kurzer Zeit befestigt worden sein. Am 20. Juni 1840 reiseten Walsh und Hurtel nach Owaihi ab ****). Maigret aber, der zum Apostolischen Präfekten der Sandwichinseln ernannt wurde, nahm seinen Sitz zu Honololu auf Oahu, während Desvault fortfuhr, die einzelnen Distrikte der letztern Insel zu bereisen. Die übrigen zwölf Inseln mußten ohne alle geistliche Hülfe bleiben. Der Bischof selbst aber verließ Honololu, und nahm seinen Weg nach Europa, um aufs Schleunigste die nöthige Hülfe für die Bedürfnisse dieser nun so herrlich aufblühenden Mission zu erwirken.

Indeß gelang es doch, schon im Laufe des Jahres 1841 die

*) Annal. l. c. 42—43.

**) Annal. 1841. III. 62.

***) Annal. 1841. III. 62.

****) Annal. 1842. V. 87.

Zahl der Arbeiter zu vermehren, so daß zuletzt acht Priester auf den Inseln thätig waren. Aber selbst diese reichten nicht aus. Von den Inseln, wohin keine Priester geschickt werden konnten, kamen die Einwohner einzeln und Gruppenweise, und verlangten Unterricht und Taufe. Selbst auf die kleinern Inseln Mau und Morakai pflanzte sich der Glaube hinüber. Das Jahr 1841 war eine Zeit reicher Ernte; es wurden auf allen Inseln nicht weniger als 5000 Sandwichier in die Gemeinschaft der Katholischen Kirche aufgenommen*), so daß die Gesammtzahl bereits 7000 Seelen betrug. — Dabei würde man sich aber irren, wollte man glauben, daß vom Jahre 1839 ab alle Bedrückungen und Verfolgungen der Katholiken aufgehört hätten. Im Gegentheil: seitdem die Katholische Kirche sich von Tgg zu Tag vergrößerte, wuchs auch die Erbitterung ihrer Feinde, die, durch den Vertrag Laplaces von offener Verfolgung durch die Staatsgewalt zurückgehalten, in anderer Weise den Fortschritt der Katholischen Religion zu hemmen suchten. Es war vorzüglich das Volk, welches, von den Großen bedrückt und von den protestantischen Missionären vernachlässigt, sich den Katholischen Missionären anschloß. Dagegen standen die Häuptlinge, die frühere Regentinn Kinau und der König, der für seine Person gleichgültig gegen jede Religion von Kinaus Einflusse regiert wurde, auf Seiten der protestantischen Sache. Da nun das Volk in großer Abhängigkeit von den Großen stand, so wurde es bei seinem Übertritte zur Katholischen Religion in aller Weise belästigt. Wo ein Katholik ein Haus gebauet hatte, da erklärte der Häuptling, der Grund und Boden gehöre ihm, und ließ das Haus niederreißen. Selbst den von dem Volke erbauten Schulen und Kapellen erging es nicht besser. Die Häuptlinge zwangen ihre Katholischen Unterthanen zu Frohndiensten beim Baue protestantischer Tempel und Schulen, worüber diese sich im Gewissen beschwert fühlten. Am lästigsten aber wurde der Schulzwang, dem auch die Katholiken unterworfen werden sollten. Man hatte nämlich zu Lahaina auf der Insel Mauwi, wo seit einigen Jahren der König seinen Sitz aufgeschlagen hatte, eine Art von höherer Schule gegründet, die

*) Annal. 1843. V. 17.

vorzüglich zum Zwecke hatte, Schullehrer heranzubilden. Seit dem 15. October 1840 wurde nun diese Schule mit solchen Privilegien ausgestattet, daß sie die Leitung des ganzen Unterrichtes in ihre Gewalt bekam. Kein Lehrer sollte mehr Schule halten dürfen, der nicht von der Schule zu Lahaina bevollmächtigt war. Damit aber wäre ein wesentlicher Theil der errungenen Religionsfreiheit wieder vernichtet gewesen; denn es lag alsdann in der Macht der unter protestantischer Leitung stehenden höheren Schule, jedem Katholischen Lehrer die Anstellung unmöglich zu machen. Daher glaubte der Apostolische Präfekt, in Kraft der von Laplace getroffenen Übereinkunft bevollmächtigt zu sein, die Katholischen Lehrer ohne Rücksicht auf die Schule von Lahaina anzustellen. Das Patent, das er ihnen ausstellte, lautete: „In Kraft des Vertrages vom 13. Juli 1839, und des am 15. October 1840 durch die Häuptlinge dieser Inseln verkündigten Gesetzes ernenne ich Dich hiermit zum Katholischen Lehrer der Schule von N. N.*)." Dagegen aber erhob sich die Regierung unter dem Vorwande, daß die Schule von Lahaina keine Schule einer Konfession, sondern des Staates sei. In Wirklichkeit aber war dieselbe nur eine protestantische Anstalt, die allen von Maigret unterrichteten und geprüften Lehrern die Anstellung verweigerte, und ihre Schulen schließen, oft gar niederreißen ließ. Da sahen sich die Priester genöthigt, selbst die Leitung der Schulen zu übernehmen, weil der Oberschulinspektor ihnen nicht füglich die Befähigung zum Schulhalten absprechen konnte. Sie theilten daher die Inseln in Schulbezirke, deren jeder Priester drei, vier oder fünf zu beaufsichtigen bekam**). Dadurch wurde zwar der Christliche Unterricht vervollkommnet, und die einzelnen Gemeinden vollständiger unterrichtet, aber bei der geringen Zahl der Missionäre wurde ihr Wirken zu sehr auf einen eng' geschriebenen Kreis beschränkt, und viele entferntere Gemeinden mußten ohne Hülfe gelassen werden. — Nicht weniger lästig für die Katholiken war die Art, wie ein vom Staate erlassenes Ehegesetz, wonach vor Vollziehung der Trauung eine Staatsgenehmigung eingeholt werden mußte, gehandhabt

*) Annal. 1842. V. 46.
**) Annal. 1843. V. 21.

wurde. Auch weigerte man dem Apostolischen Präfekten die Bestätigung eines von ihm gemachten Ankaufes von Grundstücken Behufs des Kirchenbaues. Die Französische Regierung war nicht gemeint, eine solche Verkümmerung der im Vertrage vom 13. Juli 1839 garantirten Religionsfreiheit zu dulden. Im August 1842 erschien daher die Fregatte „Embuscade" unter Kapitain Mallet im Hafen von Honolulu. Unterm 1. September richtete der Kommandant an den König ein Schreiben, worin er sich über die Mißhandlung der Katholiken, besonders über die Zertrümmerung mehrer Kirchen und Schulen beklagt, und in Betreff des Schulkonfliktes verlangt, daß eine Katholische hohe Schule mit denselben Rechten und Privilegien, wie die von Lahaina errichtet, und daß die Katholischen Schulen unter Katholische Inspektoren (Kahukulas) gestellt würden, während die Priester jede erledigte Stelle vorläufig besetzen könnten; daß ferner die Staatserlaubniß zur Schließung einer Ehe von einem Katholischen Beamten, den der Pfarrer zu ernennen und der König zu bestätigen habe, ertheilt werden solle; daß schwere Strafe den treffe, der eine Katholische Kirche oder Schule zerstöre, oder einen Priester beschimpfe rc.*) Konnte auch Mallet nicht alle seine Forderungen durchsetzen, so erlangte er doch befriedigende Zusicherungen, die im Wesentlichen auf folgende Bestimmungen hinausliefen: 1. Die Zöglinge der Katholischen höhern Schule, die Maigret errichtet hatte, sollen keine persönliche Taxe mehr zu erlegen haben, und dieselben Privilegien genießen, wie die Zöglinge von Lahaina. 2. Die Anstellung der Lehrer soll vom königlichen Oberschulinspektor unpartheiisch für die fähigen Zöglinge beider Confessionen ertheilt werden. 3. Untergeordnete Agenten dürfen sich in die Katholischen Schulsachen nicht mehr einmischen. 4. Das Ehegesetz des Staates soll unpartheiisch für beide Confessionen gehandhabt werden**). Die Thatsachen, worüber Klage geführt wurde, versprach der König strenge zu untersuchen. Man muß dem Könige das Zeugniß geben, daß er sich aufrichtig bemühet habe, diese eingegangenen Versprechungen zu erfüllen. Eben so

---

*) Das ganze Schreiben ist abgedruckt in Lutteroths Schrift Seite 181—184.

**) Annal. 1845. II. 53—54.

muß es aber einleuchtend sein, daß es ihm bei der Gereiztheit der Stimmung und bei der großen Macht der Häuptlinge über das Volk nicht gelingen konnte, die Katholiken überall mit gehörigem Nachdruck zu schützen. Die Bedrückungen dauerten fort, die Bekehrungen wurden oft gewaltsam gehemmt, und mehr als eine Kirche wurde durch nächtliche Feueranlegung zerstört*). Aber nicht die Franzosen allein hatten Ursachen zu Beschwerden. Vom Anfange an war die Englische Parthei auf den Inseln die Hauptstütze der Katholischen Sache gewesen, und ohne den kräftigen Schutz des Konsuls Charlton möchte es den Katholiken schwer geworden sein, festen Fuß zu fassen. Darum entbrannte gegen sie noch in einem weit höheren Grade, als gegen die Franzosen der Haß der protestantischen Missionäre und der Häuptlinge. Der schwache König, der nur dadurch seine bedrohte Krone hatte retten können, daß er sich wider seine Neigung den Missionären und den Häuptlingen in die Arme warf, war nicht im Stande, die rohe Willkühr dieser Parthei zu zügeln. Der Englische Konsul vermochte nicht einmal mehr, durch sein Ansehn Brittische Unterthanen zu schirmen. Er wurde sogar selbst unbesonnener Weise beschimpft und sein Eigenthum geplündert. Da erschien zu Anfang des Jahres 1843 die Englische Fregatte Carysfort vor dem Hafen. Der Kommandant Lord Georg Paulett forderte die Zurückgabe des Eigenthums von Charlton, ein Gericht für alle Englischen Unterthanen, gleichmäßig zusammengesetzt aus Engländern und Sandwichiern; Untersuchung aller Beschwerden der Brittischen Unterthanen durch den König selbst und den Brittischen Konsul; endlich verlangte er, daß der Stellvertreter des gekränkten Konsuls in einer feierlichen Audienz empfangen, und die Brittische Flagge mit 21 Kanonenschüssen begrüßt würde. Der König sah ein, daß es ihm bei der angedeuteten inneren Lage des Landes unmöglich sei, diese Forderungen zu erfüllen, und legte am 25. Februar seine Krone in die Hände des Lord Paulett, als Stellvertreters der Königinn von England nieder, jedoch mit dem Vorbehalt, daß bis zur Rückkehr seiner beiden Gesandten, die er selbst nach England geschickt hatte, die Regie-

*) Annal. 1845. II. 53—55.

rung in seinen Händen bleiben sollte. An demselben Tage wurde die Englische Flagge aufgesteckt. Jedoch genehmigte die Brittische Regierung die Besetzung der Inseln nicht. Der König blieb in seiner Herrschaft, und nachdem die Verhältnisse der Brittischen Unterthanen geordnet waren, wurde die Englische Flagge wieder abgenommen. Dem Könige gab dieser ganze Vorfall, der die Macht der Häuptlinge schwächte, wieder größere Gewalt im Innern, so daß auch die Katholiken seitdem eines wirksameren Schutzes von seiner Seite genossen. —

e. Errichtung des Apostolischen Vikariats der Sandwichinseln.

So hatte sich denn die Mission durch eine Reihe harter Prüfungen und Kämpfe zu einer unverkennbaren Bedeutung emporgerungen, und sah einer schönen Zukunft entgegen. Aber eine schwere Prüfung war ihr noch aufbehalten. Seit drei Jahren sahen die Missionäre mit dem heißesten Verlangen der Rückkehr des Bischofs Rouchouze entgegen, der Priester, Lehrer und barmherzige Schwestern sowohl für Taiti als auch für die Sandwichinseln bringen sollte. Sein langes Ausbleiben erregte die bangsten Ahnungen. Er war nämlich am 15. December 1842 mit sieben Priestern und sieben Katechisten*) der Picpusgesellschaft unter Segel gegangen. Ihn begleiteten zehn barmherzige Schwestern und zwei oder drei Jünglinge von den Sandwichinseln, die einige Jahre früher nach Europa geschickt in Paris und Löwen unterrichtet worden waren. Die Fahrt war schon im Anfange beschwerlich. Endlich erreichte das Schiff, welches den Namen Maria Joseph führte, den Brasilischen Hafen N. Senhora do Desterro in der Provinz Sta. Catharina, wo einer der Sandwichier starb. Auch eine der barmherzigen Schwestern erlag, und ward in dem Dörfchen St. Michael begraben. Dann hatte ein Reisender ein Schiff, das er für die Maria Joseph hielt, ostwärts vom Cap Horn mit furchtbarem Sturme kämpfen gesehen; weiter ward keine Spur mehr von demselben gefunden. Es wurde ein Französisches Dampfschiff ausgesandt; aber in allen Häfen und Buchten der Ost- und Westküste von Südamerica ward vergebens

*) Ihre Namen sind zu finden Annal. 1843. II. 74.

gesucht. Da mußte die bange Ahnung zur Gewißheit werden, daß der Bischof mit seiner frommen Schaar in den Wellen sein Grab gefunden habe*).

Am härtesten wurde von diesem Schlage die Mission der Sandwichinseln betroffen, wo es an Arbeitern so gebrach, und wo die Harrenden immer auf die nahe Ankunft des Bischofs vertröstet worden waren. Doch war die Picpusgesellschaft damals schon so erstarkt, daß sie in kurzer Zeit den Verlust ersetzen konnte. Außer verschiedenen kleineren Gesellschaften begaben sich am 29. Juli 1845 auf dem Schiffe Creisquear nicht weniger als 23 Missionäre auf einmal unter Segel, um sich in den Stationen von Ost-Oceanien zu vertheilen**). Der Papst aber theilte das zu ausgedehnte Apostolische Vikariat Ost-Oceanien in zwei Theile. Zum Apostolischen Vikar des südlichen Theiles, der Taïti und die umliegenden Eilande, die Gambier- und die Markesasinseln umfaßt, ernannte er den Franz Paula Baudichon unter dem Titel eines Bischofs von Basilinopolis i. P. Apostolischer Vikar der Sandwichinseln wurde Duboize unter dem Titel eines Bischofs von Arathia i. P. Da aber das Schicksal des Bischofs Rouchouze noch immer ungewiß ist, so sollte der Päpstlichen Bestimmung gemäß Baudichon einstweilen nur als sein Coadjutor fungiren***).

Indeß hatte auf den Sandwichinseln trotz des Mangels an Arbeitern die Bekehrung ihren gleichmäßigen Fortgang. Vor allem zeigte die Hauptinsel Owaihi großen Eifer für die Annahme des Glaubens, so daß sie im Jahre 1843 schon mehr Katholiken enthielt, als selbst Oahu. Ganze Völkerschaften sind daselbst bekehrt. Am Ende des Jahres 1843 wurden in der ganzen Gruppe 12,500 Getaufte gezählt, die sich aber fast alle auf den drei Hauptinseln Owaihi (mit 7000), Oahu und Mauwi, die allein beständig von Priestern bewohnt waren, befanden†). Die Zahl derer, die noch unentschieden oder heidnisch waren, betrug etwa 50,000; die der Protestanten belief sich auf 36—38,000. Übri-

*) Annal. 1845. II. 57—59.
**) Annal. 1845. VI. 70—71.
***) Annal. 1845. II. 59.
†) Annal. 1845. II. 55.

stolischen Vikariates nur von den Spanischen und Deutschen Missionären Bekehrungsversuche gemacht worden, welche von den Philippinen und Marianen aus in diese Gegenden bereits eindrangen, ehe sie den andern Europäischen Nationen auch nur dem Namen nach bekannt waren. Später faßten die protestantischen Missionen in der südlichen Hälfte des Vikariates, namentlich auf Neuseeland, den Freundschafts- und Schifferinseln festen Fuß, und suchten von dort in nordwestlicher Hauptrichtung in das Herz der um beide Seiten des Äquators gelagerten Hauptinselgruppen einzubringen. Diesem suchte man in Rom durch die Errichtung des neuen Apostolischen Vikariates zuvorzukommen. Es sollten die protestantischen Missionen von allem Einflusse auf die nordwärts um den Äquator liegenden Hauptgruppen abgeschnitten, und dann auf den von ihnen bereits influenzirten Inseln katholische Missionen gegründet werden, ob etwa so die Rettung dieser dem Untergange entgegen gehenden Völkerschaften noch gelingen möchte. Weiter lag dann die Ausdehnung der Missionen über die nördlichen Gruppen, und die Anknüpfung derselben an die blühenden Christenländer der Oceanischen Inselwelt unter Spanischer Herrschaft in Aussicht. Dieser die Missionsthätigkeit in West-Oceanien leitende Gedanke muß wohl im Auge behalten werden, wenn die folgende Geschichte verstanden werden soll.

Der Mann, dem die Ausführung dieser riesenhaften Unternehmung übertragen wurde, war Joh. Bapt. Pompallier aus der Diözese Lyon in Frankreich. Gregor XVI. ernannte ihn zum Apostolischen Vikar von West-Oceanien, und gab ihm den Titel des Bisthums Maronea in P., worauf er am 30. Juni 1836 zu Rom vom Cardinal Franzoni, dem Vorsteher der Propaganda, zum Bischofe geweiht wurde. Pompallier gehörte der zu Lyon gebildeten Gesellschaft Mariä (Maristencongregation) an, welcher vom Papste die Versorgung des neuen Vikariates mit Missionären übertragen worden war*). Im December 1836 schiffte sich der neue Bischof mit vier Priestern und drei Brüdern**) zu Havre ein, und landete nach einer stürmi-

*) Annal. 1836. IV. 173.
**) Annal. l. c.

schen Fahrt von 6 Monaten und 4 Tagen am 28. Juni 1837 zu Valparaiso*). Einer der Priester, der Pater Bret, war unterweges nahe der Linie gestorben. In Valparaiso wurde der Bischof von den Brüdern der Picpusgesellschaft, und von der ganzen Bevölkerung der Stadt mit Freuden aufgenommen. Er besuchte den Bischof von St. Jago, der ihn freundlich empfing, und ihn mit Rath und That unterstützte. Sein Auftrag war, zuerst in Californien ein Prokurahaus seiner Kongregation als Anhaltspunkt für seine Missionsunternehmungen zu gründen; doch sah er bald ein, daß anderswo eine viel günstigere Gelegenheit dazu geboten würde**). Der erste Punkt nun, worauf Pompallier sein Augenmerk warf, war Punipet, eine Inselgruppe südwestlich der Sandwichinseln, welche zu den nach Westen hin sich erstreckenden Carolinen gerechnet wird. Punipet war also gewisser Maßen der Grenzposten des west-oceanischen Vikariats nach der Seite von Sandwich zu. Bis hierhin erstreckte sich die Nachwirkung der von den letztern Inseln ausgehenden protestantischen Bewegung, indem ein Verkehr zwischen beiden Inselgruppen stattfand. Es war also wichtig, daß auf Punipet eine Mission gegründet wurde. Die Leser werden sich erinnern, daß Maigret, der in Valparaiso mit dem Bischofe Pompallier zusammengetroffen war, und sich von da zu den Sandwichinseln begeben hatte, bald darauf in Begleitung von Bachelot von Honololu aus nach Punipet schiffte, daß Bachelot unterweges starb, und auf der Insel Naho, die zur Gruppe von Punipet gehört, begraben wurde***). Maigret hielt sich längere Zeit dort auf, aber der Bischof Pompallier wurde vergebens von ihm erwartet. Er hatte zu Valparaiso mit einem nach Sidney fahrenden Schiffe Gelegenheit nach der Insel Rotuma gefunden, und glaubte dieselbe nicht unbenutzt lassen zu dürfen. Rotuma, Wallis und Futuna sind nicht allein wegen ihrer geschichtlichen Beziehungen zu Tonga und den übrigen südlichen Gruppen, und wegen ihres fortwährenden Einflusses auf diese von der größten Wichtigkeit,

*) Annal. 1837. II. 62.
**) Annal. 1838. VI. 120.
***) Annal. 1840. III. 48—50.

sondern sie liegen auch gerade auf der Grenzscheide der protestantischen Missionen im Süden. Gegen Wallis hatte bereits der protestantische Häuptling von Niua, Gogo mit Namen, einen Kriegeszug unternommen*). Derselbe war zwar fehlgeschlagen; dennoch hatte der Protestantismus bei manchen Wallisern, die auf andern Inseln, namentlich auf den Schifferinseln sich aufhielten, Eingang gefunden, und über kurz oder lang war weiteres Umsichgreifen des protestantischen Einflusses unvermeidlich. In einer ähnlichen Lage befand sich Futuna. Rotuma war noch außer dem Bereiche der Bewegung geblieben. Hier an dem Vereinigungspunkte der südlichern und der mehr nordwärts gelegenen Hauptgruppen mußte nothwendig eine Mission gegründet werden**). Pompallier schiffte sich daher auf einem Taïtischen Fahrzeuge ein***), und erreichte Wallis gegen Allerheiligen 1837. Der Englische Kapitain und ein Matrose, beide Protestanten, begleiteten ihn zum Könige, der sie sehr freundlich aufnahm, und die Niederlassung einiger Weißen gern gestattete. Darum blieben hier zwei der Begleiter des Bischofs zurück. Eine protestantische Missionsunternehmung nach Wallis war bereits im Werke †). Nach sieben Tagen segelte das Schiff zur Insel Futuna, die in weniger als einem Tage erreicht wurde. Da hier die Verhältnisse ganz ähnlich, wie auf Wallis sich gestaltet hatten, so wurde auch hier ein Missionsposten gegründet ††). Nach einer Fahrt von drei Tagen gelangte man nach Rotuma, einer blühenden, bevölkerten Insel. Der König und sein Bruder boten ein Haus an zur Begründung einer Mission, aber leider war die kleine Gesellschaft des Bischofs bereits so zusammengeschmolzen, daß derselbe keinen Missionär mehr abgeben konnte. Rotuma und Punipet mußten daher fürs Erste ohne Hülfe gelassen werden. Von da lichtete das Schiff am 17. November die Anker, und steuerte auf Sidney zu. Pompallier kannte noch nicht näher die Veränderungen, die

---

*) Siehe S. 265 und 266 dieser Geschichte.

**) Annal. 1841. I. 20.

***) Annal. 1838. VI. 123.

†) Annal. 1838. VI. 120—122. — 1839. I. 60.

††) Annal. 1839. I. 61.

auf dem Festlande von Australien vor sich gegangen waren. Katholischer Seits war man gewohnt, Sidney nur als Ausgangspunkt der protestantischen Missionen zu betrachten, so wie die Englische Nation bis dahin alle ihre politische Macht nur zu Gunsten der protestantischen Sache verwendet hatte. Wie freudig war er daher überrascht, auf Neuholland eine blühende Katholische Kirche zu finden! Nicht nur von dem Bischofe Polding, sondern auch von dem Englischen Gouverneur und den übrigen Behörden wurde er auf das Freundschaftlichste empfangen *). Der Bischof Polding rieth, nicht alle für die Mission bestimmten Effekten nach Neuseeland mitzunehmen. Ein Theil derselben wurde im Priesterseminar zu Sidney niedergelegt. Auch gab er ihm den Rath, in Sidney ein Prokurahaus seiner Genossenschaft zu errichten, und versprach, einstweilen seine Correspondenz zu besorgen. Dieses Prokurahaus wurde bald nachher auf Pompalliers Antrag von Lyon aus gegründet, und hat für die Missionen der Südsee eine um so größere Wichtigkeit, als von dort aus auf einem doppelten Wege die Verbindungen mit Europa unterhalten werden können **). Nachdem so ein Zusammenschluß der Französischen und Englischen Missionen stattgefunden hatte, wurden die Zurüstungen zur Reise nach Neuseeland gemacht. —

b. Begründung der Mission auf Neuseeland.

Die Kolonisten und die Neuseeländische Kompagnie.

Die Landung Katholischer Missionäre auf Neuseeland war gerade damals noch besonders schwierig. Denn einmal hatten die protestantischen Missionäre alle Hauptpunkte der nördlichen Insel in ihrer Gewalt. Die wenigen Truppen, welche England bis dahin auf der Insel unterhielt, handelten, geleitet durch den Englischen Residenten in der Inselbai, Busby, nur im Interesse der Missionsgesellschaft. Dann aber auch war den Feinden der Katholischen Mission die erwünschteste Gelegenheit geboten, den

*) Annal. 1838. VI. 122—123.
**) Annal. l. c. S. 123—124.

Bischof als Agenten der Französischen Regierung zu verleumden. Denn Frankreich hatte gerade damals sein Augenmerk auf Neuseeland gerichtet, und gedachte wenigstens einen Theil davon zu besetzen. Ein Französischer Creole, Thierry, hatte sich an der Inselbai im Nordosten der einen Insel niedergelassen, und dort nicht geringen Einfluß erlangt. Ein andrer Franzose, der Kapitain Langlois, hatte an der Halbinsel Banks, auf der Ostküste der südlichen Insel, eine Niederlassung gegründet, und beide handelten offenbar im Interesse der Französischen Regierung. Das Erscheinen Katholischer Missionäre Französischer Nation konnte daher sehr wohl zu Verdächtigungen Veranlassung geben. — Jedoch machte Pompallier in der Englischen Hauptstadt Sidney selbst, wohin er fast ohne Hoffnung für Neuseeland sich begeben hatte, Erfahrungen, die ihn ermuthigten, eine Mission dahin zu versuchen. Einige Neuseeländer, darunter ein angesehener Häuptling, welche wiederholt eine Reise nach Sidney gemacht hatten, waren dort mit der Katholischen Religion bekannt geworden, und baten ihn aufs dringendste, bald zu ihrer Insel zu kommen. Dazu kam, daß unter den Kolonisten, die sich immer zahlreicher auf Neuseeland niederließen, sich hin und wieder eine kleine Gemeinde von Englischen und Irischen Katholiken gesammelt hatte, die Alles aufboten, um einige Priester für sich zu erhalten. Endlich kam noch hinzu, daß die zahlreichen protestantischen Kolonisten, ihrer Missionäre im höchsten Grade überdrüssig, nicht sobald von der Ankunft eines Katholischen Bischofs auf Neuholland gehört hatten, als sie es nicht an den dringendsten Einladungen an ihn, recht bald nach Neuseeland herüberzukommen, fehlen ließen. Daher segelte derselbe gleich nach Weihnachten 1837, mit Briefen der Englischen Behörden auf Sidney versehen, nebst dem Pater Servant und einem Missionsbruder von Neuholland ab, und landete am 10. Januar 1838 an der Westküste der nördlichen Insel am Shokianga*). Der Shokianga ist ein ziemlich beträchtlicher Fluß, der an der Mündung eine Art von Bai bildet. An demselben liegen mehre Niederlassungen von Insulanern und Europäischen Kolonisten, die zusammen „am Shokianga" genannt

*) Annal. 1839. I. 61.

werden. Die Hauptkolonie ist Newark. In der nicht weit vom Shokianga entfernten Niederlassung Totara wohnten 40—50 Katholiken Englischer und Irischer Abstammung. Diese bemüheten sich aus allen Kräften, den Bischof in ihre Mitte zu bekommen, und Einer von ihnen bot ihm sein bestes Haus an. Hier wurde in einem Zimmer ein Altar aufgerichtet, die Kapelle mit einer Statue der h. Jungfrau und mit einigen Gemälden geschmückt, und dann zum ersten Male in diesem Theile der Erde das heilige Meßopfer gefeiert. Sofort verbreitete sich unter den Englischen und Irischen Katholiken eine allgemeine Bewegung; sie kamen zu Lande und zur See weither, um einmal wieder die hh. Sakramente empfangen, und dem h. Meßopfer beiwohnen zu können. Aber ganz entgegengesetzter Art war die Bewegung unter den protestantischen Missionären und unter den Eingebornen. Die Prediger waren erschreckt über die Kühnheit der Katholischen Missionäre, sich auf einem Boden, den sie ganz als den ihrigen betrachteten, niederzulassen, und boten alle Kräfte auf, sie als Götzendiener bei den Eingebornen verhaßt zu machen. Daher kamen am 22. Januar etwa zwanzig dieser Wilden mit einigen Häuptlingen auf die Wohnung der Missionäre zu, um dieselben in den vorbeifließenden Strom zu werfen. Einige Katholiken, die herbeieilten, konnten sie nur mit Mühe davon abhalten. Es entspann sich ein mehr als zweistündiges Gespräch, wobei die ansässigen Katholiken als Dollmetscher dienten. Die Wilden bekamen in Folge desselben eine ganz andere Ansicht über die Katholischen Missionäre. Je mehr dieselben von den protestantischen Predigern verleumdet waren, um so fester wurzelte sich nun die Achtung vor ihnen in den Gemüthern dieser scharf beobachtenden Insulaner fest, und ging allmählig in eine unbegrenzte Bewunderung über*). Auch die Kolonisten bewiesen dem Bischofe alle mögliche Achtung und Ehre. Die Englischen Behörden zu Sidney und von der Inselbai ließen es an wirksamem Schutze nicht fehlen, ohne welchen es freilich dem Bischofe in den ersten Monaten wohl schwer geworden sein möchte, sich auf Neuseeland zu behaupten**).

*) Annal. 1839. I. 66—67.

**) Annal. l. c. 67.

Ein Engländer schenkte am Shokianga dem Bischofe ein Stück Landes von 10 Morgen, worauf dieser eine Wohnung für sich und eine Kapelle zu errichten beschloß. Zur Erbauung der Kapelle brachten die umherwohnenden Katholiken durch Subscription 1500 Franken zusammen. Die kleine Gemeinde hatte regelmäßigen Gottesdienst, und die schönen Katholischen Lieder machten auf die Eingebornen einen so tiefen Eindruck, daß bald eine Menge derselben wie zu einer Wallfahrt aus weiter Ferne zur Katholischen Kapelle zusammenströmte. Mehre von ihnen, die schon in Sidney die Katholische Religion hatten kennen gelernt, ließen sich taufen. Der Häuptling, der die Mission zu seinem Vaterlande vor allen mit befördert hatte, bekam den Namen Gregor von dem damals regierenden Papste*). Die Tochter eines andern Häuptlings ward unter dem Namen Maria getauft. Unter den Katholiken wurden zwölf Ehen kirchlich eingesegnet, und dann auf dem Grabe eines christlich begrabenen Kindes das erste Kreuz errichtet. Das war der Beginn der Katholischen Kirche auf Neuseeland.

Sobald der Bischof am Shokianga die ersten Einrichtungen getroffen hatte, begab er sich zur 20 Stunden entfernten Inselbai, wo die Englischen Behörden ihren Sitz hatten. Hier wurde er gleich anfangs besser aufgenommen, als am Orte seiner Landung. Er hatte Briefe von dem Französischen Marineminister an den hier ansässigen Thierry, der ihn mit Auszeichnung behandelte, und dadurch viel dazu beitrug, die üble Meinung, welche durch die protestantischen Missionäre den Eingebornen über die Katholiken beigebracht war, zu zerstreuen. Im Mai 1838 sehen wir den Bischof zum zweiten Male an der Bucht der Inseln. Er fand hier ein Französisches Kriegesschiff, die Heroine, welche ihm einen Theil seiner Effekten von Sidney mitgebracht hatte. Der Kapitain Cecille ließ, als der Bischof an Bord stieg, ihn mit neun Kanonenschüssen begrüßen, was bei allen Insulanern Staunen erregte. In Gegenwart der ganzen Mannschaft, vieler Kolonisten und Insulaner ward dann am Sonntage den 13. Mai auf dem Verdecke der Heroine ein feierlicher Gottesdienst gehalten,

*) Annal. 1839. I. 63.

der seinen Eindruck zu machen nicht verfehlte. Hier an der Inselbai wurde nun die zweite Mission gegründet, aber weiter reichten die Mittel des Bischofs nicht. Pompallier sandte nach Europa die dringendsten Briefe, aber die weite Entfernung konnte ihn sobald keine Hülfe hoffen lassen. Er bat um 14 Priester und 7 Brüder, aber nachdem er lange schon geharrt, und jedes Schiff, das die Inselbai besuchte, hatte beobachten lassen, schien ihm am Ende alle Hoffnung auf Unterstützung zu verschwinden.

Indeß hatte er und sein Begleiter so viel von der Sprache der Neuseeländer gelernt, daß sie den Unterricht und die Predigt beginnen konnten. Sobald sie mit den Eingebornen in eine nähere Berührung traten, faßten diese zu ihnen ein Zutrauen, wie sie es den protestantischen Missionären nie geschenkt hatten. Den ganzen Tag wurde ihre Wohnung von Besuchenden nicht leer. Die Missionäre mußten oft Stundenlang damit zubringen, um auf tausenderlei Fragen über Religion und über Gewissensangelegenheiten zu antworten. Besonders große Bewunderung erregten die Bilder in der Kapelle. Sie waren für diese Menschen voll Sinn und tiefem Gemüth eine stumme Predigt. Eine Anbetung der Hirten hatte einen so großen Ruf erlangt, daß Insulaner 50 Stunden weit herkamen, um sie zu sehen, und dann zurückgekehrt ihren ganzen Stamm mit hoher Meinung von den neuen Missionären erfüllten. Das Alles versprach der katholischen Mission ein glückliches Gedeihen, sobald nur die gehörige Zahl von Arbeitern angelangt sein würde. Nur Ein Umstand war ihrem Aufblühen noch immer entgegen. Alle politische Macht lag, wenngleich an der Inselbai ein Englischer Resident eingesetzt war, faktisch in den Händen der protestantischen Missionäre. Dadurch blieb die äußere Stellung des Bischofs noch immer eine im höchsten Grade unsichere, zumal da die Prediger nicht unterließen, denselben in Neuseeland sowohl, als in ihren nach England geschickten Berichten als Agenten der Französischen Regierung auszuschreien. Dieses Benehmen der Prediger, und ihre Furcht vor einer Französischen Besitzergreifung hatte aber für die Befestigung der Katholischen Mission einen überaus günstigen Erfolg, den ihre Feinde nicht voraus berechnet hatten. Die Leser werden sich aus der Geschichte der protestantischen Mission von Neusee-

land erinnern, daß die zahlreichen Kolonisten, meistens Engländer und Irländer, auf das dringendste eine Besitzergreifung der Inseln durch England verlangten, und daß sich allmählig selbst unter den Eingebornen eine von dem Einflusse der Missionäre unabhängige Parthei gebildet hatte, die mit den Kolonisten dieselben Wünsche theilte. Auch in England wurde von vielen Staatsmännern und Kaufleuten eine Besetzung Neuseelands gewünscht, aber alle von dieser Seite geschehenen Schritte waren bisher durch den Einfluß der Missionäre und der angesehenen Mitglieder der Missionsgesellschaft in London vereitelt worden. (S. 279). Jetzt aber, wo die Furcht vor einer Französischen Besetzung immer größer wurde, und namentlich die Anwesenheit des Kapitains Cecille die Ausführung der Französischen Plane als nahe bevorstehend anzukündigen schien, glaubten die Missionäre von zwei Übeln das geringere wählen zu müssen, und boten nun selbst die Hand zu einer förmlichen Besitzergreifung durch die Englische Regierung, welche im Jahre 1839 wirklich zu Stande kam. Es wurde unter Mitwirkung der Missionäre mit den Häuptlingen ein Kontrakt wegen Abtretung eines gewissen Quantums von Ländereien behufs der Kolonisation abgeschlossen, und von den Häuptlingen, die zum Theile nicht lesen und schreiben konnten, unterzeichnet, sonst aber die Eingebornen in ihrem Besitze bestätigt. Die Verhandlungen hatten statt zu Wahitangi, wo auch der Bischof Pompallier zugegen war. Er wurde von den Häuptlingen zu Rathe gezogen, erklärte aber ausdrücklich, daß politische Angelegenheiten nicht zu seinen Geschäften gehörten*). Bis dahin glaubten die protestantischen Missionäre der Sache noch ganz Herr bleiben zu können. Ihr Einfluß auf die Eingebornen blieb gesichert, und der Gouverneur, dem sein Sitz in Aukland an der Westküste südlich vom Shokianga angewiesen war, besaß im Grunde nur eine Schattenmacht, die wohl geeignet war, die Missionäre vor der Furcht einer Französischen Okkupation zu schützen, nicht aber einflußreich genug, um in ihre über die Eingebornen ausgeübte Herrschaft merkich störend einzugreifen. Aber es drängte sich eine dritte Macht mit ungestümer Gewalt zwischen

*) Annal. 1846. II. 66.

beide, welche bald die Stellung der Partheien bedeutend veränderte, und alle Berechnungen der Missionäre zu Nichte machte. Es bildete sich nämlich zugleich mit der Besitzergreifung und durch sie hervorgerufen in England eine Neuseeländische Handels- und Kolonisationskompagnie, die den Strom der Auswanderer zu den neu erworbenen Inseln zu lenken wußte, und außer zur Cooksstraße besonders auch zur Westküste der Nordinsel Tausende von Kolonisten führte. Wenn schon an und für sich der übermächtige Einfluß protestantischer Missionäre allen gebildeten Europäern unerträglich zu sein pflegt, und schon deßhalb die Kolonisten gleich vom Anfange an sich mit den Predigern in ein sehr gespanntes Verhältniß versetzten, während sie die Katholischen Missionäre mit Achtung, ja mit Auszeichnung behandelten, so kam hier beider Seits das so mächtige irdische Interesse noch hinzu. Die Missionäre wurden vorzugsweise durch die Kolonisten wegen ihres unrechtmäßigen Landerwerbes in England, und demnächst in ganz Europa angeklagt, und sahen sich durch sie zu öffentlichen Verhandlungen ihrer Sache gedrängt, die ihrem Rufe so sehr geschadet haben. Zudem wurde mit der Ausbreitung der Kolonisation der Einfluß der Missionäre auf die Eingebornen bedeutend vermindert. Endlich ward durch die Vermehrung der Europäischen Bevölkerung die Stellung des Gouverneurs aus ihrer Passivität mehr und mehr entbunden, und dem Einflusse der Missionäre gegenüber verstärkt. Daher traten die protestantischen Missionäre gleich vom Anfange entschieden feindlich gegen die Neuseeländische Kompagnie auf, und suchten die Stimmung der Eingebornen für sich zu erhalten, um durch diese die Fortschritte der Kolonisation zu hemmen. Die Kompagnie dagegen bestrebte sich, den Missionären in aller Weise zu schaden, und sie in der That über alle Gebühr in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, wie das bereits früher nachgewiesen worden ist. Die Katholischen Missionäre dagegen erhielten von ihr nicht geringe Begünstigungen, theils weil sie, nicht auf dem Standpunkte einer Sekte stehend, den Gebildeten aller Nationen und Bekenntnisse Anknüpfungspunkte zu freundschaftlichem Verkehre zu bieten wußten, und nicht nach irdischer Herrschaft strebend den Planen der Kompagnie nicht im Wege standen; theils weil ein Einfluß der Katholischen Religion auf die Eingebornen

als das wirksamste Mittel, den Widerstand der protestantischen Missionäre zu brechen, ihr nicht anders als erwünscht sein konnte. Die Kompagnie ging daher so weit, allen Missionären freie Überfahrt nach Neuseeland zu gewähren, eine Vergünstigung, wodurch es der Maristenkongregation zu Lyon möglich wurde, die Zahl der Missionäre in kurzer Zeit bedeutend zu vermehren*).

Aus dem Gesagten wird man begreifen, daß der Bischof Pompallier, der sich auf das engste bereits an den Brittischen Bischof in Sidney angeschlossen, und in der Hauptstadt der Brittischen Kolonie sein Prokurahaus für die Neuseeländische Mission gegründet hatte, der nur durch den Schutz der Englischen Behörden und der meist protestantischen Kolonisten sich hatte behaupten können, die Besitzergreifung durch England nur als ein durchaus erwünschtes Ereigniß betrachtet habe. Es ist offenbar, daß die Sicherung und Befestigung der Katholischen Mission zuerst von dem Tage dieser Besitzergreifung an zu rechnen ist. Aber eben so einleuchtend wird es auch sein, mit wie geringem Verständnisse der wirklich gegebenen Verhältnisse Meinicke die Beschuldigungen der protestantischen Missionäre nachschreibt, als hätten die Katholischen Missionäre sich bemüht, die Eingebornen gegen die Anerkennung der Englischen Herrschaft zu stimmen**). Schon die Stellung Pompalliers gegen die Englischen Behörden und die Neuseeländische Kompagnie hätte Meinicke eines Bessern belehren können, wenn er einmal von dem ganzen Thun, und von allen Erlassen dieses Bischofes keine Notiz nehmen wollte. Wenn aber Meinicke glaubt, die Englische Besitzergreifung habe die Hoffnungen der Katholiken eigentlich vernichtet, so mag man dieses Urtheil der althergebrachten Ansicht, daß die Interessen der Englischen Politik mit denen des Protestantismus ganz übereinstimmend sein, zu Gute halten. Der Erfolg hat bereits das Gegentheil bewiesen.

---

*) Vergl. Annal. 1840. I. 97.

**) Vergl. Meinicke S. 275.

c. Große Fortschritte der Katholischen Religion nach der Englischen Besitzergreifung.

In Mitten einer Ernte, die ringsumher zum Schnitte reif wurde, von Arbeiten und Reisen ganz erschöpft, stand der Bischof im Sommer 1839 noch fast allein da, als endlich im Juni drei Priester und drei Brüder der Maristenkongregation in der Inselbai landeten. Welche Freude der Apostolische Mann darüber empfand, drückt er selbst in einem Briefe an Abbé Colin, den Vorsteher seiner Kongregation zu Lyon, aus: „Denken Sie sich die Freude und die erneuerte Kraft eines Streiters, welcher von allen Seiten umlagert, von Anstrengung und Erfolg erschöpft, seine Freunde zu Hülfe eilen sieht, da er eben unterliegen sollte. Dies war meine Beseligung, als ich die Galeotte ankommen sah, welche neue Apostel nach Oceanien brachte. Da ich in die Wohnung des Englischen Kaufmanns trat, der so großmüthig war, sie aufzunehmen, suchte ich diese Freunde, diese Brüder mit den Augen. Wo sind sie? Sie liegen zu meinen Füßen, und weinen vor Freude. Welch ein süßer Augenblick! Unsre Thränen allein sprachen unsre Glückseligkeit aus. „Kommt ihr Gebenedeiten meines Vaters, und nehmet das Reich in Besitz, das für euch bereitet ist." Das waren meine ersten Worte*). Die Noth des Bischofs war in der That groß gewesen. Denn die Katholische Religion hatte auf die Insulaner einen so großen Eindruck gemacht, und der Bischof wurde so sehr als ein Gesandter des Himmels betrachtet, daß ganze Stämme mit einem Male die protestantischen Missionäre verließen, und daß aus den entferntesten Theilen der Insel die Häuptlinge zu ihm kamen, und auf das dringendste Unterricht und Taufe verlangten. Obwohl nun der Bischof und Pater Servant ihre Kräfte zu verdoppeln suchten, so war es doch unmöglich, allen Anforderungen zu genügen. Namentlich die Stämme im Innern mußten auf die Ankunft der erwarteten Hülfe vertröstet werden. Da aber diese sich immer mehr verzögerte, mußten die Häuptlinge, die, sobald die

*) Annal. 1840. IV. 88.

bestimmte Frist abgelaufen war, wieder am Shokianga erschienen, abermals auf eine weitere Frist vertröstet werden. Das benutzten die protestantischen Prediger, und beschuldigten den Bischof bei den Insulanern der Lüge. „Mit der Römischen Kirche ist es aus, sagten sie, sie hat sich überlebt, sie ist todt; nach dem jetzigen Bischof wird kein Katholischer Missionär mehr nach Neuseeland kommen." Jedesmal, schreibt Pompallier, wenn ein Schiff in den Shokiangafluß einbog, sah ich sie in Masse nach dem Ufer laufen, voreiliger Freude voll, indem sie dachten, das sei das Schiff, welches mich und sie aus dieser Trostlosigkeit reißen sollte. Aber ach! grausam getäuscht, kehrten sie wenigstens eben so betrübt, wie ich, wieder zurück. Als aber die ersehnte Hülfe ankam, war die Freude auf der ganzen Insel um so größer. Von nun an nahmen die Missionsunternehmungen an Größe und Ausdehnung zu. Pater Servant blieb auf seinem Posten an der Westküste, wo die Hauptmission den Namen St. Maria von Shokianga bekam. Von dort aus besuchte er und der P. Baty, der ihm beigegeben war, die rund umherliegenden Stämme. Auf ganz Ikanamawi wurden bald die Katholischen Missionäre mit dem Namen: „die ächten Missionäre," und die Katholische Kirche als „die Kirche des Stammes" bezeichnet, während die Protestanten „abgehauene Zweige" genannt wurden. Dieses einzige Wort hat der Katholischen Sache unglaublich genutzt. Servant übte bald in der Gegend des Shokianga einen großen Einfluß über die Gemüther aus. In einem Stamme der Nachbarschaft war Zwistigkeit ausgebrochen, und schon standen die Partheien gerüstet zum Kampfe. Da lief Einer des Stammes zum Missionär und sprach: „Ächter Missionär! wir sind böse; rede, rede für den Frieden!" — Er thats, und die Versöhnung war vollkommen *). Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die protestantische Parthei würde einen Angriff auf die Mission St. Maria machen. Sogleich strömte eine Menge Insulaner herbei, und hielt mehre Tage des Bischofs Wohnung besetzt. „Bischof! sagte einer der ersten Häuptlinge, Du hast Dein Vaterland und Deine Familie verlassen, um uns das Licht zu bringen; bleibe,

*) Annal. 1841. I. 33.

bleibe hier; wir sind alle hier, um Dich zu vertheidigen, und wir werden eher alle hier auf Deiner Schwelle sterben, als daß man Hand an Dich legen dürfte." Das Gerücht der Gefahr war jedoch grundlos gewesen*). Der ganze Stamm Wirinaki, etwa 300 Seelen stark, wurde von Servant getauft. Als der Pater zum zweiten Besuche wiederkam, hatten die Insulaner selbst eine Kapelle gebauet, die bald durch eine größere Kirche ersetzt wurde. Der Stamm von Moto=tabu, etwa 120 Seelen stark, ward vorzugsweise durch einen Häuptling, der in der Taufe den Namen Franz bekommen hatte, bekehrt. Dieser entwickelte eine merkwürdige Gabe zu unterrichten, und wurde einer der glücklichsten Missionäre. Die Prediger hatten die Katholiken Götzendiener genannt. Um den Eindruck davon bei den Motu=tabu auszulöschen, sprach Franz zu ihnen so: „Der Häuptling Hinematiora (aus der alten Geschichte von Neuseeland) hatte zwei Töchter, die ein früher Tod seiner Liebe raubte. Da ließ er zwei Bildnisse seiner Kinder machen, um das süße Andenken an sie wach zu halten. War er darum ein Götzendiener? So haben wir Katholiken Kreuze, die uns nicht als Götter gelten, wohl aber als Andenken an Jesus Christus, den Gegenstand unserer Liebe." Dadurch wurde ein großer Theil des Stammes für den Katholischen Glauben gewonnen**). Die protestantischen Prediger, welche schon geglaubt hatten, den ganzen Stamm auf ihrer Seite zu haben, kamen bald darauf zu den Motu=tabu, um sie wieder vom Katholischen Glauben abwendig zu machen. Da man auf Neuseeland auch den Schweinen besondere Namen gibt, so nannten sie, um die Insulaner mit rechtem Abscheu vor der Katholischen Religion zu erfüllen, die Schweine mit dem Namen „Pompallier" nach dem Bischofe. Das brachte aber große Erbitterung hervor, und schadete den Protestanten sehr***). Eines Abends kam Servant mit seinem Begleiter zum Stamme Maraewae, der erst vor Kurzem den Glauben angenommen hatte. Sie fanden den Stamm zum gemeinsamen Abendgebet versammelt.

*) Annal. 1841. I. 34.
**) Annal. 1841. I. 35—36.
***) Annal. l. c. 36—37.

Beide Missionäre hielten stille, und horchten aus einiger Entfernung in frommer Rührung den Gebeten und Gesängen zu, „die wie aus dem Schooße des Meeres zu dem vor Kurzem noch unbekannten Gotte emporstiegen.“ Am ergreifendsten aber war es anzusehen, wie am Samstage die umherwohnenden Völkerschaften Stammweise nach Maria am Shokianga zogen, um dort gemeinschaftlich dem heiligen Opfer beizuwohnen, und Meer und Land von ihren Gesängen wiedertönen zu lassen.

Ein zweiter Hauptsitz der Missionsthätigkeit war die Inselbai im Nordosten von Ikanamawi. Hier wurde die Mission St. Maria im dem Orte Kororareka gegründet. Der Bischof hielt sich hier gerne auf, weil von da am leichtesten die Verbindung mit Sidney, mit den übrigen Südseeinseln und mit den verschiedenen Küstendistrikten von Neuseeland unterhalten werden konnte. Die Gegenden um die Inselbai waren durch die Europäer am meisten verderbt; der Religion nach waren sie ganz gemischt. Der Katholische Glaube faßte aber auch hier bald festen Fuß, und das bischöfliche Ansehen bewirkte selbst unter den wildesten Stämmen Wunder. Ein Franzose war von einem kriegerischen Stamme beraubt; da alle Franzosen darüber in Bewegung geriethen, so rüstete sich der Stamm zu fernerer Gewaltthat. Der Bischof, der schlimme Folgen davon fürchtete, beschloß, dem Ausbruche der Feindseligkeiten zuvor zu kommen. Mit einigen Begleitern schiffte er auf einem Kahne zu der Meeresbucht, wo 300 bewaffnete Wilde versammelt waren. Kaum hatten diese den Bischof erkannt, als alle ein lautes Freudengeschrei erhoben, und den Kommenden am Ufer ehrfurchtsvoll empfingen. Einige Worte reichten hin, sie zu besänftigen. Alle warfen ihre Waffen an den Boden, und gaben dem Landesmanne des Bischofes volle Genugthuung. Merkwürdig war es, daß, während unter den protestantischen Stämmen der Inselbai eine große Sterblichkeit herrschte, unter den Katholischen Stämmen während ganzer sechs Monate, wo der Bischof sich dort aufhielt, auch nicht ein Einziger starb *). Über die Ursache dieser so oft wiederkehrenden Erscheinung ist schon früher gesprochen. Auch den Insulanern entging

*) Annal. 1841. I. 39—40.

diese Bemerkung nicht. Die Tochter eines der angesehensten Häuptlinge lag hoffnungslos danieder. Als kein Arzt ihr helfen konnte, rief der Vater: „Suchet den Bischof auf, daß er komme, und meine Tochter gesund mache.“ Der Bischof kam, spendete der Kranken die Heilsmittel der Religion, und sie genas auf der Stelle. Mehre Kinder, denen die Eltern in Todesgefahr die Taufe ertheilen ließen, wurden sogleich gesund, und es schien, als wollten sich in dieser Mission die Wunder der Apostelzeit erneuern*). Das Vertrauen, das die Katholischen Missionäre dadurch bei den so offenen und empfänglichen Gemüthern der Insulaner fanden, war in der That außerordentlich, und bewirkte neue Wunder der Bekehrung.

Im December 1839 kam abermals eine Gesellschaft von Priestern und Layenbrüdern in der Inselbai an. Dieselben hatten sich im Juni zu London auf einem Fahrzeuge der Neuseeländischen Kompagnie eingeschifft, und waren unter Weges mit vieler Rücksicht behandelt worden**). Im Januar 1840 erfolgte in Brest die Einschiffung von abermals zwei Priestern und zwei Brüdern auf einer Französischen Corvette***). Noch ehe diese neue Hülfe ankam, hatte der Bischof versucht, in das Innere der Nordinsel einzudringen. Es boten sich viele der Neubekehrten und selbst Häuptlinge zu seiner Begleitung an. Der Erfolg dieser ersten großen Reise ins Innere war groß. Der Bischof schreibt selbst darüber: „Die ausgezeichnetsten Häuptlinge bieten sich an, mich auf meinen weiten Wanderungen zu begleiten. Der eine nimmt den Tragaltar, der andre den Kasten mit dem Kirchenschmuck oder die Lebensmittel für 15 bis 20 Reisegefährten. Zuweilen werde ich versucht, laut zu lachen, wenn ich mich so in der Wüste sehe, umgeben von einer Schaar ehemaliger Kannibalen, die tätowirt, schlecht bekleidet, und immer mit ihrem Stock

---

*) Annal. 1841. I. 40. Man hat gar keinen Grund, an den so einfachen Berichten der Missionäre über diese Thatsachen zu zweifeln, zumal da sie mit den fast wunderbaren Erfolgen der Missionen ganz im Einklange stehen.

**) Annal. 1840. I. 97.

***) Annal. 1840. II. 85.

oder irgend einer Europäischen Waffe versehen sind. Man möchte sie für eine Räuberbande halten, und doch sind es ganz harmlose Schafe, die sich auf die Pfade dessen herzudrängen, den Jesus ihnen zum Hirten vorgesetzt hat. Sie erweisen mir jeden guten Dienst, und hegen alle Achtung vor der Würde, mit der ich bekleidet bin. Sie bereiten meine Speisen, und wollen aus Achtung, daß ich allein esse. Ist irgend ein Bach oder Sumpf auf unsrer Reise zu durchwaten, dann streiten sie sich fast darum, wer mich auf die Schultern nehmen soll. Der größte Häuptling macht den andern diese Bürde streitig, und so wie in Allem, so wird auch in diesem Stücke Gehorsam geleistet u. s. w.*)." Wo der Bischof zu einem neuen Stamme kam, da waren seine Reisegefährten, die ihren Bischof mit so zarter Sorgsamkeit beschirmten und pflegten, die feurigsten Missionäre, und so verbreitete sich der Ruf des Katholischen Glaubens bis in die tiefsten Wälder und Gebirge des Innern. Pompallier wählte überall die wichtigsten Punkte zur Anlage neuer Missionen aus, und kehrte dann zur Inselbai zurück, wo er bald darauf die neuen Missionäre mit einem Schiffe der Neuseeländischen Kompagnie anlangen sah. Sobald ihre Ankunft bekannt geworden war, kamen von allen Seiten Abgeordnete der bedeutendsten Stämme nach Kororareka an der Inselbucht, und baten aufs dringendste um Missionäre. „Sie verstehen die Sprache noch nicht, antwortete der Bischof; ihr müßt noch ein wenig warten." „Thut gar nichts, wir wollen ihnen die Sprache bald lehren." Diejenigen, die so glücklich waren, einen Missionär zu bekommen, zogen unter lautem Jubel mit ihrem Priester wie im Triumphe davon. Auf diese Weise wurde am 4. Januar 1840 nicht gar weit von St. Maria zu Kororareka eine dritte Missionsstation in Wangaroa gegründet, und der erst so eben angekommene Pater Epalle nebst dem Pater Petit-Jean dorthin bestimmt**). Wangaroa war einer der Hauptsitze der protestantischen Missionen an der Nordostküste. Eine wie große Bewegung dieses unter der protestantischen Parthei hervorbringen mußte,

---

*) Annal. 1840. IV. 93.
**) Annal. 1841. V. 32—33.

läßt sich erwarten. Es standen hier zwei mächtige Partheien, die an zwei Häuptlingen, dem Uruoa und dem Kuara, ihre Anführer hatten, sich feindlich gegenüber. Kuara mit seinen Unterhäuptlingen hatte die Katholischen Missionäre berufen, während der mächtigere Uruoa den Protestanten ergeben war. Auf den 13. Januar 1840 wurden alle Häuptlinge der Parthei des letztern zum Ufer der Meeresbucht zusammengerufen. Es sollte der Krieg gegen die Stämme Kuaras beschlossen werden. Uruoa machte sich auf, um die Katholischen Missionäre zur Inselbai zurückzuweisen. Aber plötzlich, während er sich dem Missionshause nahete, änderte sich seine Gesinnung. Er gestand den Missionären, daß er über sie getäuscht worden sei, und wurde ihr wärmster Freund. In der feierlichen Versammlung der Häuptlinge am 13. Januar, die den ganzen Tag hindurch währte, war er es, der Alles zum Frieden stimmte. Er drang sogar darauf, daß der Bischof statt an der Inselbai in Wangaroa seinen Sitz nehmen möchte, und bot sein eignes Schiff an, um ihn von Kororareka abzuholen. Nachdem der Katholische Gottesdienst in Wangaroa eröffnet war, kamen fast alle Stämme der Umgegend, um Bücher und geweihte Medaillen zu empfangen, und Unterricht zu begehren. Eine zweite Kapelle wurde im Stamme Mongonui errichtet, wo der Häuptling, ein Bruder des schon bekehrten und sehr eifrigen Häuptlings Amoto, seinen Sohn selbst zur Taufe brachte. Die ganze Verwandtschaft wünschte, daß das Kind den Namen des Bischofs, Johannes Baptista empfangen möchte. So faßte trotz der größten Anstrengungen von Seiten der hier sonst so mächtigen protestantischen Missionäre der Glaube in allen Stämmen von Wangaroa sehr schnell festen Fuß, und verbreitete sich von der Küste her immer tiefer in das Land hinein*).

Eine vierte Mission wurde am Kaiparaflusse nach der Westküste der Insel zu gegründet. Der südwestlichste Distrikt der Nordinsel heißt Taranake. Darüber mehr nordwärts liegt der ausgedehnte und vor den Kriegen Shongis sehr bevölkerte Distrikt Waikāto. Hier fließen die bedeutenden Flüsse Kaipara und

*) Annal. 1841. V. 32—35.

der Waikato. Der Kaipara entspringt aus den Gebirgen des Innern, und bildet an seiner Mündung einen der berühmtesten Häfen der Westküste. Der Bischof hatte die Gegenden von Waikato und Taranake noch nicht besucht, aber viele Insulaner von dort waren nach Shokianga und selbst bis zur Inselbai gekommen, und hatten dort Unterricht und Taufe empfangen. Auf das dringendste Bitten dieser Neubekehrten sandte nun der Bischof im Juli 1840 den Priester Petit nebst Bowr und dem Bruder Joseph von der Inselbai ab, damit sie zu Lande nach Südwesten vordrängen, und am Kaiparafluß sich niederließen. Nach langem, beschwerlichen Marsche durch tiefe Urwälder und steile Gebirge erreichten sie die Ufer des obern Kaipara, fanden aber die befreundeten Insulaner nicht. Einen ganzen Tag hatten sie durch einen tiefen Sumpf gewatet. Da sie ermüdet, durchnäßt und von Hunger erschöpft waren, verloren alle Begleiter Petits — es waren drei Neuseeländer bei der Gesellschaft — den Muth. Aber unerwartet kam am andern Tage Kawerio, der an der Inselbai vom Bischofe getauft war, mit zwei andern Männern ihnen entgegen, und führte sie zu dem befreundeten Stamme des vom Bischofe getauften Häuptlings Waiata, wo sie mit außerordentlicher Freude aufgenommen wurden. Ein Irländer, der weiter abwärts am Flusse wohnte, sandte dem Petit Vorräthe, und bat ihn, in seinem Hause sein Absteigequartier zu nehmen. Doch hielt dieser es für besser, im Stamme des Waiata zu bleiben. Es wurde zu Ake-Ake am Flusse Kaipara, etwa 65 (Englische) Meilen von dessen Mündung, eine Kapelle gebauet, und der Glaube begann in den Stämmen des Innern Wurzel zu fassen *).

Der Bischof selbst aber beschloß, kaum zurückgekehrt von seiner großen Reise ins Innere, die Stämme an der ganzen Ostküste der Nordinsel, die mit großem Verlangen seiner Ankunft entgegensahen, zu besuchen. Hier war im Ganzen der Einfluß der protestantischen Missionäre noch wenig durchgedrungen. Dennoch waren bereits überall Verleumdungen gegen die Katholische Religion ausgestreut. Der Bischof war von den Predigern so

*) Annal. 1841. V. 35. u. f.

oft Antichrist genannt, daß viele Wilde, ohne die Bedeutung des Wortes zu kennen, denselben ganz freundlich mit dem Namen „Antichrist“ begrüßten. „Der Bischof wird kommen, sagten die Prediger, das Land zu unterjochen. Er wird die Weiber rauben, die Männer aber tödten und verbrennen.“ Aber alle diese Anstrengungen halfen ihnen nichts. Wo der große Missionär sich sehen ließ, da fielen alle Herzen ihm zu. Wie ein Siegesfürst zog er unter Stämme ein, die nur von seinem Namen und seinen Thaten gehört hatten. Wo er an einer neuen Meeresbucht landete, da standen die Eingebornen schon am Strande, und verlangten dringend, in die Kirche des Stammes aufgenommen zu werden. Der Bischof konnte sich unter jeder Völkerschaft nur wenige Tage aufhalten. In dieser Zeit unterrichtete er sie über die Hauptglaubensartikel, lehrte sie das Vater unser, den Englischen Gruß und das Apostolische Glaubensbekenntniß beten, und einige heilige Lieder in Neuseeländischer Sprache singen. Dann hieß er sie, den Sonntag feiern, und versprach, sobald als möglich einen Priester zu senden, der den Unterricht fortsetzen, und die Taufe beginnen sollte. So gelangte er über das Ostkap der nördlichen Insel hinaus, bis etwa 100 Stunden von der Inselbai nach Süden. Er hatte auf dieser großen Reise, die etwa zwei Monate dauerte, 40 Völkerschaften, zusammen etwa 15,000 Seelen stark, für den Katholischen Glauben gewonnen. Im Mai 1840 zur Inselbai zurückgekehrt sandte er dann einen neuen Hülferuf um Gebet und um Priester nach Europa hinüber: „O ihr Erstlingsvölker der Kirche, ihr Nationen, die ihr seit so vielen Jahren die Erben des Glaubens der Märtyrer seid, betet für den Erfolg unsrer Arbeiten. O Du zahlreiche Geistlichkeit Frankreichs, ihr so frommen, gelehrten und eifrigen Priester des Katholischen Europa! wie viele Seelen würden euch in diesen Ländern lieben, und in Ewigkeit euch segnen, wenn ihr kommen wolltet, das Amt eines Apostels unter ihnen auszuüben*).“

Auf der Mitte seines Weges, etwa 50 Stunden von der Inselbai hattte der Bischof eine fünfte, überaus wichtige Mission gegründet. Jenseits des Ostkaps, welches von allen Punkten

*) Annal. 1841. I. 41—44.

Neuseelands am weitesten nach Osten in die See ausläuft, schneidet eine Meeresbucht südwestwärts bis tief in das Land hinein. Hier liegt der Hafen Turanga, von zahlreichen Stämmen auf allen Seiten bewohnt. Diesen Hafen, etwa im Mittelpunkte seiner neuen Eroberungen hatte der Bischof zu einer Mission bestimmt, aber nur einen, vor Kurzem erst angekommenen Priester, den Pater Viard, dort zurücklassen können. Die ganze Mission umfaßt 5 Völkerschaften, die zu den thätigsten und geschicktesten von ganz Neuseeland gehören. Viard wohnte gewöhnlich im Stamme Tumoëtai; rund umher liegen die Matamata, Motuhoa, Matakana und die Maunga-tabu (d. h. heiliger Berg). Unter den Matamata war früher eine protestantische Mission gescheitert. Viard gewann bald eine große Anzahl der Eingebornen, und taufte im Stamme Tumoëtai viele Erwachsene und Kinder. Nur der oberste Häuptling wollte von der Predigt nichts wissen. Da starb seine kleine Tochter, die der Priester wahrscheinlich im Verborgenen getauft hatte. Untröstlich zogen sich die Eltern mit der Leiche nach Landessitte in die Einsamkeit zurück, um über ihren Verlust zu trauern. Von Gram verzehrt wiesen sie jeden Trost zurück. Der Vater fiel in eine schwere Krankheit, von der er unerwarteter Weise genas, und nun auf einmal ruhig und über sich selbst klar geworden die Taufe verlangte. Er ist seitdem einer der eifrigsten Beförderer der Mission, und die Häuptlinge rings umher folgen seinem Beispiele *). Die Mission von Turanga dehnte sich bald so weit nach Westen hin in das Innere der Insel aus, daß eine Verbindung mit der Mission am Kaiparaflusse hergestellt werden konnte **). — Etwa in der Mitte dieser beiden Missionen, doch mehr nach der westlichen Abdachung der Insel zu, liegt der große und prachtvolle See von Rotorua, unter dessen zahlreichen Anwohnern die protestantischen Missionäre ohne sonderlichen Erfolg gearbeitet hatten. In diese Gegenden war schon frühe das Gerücht von der Ankunft der ächten Missionäre gedrungen, und wie von selbst erwachte ein allgemei-

*) Annal. 1842. III. 42—45.

**) Annal. 1841. V. 38. (wo statt Pater Kiart zu lesen ist: Pater Viard.)

nes Verlangen, zur Kirche des Stammes zu gehören. Der Pater Viard drang von Turanga aus in die Umgegenden des Sees vor, und unterrichtete und taufte eine große Zahl. Doch wollten die Häuptlinge sich nicht zufrieden geben, bis eine eigene Mission am See gegründet würde. Diese kam im Frühjahre 1842 zu Stande, und erhielt den Namen „Mission von Maketu, oder vom See Rotorua *).“ Maketu ist ein Dorf zwei Stunden vom See. Der Priester Borjon wurde bei seinem ersten Besuche in Rotorua wie ein schon längst bekannter Familienvater aufgenommen. Kurz darauf brach zwischen Rotorua und einem andern Stamme, der sich auch bereits für den Katholischen Glauben erklärt hatte, eine Fehde aus. Ein Trupp Bewaffneter bat den Priester, gegen den Feind zu folgen, um den Frieden zu vermitteln. Am andern Tage erblickte man den Feind. Er war bewaffnet am andern Ufer des Sees gelagert. Borjon schiffte mit den Häuptlingen hinüber; von der andern Seite kam man ihm mit Kähnen entgegen. Man wurde bald über die Friedensbedingungen einig. Die Waffen ruheten; es wurde ein gemeinsames Gebet verrichtet, und dann die Lauretanische Litanei zu Ehren der Königinn des Friedens angestimmt **). Diese ganze Mission bekam bald das Ansehn einer geordneten Pfarrei, während rund umher die Bekehrungen sich immer weiter ausdehnten.

Sobald der Bischof aus Europa neue Verstärkungen bekommen hatte, beschloß er, die Stämme an der Ostküste wieder zu besuchen, und nun auch nach der großen Südinsel Tawai-Poenamu seine Wirksamkeit auszudehnen. Die Südinsel war in der letzten Zeit mit in den Kreis der Bewegung, die von Ikanamavi ausging, hineingezogen. Mehre Stämme der Nordinsel, namentlich aus dem Distrikte Taranake, hatten, durch Krieg im Norden gedrängt, sich an der Cooksstraße, die beide Inseln trennt, niedergelassen, und hatten zum Theile selbst diese Meerenge überschritten, um sich auf der Küste der Südinsel anzubauen. Diese traten meistens mit den frühern Bewohnern der Südinsel in ein feindliches Verhältniß. Die Gegenden auf beiden Seiten der

*) Annal. 1844. V. 25—29.
**) Annal. l. c. S. 27—28.

Cooksstraße bekamen aber dadurch noch eine besondere Wichtigkeit, daß die Neuseeländische Kompagnie vorzugsweise auf sie ihr Augenmerk richtete, und vom Jahre 1840 an hier drei Städte gründete, Wellington an der eigentlichen Cooksstraße, Newplymouth mehr westlich in Taranake, und Nelson auf der Südinsel an der Tasmanibai. Durch den Zufluß der Kolonisten fand auch die Katholische Religion in diesen Gegenden, wo die protestantischen Missionäre sich schon festgesetzt hatten, bald Eingang; es kam nur noch darauf an, daß an den Hauptpunkten Missionen gegründet wurden. Außerdem aber war auch die Ostküste dieser merkwürdigen Insel seit einiger Zeit näher bekannt geworden. Etwa in der Mitte der Ostküste springt die große Halbinsel Banks weit in das Meer hervor, und ist an der Nordseite von einer tief ins Land einschneidenden Bucht begrenzt. Überall finden sich hier vortreffliche Baien und Häfen. Das Land bietet ziemlich große Ebenen zum Landbaue da, im Hintergrunde der tiefern Buchten erheben sich aber höher und höher die Berge, über die in der Ferne mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel emporragen. Eine große Menge heißer Quellen und viele Mineralwasser fließen von diesen Bergen hinab. Das Klima ist hier noch milde, aber bereits sehr unbeständig; südwärts wird es schon kälter. Alle Theile der Insel sind von Eingebornen bevölkert, jedoch im Ganzen nur spärlich. An der Halbinsel Banks hatte sich eine kleine Französische Kolonie angebauet, die auf die Eingebornen einen ähnlichen Einfluß, als die Niederlassungen der Engländer, auszuüben begann. — Sie sollte der Hauptort der Französischen Besitzungen auf der Südinsel werden, mußte sich aber nach der Besitzergreifung im Jahre 1839 der Brittischen Hoheit unterwerfen, gewiß zum großen Vortheil der Katholischen Religion auf Neuseeland, weil sonst sehr leicht eine Theilung der religiösen und politischen Interessen hätte stattfinden können. Seitdem hat sich an einem andern Punkte der Bai auch eine Brittische Niederlassung gebildet *). Akaroa an der Halbinsel Banks ist aber noch immer eine Station für eine Abtheilung der Französischen Flotte, indem gewöhnlich zwei Kriegesschiffe daselbst im Hafen

*) Annal. 1844. V. 22—25.

liegen. Der Bischof Pompallier kam zum ersten Male im Spätherbste 1840 nach Akaroa, nachdem er die verschiedenen Missionen auf der Nordinsel besucht hatte *). Da die Missionsbarke eine Beschädigung bekommen hatte, so bot der Kommandant der Französischen Station ihm die Wohnung auf der „Aube“ an, an deren Bord auch das Allerheiligenfest mit großer Pracht gefeiert wurde. Dann ward in der Französischen Kolonie, die 60 Seelen zählte, ein Haus für einen Priester nebst einer Kapelle gebauet, und der Pater Tipe als Missionär daselbst zurückgelassen. Tipes Beschäftigung glich anfangs mehr der eines Europäischen Pfarrers, als eines Neuseeländischen Missionärs. Zu seiner Pfarrei gehörten die beiden Kolonien und die Schiffsmannschaft der Seestation. Erst allmählig konnte er seine Sorge auf die umherliegenden Stämme ausdehnen. Im Spätherbste 1841 war der Bischof zum zweiten Male in Akaroa. Kaum aber war er angelangt, als wichtige Ereignisse ihn zur fernen Insel Futuna und nach Wallis riefen. Die Kriegeskorvette Allier brachte ihn dahin. Den Pater Tipe nahm er mit sich, ließ aber statt seiner den neu angekommenen Priester Comte zurück **). Im folgenden Jahre bekam dieser einen Gehülfen an dem neu aus Europa angelangten Pater Regnier ***). Nun konnten die Missionsunternehmungen bis tief in das Innere der Insel ausgedehnt werden. Comte drang in Begleitung von Regnier 50 Stunden weit bis in Gegenden, die nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die Wilden, erstaunt über den Anblick der Fremden, zeigten überall Gastlichkeit, und liehen der Predigt ein geneigtes Ohr. Mitten in den Urwäldern wurden die ersten Gläubigen, namentlich eine große Anzahl Kinder, ge-

*) Annal. 1844. l. c.

**) Annal. 1843. V. 49. Die Redaktion der Französischen Annalen hat die tadelnswerthe Gewohnheit, in Ermanglung neuer Nachrichten ältere Briefe ohne Datum in späteren Heften abzudrucken. So steht der ältere Brief von Pater Tipe ohne Datum in Heft V. 1844, der jüngere Brief von P. Comte aber schon 1843 V. Die Redaktion sollte bedenken, daß nicht allein zur Erbauung die Hefte gelesen werden.

***) Annal. 1845. I. 46.

taufi. Eine zweite Mission mehr der Küste zu fing auch bald an zu gedeihen. Regnier, der sich, von einer Wanderung zurückkehrend, einige Tage bei dem dortigen Geistlichen aufhielt, reichte daselbst 21 Gliedern der aus Eingebornen bestehenden Gemeinde die h. Communion*). Leider enthalten die Annalen gar keine Angaben über die Zahl und die Lage der auf der Südinsel gegründeten Stationen.

Pompallier machte indeß eine große Visitationsreise nach Futuna und Wallis**), und war im Ganzen gegen 13 Monate abwesend***). Die Zahl der Priester auf Neuseeland war schon bis über zwanzig gestiegen, und dennoch reichten diese bei Weitem noch nicht aus, um allen Anforderungen zu genügen. Die Häuptlinge kamen oft mehre hundert Stunden weit von den entfernteren Gegenden der Südinsel her, und baten dringend um Missionäre. Oft war es kaum möglich, sie durch Versprechungen zu beruhigen. Einer der vornehmsten Häuptlinge aus dem südlichen Theile der Nordinsel war 90 Stunden weit hergekommen, um dem Bischofe wegen der Nichterfüllung eines seit lange gemachten Versprechens Vorwürfe zu machen. Bischof! — sprach er mit Unwillen — Du hast mich und die Meinigen betrogen. Du hast vor einem Jahre mir einen Priester versprochen, der in neun Monaten hier landen sollte, aber Du hast nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe meinem Volke und den Nachbarstämmen angezeigt, der Vater würde kommen. Wir hatten ein schönes Haus gebaut, und Vorräthe für ihn aufgehäuft, nun aber kommt er nicht. O welche Verwirrung herrscht in meinem Herzen! und diese Schande hast Du über mich gebracht †). Nur mit Mühe konnte der Bischof ihn mit neuen Hoffnungen beschwichtigen. Aber er beschloß, die Inselbai nicht zu verlassen, als in Begleitung seines Missionärs. Kurz nachher lief die Nachricht ein, daß Missionäre bereits in Sidney angelangt sein. Als bald darauf die Schaar dieser neuen Apostel landete, war er außer sich vor Freude. Er eilte

*) Annal. 1845. I. 47.

**) Annal. 1843. V. 46—48.

***) Annal. 1844. V. 35.

†) Annal. 1844. V. 32.

zum Meere, drückte jedem der Kommenden mit dem lebhaften Ausdrucke eines Neuseeländers die Hand, und wollte sogleich wissen, wer von ihnen für seinen Stamm bestimmt sei. Er mußte aber noch einen Monat warten, ehe er seinen Priester heimführen konnte, weil der Bischof ihn erst unterrichten wollte. Währenddeß schickte er seine Frau zu seinem Stamme voraus, damit dieser so wie alle Nachbarstämme sich zum feierlichen Empfange rüsten könnte. Dann zog der Bischof selbst nebst dem Priester mit dem Glücklichen seiner fernen Heimath zu, um in Mitten neu gewonnener Stämme das siegreiche Kreuz aufzupflanzen.

d. Die innern Kriege.

Die Verbreitung der Katholischen Religion in Neuseeland gehört mit zu den merkwürdigsten Begebenheiten der neuern Kirchengeschichte. Erst eigentlich mit der Besetzung der Inseln durch die Engländer im Jahre 1839 beginnend, war sie im Jahre 1842, also im vierten Jahre, bereits so weit gediehen, daß das entschiedene Übergewicht auf Seiten der Katholischen Kirche war. Die protestantischen Missionsgesellschaften verdoppelten während dieser Zeit ihre Anstrengungen; sie vermehrten ihr Personal, und streueten eine außerordentliche Menge von Bibeln und Flugschriften aus; jedoch vermochten sie nur dort etwas auszurichten, wo weit und breit kein Katholischer Priester seinen Aufenthalt hatte. Hätte der Bischof statt 20 Priester, 200 zur Verfügung gehabt, so würde den Protestanten nur ein geringer Anhang geblieben sein. In London kam man auf den Gedanken, zur Verstärkung der protestantischen Sache auf Neuseeland ein Anglikanisches Bisthum zu gründen (1844). Das geschah, aber in Wahrheit wurde dadurch der beabsichtigte Zweck nicht erreicht. Denn die Londoner Missionsgesellschaft, welche so ungern Neuseeland in politischer Hinsicht dem Mutterlande sich hatte unterwerfen gesehen, war keines Weges geneigt, die Jurisdiktion eines Anglikanischen Bischofs in den von ihr gemachten Erwerbungen anzuerkennen. Als daher der neue Bischof auf der Insel ankam, fand er überall Widersetzlichkeit, und der religiöse Streit unter den Protestanten ward zum großen Ärgernisse sogar in den öffentlichen Blättern

geführt*). Der Bischof Pompallier dagegen suchte seine aufblühende Kirche immer enger an die bereits im hohen Flor stehende Kirche der Englischen Hauptkolonie anzuschließen, um dort für sich einen starken Halt zu gewinnen. Er reisete im Jahre 1845 nach Sidney, und wohnte dem ersten dort gehaltenen Provinzialkoncilium bei, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde**). Von da ging sein Wunsch sogar nach Europa hinüber. —

So schien denn dem Volke von Neuseeland, das durch innere Kriege und durch die unrechte Behandlung von Seiten der Europäer so viel gelitten hatte, und das in Zeit von 20 Jahren wenigstens um die Hälfte vermindert war, eine glückliche Zukunft bevorzustehen, und es war, als sollte es bald in den Kreis der christlichen Nationen als ebenbürtig aufgenommen werden: als plötzlich ein neues Unglück über dasselbe hereinbrach, dessen Folgen durchaus noch nicht abzusehen sind. Bis dahin kennt die Geschichte noch kein Beispiel, wo Englische Kolonisten mit wilden Ureinwohnern eines von ihnen besetzten Landes zusammentrafen, ohne daß die letztern durch gewaltsame Ausrottung, oder in Folge verderblicher physischer und moralischer Einflüsse zu Grunde gegangen wären. Auch auf Neuseeland entwickelte sich allmählig eine Spannung der Gemüther, die mehr und mehr wuchs, und endlich im Jahre 1844 und 1845 zur hellen Flamme eines Alles zerstörenden Krieges ausbrach. Die Veranlassung war hier eigenthümlicher Art. Wir haben gesehen, wie die protestantische Missionsgesellschaft lange Zeit mit großer Beharrlichkeit einer förmlichen Besetzung der Inseln durch England entgegenarbeitete. Die Neuseeländer nahmen sogar eine eigne Flagge an; es begann, unter der Leitung der Missionäre eine eigne Verfassung und eine eigne Gesetzgebung sich auszubilden, und der den Neuseeländern angeborne Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit bekam neue Nahrung. Daß die Missionäre dadurch ihren politischen Einfluß in Neuseeland sichern wollten, zeigt schon das Beispiel von Taiti, Sandwich und Tonga-tabu. Nur die Furcht vor einer nahe bevorstehenden Französischen Okkupation konnte sie,

*) Ausland 1845. Nro. 282.

**) Vergl. diese Schrift S. 340.

wie gezeigt wurde, geneigt machen, zur völligen Besitznahme durch die Englische Regierung die Hand zu bieten, wobei sie sich aber immer einen bedeutenden Einfluß auf die Eingebornen einerseits, und vermittelst vieler angesehenen Mitglieder der Missionsgesellschaft in London auf die Regierung von Neuseeland anderer Seits zu sichern strebten. Dieser Plan wurde jedoch durch den mächtigen Einfluß, den die Kolonisten gewannen, vereitelt, und bis zum Jahre 1844 war der politische Einfluß der protestantischen Missionäre im Lande selbst fast vernichtet. Dagegen begannen nun gerade diejenigen Stämme, auf welche die Protestanten bis dahin den entschiedensten Einfluß ausgeübt hatten, eine ganz eigenthümliche Stellung zu nehmen. Sie waren gelehrt worden, die Kolonisten als ihre Feinde anzusehen, gegen welche sie ihren freien Besitz und ihre eigenthümliche Verfassung zu behaupten alle ihre Kräfte anstrengen müßten. Von der Vormundschaft der Missionäre durch die Macht der seit dem Jahre 1839 rasch auf einander folgenden Ereignisse unvermerkt emanzipirt, bildeten sie eine selbstständige politische Opposition gegen die Britten überhaupt, die eine gefährliche Krise herbeiführen mußte. Die protestantischen Missionäre, welche diese politische Stimmung der Gemüther zu einem anderen Zwecke hervorgebracht hatten, waren ihrer nicht mehr Meister. Es fehlte von dieser Seite jede kräftige moralische Vermittlung, welche die wahren Interessen des Neuseeländischen Volkes mit denen der Brittischen Nationalität, die einmal nicht mehr zurückzuweisen waren, hätte versöhnen können, und so ward die unbändige Natur der von glühender Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit erfüllten Neuseeländer mit blindem Trieb zu einem Vernichtungskriege angestachelt. Andrer Seits gaben die Brittischen Einwandrer, obschon sie hier weit schonender, als in den andern Kolonialländern mit den Eingebornen verfuhren, Grund genug zur Klage. Die Opposition, welche die protestantischen Missionäre gegen ihre Übergriffe erhoben, hatte nicht die geringste moralische Wirkung, weil die Prediger von den Kolonisten nicht geachtet und anerkannt wurden, und weil sie selbst in England wegen ungerechten Landerwerbes vor der öffentlichen Meinung in den Anklagezustand versetzt worden wa-

ren*). Die Kolonisten nahmen so viel Land in Anspruch, und verdrängten die Stämme immer mehr von ihrem von Alters her besetzten Grund und Boden, daß diese voraussahen, man würde ihnen am Ende auf der eignen vaterländischen Erde gar keine Existenz mehr gönnen. Als sie darüber Klage erhoben, wurden sie auf die Bestimmungen des bei der Besitzergreifung geschlossenen Vertrages verwiesen, den die Häuptlinge selbst unterschrieben hätten. Diese dagegen behaupteten, es sei gar nicht ihre Meinung bei Unterzeichnung jenes Vertrages gewesen, den Fremden so ausgedehnte Ansprüche auf ihren Grund und Boden zu gewähren; man habe sie, wenn so der Buchstabe der Übereinkunft laute, unterzeichnen lassen, was sie selbst nicht gekannt und verstanden hätten. Von dieser Zeit an wuchs das Mißtrauen gegen die Kolonisten und gegen die Britten überhaupt, und ein unversöhnlicher Haß setzte sich in den Gemüthern fest. Es waren gerade die protestantischen Stämme, unter denen im Einverständnisse mit den Heiden der Gedanke einer Erhebung gegen die Brittische Herrschaft mehr und mehr Raum gewann**). Die Katholischen Missionäre sahen klar ein, daß ein Krieg mit England, so wie er einer Seits die größten Unglücke über die Kolonialbevölkerung bringen müßte, so andrer Seits nur zum Verderben des Neuseeländischen Volkes ausschlagen könne. Sie suchten daher nicht nur die ihnen untergebenen Stämme im Gehorsam gegen England zu erhalten, sondern auch die zum Kriege Fortgerissenen, unter denen nur einzelne Katholiken waren, zur Versöhnung und zur Anerkennung der Englischen Herrschaft zu stimmen. Zu wie

*) Wiederholt muß ich hier an die ganz andere Stellung des Spanischen Klerus in America erinnern, der auch zwischen dem durch habgierige Kolonisten unterdrückten Volke, und dem Spanischen Interesse mitten inne stehend durch die höhere Auktorität der Religion und durch seine eigne moralische Würde eine Versöhnung beider, und wahrlich nicht zu partheiisch für Spanien, herbeizuführen wußte.

**) Es liegt in diesen früher nicht vorausgesehenen Ereignissen eine furchtbare Nemesis gegen die protestantischen Missionäre und ihre Parthei, welche ungerechter Weise die Katholischen Missionäre beschuldigt hatten, als wären von ihnen die Eingebornen zur Widersetzlichkeit gegen die Englische Herrschaft gereizt.

großem Danke die Kolonisten sowohl, als auch die Englische Regierung ihnen verpflichtet sind, wird die folgende Geschichte zeigen.

Die Verschwörung brach aus zu Waimate, dem Mittelpunkte und Hauptsitze der protestantischen Missionen*). Waimate ist eine Ortschaft und ein volkreicher Distrikt etwa in gleicher Entfernung von der Inselbai und von der Mündung des Shokianga, also etwa 10 bis 12 Stunden von der Ostküste sowohl, als von der Westküste abstehend. Hier hatten die protestantischen Missionäre im Jahre 1831 eine Hauptmission gegründet, und unter allen umherwohnenden Stämmen Kapellen gebauet. Hierselbst hatten sie bedeutende Ländereien erworben, und unter den Stämmen, die sie von dem Einflusse der Kolonisten fern zu halten suchten, ein eigenes Wesen zu gründen angefangen. Während die Katholische Religion zuerst auf der Westküste am Shokianga, und dann von der Inselbai aus um die Ostküste herum im ganzen Süden von Ikanamavi weit und breit sich verzweigte, war Waimate der Hauptanhaltpunkt der protestantischen Missionen geblieben, von wo aus ihr vorwiegender Einfluß sich auf die Nordwestspitze von Ikanamawi erstreckte. Als nun der unmittelbare Englische Einfluß von der Inselbai und vom Shokianga aus auch in diese Gegenden eindrang, da verbreitete sich unter den Eingebornen eine um so größere Mißstimmung, je mehr der Gedanke an ein selbstständiges Neuseeland gerade hier Wurzel gefaßt hatte. An die Spitze der Mißvergnügten stellte sich Johannes Heki, Häuptling des Stammes Kai-Kohe bei Waimate, und bald schlossen sich fast alle nördlichen Stämme ihm an. Heki ist ein Verwandter Shongis**), über dessen Verhältniß zu den protestantischen Missionären bereits früher in der Geschichte der protestantischen Mission genugsam die Rede gewesen ist***). Er war einer der Schüler der protestantischen Mis-

*) Vergl. Meinicke S. 233. — Annal. 1846. II. 62.

**) Annal. 1846. II. 62.

***) Zeitungsnachrichten haben gemeldet, Heki sei eigentlich von Abstammung ein Irländer, und nur von einem Neuseeländischen Häuptlinge

sionäre gewesen, und hatte gelernt, aus der Bibel das Recht der Neuseeländer auf den freien Besitz des Bodens und auf politische Unabhängigkeit zu beweisen. Jedoch zeigten sich die ersten Spuren der Bewegung an mehren von Waimate weit entlegenen Punkten. Zwei Häuptlinge, die mit Heki in genauer Übereinstimmung handelten, Rauperaha und Rangihaeata, gingen auf die Südinsel hinüber, und tödteten im Jahre 1843 bei einem Überfalle den Kapitain Wakefield mit 18 Engländern. Die Erschlagenen wurden, wie berichtet wird, nach alter Sitte verzehrt. Der schwache und vom Einflusse der Missionäre beherrschte Gouverneur Fitz-Roy ließ die That ungerächt, und drückte sogar einem der Häuptlinge bei einer öffentlichen Gelegenheit zum großen Leidwesen der Kolonisten ganz vertraulich die Hand. Das machte die Eingebornen kühn, und die Verschwornen zu Waimate ließen ihre Absicht, alle Engländer zu vertreiben, immer offener durchblicken. Unter diesen Umständen entschloß sich der Bischof, sein Äußerstes zu versuchen, um den Sturm noch zu beschwören. Nur mit dem Ansehn, das die bischöfliche Würde ihm verlieh, bewaffnet, begab er sich zu den feindlichen Häuptlingen, die, obwohl fast alle Protestanten oder Heiden, ihn mit hoher Ehrfurcht aufnahmen, auf seine Vorstellung aber, sie möchten nicht Gewalt der Waffen brauchen, sondern friedliche Unterhandlungen mit der Regierung, oder mit der Königinn selbst anknüpfen, einstimmig erwiederten: „Es hieße seine Zeit verlieren, lange schreiben und reden zu wollen. Die Engländer mögen die Fahne ihrer Oberherrschaft, die auf unsrer Insel weht, wieder einziehen, und die alte Fahne von Neuseeland an ihrer Statt wieder wehen lassen, dann wollen wir sie in Ruhe lassen*).“ Der Bischof setzte die Regierung an der Inselbai von dem Erfolge seiner Unterhandlungen in Kenntniß.

Während nun Pompallier sich beeilte, die Stämme im Süden und an der Ostküste zu besuchen, um sie vor der Theilnahme an jeglicher Gewaltthätigkeit zu warnen, brachen im Nor-

an Kindes statt angenommen und erzogen. Ob diese Nachricht gegründet sei, steht dahin.

*) Annal. 1846. II. 63.

den die Feindseligkeiten wirklich aus. Die Stämme zwischen der Inselbai und dem Shokianga übten offene Gewaltthätigkeit gegen die Kolonisten. Ja es kam so weit, daß Heki in Kororareka an der Inselbai die Brittische Flagge dreimal abriß. Als der Bischof im Januar 1845 dahin zurückkehrte, waren auf beiden Seiten die Feindseligkeiten schon begonnen. Heki hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Kororareka gegen den Katholischen Pfarrer den dringenden Wunsch geäußert, den Bischof noch einmal zu sprechen. Daß er noch jetzt, wo er bereits mehre Vortheile über die Engländer erfochten hatte, die Vermittlung des Bischofs zum Frieden wünschte, war nicht zu erwarten. Wahrscheinlich wollte er durch die Anwesenheit des angesehensten Mannes der ganzen Insel seiner Sache größeres Gewicht geben, und namentlich auf die Katholischen Stämme einwirken, welche sich weigerten, an dem Kriege Theil zu nehmen. Daher ging Pompallier nicht zu ihm, sondern schrieb ihm unterm 31. Januar 1845 von Kororareka aus einen Brief, der über die ganze Lage der Dinge ein zu großes Licht wirft, und ein zu schönes Muster wahrhaft Apostolischer Gesinnung ist, als daß er nicht vollständig hier abgedruckt werden sollte. Er lautet also:

Dem Johannes Heki meinen Gruß!

Höre, was ich Dir zu sagen habe. Der Pater Petit hat mir gemeldet, Du wünschest mich zu sehen, und dieses Wort hat mir Freude gemacht; aber wegen meiner zahlreichen Beschäftigungen kann ich so bald nicht zu Dir gehen. Für den Augenblick schicke ich Dir nur diesen Brief; er enthält meine Gedanken.

Du sollst wissen, daß meine Worte nicht die eines Häuptlings sind, der über die Dinge dieser Welt zu gebieten hat, und sei überzeugt, daß sie auch keine List verbergen. Ja, Johannes Heki, ich liebe alle Neuseeländer, sowohl jene, die sich blindlings in den Protestantismus haben hineinlocken lassen, als diejenigen, die noch zu keiner Religion bekehrt sind. Ich liebe aber auch alle Fremden, und es ist mein innigster Wunsch, daß sie ein rechtschaffenes Leben führen, und daß alle Bewohner dieser Insel glücklich seien. Deß-

wegen erfüllt tiefe Traurigkeit mein Herz beim Anblick des Samens der Zwietracht und des Krieges, der auf Neuseeland wächst. Kaum hier angekommen, habe ich erfahren müssen, daß Du zu Kororareka die Englische Flagge herabgerissen hast. Und sieh, jetzt wird vermuthlich die Luft voll Feuer sein*), und die Maoris werden unterliegen.

Sieh, ich verhehle meine Gedanken nicht gern. Ich sage Dir also: Ihr seid nicht mächtig genug, um den Engländern zu widerstehen, die Tausende von Soldaten jenseits des Meeres haben. Das Pulver wird Euch bald ausgehen. Zudem sind nicht alle Neuseeländischen Häuptlinge in Herz und Hand vereinigt. Deßwegen suche ich irgend ein Mittel, Euch zu retten. Das Beste wäre vielleicht, eine Bittschrift an die Verwaltung der Kolonien und an die Königinn von England zu senden, um Eure Rechte auf das Land und auf die Herrschaft desselben geltend zu machen.

Doch wenn Ihr von Eurem Vorhaben nicht abstehen wollet, und die Englische Regierung auch unbeweglich ist, das heißt, wenn es zum Kriege kommt: so kehret ja nicht Eure Waffen gegen die Engländer, die in Frieden leben, gegen die Weiber und Kinder; plündert ja ihre Häuser nicht, denn es wäre dies ein großes Verbrechen vor Gott und in den Augen der Europäischen Nationen.

Wäre ich ein Engländer, oder hätte ich Euch ehemals angerathen, die Oberherrschaft Eurer Insel an die Fremden abzutreten, so könnte Dein Herz mit Recht an der Güte meines Rathes zweifeln. Nun ist es aber gerade das Gegentheil: ich bin von einer andern Nation, und ich habe Euch nie aufgefordert, Euch einer fremden Macht zu unterwerfen, weder den Engländern, noch den Franzosen, noch den Americanern. Das ist mein Beruf nicht. Ich bin nicht gekommen, im Namen eines Königs der Erde die Angelegenheiten dieser vergänglichen Welt unter den Häuptlingen in Ordnung zu bringen. Ich bin gesandt worden

---

*) So bezeichnen die Neuseeländer das Gewehrfeuer.

durch den Fürsten der Bischöfe der Mutterkirche, um ganz allein an dem Heile der Seelen zu arbeiten.

Auch waren dies meine Worte in der Versammlung zu Waitangi *): „Eure Landesherrschaft ist Eure Sache; darin habe ich nichts zu thun; wollet Ihr Eure Oberhauptrechte an eine fremde Nation abtreten, oder wollet Ihr sie behalten, so geht dies Euch an. Was mich anbelangt, so bin ich bereit, an dem Heile Eurer Seelen zu arbeiten, ob Ihr die Herrschaft der Engländer anerkennt, oder die Unabhängigkeit Eurer Nation festhaltet. Euch gehören die Sorgen dieses zeitlichen Lebens, mir aber jene des Himmels, den ich Euch verschaffen soll."

Johann Heki, erwäge wohl, daß mein Aufenthalt auf Neuseeland ein Beweis ist, wie sehr ich Euch alle liebe, Eure Kinder und Eure Nachkommen. Meine Priester, meine Katecheten und ich werden unaufhörlich beten, daß diese Wolken, die jetzt den Himmel verfinstern, sich wieder zerstreuen, und die Gerechtigkeit, der Friede und die wahre Glückseligkeit mit neuem Glanze auf Neuseeland herrschen. Endlich wiederhole ich, was ich Dir schon gesagt habe: Thu Einspruch, bevor Du den Krieg anfängst. Wort und Schrift sind besser, als das blutige Schwert. Die Gerechtigkeit ist das Fundament der Macht der Völker, die Ungerechtigkeit aber die Ursache ihres Unglücks. Ich endige meine Rede. Johann Heki, gib mir Deine Gedanken zu erkennen, sie seien gut oder böse. Dir und allen den Deinigen meinen Gruß.

Der römisch-katholische Bischof

J. B. Franciscus Pompallier.

Jedoch vermochte der Brief eben so wenig, wie die früheren mündlichen Zureden den Strom der Ereignisse aufzuhalten. Nach mehren kleineren Gefechten rückte Heki am 10. März 1845 bis

*) So heißt der Ort, wo der Abtretungsvertrag mit dem Englischen Statthalter unterzeichnet wurde.

in die Nähe von Kororareka an der Inselbai, wo der Bischof und die Englischen Behörden sich befanden. Zwei Forts, das eine auf einem die Umgegend beherrschenden Hügel, schützten die Stadt. Im Hafen lagen zwei bewaffnete Fahrzeuge, die Victoria und der Hazard. Am Ufer waren 50 Mann Linientruppen, 80 bewaffnete Matrosen und 100 Mann Nationalgarden, aus Kolonisten bestehend, zum Schutze der Stadt aufgestellt. Am 11. 4 Uhr Morgens führte Heki die Seinigen 3—400 Mann stark von drei Seiten zum Angriffe. Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit bestanden die Neuseeländer das regelmäßige Gewehr- und Geschützfeuer der Engländer, und drangen in die Stadt ein. Als gegen 10 Uhr Morgens das Pulvermagazin in die Luft flog, war die Stadt nicht mehr zu halten. Alle Europäer flohen zu den Schiffen. Der Bischof hatte sich beim Beginne des Kampfes mit den Effekten der Mission an Bord eines Schiffes begeben. In der Entfernung erblickten die Fliehenden vom Meere aus, wie die Stadt Kororareka in Flammen aufging. Nachdem Alles geplündert war, ließ Heki die Stadt, den Sitz Europäischer Herrschaft, von Grund aus zerstören. Nur Ein Haus hatte der racheburstige Kanak zu verschonen befohlen; es war das Haus und die Kapelle des Katholischen Bischofs, der als ein Mann Gottes selbst von diesen protestantischen und heidnischen Wilden geachtet wurde. Da man aber fürchtete, es möchte das Haus nicht verschont bleiben, wenn die nächsten Wohnungen verbrannt würden, so ließen die sorgsamen Wilden 15 Englische Kaufmannshäuser, die der Wohnung des Bischofs zunächst standen, ganz verschont. Pompallier hatte sich wahrscheinlich zu der nächsten Mission nach Wangaroa zurückgezogen. Als er aber hörte, was sich zu Kororareka zugetragen, kehrte er dahin zurück. Er schrieb von dort nach Sidney: „Wir wohnen mitten unter Trümmern, aber bis jetzt ist uns noch kein Leid geschehen.“ Die Kolonisten und Englischen Soldaten aber wurden nach Aukland an der Shorakibai gebracht, welches als eigentliche Hauptstadt von Neuseeland betrachtet wird.

Es kam dem Bischofe außerordentlich zu Statten, daß er sich vom Anfange an von allen politischen Händeln fern gehalten, und sich strenge auf das Gebiet, das seine höhere Sendung ihm

anwies, beschränkt hatte. Darum konnte er jetzt unter beiden Partheien, die ein grausamer Krieg entzweite, ungestört seine Mission fortsetzen. Der Englische Gouverneur hätte ihn gar zu gerne in seiner Hauptstadt gehabt, weil er wohl einsah, welchen Eindruck das auf alle Insulaner gemacht hätte. Darauf konnte aber Pompallier unter keiner Bedingung eingehen, weil dann sofort seine ganze Mission darniedergelegen hätte, und das Vertrauen der Insulaner zu seiner Person vernichtet gewesen wäre. Als daher der Gouverneur Fitz-Roy durch den Kapitain Hone ihm das anscheinlich uneigennützige Anerbieten machen ließ, ihn zu Schiffe mit seiner Gemeinde von Kororareka an einen sicheren Zufluchtsort bringen zu lassen, gab er ihm folgende schöne Antwort:

Herr Kommandant!

Ich bin Ihnen sehr erkenntlich für das Anerbieten, das Sie mir sowohl in Ihrem Namen, als in dem Sr. Excellenz des Hrn. Gouverneurs Fitz-Roy machen, mich mit meiner kleinen Heerde an sichern Ort zu bringen. Allein ich zweifle, ob auf Neuseeland solch ein Zufluchtsort zu finden wäre für Personen, die keinen andern Schutz hätten, als den die Streitkräfte Ihrer Kolonie wirklich bieten können.

Meine Heerde besteht beinahe nur aus Eingebornen, wovon die Allermeisten gar keinen Antheil nahmen an den Feindseligkeiten, durch welche diese Stadt zerstört wurde. Nun aber haben mir diese Stämme zu verstehen gegeben, daß sie nur wenig auf den Schutz der Engländer zählen können, so lange diese nicht im Stande sind, ihre eigenen Landesleute zu beschützen.

Was mich, meine Priester und unsere Katecheten anbelangt, Herr Kommandant, so haben wir Alles verlassen, Familie und Vaterland, um dieses Volk für den Himmel zu gewinnen; wir haben weder Weiber noch Kinder, die uns in den Weg treten, wenn wir zum Opfer hingehen; zudem ist es für jeden rechtmäßigen Hirten eine Pflicht, sein Leben für seine Schafe hinzugeben; ich verlange also nicht, anderswo

hingebracht zu werden. Unser Sicherheitsort ist im Himmel: Dorthin allein geht unser Wunsch.

Ich beweine von Grund meiner Seele die Streitigkeiten, die in diesem Lande zwischen den Eingebornen und Sr. Excellenz dem Hrn. Gouverneur entstanden sind. Ich wünsche nur Frieden, zum Wohle der Weißen und der Einwohner; ich habe alle Mittel angewendet, um die Feindseligkeiten zu verhüten, und ich werde Alles aufbieten, die Partheien wieder mit einander auszusöhnen. Allein wenn es bloß politische Verhältnisse gilt, so läßt die Stimme der Religion sich nur hören, um den Frieden wieder herzustellen, aber sie bleibt dem Streite selbst fremd: sie hat nicht über zeitliche Güter zu verfügen, noch zwischen den Völkern zu entscheiden; sie überläßt sie ihrem Gewissen und der Entscheidung des Königs der Könige; dort müssen sie Rechenschaft geben über ihre Handlungen, über die Weise, wie sie die Rechte der Völker geehrt, und die Gesetze der Natur und des Evangeliums beobachtet haben.

Obschon man viele Verleumdungen gegen die Katholische Religion ausgestreuet hat, so haben dennoch die Neuseeländer eingesehen, daß wir nicht unser eigenes Interesse bei ihnen suchen; deßwegen haben sie auch, sogar in der Hitze des Kampfes, meine Person, meine Mitarbeiter und alles, was mir angehört, geschont. Dieser Ehrfurcht gegen den Katholischen Bischof, dessen Sendung so sehr verschrieen wird, hat man es zu verdanken, daß noch bei fünfzehn Englische Kaufmannshäuser, in der Nähe meiner Wohnung, vom Brande gerettet worden sind. Sie stehen noch unverletzt da; sie haben sie nicht anzünden wollen, weil der Brand auch meine Wohnung verzehrt hätte. Mitten in dem Unglücke, das diese Stadt getroffen, freut mich der Anblick dieser Häuser, die es dem Katholischen Bischofe zu verdanken haben, daß sie noch aufrecht stehen. So zeigt die Katholische Religion, in meiner Person, ihre Erkenntlichkeit gegen den Hrn. Gouverneur für den Schutz, den er den Einwohnern von Neuseeland gewähret. Möchte doch kein Europäer ferner in Vorurtheilen gegen die Römisch-Katholische Kirche be-

fangen bleiben, die überall rettet, was sie kann, aus den Trümmern, die nicht sie verursacht hat!

Schon seit acht Jahren übe ich mein heiliges Amt in diesem Lande aus, und Sie sehen, Hr. Kommandant, daß ich es nicht verlassen will. Ich fürchte weder Plünderung, noch Feuer, noch Tod, wenn ich nur meiner Heerde beistehen kann; nur Eines fürchte ich auf Erden, die Sünde.

Was mich endlich noch hier zurückhält, ist, daß, obwohl es unter den Neuseeländern Böse gibt, doch auch Gute unter ihnen sind, und diese verdienen ja wohl, daß der Missionär sein Leben für sie aussetze.

Und wären sie aber auch alle Böse, so soll doch ihr Hirt gut und barmherzig gegen sie sein; und müßte er bis auf die Richtstätte, wo die verdiente Strafe ihrer wartet, sie begleiten, so könnte er doch bei dem letzten Athemzuge vielleicht noch einen Seufzer der Reue ihnen entlocken, und so ihre Seelen retten, für welche unser göttlicher Meister eben sowohl, als für die unsrigen, sein Blut vergossen hat . . .

Ich habe die Ehre, zu sein 2c.

† J. B. Franciscus Pompallier,
Apostol. Vicar von West-Oceanien.

Die Erzählung der Einzelnheiten dieses zerstörenden Krieges gehört nicht in diese Geschichte der Missionen; nur das Wichtigste soll hier erwähnt werden. Die Engländer hatten nach dem Verluste von Kororareka einen schweren Stand. Erst als hinlängliche Streitkräfte von Neu-Süd-Wales angelangt waren, konnten sie wieder zum Angriffskriege übergehen. Etwa 600 Mann regelmäßiger Truppen rückten gegen Waimate. Sie stürmten das stark verschanzte Lager (Pah) der Neuseeländer, wurden aber mit einem Verluste von 56 Todten und Verwundeten geschlagen. Nachdem neue Verstärkungen von Neu-Süd-Wales angekommen, drangen sie abermals nach einem mühsamen Märsche bis in die Gegend von Waimate vor. Vier Tage lang widerstanden die außerordentlich starken Festungswerke des Pah dem Feuer der Kanonen; am fünften Tage wurde mit Hülfe eines 32Pfünders eine Bresche geschossen, und am 1. Juli 1845 ein

allgemeiner Sturm unternommen. Aber die Truppen wurden von einem so wohlgerichteten Feuer empfangen, daß sie mit einem Verlust von fast 200 Mann sich zurückziehen mußten. Bald darauf ward jedoch das verschanzte Lager ohne Kampf von den Neuseeländern geräumt. Heki zog sich in die Wälder und Gebirge jenseits Waimate zurück. Auffallend ist es, daß die Englischen Offiziere die protestantischen Missionäre öffentlich des geheimen Einverständnisses mit den Insurgenten beschuldigen. Dem Erzdiakon Williams, der bei Waimate eines der prächtigsten Güter besitzt, zu dem mehre tausend Morgen Landes gehören, und dessen Sohn die Fleischlieferung für die Truppen übernommen hatte, wurde durch den kommandirenden Obersten Despard aller Verkehr mit den Insulanern untersagt, und nur auf ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs Fitz-Roy wieder gestattet. — Nachdem die Engländer sich des Pahs bei Waimate bemächtigt hatten, war das verschanzte Lager des Häuptlings Kawiti, eines Bundesgenossen von Heki, das Centrum der feindlichen Macht. Daher rückten im December 1845 700 Mann Linientruppen, 300 Seesoldaten und 600 Mann Bundesgenossen zum Flusse Kawa-Kawa, an dessen Ufer der außerordentlich feste Pah errichtet war. Am 10. Januar wurde das Feuer einer Batterie gegen die Verschanzungen eröffnet; am 11. bemerkten einige Kundschafter, daß die Feinde am entgegengesetzten Ende des Lagers zur protestantischen Sonntagsfeier versammelt waren. Auf diese Kunde drangen die Engländer ohne Widerstand bis in die Mitte der Festungswerke vor, wo sie sich nach einem mörderischen Kampfe behaupteten. Nicht weniger als 43 von ihnen lagen todt oder verwundet auf dem Kampfplatze. Der Verlust dieses zweiten Pahs brachte Uneinigkeit unter die Feinde; es wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, aber zu keinem Abschlusse gebracht. Der neue Englische Gouverneur Grey schien größere Energie, als Fitz-Roy entwickeln zu wollen. Er besuchte die bedrohtesten Punkte des Landes, unter andern auch die Gegenden der Cooksstraße, welche von den Häuptlingen Rauperaha und Rangihaeata beunruhigt wurden. Kaum aber hatte er die Stadt Wellington an der Cooksstraße verlassen, als die Engländer am 16. Mai 1846 in dem benachbarten Thale des Hutt überfallen,

und mit Verlust in die Stadt zurückgedrängt wurden. Alle Pflanzer der Umgegend flüchteten in die Stadt, und die Kolonisten erlitten unersetzliche Verluste. Die Neuseeländische Kompagnie mußte in Folge all dieser unglücklichen Ereignisse falliren. Die Kolonisten aber, jetzt fast ganz allein ihren eigenen Kräften überlassen, suchten nun, sich selbst zu schützen, und schienen bereits stark genug zu sein, dieses zu vermögen. Dadurch aber setzt sich unter ihnen ein Geist der Unabhängigkeit fest, der es auf die Dauer dem Mutterlande schwer machen wird, diese mächtig anwachsende Bevölkerung zu zügeln. — Nach den neuesten Nachrichten hat Neuseeland durch die Verwendung des Gouverneurs Grey eine Verfassung bekommen. Das ganze Land wird aus zwei Provinzen bestehen. Jeder von Europäern bewohnte Distrikt kann seine eigenen Vertreter wählen, und die Eingebornen sollen in den ihnen gehörenden Distrikten nach eigenen Gesetzen von ihren Häuptlingen regiert werden. Offenbar ist die Bewilligung dieser Verfassung als ein entschiedener Sieg der Kolonisten zu betrachten.

e. Lage der Kirche und des Volkes von Neuseeland.

Ob die Katholische Sache durch die blutigen Ereignisse merklich gelitten hat, darüber fehlen uns noch die näheren Nachrichten. Es scheint aber nicht der Fall zu sein. Während die protestantischen Missionen im Innern fast verlassen wurden, und die Insulaner wieder vielfach zu den heidnischen Gebräuchen zurückkehrten, ja sogar wieder Menschenfleisch aßen, blieben die Katholischen Stämme ruhig. Der Bischof schreibt ausdrücklich, daß er trotz der Wuth des Krieges überallhin seine Missionäre senden könne, und daß sie an allen Orten gut aufgenommen würden*). Eine andere Frage ist es jedoch, ob nicht das so edle und begabte Neuseeländische Volk dennoch den Todespfeil bereits im Busen trage. Schonung gegen Wilde liegt nicht im Charakter Englischer Kolonisten. Sich aber gutwillig von ihrem Gebiete verdrängen lassen, das werden die Neuseeländer auch nicht, dafür sind sie zu mannhaft und freiheitsliebend. Der Kampf wird wieder ausbrechen, oder ist vielmehr schon wieder ausgebrochen, und wenn nicht eine andere Macht bewältigend dazwischentritt, so ist der endliche Aus-

*) Annal. 1846. II. 64.

gang nicht zu bezweifeln: das Volk von Neuseeland wird binnen 25 Jahren ausgerottet sein. Nur eine Macht in der Welt kann dasselbe retten, die Katholische Kirche, jedoch nur durch die außerordentlichsten Anstrengungen. Es muß zuerst die Zahl der Hirten vermehrt werden. Drei Bischöfe, einer für die Südinsel, und zwei für die Nordinsel, sind gewiß nicht zu viel. Die beiden letztern könnten ihren Sitz an der Inselbai und zu Wellington, oder am Kaiparabusen nehmen. Die politischen Verhältnisse machen es wünschenswerth, daß wenigstens einer von ihnen ein Britte wäre. Dann müßte recht bald auf die Heranbildung von Priestern aus dem Neuseeländischen Volke selbst Bedacht genommen werden, weil nichts die Christliche Religion in einem neuen Boden so leicht einheimisch macht, als dieses. Endlich wäre es sehr zu wünschen, daß unter den Hauptstämmen der Inseln klösterliche Institute, die außer der Seelsorge mit Ackerbau sich befaßten, gegründet würden. Hier könnte die Congregation der Englischen und Irischen Benedictiner, die in den Nachbarkolonien auf Neuholland in kurzer Zeit so Großes vollbracht hat, vortreffliche Dienste leisten. Überdies aber erfordert die wachsende Europäische Bevölkerung eine besondere Sorge. Die Anlage tüchtiger gelehrter Schulen, Waisenhäuser und weiblicher Erziehungsinstitute wird ein dringendes Bedürfniß.

Der Bischof Pompallier begab sich im Spätherbste 1845 nach Sidney, wo er den P. Viard, der bei einer Mission auf Neu-Caledonien beschäftigt gewesen war, erwartete. Papst Gregor XVI. hatte diesen zum Coadjutor des Bischofs Pompallier, und zum Bischof von Orthosia in part. ernannt. Viard wurde am 4. Januar 1846 zu Sidney unter großer Feierlichkeit geweiht*). Beide Bischöfe begaben sich nach Neuseeland zurück. Pompallier aber reisete bald darauf nach Europa, und befindet sich gegenwärtig in Rom, wo ohne Zweifel über die Organisirung dieser neu gewonnenen Kirchenprovinz verhandelt wird**).

---

*) Annal. 1846. V. 19.

**) Den allerneuesten Nachrichten zufolge war durch Vermittlung der Katholischen Geistlichkeit der Friede fast überall wieder hergestellt, und die Kirche machte sehr große Fortschritte.

§. 7.
Die Mission von Central-Oceanien.

Es war vorauszusehen, daß das große Apostolische Vikariat von West-Oceanien bald in mehre selbstständig neben einander dastehende Missionsgebiete getheilt werden würde, weil es unmöglich war, daß alle zum Bereiche desselben gehörenden Inseln von Einem Punkte, von Neuseeland aus, übersehen werden konnten. Das erste Gebiet, welches in dieser Weise von dem größeren Ganzen ausgeschieden wurde, war Central-Oceanien, das die Freundschaftsinseln, die Vitiinseln, die Schifferinseln und Wallis mit Rotuma und Futuna umfaßt. Diese Mission erstreckt sich also über die Theile von West-Oceanien, in denen nebst Neuseeland der Protestantismus Eingang gefunden hatte. Die Lage dieser Inselgruppen ist schon früher geschildert. Auf Wallis und Futuna hatten die Protestanten ihr Augenmerk gerichtet; diese Inseln sind aber nebst Rotuma als die Verbindungsglieder mit den nach Norden und Nordwesten gelegenen großen Inselgruppen rund um den Äquator zu betrachten. Nur von dort aus war ein Eindringen des Katholischen Glaubens in die südwärts gelegenen Gruppen möglich. Wallis, Futuna und Rotuma waren also für die Freundschaftsinseln und die benachbarten Gruppen, was früher die Gambierinseln für Taïti und die Markesas gewesen waren. —

a. Die Mission von Wallis.

Die Insel Wallis wird von den Eingebornen Uvea (Uwea) genannt, und liegt unterm 13° S. B. und zwischen dem 176° und 177° Ö. L. Sie bildet eigentlich wie Punipet eine Gruppe. Die Hauptinsel liegt ungefähr in der Mitte, und rund umher sind 12—15 kleine immer grüne Eilande in dem Ocean ausgestreuet. Von Weitem glaubt man nur eine einzige Insel zu sehen, die wie ein Blumenkorb auf dem Spiegel des Meeres schwimmt. Alle gehören zur Korallenformation; doch hat die Hauptinsel beträchtliche Hügel, und ist in mehre Thäler abgetheilt. In der Mitte derselben befindet sich ein Teich süßen Was-

sers. Der Umfang dieser größern Insel beträgt 9—10 Französische Stunden; die andern Inseln haben oft nicht eine Stunde im Umfange. Nur zwei von ihnen sind beständig bewohnt. Die ganze Bevölkerung beträgt etwa 2600 Seelen*). Die Gesichtsfarbe der Bewohner hat einen Anflug von Kupferfarbe, der Bart ist gering, das Haupthaar schwarz. Die Kinder tragen den Kopf ganz kahl geschoren, nur ein Büschel von Haaren nach Chinesischer Art steht auf dem Scheitel hervor. In Verfertigung künstlicher Waffen, im Baue der Schiffe nnd Häuser, und in sorgsamer Bodenkultur übertrafen die Walliser vielleicht alle Oceanier. Der Boden ist feucht, und bringt eine überaus üppige Vegetation hervor. Aber diese Feuchtigkeit erzeugt auch die vielen Krankheiten, denen diese Insulaner ausgesetzt sind. Die Erwachsenen leiden häufig an übermäßiger Anschwellung der Arme und Beine, auch an offenen Wunden; die Kinder werden von einer langwierigen Hauptkrankheit, Tessa genannt, heimgesucht. —

Von jeher fand zwischen Wallis und Tonga ein lebhafter Verkehr und eine freundschaftliche Beziehung statt. Gegen Ende der zwanziger Jahre hatte ein Trupp von Abentheurern aus Sandwichern und Americanern bestehend sich hier niedergelassen. Ihr Anführer war Spanischer Abkunft, aber auf Sandwich gebroren. Da die Fremdlinge von den Wallisern wie überirdische Wesen betrachtet wurden, so faßten dieselben den Entschluß, sich der Insel zu bemächtigen. Jedoch nach einigen Monaten wurde der neue König mit seinem Anhange ermordet. Dieser Vorfall machte die Insulaner mißtrauisch gegen die Fremden. Noch in den dreißiger Jahren erlaubte sich die Mannschaft eines Englischen Schiffes die empörendsten Ausschweifungen gegen die Insulaner, worauf diese zur äußersten Wuth entflammt die Fremdlinge überfielen, und sie alle — 25 Mann — erschlugen. Dadurch ging fast der letzte Rest von Achtung gegen die Fremden verloren. Von dem Versuche des Königs von Niua, hier mit Gewalt den Protestantismus zu verbreiten, und von dem unglücklichen Ausgange desselben ist schon früher die Rede gewesen. Ein König beherrschte seit unvordenklichen Zeiten die ganze kleine Gruppe;

*) Annal. 1846. I. 5.

seine Macht war aber durch den Einfluß erblicher Häuptlinge sehr beschränkt *).

Es ist bereits erzählt worden, daß der Bischof Pompallier gegen Allerheiligen 1837 auf Wallis die erste Mission des Apostolischen Vikariates von West-Oceanien gründete. Der Englische Kapitain des Schiffes begleitete ihn zum König Lavelua. Beide baten ihn, er möge erlauben, daß zwei Männer der Schiffsgesellschaft sich auf Wallis niederließen, um die Sprache des Volkes zu lernen, was der König gern gestattete. Am andern Tage aber widersprach ein Häuptling in der Versammlung des Volkes dem Könige heftig, weil er wohl einsah, daß die Fremden Missionäre waren. Allein ein junger Häuptling, auf den die Erscheinung des Bischofs einen tiefen Eindruck gemacht hatte, sprach so muthig für die Aufnahme der Missionäre, daß der König fest blieb, und dieselben bis zur Vollendung einer eignen Wohnung sogar in sein Haus aufzunehmen sich erbot**). So blieb denn der Pater Batallion mit dem Bruder Joseph auf Wallis zurück.

Es fehlte wenig, so wäre Batallion schon in den ersten Tagen von einem in Tobsucht verfallenen Häuptling erschlagen. Da man auf der Insel glaubte, ein Gott habe von dem Häuptling Besitz genommen, so that man ihm nichts zu Leide, sondern suchte nur seinen Schlägen auszuweichen. Selbst der König war in seiner Wohnung nicht mehr sicher. Die Missionäre begaben sich zu einer der kleinen Inseln der Gruppe, Nukutea genannt, wo sie unter dem Schutze des jungen Häuptlings Tahangara, der sich ihrer Sache schon gleich Anfangs so eifrig angenommen hatte, zwei Monate wohnten, und sich mit der Erlernung der Sprache beschäftigten. Dann rief der König, der aus Furcht vor dem rasenden Häuptling sich in einen tiefen Wald zurückgezogen hatte, sie zu sich, und bezeugte große Freude, sie zu sehen. Er ließ ihnen in seiner Nähe eine Wohnung bauen. Nach fünf Monaten waren sie der Sprache bereits so weit mächtig, daß sie zwei Kranke vor ihrem Tode unterrichten und taufen konnten.

*) Annal. 1841. I. 3—20.
**) Annal. 1841. I. 20—21.

Dann durchwanderten sie alle Theile der Insel, und wurden überall freundlich aufgenommen. Ein Engländer, der seit langer Zeit auf Wallis wohnte, bat sie, sein Kind feierlich zu taufen. Da auch der junge Häuptling Tahangara bei Gelegenheit einer Krankheit mit Batallion über Religion zu reden begann, so glaubte dieser, die Zeit sei gekommen, wo er die Absicht, warum er auf Wallis war, nicht mehr verheimlichen dürfe. Er benutzte also eine Gelegenheit, wo der König und Tahangara bei ihm waren, ihnen seine wahre Eigenschaft zu entdecken, indem er hinzufügte, nur die Besorgniß, mit den protestantischen Predigern verwechselt zu werden, hätten ihn bis dahin zurückgehalten, zu sagen, wer er wäre. Der König erwiederte: „Wenn ihr mich liebet, so dürfet ihr nicht daran denken, mein Land zu verlassen. Ich weiß, daß Eure Religion besser ist, als die der Prediger. Da ich aber diejenigen habe hinrichten lassen, die uns zuerst das Christenthum bringen wollten (den König von Niua), so schäme ich mich, dazu mich zu bekennen. Wartet meinen Tod ab, so könnet ihr ungehindert an der Bekehrung der Insel arbeiten. Übrigens sind es unsre Götter, die den Cava, den Cocusbaum und die Pisangfeige haben wachsen lassen, da sich diese im Lande der Weißen nicht finden; ich muß daher fürchten, daß ich, wenn ich sie verlasse, Hungersnoth über mein Land bringe.“ Bei dieser Gesinnung blieb der König, und die Bekehrung machte unter den Insulanern nur geringe Fortschritte. Aber ein beispielloser Orkan, der 1838 die Insel verwüstete, und viele Menschen tödtete, wurde als eine Strafe für die Widersetzlichkeit des Königs angesehen. Tahangara sank, als sein Haus wankte, auf seine Knie, und betete zu dem Gotte der Christen. Mit seiner ganzen Familie wurde er wohlbehalten unter den Trümmern hervorgezogen. Da sandte er zu Batallion, und bat ihn um Unterricht und Taufe. Dieser nahm mit Joseph für eine Zeitlang seine Wohnung auf der kleinen Insel, wo die ganze Bevölkerung einen gleichen Eifer, wie der Häuptling zeigte. Da die Walliser eine leidenschaftliche Liebe für den Gesang haben, so verfaßte er wallisische Lieder, worin die Hauptwahrheiten des Glaubens enthalten waren. Dadurch wurde der Unterricht sehr erleichtert. Als aber der König hörte, was auf der Nachbar-

insel vorging, wurde er erzürnt, und es fehlte wenig, so hätte er alle Katechumenen getödtet. Nur durch kluges Zurückhalten konnte man die Gefahr beschwören. Als er aber bald darauf erkrankte, und Priesterinnen ihm sagten, die Krankheit komme vom Zorne der Götter, weil geheime Christen auf der Insel sich aufhielten, befahl er den Missionären im Zorne, sogleich Wallis zu verlassen. Bataillon, der genau die Gemüthsart des Königs kannte, begab sich zum Meere, wo ein Wallfischfänger vor Anker lag. Den Anblick konnte der König nicht ertragen: er rief den Missionär zurück, und zeigte sich von nun gütiger, als je zuvor*).

Während so Alles eine gute Wendung zu nehmen anfing, war es ein Umstand, der alle Erfolge wieder in Frage stellte. Pompallier, der auf Wallis einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte, wollte seinem an Bataillon gegebenen Versprechen gemäß in etwa fünf Monaten zum Besuche zurückkommen. Als diese Zeit abgelaufen war, bereitete der Missionär die Insulaner auf dessen Ankunft vor. Aber der Bischof hatte unerwartete Hindernisse gefunden. Bereits anderthalb Jahre waren verflossen, und noch nichts wurde von ihm gehört oder gesehen. Da erwachte ein Mißtrauen in den Gemüthern, das der Verbreitung des Glaubens große Hindernisse in den Weg legte. Unter diesen Umständen war es ein günstiges Ereigniß, daß im Mai 1839 zehn nach Neuseeland bestimmte Missionäre in Wallis landeten, und durch ihre Anwesenheit das Ansehen Bataillons wieder befestigten. Mit ihnen zusammen schiffte derselbe nach Futuna hinüber, und hatte die Freude, mit dem dortigen Missionär, dem Pater Chanel, einige Wochen zuzubringen. Während seiner Abwesenheit aber begann der König, der immer mehr mißstimmt wurde, die Christen zu verfolgen. Namentlich wüthete er gegen die kleine Insel Nukutea, die sich entschieden zum Christlichen Glauben hinneigte, und stieß gegen den jungen Tahangara ernstliche Drohungen aus. Überdies boten die Protestanten alle Kräfte auf, das Eindringen des Katholischen Glaubens in Wallis zu verhindern. Da sie nicht selbst nach der Insel zu kommen wagten, so

*) Annal. 1841. I. 26—30.

überschwemmten sie dieselbe mit Hülfe der Walliser, die sie auf den andern Inseln für sich gewonnen hatten, mit Bibeln, in denen sie das Gift der Irrlehre durch eine verfängliche und falsche Übersetzung verborgen hatten*), und mit Flugschriften, in denen die Katholische Religion und ihre Diener auf eine arge Weise verläumdet wurden. Sie schienen um jeden Preis es verhindern zu wollen, daß die Katholische Religion in der Nähe ihrer Hauptniederlassungen einen festen Punkt gewänne. Aber troß dieser Anstrengungen, und ungeachtet der feindseligen Stimmung des Königs neigte sich die Bevölkerung immer entschiedener auf die Seite der Missionäre. Zuletzt wagte Batallion sogar, auf der Insel Nukutea, deren Einwohner bald alle getauft waren, eine Kirche zu errichten, und den öffentlichen Gottesdienst für alle, die daran Theil nehmen wollten, zu eröffnen. Des Sonntags wurde feierliches Hochamt gehalten, und Lieder in Wallisischer Sprache dabei gesungen. An den Feiertagen war zweimal, an den Wochentagen einmal öffentlicher Unterricht. Von nun an kamen täglich, besonders am Samstage ganze Familien, ja oft ganze Dorfschaften zur kleinen Insel herüber, um am Unterrichte, und am Gottesdienste theilzunehmen. Selbst die mächtigsten Häuptlinge der großen Insel nahmen den Glauben an, und die Anzahl derer, die den Missionären anhingen, stieg bald auf achthundert**). Zum Glücke für Batallion bekam gerade um diese Zeit die Mission einige Verstärkung. Da der Bischof Pompallier noch immer durch dringende Geschäfte auf Neuseeland zurückgehalten wurde, so sandte er gegen Ende des Jahres 1839 den Pater Jos. Chevron nebst dem Bruder Attalus von der Inselbucht***) aus, um die Missionäre auf Wallis und Futuna zu unterstützen. Diese untersuchten auf der Hinfahrt die ganze Inselgruppe von Viti, wo sie an der Hauptinsel nur mit genauer Noth dem Schiffbruche entgingen, landeten auf Tonga-tabu, und gelangten am 9. Mai nach Wallis. Der Tag ihrer Ankunft war für die ganze Insel ein Festtag. Es rührte die Einwohner nicht wenig,

*) Annal. 1841. V. 31.
**) Annal. 1841. V. 31—32.
***) Annal. 1842. III. 39.

zu vernehmen, wie großen Antheil man auf Neuseeland und in dem fernen Europa an ihrem Schicksale nehme, und es ließen sich an dem einem Tage nicht weniger, als 200 zum Unterrichte anschreiben. Nach kurzem Aufenthalte auf Wallis begab sich dann der Pater Chevron mit dem Bruder Attalus zur Insel Futuna, wo ihre Hülfe dringender nothwendig schien.

b. Die Mission auf der Insel Futuna.

Die Insel Futuna, von den Geographen Horne oder Alufatu*) genannt, liegt unterm 14° S. B. und zwischen dem 178° und 179° Ö. L., südwestlich von Wallis, und ist von dieser Insel nur etwa 40 Französische Meilen entfernt, so daß man bei günstigem Winde in weniger, als Einem Tage von dort hinüber fährt. Die Hauptinsel Futuna hat etwa 10 Französische Meilen im Umfange. Daneben liegt die Insel Arosi, nur halb so groß, als Futuna, und durch einen schmalen Kanal von ihr getrennt. Beide Inseln sind zum Theile felsig, und von allen Seiten mit Klippen und Riffen umgeben. Die Ufer von Futuna bieten nur hin und wieder lange und schmale Niederungen dar, die des Anbaues fähig sind; das Innere besteht mit Ausnahme einiger tiefer und schmaler Thäler aus Felsen und waldigen Bergen, die zum Theile in steilen Senkungen gegen das Meer abfallen, aber nirgends eine bedeutende Höhe erreichen. Umher brandet das Meer auch bei stillem Wetter; und nur eine einzige Bucht gestattet größeren Schiffen einen ziemlich sicheren Landungsplatz**). Arosi enthält Schlangen von bedeutender Größe. Beide Inseln sind vulkanisch. Unterirdisches Getöse und selbst Erdbeben sind nichts seltenes. Die Eingebornen verrathen in allen Stücken eine auffallende Ähnlichkeit mit den Vitiern sowohl, als mit den Neuseeländern. In früherer Zeit hatte die kleinere Insel 1500 Ew., und die größere 2500. Aber innere Kriege und Menschenfresserei hatten die Gesammtbevölkerung auf etwa 1000 Seelen herabge=

---

*) Alu=fatu steht für alofa oder arlofa und atu, und heißt auf oceanisch: Liebe (sei) Dir; das ist der Gruß, womit die Futunier die Fremden anredeten.

**) Annal. 1843. I. 25—26.

bracht, wovon auf Arosi nur etwa 50 Seelen kamen. Der Vater des Königs Niuriki soll nicht weniger als 1000 Menschen verzehrt haben, so daß nach seinem Tode die Häuptlinge, um dem Untergange der ganzen Bevölkerung vorzubeugen, in Übereinstimmung mit Niuriki den Entschluß faßten, daß fortan kein Mensch mehr solle geopfert oder verzehrt werden. Aber damit war dem Übel erst zum Theile abgeholfen. Denn von Alters her standen zwei Partheien auf der Insel Futuna sich feindlich gegenüber. Die eine hatte ihren Hauptsitz im Dorfe Poi, die andere in Sigave. Die Parthei der Sieger nannte sich Maro, die der Besiegten nannte man Lava. Die Lava waren den Siegern leibeigen. Der Name Lava war den Insulanern drückender, als der Tod. Kein anderer Gedanke beseelte sie, als auf irgend eine Weise wieder Kraft zu gewinnen, um den Namen Lava mit Maro vertauschen zu können, während die Sieger Alles anwendeten, die Kraft der Besiegten möglichst zu brechen. In der letzten Zeit hatte sich das Glück bleibend auf die Seite von Poi geneigt, wo der König Niuriki herrschte, und auf Sigave lag das drückende Joch des Namens Lava. Eben dieser König Niuriki war es, der im November 1837 auf die Vorstellung des Bischofs Pompallier zwei Missionäre, den Pater Chanel und den Bruder Maria Nizier freundlich aufnahm, und ihnen eine Hütte bauen ließ*). Den P. Chanel hatte der Bischof zu seinem Provicar ernannt. Der fortwährende Kriegeszustand war das Haupthinderniß der Mission, und bewirkte, daß die Einwohner keine Zeit hatten, auf den Unterricht zu hören. Die günstige Aufnahme, die Chanel beim Könige Niuriki fand, hatte offenbar nur in der Absicht desselben, durch die Anwesenheit der Weißen seine Parthei zu verstärken, ihren Grund. Als schon vor Ende des Jahres 1837 die Feindseligkeiten zwischen beiden Partheien wieder ausbrachen, schiffte Chanel, um sich über mehre Angelegenheiten mit P. Bataillon zu berathen, nach Wallis hinüber, und ließ nur den Bruder Nizier auf Futuna zurück. Als der König von seiner Abreise hörte, ließ er alle Effekten der Mission in sein Haus bringen, wahrscheinlich, weil er fürchtete, der Pater möchte zu der

*) Annal. 1841. V. 12. u. ff.

andern Parthei übergehen. Da aber Chanel bald darauf zurückkehrte, bewies sich der König um so freundlicher, und ließ den Missionären ganz in der Nähe seines Hauses eine geräumige Wohnung bauen. Vom Christenthume war er jedoch weit entfernt, und die Mission machte im Ganzen sehr geringe Fortschritte. Besser wurde die Stellung Chanels, als im Sommer 1839 der Pater Bataillon mit den zehn nach Neuseeland bestimmten Missionären auf einige Zeit nach Futuna herüberkam. Da dieser der Sprache schon völlig mächtig war, so predigte er mit großem Erfolge vor dem Könige und dem ganzen Volke, und gewann viele Gemüther für die Christliche Religion. Ja er brachte es bei den so abergläubischen Insulanern sogar dahin, daß eine große Menge von Heiligthümern — eigentliche Götzen hatten die Futunier nicht — öffentlich verbrannt wurde. Das erschütterte auf der Insel das Vertrauen zu den Göttern so, daß zwei ganze Dörfer im Gebiete des Niuriki die Taufe verlangten. In die politischen Streitigkeiten der Insel mischten sich die Missionäre gar nicht ein. Sie betrachteten sich als über den Partheien stehend, und besuchten furchtlos beide einander so feindlichen Gebiete. Auch von der andern Seite schlossen sich Viele ihnen an, besonders ein junger hoffnungsvoller Häuptling Sam-Keletoni genannt. Das scheint den König Niuriki zuerst mit einem Mißtrauen gegen die Missionäre erfüllt zu haben, das allmählig in einen unauslöschlichen Haß ausartete. Denn die politische Leidenschaft hatte beide Partheien mit Todesfeindschaft erfüllt, und man sann immer nur darauf, sich zu verstärken, um den Gegner überwältigen zu können. Auf Niurikis Seite standen zwei Seher, von mächtigen Göttern, wie man glaubte, bewohnt. Diesen schrieb man allgemein das Übergewicht des Königs zu. Um sie für sich zu gewinnen, schickte die besiegte Parthei aus ihrem Thale eine Gesandtschaft zu den Sehern, und ließ ihnen ein Geschenk von zehn gebratenen Schweinen anbieten. Als nun die Nachricht erscholl, die beiden gottbegeisterten Männer seien in das Thal der Gegner entflohen, da durchtobte in einem Nu wildes Kriegesgeschrei die ganze Insel. Der Pater Chanel eilte von einem Lager ins andre, um den Frieden zu vermitteln. Er brachte den König Niuriki wirklich dahin, seinem schwächeren

Gegner Frieden anzubieten; dieser aber, siegesgewiß, wollte nur Krieg. Am 10. August erfolgte ein fürchterlicher Kampf. Den ersten ungestümen Angriff hielt die schwächere Parthei heldenmüthig aus, dem zweiten mußte sie erliegen. Ihr König fiel, und mit ihm seine meisten Häuptlinge, einer der Seher und ein Engländer, der, erst vor Kurzem hergekommen, einer der eifrigsten Anhänger der besiegten Parthei gewesen war. Als dem Könige ein feindlicher Spieß durch die Schulter gedrungen war, und er denselben nicht herauszureißen vermochte, brach er den Schaft ab, und stürzte von neuem in den Kampf, bis er von zahllosen Wunden bedeckt niedersank. Die Missionäre eilten auf das blutige Schlachtfeld, worauf 37 Leichen lagen. Einige Schwerverwundete verbanden sie, und brachten sie in die nächsten Wohnungen. Dreien schon Sterbenden konnten sie noch mit ihrer Einwilligung die h. Taufe geben, darunter dem Bruder des gefallenen Königs. Die Verwandten der Gefallenen fingen sorgfältig das Blut aus den Wunden auf, gossen es über ihr Haupt, oder sogen es mit ihren Lippen, damit die Erde, oder ein feindlicher Gott es nicht tränke. Als die Nacht kam, sanken die Missionäre von Arbeit und Schmerz erschöpft am Fuße einer Kokuspalme, die auf dem blutigen Felde sich erhob, nieder. Aus der Ferne erscholl das Klaggeheul der Angehörigen der auf beiden Seiten erschlagenen Krieger. Alle Todten wurden am andern Tage von den Insulanern in einem Thale begraben. Nur den gefallenen König hatte seine jammernde Gattinn weggebracht, und ihn anderswo beerdigt. Den Engländer bestatteten die Missionäre an dem Orte, wo er gefallen war, zur Gruft*).

Einer der kräftigsten Häuptlinge der besiegten Parthei, Sam-Keletoni, ein Mann von außerordentlicher Körperkraft, der im Kampfe wie ein wilder Löwe gefochten hatte, zog sich in die unzugängliche Bergfestung seines Stammes zurück. Die Oceanier nennen eine solche Verschanzung einen Pah. Sam-Keletoni hatte sich, wie bereits oben gemeldet wurde, schon früher den Missionären freundlich bewiesen, und Hoffnung zur Bekehrung gegeben**).

---

*) Annal. 1841. V. 17—20.

**) Annal. 1844. V. 7.

Chanel besuchte ihn, und fand ihn mit dem Reste seiner Mannschaft, umgeben von seinen geflüchteten Verwandten in der traurigsten Lage, so daß sich der Priester der Thränen nicht enthalten konnte. Ein Angriff des Königs auf die Bergfeste war zu erwarten. Da rieth Chanel dem Häuptling, die Insel zu verlassen, und mit den Seinigen in Wallis eine Zufluchtsstätte zu suchen. Das geschah. Sigave unterwarf sich nach Sam-Keletonis Abzuge dem Sieger, und nun war ganz Futuna unter Einem Fürsten vereinigt*).

Diese blutigen Vorgänge hatten die gute Folge, daß von jetzt an wenigstens Friede auf der Insel herrschte. Chanel durchwanderte alle Theile der Insel, und fand die Gemüther besser, wie früher gestimmt. Das Christenthum machte merkliche Fortschritte, besonders seitdem er den Pater Chevron (im Sommer 1840) zu seiner Unterstützung bei sich hatte. Die Missionäre sahen ein, daß, wenn nur der König sich bekehrte, bald die ganze Insel gewonnen sein würde, und richteten daher ihr Hauptaugenmerk auf ihn und auf seine Familie. Aber Niuriki, dem Heidenthume mit ganzer Seele ergeben, zeigte sich immer gleichgültiger gegen sie, je weniger er nach Besiegung seiner Gegner ihrer Hülfe zu bedürfen schien. Besonders aber war eine mächtige heidnische Parthei, die dem Könige sehr nahe stand, dem Christenthume im hohen Grade feindlich. An ihrer Spitze stand der mächtigste Häuptling der Insel, Musu-Musu, der selbst Absichten auf die Herrschaft von Futuna hegte, und den Einfluß der Fremden fürchtete. Durch ihn vorzüglich wurden dem Chanel alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Noch schwieriger wurde die Lage der Dinge, als der Pater Chevron im December 1840 von Batallion nach Wallis zurückberufen wurde. Der König sah dem feindseligen Treiben gegen Chanel und die ihm anhängenden Insulaner ziemlich gleichgültig zu, und dachte nicht daran, die Missionäre zu beschützen. Als er aber erfuhr, sein eigner Sohn sei vom Pater für den Christlichen Glauben gewonnen, da entbrannte er im heftigsten Zorne. Er suchte seinen Sohn, der, um dem Unwillen

*) Annal. l. c. 6—7.

seines Vaters zu entgehen, sich zu einem entfernteren Dorfe zurückgezogen hatte, auf, und wandte alle Künste der Überredung und dann Drohungen an, um ihn von dem Pater Chanel abwendig zu machen. Aber Alles war vergebens; der Jüngling blieb standhaft. Da ward besonders auf Antrieb des Musu-Musu der Mord der Missionäre beschlossen. Alle, die auf Futuna den Glauben der Fremden angenommen hatten, sollten getödtet werden; auch selbst gegen den Sohn des Königs war das Todesurtheil gesprochen. Dieser kam in der Gefahr zum Pater Chanel, um ihm die Versicherung seiner Standhaftigkeit zu geben. Mit Lebhaftigkeit ergriff er das Kreuz des Missionärs, und hing es sich um den Hals, um seinen festen Entschluß auszudrücken, die Religion des Gekreuzigten zu bekennen*). Bald darauf am 28. Mai 1841, als eben der Bruder Nizier mit einem Engländer, der bei den Missionären wohnte, sich nach dem Dorfe Sigave auf den Weg gemacht hatte, um einige Kranke zu besuchen, kam ein Insulaner ins Missionshaus, und bat den Pater, er möge ihm eine Wunde verbinden. Während dieser sich nun anschickte, den Liebesdienst zu verrichten, erhielt er einen Hieb vor seiner Stirn, und gewahrte zu gleicher Zeit, daß sein Haus von Bewaffneten umgeben sei. Vier von diesen, darunter Musu-Musu, drangen hinein. Von mehren Schlägen getroffen sank Chanel auf sein Knie, und während er betend das Blut von der Stirne abwischte, wurde ihm die Schulter von einem Stich durchbohrt. Noch athmete er, während die Mörder über seine Geräthschaften herfielen, und sie plünderten, bis Musu-Musu mit einem scharfen Tischlerinstrumente seinen Hirnschädel zerschmetterte**). Die Leiche des Märtyrers ward in dem Dorfe Gonona verscharrt***). Der Sohn des Königs entkam nur mit genauer Noth, wiewohl verwundet, dem ihm zugedachten Tode†). Der Bruder Nizier aber und der Engländer wur-

*) Annal. 1844. V. 6.

**) Annal. 1842. III. 83—84.

***) Annal. 1843. V. 50.

†) Annal. 1844. V. 6—7.

den im Dorfe Sigave von dem Häuptlinge Matala geschützt*), und entkamen von da glücklich nach Wallis, wohin sie die Trauerbotschaft brachten.

Auf Futuna herrschte von dem Tage an, wo das Blut des Märtyrers geflossen war, eine düstere Stimmung. Die meisten Heiden schwiegen zu der That, die Christen verbargen sich scheu, und einer der mächtigsten Häuptlinge, der beim Morde vorzüglich thätig gewesen war, starb eines plötzlichen Todes. Die Stimmung wurde noch unbehaglicher, als auch der König Niuriki von tödtlicher Krankheit ergriffen wurde. Er war außerordentlich beleibt, fiel aber in ganz kurzer Zeit so zusammen, daß er sich selbst nicht mehr glich. Ehe das Jahr zu Ende ging, starb er unbetrauert, und der Hauptmörder Chanels, der mächtige Häuptling Musu-Musu, bemächtigte sich des verwaiseten Thrones**). Auffallend ist es, daß von Niurikis Sohne, der sich dem Pater Chanel so enge angeschlossen hatte, gar nicht wieder die Rede ist. Er wurde beim Tode des Missionärs zwar verwundet, aber ein Bericht sagt ausdrücklich, er sei noch gerettet worden***). Möglich wäre es, daß Musu-Musu ihn aus dem Wege geräumt hätte, weil es sonst nicht klar ist, wie er sich des Thrones bemächtigen konnte; aber dann würden die Missionsberichte seiner als eines Märtyrers erwähnt haben. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß derselbe nicht von einer ebenbürtigen Mutter stammte, und darum keinen rechtlichen Anspruch auf die Herrschaft seines Vaters machen konnte. Dieses scheint auch daraus hervorzugehen, daß derselbe nach seinem Anschlusse an die Missionäre sich zu seinen Verwandten in ein anderes Dorf zurückzog†). Doch fand Musu-Musu keine allgemeine Anerkennung; nur die Parthei der entschieden heidnisch Gesinnten hing ihm an; die größere Masse des Volkes war eingeschüchtert und schwieg, aber die besiegte Parthei erhob wieder ihr Haupt,

---

*) Annal. 1843. V. 51. conf. 49.

**) Annal. 1843. V. 49. — 1844. V. 6—8.

***) Annal. 1844. V. 6.

†) Annal. 1842. III. 83.

und der Krieg zwischen Poi und Sigave war im Begriffe wieder erneuert zu werden. —

c. Bekehrung von Wallis und Futuna.

Auf Wallis hatte die Bekehrung einen raschen Fortgang genommen, und die kleine Insel Nukutea wurde die Wiege des Christlichen Glaubens für die andern Inseln. Der König war noch immer schwankend. Einer der mächtigsten Männer seiner Umgebung suchte ihn mit Haß gegen die Missionäre zu erfüllen *), während des Königs Tochter vom Anfange an eine große Anhänglichkeit an die Christliche Religion gezeigt hatte **). Aber der Bruder des Königs, Poohi mit Namen, einer der mächtigsten Häuptlinge der Insel, und muthmaßlicher Thronerbe, war ein entschiedener Anhänger des Heidenthums, und suchte, während der Einfluß Batallions sich mehrte, alle Gleichgesinnten zu einer mächtigen Parthei um sich zu sammeln. Er benutzte besonders den Umstand, daß Batallion gleich beim Beginne der Mission verheißen hatte, in fünf Monaten würde der große Missionär (der Bischof Pompallier) Wallis wieder besuchen, um ihn als einen Lügner vor dem Volke zu verleumden. Denn schon war das vierte Jahr begonnen, und der Bischof ließ sich nicht blicken. Das machte auf das Volk einen tiefen Eindruck. Eine einzige Unwahrheit, deren man den Missionär hätte überführen können, würde bei diesem Volke hingereicht haben, sein ganzes Werk wieder zu zerstören. Selbst der König ward feindlich, und zeigte wiederholt eine bittere Gereiztheit. Das Volk wurde lauer und gleichgültiger, und selbst einige Katechumenen sollen mit Poohi über die gewaltsame Vertreibung der Missionäre einverstanden gewesen sein. Viele gaben dem Argwohn Raum, daß dieselben Verbrecher sein, die man auf die Insel Wallis verbannt, und dort ihrem Geschicke überlassen habe. Diese Stimmung der Gemüther benutzend bewaffnete Poohi seinen ganzen bedeutenden Anhang, und rückte in feindlicher Absicht gegen die Wohnung der Missionäre. Aber

*) Annal. 1846. I. 13.

**) Annal. 1845. I. 39.

die übrigen Insulaner eilten schleunig zu den Waffen, und zogen bald in überlegener Zahl gegen den Feind. Drei Tage lang standen die beiden Partheien sich schlagfertig gegenüber, bis es dem Bataillon gelang, sie zu bereden, einstweilen die Waffen niederzulegen. Er rief nun schleunigst den Pater Chevron von der Insel Futuna herbei, dessen Ankunft einen guten Eindruck machte, aber das alte Vertrauen doch nicht völlig herstellen konnte. Poohi verließ, als er seinen Plan gescheitert sah, noch im December 1840 Wallis mit seinem Anhange, und ging auf Abentheuer aus. Bataillon aber durchreisete die ganze Insel, ermunterte, belebte neu den Muth, vertröstete immer von neuem auf die gehoffte Ankunft des Bischofs, und entging oft nur mit Mühe den Nachstellungen seiner Feinde, deren Dörfer er im Vertrauen auf seine höhere Sendung zu betreten sich nicht scheuete. „Wo sind eure Verwandten? rief man den Missionären zu, wo ist euer Bischof, der in sechs Monaten ankommen sollte? Schon vier Jahre sind vorüber, und er ist noch nicht da; man hat euch verlassen." — Da erschien am 30. December 1841 plötzlich ein Schiff, das Bataillon als Französisches Kriegesschiff erkannte. Es hatte den Bischof Pompallier an Bord*).

Der Bischof war durch dringende Geschäfte vier Jahre lang auf Neuseeland zurückgehalten, und war fast ohne Nachricht von seinen Missionen auf Wallis und Futuna geblieben. Eben war er im Spätherbste 1841 zu Akaroa an der Halbinsel Banks auf der südlichen Insel von Neuseeland angelangt, als ihm der Martertod seines Provikars, des Paters Chanel gemeldet wurde. Da wandte sich Pompallier an den Kommandanten der Französischen Station zu Akaroa mit der Bitte, ihm eines seiner Schiffe zur Fahrt nach Wallis zur Verfügung zu stellen. Der Kommandant Laveaur zeigte sich sogleich bereit dazu, und gab dem Kapitain Bouset den Auftrag, mit der Kriegeskorvette Allier den Bischof nach Wallis zu bringen. Pompallier nahm den Viard, Servant und einige Andere, deren Stellen er durch neu angekommene Priester ersetzen konnte, mit sich. Ende Novembers segelte die Korvette Allier von Akaroa ab, und gelangte

---

*) Annal. 1843. V. 47.

am 30. December nach Wallis. Außerordentlich war die Bewegung, wovon die ganze Insel ergriffen wurde, als die Nachricht von der Ankunft des Bischofs sich verbreitete. Der König, die Häuptlinge und das ganze Volk strömten zum Ufer, als Pompallier unter vorgetragenem Kreuz, begleitet von seinen Priestern, die Insel betrat. Der Jubel war allgemein, alle Verleumdungen waren mit einem Male widerlegt, und der Sieg der Katholischen Sache war entschieden. Während nun der Bischof auf Wallis volle Beschäftigung fand, nahm die Korvette Allier nebst der Missionsbarke am 6. Januar 1842 ihren Lauf nach Futuna, um die Überreste Chanels von dort abzuholen, und der Insel den Frieden wiederzugeben. Der Kapitain Bouset hatte dem Bischofe feierlich versprechen müssen, daß den Einwohnern von Futuna in keiner Weise etwas Leides geschähe. An Bord der Korvette war Pater Viard und der Bruder Nizier. Auch schifften die aus Futuna Entflohenen, etwa 30 an der Zahl, und an ihrer Spitze Sam-Keletoni, wieder in ihre Heimath zurück. Erst am 18. Januar erreichte man die Insel, und erfuhr hier, daß der König Niuriki bereits unter den Todten sei. Der Kapitain schickte einen Abgeordneten auf die Insel; und forderte die Leiche Chanels heraus, versicherte aber, daß seine Ankunft friedlich sei. Alle Bewohner geriethen in Furcht und Schrecken, und wurden nur mit Mühe von dem Abgeordneten des Kapitains davon zurückgehalten, die Dörfer zu verlassen, und in die Wälder zu fliehen. Keiner wollte sich dazu verstehen, die Leiche des Paters Chanel zum Schiffe zu bringen, bis endlich der Häuptling Mapigi, ein Freund des vorigen Königs, der aber immer dem Morde des Missionärs sich widersetzt hatte, dieses Geschäft übernahm. Am 19. Januar Nachmittags 4 Uhr wurden die kostbaren Überreste an Bord des Schiffes gebracht, um dann, einbalsamirt, nach Neuseeland mitgenommen zu werden. Den Mapigi begleitete Matala, Häuptling von Sigave, und etwa 30 frühere Katechumenen Chanels. Schüchtern boten sie dem Kapitain eine ungeheure Cavawurzel, wodurch sie um Frieden baten. Der Hirnschädel Chanels zeigte die letzte tödtliche Wunde. Dann verlangte der Kapitain die Auslieferung aller Sachen Chanels, und namentlich der zum Gottesdienste

gehörigen Gegenstände. Andern Tages erschienen die sämmtlichen Häuptlinge, und brachten den blutigen Priesterrock, einen Kelch, ein Kreuz und verschiedene Bilder. Nur Musu-Musu, der Hauptmörder, war nicht zu bewegen gewesen, das Schiff zu betreten. Bouset verlangte die Wiederaufnahme der von der Insel Vertriebenen, und die Wiedereinsetzung Sam-Keletonis als Oberhäuptling des einen Theiles der Insel. Eine allgemeine Versöhnung erfolgte, und der Kapitain bedauerte nur, daß der Bischof nicht gegenwärtig war, um auch die religiösen Angelegenheiten zu ordnen. Die Einwohner verlangten sehr nach einem Missionär; aber Pompallier hatte sowohl Viard als Nizier eine andre Bestimmung gegeben*). Nachdem die Korvette in dieser Weise den vom Bischofe empfangenen Auftrag erfüllt hatte, segelte sie nach Neuseeland zurück.

Viard begab sich mit der Missionsbarke wieder nach Wallis, um den Bischof in seinen Amtsverrichtungen zu unterstützen. Die ganze Bevölkerung, seit vier Jahren durch Bataillon unterrichtet, drängte sich dort zur Taufe, so daß bis zum Monate Mai schon 2300 Insulaner dieses Sakrament empfangen hatten. Es wurde außer der Hauptpfarrei St. Joseph noch eine zweite Pfarrkirche, St. Peter, drei Stunden von jener entfernt, und außerdem an den bedeutendern Orten noch vier Kapellen erbaut. Im Jahre 1844 bestanden auf Wallis zwei Hauptpfarreien zu Unser lieben Frauen und zu St. Joseph**); zwei Unterpfarreien zu St. Peter und St. Johann Baptist, und außerdem fünf Kapellen. Auch der König, der schon früher zu dem Bischofe großes Vertrauen gefaßt hatte, ließ sich jetzt nicht mehr von der Annahme des Christlichen Glaubens abhalten. Gegen Anfang Mais kam er an Bord des Missionsschiffes, und erklärte den Häuptlingen seiner Begleitung: „Alle Schätze der Weißen haben für mich wenig Werth; das Einzige, was ich schätze und liebe, ist die Christliche Religion." Dann wandte er sich zu Bataillon mit den Worten: „Ich danke Dir für Deine Liebe zu mir. Ich war unwissend, stieß Dich von mir weg, wollte Dich fort-

*) Annal. 1843. V. 49—53.
**) Annal. 1846. I. 32.

sagen; Du aber liebtest mich, warest geduldig und hast Vieles ertragen; ich danke Dir." Bei diesen Worten standen große Thränen in seinen Augen*). Er ließ sich unterrichten, und empfing am 23. Mai 1842 aus der Hand des Paters Chevron nebst mehren seiner Häuptlinge die Taufe**).

Nachdem so auf Wallis Alles geordnet war, beschloß Pompallier, den Viard einstweilen bei Pater Batallion zurückzulassen, selbst aber mit Servant, Chevron, Roulleaux und drei Brüdern Futuna zu besuchen, um dann auch Tonga und die Vitiinseln zu bereisen. Ihn begleitete der König von Wallis, der seinen Bruder Poohi aufzusuchen, und in Frieden zur Insel zurückzuführen wünschte. Derselbe war im December 1840, überdrüssig des immer mehr wachsenden Christenthumes, mit einigen Tonganern und 60 Wallisern auf Abentheuer ausgezogen***), und hatte sich südwärts nach Tonga und Viti gewendet. Wahrscheinlich fürchtete der König, Poohi möchte am Ende den protestantischen Missionären in die Hände fallen, und dann die Insel in Religionskriege verwickelt werden. Der 27. Mai war der Tag der Abreise von Wallis. Das ganze Volk weinte. Schon am 28. erreichte das Schiff Futuna. Ein Kahn stieß vom Ufer, die Fremden zu bewillkommnen. Darin saß Musu-Musu, der König. Mit Zuversicht nährte er sich dem Bischofe und seinen Priestern, weil er von ihnen keine Rache fürchtete, lud aber nur den König von Wallis zur Feier des Sonntags nach Poi ein. Denn es war seit der Anwesenheit der Korvette eine merkwürdige Veränderung auf der Insel vor sich gegangen. Der Ort, wo Chanels Blut geflossen, wurde wie heilig verehrt; alles Volk verlangte nach Christlichem Unterrichte, und sehnte sich nach einem Priester. Sam-Keletoni, der unangefochten in der einen Hälfte von Wallis regierte, hatte diese günstige Stimmung benutzt, und überall die Insulaner zur Abschaffung des Götzendienstes ermuntert. Als daher der Bischof ankam, da war gewisser Maßen die ganze Insel sein. Man

---

*) Annal. 1843. V. 37.

**) Annal. 1843. V. 53.

***) Annal. 1843. V. 53. conf. 40.

legte alle Gewalt in seine Hände. Da Pompallier die Erneuerung der früheren Bürgerkriege fürchtete, so rieth er den Häuptlingen, weil doch der rechtmäßige König todt sei, statt zweier Könige, für die Futuna zu klein sei, sich lieber Einen Herrscher zu wählen. So geschah es. Alle Häuptlinge wählten einstimmig den Sam-Keletoni zum König. Musu-Musu, der ohnehin keine Ansprüche auf die Herrschaft hatte, lebte von nun an wieder als mächtiger Häuptling. Bald darauf wurde der König Sam-Keletoni und die Königinn, und zehn Tage später 114 Insulaner getauft. An der Stelle, wo Chanels Blut geflossen war, im Dorfe Poi, wurde der Bau einer Pfarrkirche begonnen; eine zweite Pfarrkirche ward in Sigave erbauet. Außerdem wurden später noch mehre Kapellen errichtet. Servant und Roulleaux blieben mit dem Bruder Nizier zurück, und Pompallier setzte am 9. Juni 1842 seine Reise nach Tonga und Viti weiter fort *). Servant fuhr fort zu unterrichten und zu taufen. Bald wurden selbst die Kinder Musu-Musus in die Kirche aufgenommen. Auch die Gemahlinn Niurikis, die den Pater Chanel tödtlich gehaßt hatte, begehrte noch vor ihrem Tode die h. Taufe, welche sie auch empfing. Ein Americaner, der sich auf Futuna niedergelassen hatte, trat um diese Zeit in den Schoß der Kirche zurück. Am 22. Februar 1843 waren bereits 840 Insulaner getauft, und über 200 Katechumenen befanden sich im Unterrichte. Indeß sollte diese Mission doch noch einen schweren Sturm zu bestehen haben. Kurz nach der Abreise Pompalliers landete hier ein junger Häuptling von Wallis mit 2—300 Leuten seines Anhanges, um den Sieg des Christenthumes, der auf Wallis bereits entschieden war, auf Futuna wenigstens zu verhindern **). Er suchte da-

*) Annal. 1843. V. 53—57. — 1844. V. 8.

**) Ich wäre geneigt, diesen jungen Häuptling aus Wallis für den Poohi, den Bruder des Königs zu halten, wenn nicht mehre Gründe dagegen zu sprechen schienen. Denn: 1. Wird dieser Häuptling in den Missionsberichten nie mit Namen genannt, während der Name des Poohi den Missionären wohl bekannt war. 2. Es wird gesagt, dieser Häuptling sei zwei Jahre (Annal. 1846. I. 15.) und zwar vom Frühjahr

durch Eingang zu finden, daß er die alte Eifersucht der beiden politischen Partheien wieder aufregte. Zu Poi hatte er sein Lager, und der Häuptling Musu-Musu scheint ihn begünstigt zu haben. Viele der eifrigsten Anhänger des Heidenthumes schlossen sich ihm an, und zeigten sich geneigt, die alten heidnischen Gebräuche wieder herzustellen. Der Krieg stand mehre Male im Begriffe auszubrechen, aber die feste Haltung, die der König nahm, und die treue Anhänglichkeit der großen Mehrzahl der Insulaner an seine Sache, schreckte den Häuptling vom Beginne offener Feindseligkeit immer wieder zurück. Um aber die Bewohner des früher dem Musu-Musu gehörenden Theiles der Insel von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich von dem Feinde ganz zu trennen, ließ Pater Servant alle zum Gottesdienste gehörenden heiligen Gegenstände von Poi abholen, und in ein anderes Thal bringen. Das brachte eine entschiedene Wirkung hervor. Der Walliser sah sich bald von allen seinen Anhängern auf Futuna verlassen, die sich nun bemühten, durch treuen Gehorsam die Gunst der Missionäre wieder zu erlangen. So wurde ein gefährlicher Feind, der entschlossen gewesen war, mit gewaffneter Hand das Werk der Missionäre zu zerstören, ohne Vergießung eines einzigen Tropfens von Blut gänzlich besiegt *). Die Insulaner begannen nun, um ihren guten Willen zu zeigen, mit großem Eifer die Kirche von Poi zu bauen, wobei selbst die Söhne von Musu-Musu aus allen Kräften mitarbeiteten. Vergebens bot der feindliche Häuptling alle seine Kräfte auf, den Bau zu hindern. Da die Kirche sich ihrer Vollendung nährte, zog er voll Verdruß mit seiner Schaar ab. Servant versam-

---

1842—44 auf Futuna gewesen, während wir Poohi im August 1842 mit seinem Anhange auf Wallis finden. (Annal. 1843. V. 40). Jedoch ist sehr wohl möglich, daß die in den Annal. 1846. I. 15. gegebene Zeitbestimmung nicht sehr genau sei, und daß Poohi erst im August oder September 1842 von Wallis nach Futuna gegangen sei. Denn bei der Abreise Pompalliers von letzterer Insel am 9. Juni 1842 finden wir dort von dem Walliser Häuptling noch keine Spur. Auch verschwindet Poohi fast zwei Jahre lang in der Geschichte von Wallis ganz, und kommt dort erst gegen 1844 wieder zum Vorschein.

*) Annal. 1844. V. 12—13. — 1846. I. 15—17.

melte nun alle Häuptlinge, und sprach gegen einige seine Unzufriedenheit aus wegen der gezeigten zweideutigen Haltung gegen den erklärten Feind der Insel. Sie schoben die Schuld auf Musu-Musu, welcher hervortrat, und um Verzeihung bat. So wurde eine allgemeine Versöhnung zu Stande gebracht*). Im Jahre 1844 waren alle Insulaner getauft**), und die durch so viele Unglücke heimgesuchte Insel begann allmählig wieder aufzublühen. „Jetzt vermehrt sich, schreibt Servant, die Bevölkerung. Seitdem die Insulaner den Katholischen Glauben angenommen haben, blüht überall unter seinem Schutze ein junges Geschlecht empor, das allmählig die in den Familien entstandenen Lücken ausfüllen wird***)."

Aber auch auf Wallis waren noch nicht alle Kämpfe beseitigt. Wir sahen, daß der König im Mai 1842 auszog, um seinen Bruder Poohi, der mit einigen Tonganern und einer Anzahl Walliser seine Heimath verlassen hatte, zur Rückkehr zu bewegen. Poohi hatte sich wirklich den protestantischen Missionären angeschlossen, und alle Walliser, die bei dem häufigen Verkehr der Insel Wallis mit Tonga, Niua und den Schifferinseln den Protestantismus angenommen hatten, um sich gesammelt. Dem Könige scheint sein Vorhaben, den Bruder zur Rückkehr zu bewegen, geglückt zu sein. Denn im August 1842 kehrte Poohi nach Wallis zurück †). Sein Anhang bestand aus etwa 60 protestantisch gesinnten Insulanern. Daß er selbst getauft war, ist nicht wahrscheinlich; seine Opposition gegen die Katholische Sache ging wohl nur aus politischen Gründen hervor. Darum suchte er auch alle Reste des Heidenthumes auf Wallis zu seiner Parthei hinüberzuziehen. Wenngleich es den Missionären, die den König und neun Zehntel des Volkes auf ihrer Seite hatten, ein Leichtes gewesen wäre, diese in heftiger Opposition gegen sie stehende Parthei, von der wiederholt die Katholiken gekränkt wurden, zu unterdrücken, so ist nie so etwas von ihnen versucht

*) Annal. 1844. V. 13.

**) Annal. 1846. I. 17.

***) Annal. 1845. I. 44.

†) Annal. 1843. V. 40.

worden. Die Protestanten übten ungestört ihren Privatkultus aus, und selbst die Heiden überließ man ruhig ihrem eignen Willen. Wiederholt traten die Missionäre besänftigend dazwischen, wenn die über erlittene Unbilden erzürnten Häuptlinge die Ihrigen zur Vernichtung der Gegner bereits unter die Waffen gerufen hatten*). Dieses milde Benehmen bewirkte, daß bald ein Theil der Protestanten, welche die Katholische Religion nur aus den Verleumdungen der Englischen Missionäre kennen gelernt hatten, sich in den Schoß der Kirche aufnehmen ließ, und daß selbst diejenigen, die in Poohis Dörfern wohnten, geneigt waren, ihrem Beispiele zu folgen. Das scheint diesen Häuptling veranlaßt zu haben, mit seinem ganzen Anhange, der meistens aus Heiden bestand, Wallis abermals auf längere Zeit zu verlassen; denn erst in den Berichten vom Jahre 1844 geschieht seiner wieder Erwähnung. Sehr wohl ist es möglich, daß er mit seinem Anhange sich auf Futuna warf, wo die alte Eifersucht der Partheien ihm Aussicht auf Erfolg gab, um dann durch die Mannschaft dieser Insel verstärkt, auf Wallis eine um so gebieterischere Stellung einnehmen zu können. Über die um diese Zeit auf Futuna stattgehabten Vorgänge und über ihren Ausgang ist bereits berichtet worden. —

Im Oktober 1842 legte der Französische Kapitain Mallet, über dessen Reise von Sidney zu den Sandwichinseln bereits früher gesprochen wurde, mit der Embuscade bei Wallis an. Die wegen Poohis Unternehmungen noch immer gefährdete Lage der Inseln Wallis und Futuna mag vorzüglich dazu beigetragen haben, die beiden Könige zu veranlassen, sich in Französischen Schutz zu begeben. Daß der Rath der Missionäre bei diesen Verhandlungen mitgewirkt habe, unterliegt keinem Zweifel, obwohl darüber nirgends Etwas berichtet wird. Wenn Frankreich, wie es bis jetzt gethan hat, wirklich nur eine Schutzherrschaft ausübt, und sich in die innern Angelegenheiten der Inseln gar nicht einmischt, so ist dagegen nichts einzuwenden; es kann vielmehr zur dauernden Beruhigung der Inseln, die aus früherer Zeit noch viel politischen Gährungsstoff in sich tragen, sehr förderlich sein.

*) Annal. 1843. V. 37—39. — 1846. I. 16.

Der König von Wallis regiert, wie bisher, sein Volk ganz selbstständig und frei, und selbst in der Thronfolge wurde nichts geändert, obwohl der muthmaßliche Nachfolger des jetzigen Königs sich auf die Seite der Protestanten hinneigte. Die Missionäre aber trugen Sorge dafür, daß nützliche Gewächse auf den Inseln angepflanzt, und so die Mittel zum Unterhalte des Volkes vermehrt wurden. Besonders gedieh die Baumwolle, die der Bruder Joseph mit großem Erfolge anpflanzte, und zu bearbeiten lehrte. Auch die Citronen und Orangen, deren sie gleich bei ihrer Ankunft eine große Menge säeten, wuchsen an allen Theilen der Insel mit unglaublicher Schnelligkeit empor.

d. Errichtung des Apostolischen Vikariats von Central-Oceanien.

Sobald das Christenthum auf Wallis und Futuna festen Fuß gefaßt hatte, ernannte Pabst Gregor XVI. den Pater Bataillon zum Apostolischen Vikar von Central-Oceanien, d. h. von den Inseln Wallis, Futuna und Rotuma, ferner von Tonga mit den andern Freundschaftsinseln, von den Viti- und Schifferinseln, also von einem Gebiete, das außer Wallis und Futuna nur Protestanten und Heiden enthielt. Zum Sitz des Apostolischen Vikars ward Tonga ausersehen, wo aber der Eingang der Katholischen Religion erst erkämpft werden mußte. Die Ernennung, welche vom Jahre 1842 datirt ist, sollte der Bischof von Amata, der eine andere Bestimmung für die Südsee erhalten hatte, dem Pater Bataillon überbringen. Dieser gelangte, nachdem er mehre Inseln des Oceans besucht hatte, am 1. December 1843 mit dem Französischen Kriegesschiffe Bucephalus nach Wallis*). Alles Volk strömte zum Ufer, und Bataillon fuhr mit einem Kahn dem Kriegesschiffe entgegen, und nahm den Bischof mit seinen Missionären in Empfang. Da aber der leichte Kahn zwischen den Korallenriffen stecken blieb, eilte sogleich eine große Schaar von Insulanern zu Hülfe, und schob tief im Wasser watend den Kahn mit den Händen vorwärts. Da er jedoch

*) Annal. 1845. I. 26.

abermals sich festsetzte, nahmen sie das Schiff mit der ganzen Reisegesellschaft unter lautem Freudengeschrei auf ihre Schultern, und setzten es erst vor der Kirche mitten unter der jubelnden Menge nieder. Die Kunde, daß Pater Batallion Bischof werden solle, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Insel, und erweckte allgemeine Freude. Die Weihe fand am 3. December dem Feste des h. Franciscus Xaverius statt. Batallion erhielt den Titel von Enos in P. Gerade sechs Jahre früher hatte er an eben diesem Tage zum ersten Male auf Wallis die h. Messe gelesen*). Der neu geweihte Bischof hatte bei der Ankunft des Bucephalus weder Schuhe, noch einen Hut, noch einen andern, als ganz zerfetzten Rock**). Der Tag der Weihe war für die ganze Insel ein Fest. Was der Bischof von Amata an den Insulanern am meisten bewunderte, war der heitere, kindliche Sinn. Es ist schon bemerkt worden, daß die Walliser eine ganz ungemeine Liebe zum Gesange haben. Ein schöner Gesang vermag sie vor Entzücken ganz außer sich zu bringen, so daß die verstocktesten Herzen von der Macht des Gesanges besiegt, unfähig werden, dem Christenthume Widerstand zu leisten. Das haben die Missionäre zu benutzen gewußt. Fast aller religiöse Unterricht wurde in Versen vorgetragen, und von den Katechumenen singend wiederholt. Der Kirchengesang wirkte Wunder. Die Insulaner begannen aber sehr bald, in ihrer Weise selbst Lieder zu dichten, und die Melodie dazu selbst zu verfertigen. Die Loblieder auf den Papst Gregor, auf ihren Bischof und auf die Missionäre sind zahllos. Sind die Insulaner von der Hitze und Arbeit des Tages auch noch so ermüdet, so bringen sie doch gerne den größten Theil der Nacht wachend zu, wenn sie nur Gelegenheit haben zu singen. In den schönen mondhellen Nächten liegen sie, in Chöre getheilt, unter Kokuspalmen, und singen in allen Thälern der Insel wechselweise ihre mit unglaublicher Leichtigkeit von ihnen selbst gedichteten Lieder, und die Chöre lassen sich durch den Beifall und durch

---

*) Annal. 1845. I. 35.

**) Annal. l. c. 34.

das Gelächter der Menge nicht im allergeringsten in ihrem Ernste und in ihrem festen Takte erschüttern *).

Nur zehn Tage verweilte der Bischof von Amata auf Wallis, und setzte dann seine Reise nach Neu-Caledonien fort. Er ließ die Priester Mathieu, Roudaire und Grezel auf Wallis zurück, nahm aber den Pater Viard mit sich nach Neu-Caledonien **). Sobald die Nachricht von Viards bevorstehender Abreise sich verbreitete, war Alles niedergeschlagen und traurig; denn dieser Priester war allgemein beliebt. Der König und die Häuptlinge kamen zum Bischof Bataillon, und fragten, ob es Sünde sein würde, wenn sie den Pater Viard raubten. Was wollet ihr thun? fragte verwundert der Bischof. „Wir wollten ihn in einen Wald bringen, und ihn dort an einen Baum binden, bis das Schiff abgefahren sein wird.“ Als der Bischof antwor-

*) Annal. 1846. I. 6—8. — 1845. I. 35. — Als der Bischof Bataillon eine weite Visitationsreisé durch seinen ganzen Sprengel antreten wollte, bat ihn die Königstochter dringend auf Wallis zu bleiben. Als der Bischof erklärte, seine Pflicht rufe ihn anderswohin, dichtete sie folgendes Lied, das alsbald gesungen wurde:

«Bischof, gehe fort; ich aber weine.

Gibt es etwas Betrübenderes, als unsern Vater sagen zu hören: Kinder, betet unaufhörlich für mich; wenn ihr Maria die Krone des Rosenkranzes darbietet, vergesset desjenigen nicht, der euch zu Kindern Jesu Christi gemacht hat. . . . Höret meine letzten Lehren, ich muß von euch scheiden.

Hätte uns ein empfindlicherer Schlag treffen können? Ihr Eltern von Ouvea, lasset uns weinen; er entfernt sich; seid alle nur Ein Herz, um ihn zu beweinen.

Geht unser Vater fort, was wird dann aus seinen Kindern werden? Wann wird unser Vater zurückkommen? Ach! wird er es je wieder? Weinet!

Doch der Himmel hat befohlen. Man hat ihm eine heilige Botschaft gebracht. Es ist ihm gesagt worden: Bischof, ein Theil der Erde ist dir allein angewiesen worden durch den Vater aller Christen.

O Vater, entferne dich; aber gedenke deiner Kinder, und komme zurück, sie zu segnen; denn sie sind ohne alle Kraft, wie die junge Pflanze, die frisch hervorkeimt.» U. s. w.

**) Annal. 1845. I. 36.

tete: „Man dürfe sich dem Willen Gottes nicht widersetzen,“ gingen sie alle weinend fort, und die ganze Nacht hindurch hörte man auf der Insel den klagenden Ruf: „Unser Vater ist todt, lasset uns weinen*).“ „Über 300 Jünglinge, schreibt Douarre, deren jeder einen Speisekorb für den Pater trug, begleiteten ihn zwei Stunden weit. Allein die Abschiedsstunde war gekommen, und schon nahten wir uns dem Kahn. Da drängte sich alles Volk an's Gestade, und erhob ein Jammergeschrei. Mehre sanken ohnmächtig hin. Wir waren bereits abgefahren, als plötzlich eine Menge Insulaner in's Meer sprang, und schwimmend den Kahn begleitete, um noch einmal den guten Vater, der ihnen entrissen wurde, zu sehen**).“

Von jetzt an fielen die letzten Trümmer des Heidenthumes auf Wallis schnell zusammen. Auch der alte Minister des Königs, dieser erbitterte Feind des Christenthumes, den ein Schiffskapitain seines wilden Aussehens wegen „den alten Tiger“ nannte, bekehrte sich, und bekam in der h. Taufe den Namen Honorius. Er zeigte überall die zarteste Aufmerksamkeit für die Missionäre, und suchte in den Versammlungen den jungen Leuten Ehrfurcht vor ihnen einzuflößen. „Was mich betrifft, sagte er einst, so bin ich ein Bruder des alten Baumes, der am Rande des Abgrundes steht. Ich habe euch früher ein sehr böses Beispiel gegeben; hier aber sind nun die Führer, die euren Kahn in den Himmel leiten werden.“ — Nur Eine Sorge beunruhigte die Missionäre. Der Bruder des Königs, Poohi, war wieder auf der Insel, und übte in seinen Dörfern, wo übrigens sein Anhang äußerst gering geworden war, gegen die Katholiken manche Unbilde aus. Im November 1843 wollte Einer seines Anhanges die Katholiken seiner Nachbarschaft zwingen, den Sonntag an demselben Tage, als die Protestanten, zu feiern. Diese sind nämlich von einer andern Seite her zuerst in die Südsee gekommen, als die Franzosen, und feiern den Sonntag, wo die französischen Missionäre erst den Samstag haben. Der Bruder Joseph, der sich widersetzte, wurde von dem Protestanten heftig

*) Annal. 1845. I. 87.
**) Annal. l. c.

angegriffen, und verwundete diesen, indem er mit einem hölzernen Werkzeuge, womit er gerade an einem Fässe arbeitete, einen Schlag abwehrte, leicht am Kopfe. Das Volk, das den Auftritt mit angesehen hatte, strömte sogleich mit Geschrei herzu; die ganze Bevölkerung kam in Bewegung, und wollte die Protestanten mit Gewalt von der Insel vertreiben. Es bedurfte der ganzen Auktorität des Bischofs, ihren Zorn zu entwaffnen. Der König beschied den Poohi vor sich, um ihn wegen des Benehmens seiner Leute zu Rede zu stellen. Der Bischof erinnerte ihn, wie großes Unglück er über sich und die Seinigen hätte bringen können, und wie er seiner Seits immer mit so viel Aufmerksamkeit und Milde behandelt worden sei, obwohl er einem andern Glauben folge. Schweigend entfernte sich Poohi. Am Abende, als der Bischof eben im Gebete begriffen war, klopfte es an seiner Thür. Poohi stand davor, und verlangte eine Unterredung. Er erklärte dem Bischofe: „Daß er alles Geschehene beweine, und aus der edlen Milde, welche die Katholische Religion ihren Priestern einflöße, wohl erkenne, daß sie die wahre Religion Jesu Christi, der Stamm der protestantischen Religion sei. Er habe schon länger über Alles reiflich nachgedacht, und sei entschlossen, den Katholischen Glauben zu bekennen." — Seit dieser Zeit wohnen Poohi und die sämmtlichen Protestanten dem Unterrichte der Katholischen Missionäre bei, und gehören zu ihren eifrigsten Katechumenen*).

Am 17. Mai 1844 landeten auf Wallis abermals fünf Missionäre der Maristenkongregation, darunter drei Priester, Calinon, Favier und Breheret, alle für die Mission von Central-Oceanien bestimmt. Da nun die vor sechs Monaten angekommenen Mathieu und Roudaire bereits anfingen die Landessprache zu reden, so beschloß der Bischof, diesen beiden einstweilen die Sorge für Wallis zu überlassen, selbst aber mit den neu angekommenen Priestern die zu seinem Sprengel gehö-

*) Die letzten Missionsnachrichten enthalten die Nachricht von der Bekehrung Poohis noch nicht; sie ist vom «Katholiken» 2tes Novemberheft 1846 S. 190 aus Französischen Blättern mitgetheilt, und scheint gegründet zu sein.

renden Inselgruppen zu besuchen, und dort neue Missionen zu gründen. Er miethete daher das Französische Schiff Adolph, und verließ am 11. Juni 1844 unter der Trauer der ganzen Bevölkerung die Insel Wallis*).

e. Die Mission von Tonga-tabu.

Schon etwas früher, als die protestantische Parthei auf Tonga-tabu, unterstützt durch den Englischen Kapitain Crocker und die Mannschaft der Favorite unter den Mauern von Bea eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, faßten die Katholischen Missionen an zwei Punkten, die zu Tonga in naher Beziehung standen, festen Fuß, auf Neuseeland nämlich und auf Wallis. Der Bischof Pompallier hielt von Neuseeland aus sein Augenmerk auf Tonga gerichtet. Da er aber erfuhr, daß zwischen Wallis und Tonga eine sehr innige Beziehung stattfinde, so schickte er gegen Ende des Jahres 1839 von Neuseeland aus den Pater Chevron mit dem Bruder Attalus nach Wallis, und gab ihm den Auftrag, unter Weges an den Vitiinseln und an Tonga zu landen. Am 4. Januar 1840 gelangten diese beiden Missionäre zu der südöstlichen Küste der Hauptinsel von Viti, und untersuchten, nachdem sie nur mit Mühe einem Schiffbruche entgangen waren, die ganze Gruppe. Auch Tonga wurde von ihnen besucht. Sie fanden die Insel in großer Aufregung. Die protestantische und heidnische Parthei standen sich einander feindlich gegenüber, und fast unter den Augen der beiden Katholischen Missionäre wurde ein Gefecht geliefert, worin zehn Heiden ihren Tod fanden. Als das Schiff die Anker lichtete, zogen die Truppen des protestantischen Häuptlings am Ufer entlang zum neuen Kampfe gegen die Heiden aus.

Als dann bald darauf die Niederlage der Protestanten bei Bea erfolgte, glaubte Pompallier mit der Gründung einer Mission auf Tonga nicht länger säumen zu dürfen. Nachdem er auf Wallis und Futuna durch seine Anwesenheit den Dingen eine entschiedene Wendung gegeben hatte, schiffte er sich mit Chevron

*) Annal. 1846. I. 31—32.

und Attalus nach Tonga ein*), wo er am 2. Juli 1842 anlangte. Eine Anzahl Tonganer, die sich auf Wallis aufgehalten hatten, und mehre Walliser waren in seiner Begleitung. Die Ersteren waren es, die dem Pater Chevron und dem Bischofe nähere Aufschlüsse über die Lage der Dinge in ihrem Vaterlande gaben. Chevron begab sich am ersten Morgen nach der Landung mit dem Bruder Attalus zum Häuptlinge von Beq, und bat um Aufnahme und Schutz. Die heidnischen Häuptlinge versammelten sich, und bewiesen sich gegen die Missionäre freundschaftlich. Aber alsbald lief ein mit Drohungen begleiteter Befehl des protestantischen Häuptlings von Niukalofa ein, die Fremdlinge fortzuschicken. Nicht die Macht dieses Häuptlings an und für sich, sondern seine Verbindung mit dem Könige von Vavao machte die von Bea unschlüssig; jedoch erklärten sie, die Fremdlinge nicht ohne Grund vertreiben zu wollen. Das genügte dem Pater Chevron. Er blieb in Bea, und so war die Mission von Tonga begründet. Pompallier versprach, bald eine Verstärkung zu senden, und kehrte, nachdem er 13 Monate auf seiner Reise zugebracht hatte, nach Neuseeland zurück**).

Die Protestanten geriethen, als das, was sie lange mit großer Besorgniß vorhergesehen hatten, nun wirklich in Erfüllung gegangen war, in große Bewegung. Wiederholt ergingen heftige Drohungen an die heidnischen Häuptlinge, mit der Aufforderung, die Katholischen Missionäre zu vertreiben; so daß diese in Erwartung eines neuen Krieges die Feste Bea in Vertheidigungszustand setzten. „Wenn wir, sagte bei dieser Gelegenheit ein Häuptling, als Heiden die Bekehrten angriffen, um sie zu zwingen, ihre Prediger fortzujagen, so wäre das begreiflich; daß aber Christen uns angreifen, weil wir den wahren Missionär aufnehmen, der aus Liebe zu uns Alles verlassen hat, und hierher kam, uns zu lehren, demselben Gott, den sie anbeten, zu dienen, das ist unbegreiflich***). Der Protestantismus hatte auf Tonga viele

*) Annal. 1843. V. 56—57.

**) Annal. 1843. V. 57—58.

***) Annal. l. c. 58.

Jahre hindurch ganz unbelästigt durch die Aufsicht der gebildeten Europäischen Nationen gewirkt, und außer den vielen blutigen Schlachtfeldern eine Menge Spuren von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung zurückgelassen; darum machte die Milde und Freundlichkeit der Katholischen Missionäre überall einen wohlthätigen Eindruck, ohne daß man darum schon geneigt war, ihre Lehre anzunehmen. Selbst der Fatafei schenkte dem Chevron großes Zutrauen. Dieser Fürst lebte, nachdem der König Georg sich von Vavao unabhängig gemacht, und dann die regierende Familie Finau auf treulose Weise auch der Herrschaft dieser Insel beraubt hatte, wieder auf Tongâ, wo er eine Art von Anerkennung fand, und deshalb in den Berichten des Paters Chevron „Oberkönig" genannt wird.

Im Oktober kam der Pater Hieronymus Grange von Neuseeland nach Tonga, und nahm beim Pater Chevron in Bea seinen Wohnsitz*). Er fand die ganze Insel noch in großer Aufregung. Man erwartete mit jedem Tage den Ausbruch des Krieges. Doch scheint die starke Befestigung von Bea die protestantische Parthei von einem Angriffe abgeschreckt zu haben, so daß allmählig eine Beruhigung der Gemüther eintrat. Dennoch aber fand die Religion äußerst schwer bei diesem Volke Eingang. Die Tonganer selbst sind ein stolzes Volk, das die Fremden verachtet. Ihre Insel ist der Mittelpunkt der Erde; alle aus der Fremde ankommenden Menschen sind ihnen nur Barbaren. Zudem hatten sie die Europäer bereits von so unvortheilhafter Seite kennen gelernt, daß sie eine große Verachtung gegen sie im Herzen trugen. Die Katholischen Missionäre hatten sie nur aufgenommen, weil sie es für schimpflich hielten, die Gastfreundschaft zu verletzen. Dieselben mußten daher oft genug die Worte hören: „Sie sind Fremde; sie kommen, das Beste, was wir haben, wegzuessen, und sich über uns lustig zu machen, bis sie zuletzt unser Land erobern." Jenes kindliche Hingeben an den höher gebildeten Fremden, das wir auf allen andern Inseln der Südsee fanden, war hier nicht mehr zu bemerken, und viele der schönsten Züge im Charakter der Insulaner waren durch die Schuld der

*) Annal. 1845. I. 15—16.

Europäer bereits verwischt. Bei alle dem aber blieben die Tonganer ein sehr tüchtiges und verständiges Volk, von dem, wenn es einmal nach selbstständiger Prüfung den Katholischen Glauben angenommen haben wird, noch immer Großes erwartet werden kann. Das Erste, was daher die Missionäre sich zu erwerben hatten, war Achtung vor ihrer Person. Man unterschied sie bald von den protestantischen Predigern. In Bea versammelte sich eine kleine Anzahl zu ihrer Predigt und zu ihrem Unterrichte, und es dauerte nicht lange, so hatten sie in jedem Stamme der Insel einige Anhänger. Als sie einen Stamm, der 4 Stunden von Bea entfernt wohnt, das erste Mal besuchen wollten, wurden sie mit Pfeifen und Zischen aufgenommen, und kein Bewohner des Dorfes wollte den Ermüdeten, und von Sonnenhitze Erschöpften ein gastliches Obdach gewähren. Im Jahre 1843 hatten sie jedoch schon sechs Täuflinge unter diesem Stamme, und standen mit den übrigen Einwohnern im freundlichen Vernehmen. Sie besuchten auch den protestantischen Theil der Insel, und wurden zu Niukalofa mit Steinwürfen empfangen. Aber es gelang ihnen, mit dem Häuptlinge Tubo selbst in persönliche Beziehung zu treten, was die Folge hatte, daß dieser sie gütig bei sich aufnahm, und sein Volk aufforderte, ihnen mit Achtung zu begegnen*). Bei der nahen Verbindung Tongas mit Hapai und Vavao konnte es nicht fehlen, daß nicht einzelne Bewohner dieser Inseln die Katholische Religion kennen lernten und lieb gewannen. Da der König Georg wohl sah, daß seine ganze usurpirte Macht erschüttert werden könne, wenn die von seinen Inseln vertriebenen Familien auf Tonga den Katholischen Glauben annähmen, so kam er selbst nach letzterer Insel herüber, um die Protestanten zur kräftigsten Gegenwehr zu ermuntern, und einen der Seinigen, der Katholisch geworden war, zur Rückkehr in die Heimath zu zwingen. Das Letztere jedoch gelang ihm nicht**).

Bis zum Sommer 1843 waren 25 Personen, jedoch meistens in Todesgefahr, getauft. Am Feste Petri und Pauli den 29. Juni empfingen auf einmal 30 Erwachsene das Sakrament

*) Annal. 1845. I. 19.

**) Annal. l. c. 17—18.

der Wiedergeburt, und somit war die erste Gemeinde gebildet. Es befanden sich unter den Täuflingen neun Familienväter, aber nur drei Frauen. Mehre von diesen waren Protestanten gewesen. Zum Baue einer Kirche in Bea hatten sich die Heiden mit den Christen vereinigt. Dieselbe ist von Holz erbaut, und hat eine Länge von 72, eine Breite von 30 Fuß. Zwölf Säulen von festem Holze tragen ein 30 Fuß hohes Gewölbe, das von den Insulanern aufs kunstvollste geschmückt worden war. Der feierlichen Kirchweihe wohnten 600 Tonganer bei. Ein feierlicher Segen am Abend schloß diesen denkwürdigen Tag. Die Achtung, welche die Missionäre schon bei vielen Insulanern genossen, wurde durch einen ganz besonderen Umstand noch vermehrt. Der große Komet, der im Jahre 1843 erschien, und in den schönen Nächten der Tropenländer einen wunderbaren Glanz verbreitete, erregte auf Tonga eine große Bestürzung der Gemüther. Man befragte die protestantischen Prediger; diese aber wußten keinen Aufschluß über die Erscheinung zu geben. Der Kapitain eines Englischen Schiffes, das auf der Rhede lag, war auch zweifelhaft, und rieth den Insulanern, zu den Katholischen Missionären zu gehen; denn diese seien gelehrt, und würden im Stande sein, ihnen Aufschluß zu geben. P. Grange erklärte den Abgeordneten, die Erscheinung sei ein Komet; er habe schon dreimal einen solchen gesehen. Er zeigte ihnen einen Himmelsatlas, und bestimmte die Zeit, wann der Komet ganz über dem Horizont stehen müsse. Das erregte großes Staunen; und 14 Tage hindurch dauerte das Herzuströmen der Neugierigen aus allen Theilen der Insel, die alle in dem Buche des Paters Grange den Kometen sehen, und seine Beschreibung hören wollten. Dieser Vorgang konnte nicht anders, als sehr günstig für das Gedeihen der Mission wirken. Aber die Folgen würden noch viel erspießlicher gewesen sein, wenn nicht ein anderer Umstand die Achtung, welche die Insulaner den Missionären bereits zollten, wieder gemindert hätte. Das war nämlich ihre äußerste Armuth. Schon im zweiten Jahre waren sie auf der Insel, und noch war kein befreundetes Schiff wieder nach Tonga gekommen. Ihre Kleidung war völlig abgenutzt, und oft litten sie den empfindlichsten Hunger. Es war immer mißlich, die Eingebornen um Nahrungsmittel anzugehen,

weil diese dadurch in der Meinung, die Missionäre wären arme Verbannte, oder gar von ihrer Heimath ausgestoßene Verbrecher, nur noch mehr bestärkt wurden. Ein Häuptling, der ihnen Wohnung gegeben hatte, betrachtete sie dafür als seine Sklaven, und verlangte von ihnen die erniedrigendsten Dienste. So wuchs die Verlegenheit der Missionäre mit jedem Tage, bis im Herbste 1843 der Bischof von Amata auf seiner Reise nach Wallis und Neucaledonien mit dem Kriegesschiffe Bucephalus hier anlangte. Ein Begleiter des Bischofs schreibt: „Beim Anblicke der großen Armuth, worin wir die Missionäre trafen, wurden wir bis zu Thränen gerührt*).“ Der Bischof versah sie mit dem Nöthigsten, und besuchte in Begleitung der Offiziere fast alle Häuptlinge der Insel. Die letzteren wurden an Bord des Schiffes bewirthet. Auch Tubo, der protestantische Häuptling war dort. Bei der Tafel äußerte er: „Wir sind noch zu wenig unterrichtet, um entscheiden zu können, welches die wahre Religion sei; es wäre wünschenswerth, wenn eine öffentliche Besprechung veranstaltet würde, damit Jeder wissen könnte, nach welcher Seite er sich entscheiden solle.“ Die Katholiken erwiederten, daß ihre Priester wiederholt eine Gelegenheit dazu gesucht hätten, daß sich aber die protestantischen Prediger bei ihrer Ankunft im Innern ihrer Häuser verschlössen. Die Anwesenheit des Schiffes hob das Ansehn der Missionäre nicht wenig, so daß bald auf der Insel Tonga die Zahl der Getauften hundert, die der Katechumenen zweihundert betrug**). Dagegen aber verdoppelten die protestantischen Prediger auch ihre Anstrengungen, um dem Volke Mißtrauen gegen die Katholischen Missionäre einzuflößen. Sie benutzten die Anwesenheit des Französischen Kriegesschiffes, um überall den Verdacht zu verbreiten, als wolle Frankreich mit Nächstem die Insel besetzen. Die Französischen Priester wurden als politische Emissäre bezeichnet, und die Besetzung von Taiti zum Beweise, wie begründet diese Furcht sei, angeführt. Bei einem auf seine Nationalität so eifersüchtigen Volke, als die Tonganer sind, wirkte dieses Mittel, die Katholischen Missionäre auch

*) Annal. 1845. I. 29—30.
**) Annal. 1845. I. 31.

bei den Heiden zu verdächtigen, und den Fortschritt der Religion zu hemmen, mehr, als alles andre, was man bisher angewendet hatte. Dennoch aber machte der Glaube, wenn auch nur langsam, beständige Fortschritte. Die von der Insel Wallis mit herübergekommenen Gläubigen leisteten hierbei vortreffliche Dienste. Sie ließen sich, auch wohl mit einzelnen bekehrten Familien vereint, unter den heidnischen oder protestantischen Stämmen nieder, und suchten rund um sich her den Katholischen Glauben zu verbreiten. So gelang es zwei neubekehrten Eheleuten, in einem bisher ganz heidnischen Stamme 40 Personen zu bekehren, die sich ganz nach ihnen bildeten*). Der Glaube faßte nun wohl an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit festen Fuß, aber an eine Bekehrung großer Massen konnte noch nicht gedacht werden. Selbst diejenigen, die auf die Seite der Missionäre getreten waren, machten oft so große Eingriffe in deren Rechte, daß dieselben all ihre Auktorität gebrauchen mußten, um nicht unter die Vormundschaft der Häuptlinge zu gerathen. Einer der mächtigsten Männer der Insel, wahrscheinlich der Häuptling von Bea, untersagte öffentlich bei einem großen Volksfeste allen Getauften jede Theilnähme am Tanze, während er den andern das Tanzen gebot. Die Missionäre aber hatten früher gewisse anständige Tänze für erlaubt erklärt, während die Protestanten jeden Tanz für eine Todsünde hielten. Darum traten Chevron und Grange vor der ganzen Versammlung auf, und widersprachen dem Häuptlinge. Dieser aber sprang auf, und rief mit zorniger Stimme: „Was meinen denn die zwei Weißen? Hat sie nicht die Meereswelle an unser Ufer geworfen? Bei wem wohnen sie? Haben sie nicht bei mir ihre Herberge?“ Da erhob sich Einer von ihnen, und sprach vor dem ganzen Volke: „Ja wohl wohnen wir bei Dir, und dafür sind wir Dir Dank schuldig. Aber wisse, daß wir nicht hier sind, um Deinen Willen zu thun, sondern Dir und Deinem Volke die Wege des Heiles zu zeigen. Heißest Du uns gehen, gut, so sind andere Häuptlinge bereit, uns aufzunehmen. Anderen Weißen magst Du gebieten, nicht aber denen, die vom Allerhöchsten gesendet sind. Wir werden

*) Annal. 1846. I. 29.

mit dem Segen, den wir bringen wollten, fortgehen, und nur den Fluch Gottes hinter uns lassen." Da senkte der Häuptling den Kopf, und schwieg. Am Abende kam er, und warf sich weinend den Missionären zu Füßen. Diese aber nahmen ihn mit gewohnter Freundlichkeit auf, und versicherten, daß Alles vergessen sei. Ganz bewegt sagte er: „Unsre Voreltern waren böse, und wir sind wie sie. Befehlet in Zukunft nur, und ihr sollet sehen, ob ich nicht zu gehorchen weiß*)." Dieser Vorfall zeigt uns, wie viel gute Keime trotz aller Verderbniß noch immer in diesen Naturen schlummern, die, wenn einmal das Christenthum den Sieg wird errungen haben, noch eine schöne Zukunft hoffen lassen.

Seit der Errichtung des Apostolischen Vikariats von Central-Oceanien war Tonga zum Sitze des Bischofs ausersehen. Sobald daher auf Wallis eine gehörige Zahl von Priestern angekommen war, beschloß der Bischof Bataillon, eine größere Rundreise durch seinen Sprengel zu machen. Er verließ auf dem gemietheten Französischen Schiffe Adolph am 11. Juni 1844 seinen bisherigen Aufenthalt, besuchte zuerst Futuna, und gelangte nach einer Fahrt von 22 Tagen nach Tonga**). Sein Erscheinen bewirkte hier nicht die Wunder, die sonst das Auftreten eines Bischofs unter den Südseevölkern zu begleiten pflegen. Die Ursache davon lag theils darin, daß die Mission selbst noch nicht weit genug gediehen war, theils auch in dem Umstande, daß der Bischof und alle seine Priester Franzosen waren, die seit der Besetzung von Taïti und den Markesen nur ungern unter den Südseevölkern des helleren Stammes gesehen werden. Die Englischen und Americanischen Missionäre wußten diesen Umstand trefflich zu benutzen, um dem schnelleren Vordringen der Katholischen Religion in diesem Archipel einen wirksamen Damm entgegenzusetzen***). Dennoch aber war die Anwesenheit Bataillons auf Tonga nicht fruchtlos. Die bereits Gewonnenen wurden gestärkt, die Neuunterrichteten getauft, und 60 Insulaner

*) Annal. 1846. I. 23.
**) Annal. 1846. I. 33.
***) Annal. 1846. I. 14.

ließen sich neu zum Unterrichte anschreiben. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen entfernte sich der Bischof wieder, nachdem er sich das Dorf Mua mitten unter den Heiden zu seinem künftigen Aufenthaltsorte ausgewählt hatte *). Er sah ein, daß, um Tonga zu bekehren, größere Anstrengungen, als bisher, gemacht werden müßten. Vor allem leuchtete ein, daß den Missionären in zeitlicher Hinsicht eine unabhängigere und würdigere Stellung verschafft werden müsse, weil sie sonst den Launen der Einwohner zu sehr preisgegeben, in ihrem Wirken gehemmt würden, und sogar oft die drückendste Noth leiden müßten. Man glaubte, durch Tauschhandel am leichtesten sich die Lebensbedürfnisse verschaffen zu können. In welcher Weise dieser Tauschhandel geführt werden solle, darüber wird am Schlusse dieses Werkes die Rede sein. Dann auch erkannte man, daß zur Gewinnung eines bleibendern Einflusses der Beginn einer regelmäßigen Bodenkultur, und die Anlegung fester Wohnsitze und steinerner Kirchen nothwendig sei. Über ein Drittes, was wenigstens sehr wünschenswerth wäre, später noch ein Wort **). Der Bischof scheint bereits mit dem Pater Calinon seinen bleibenden Wohnsitz auf Tonga genommen zu haben ***). Der Glaube macht beständige Fortschritte †), obschon er noch immer mit großen Hemmnissen zu kämpfen hat. Daß die Gegner des Katholischen Glaubens gerade hier alle ihre Kraft zum Widerstande aufbieten, kann um so weniger befremden, da auf Tonga es sich entscheiden wird, welche Religion in der nächsten Zukunft in Central-Oceanien das Übergewicht haben soll.

f. Die Mission auf den Vitiinseln.

Von diesen noch wenig bekannten Inseln ist bereits früher gesprochen. Ihre Einwohnerzahl ist schwerlich mit irgend einer Genauigkeit zu bestimmen, da sie sehr verschieden angegeben wird. Am wahrscheinlichsten nimmt man sie zu 200,000 Seelen an, ob-

---

*) Annal. 1846. I. 32. V. 40.

**) Vergl. Annal. 1846. V. 25—43.

***) Annal. l. c. 40.

†) Annal. l. c. 41.

wohl es sehr wohl möglich ist, daß selbst diese Annahme bei näherem Bekanntwerden der Inseln noch als viel zu hoch erscheinen wird. Sicher kann man rechnen, daß die Vitiinseln für sich allein mehr Bewohner haben, als alle übrigen Inseln von Central-Oceanien zusammen. Die Protestanten haben hier namentlich auf den kleinern östlichen Inseln durch Eingeborne, die sich auf Tonga, Hapai und Vavao aufhielten, und dort mit den Missionären in Berührung kamen, Eingang gefunden, und an verschiedenen Punkten Missionen gegründet. Katholischer Seits waren es der Pater Chevron und der Bruder Attalus, die, auf der Reise von Neuseeland nach Wallis und Futuna begriffen, zu Anfang des Jahres 1840 zuerst diese Inseln betraten, und, nachdem sie bei der Hauptinsel der Gefahr des Schiffbruches entgangen, die ganze Gruppe untersuchten*). Eine Mission dahin konnte aber noch nicht eröffnet werden, theils weil es an Priestern fehlte, theils weil man auf den Inseln selbst noch gar keinen Anknüpfungspunkt fand. Als aber die Mission auf Tonga festen Fuß gefaßt hatte, wurde auch alsbald eine Mission nach Viti beschlossen. Der Bischof Bataillon fand auf Tonga vier Vitiinsulaner, die den Katholischen Glauben angenommen hatten. Diese nahm er mit sich, als er im Sommer 1844 von Tonga aus die Vitiinseln besuchte. Er landete zuerst bei der Insel Namuka, dessen Einwohner durch Insulaner von Tonga und Vavao zum Theile für den Protestantismus gewonnen waren, ohne doch etwas mehr, als allgemeine Begriffe vom Christenthume zu besitzen. Der Bischof hatte nicht vor, hier zu bleiben. Aber viele Einwohner kamen auf das Schiff, und baten so dringend um Missionäre, daß er sich entschloß, die Patres Roulleaux und Breheret auf Namuka zurückzulassen, mit der Weisung jedoch, daß, wenn ein anderer Punkt der Inselwelt ihnen eine reichere Erndte in Aussicht stellte, sie sich dorthin begeben sollten. Bei ihnen blieb der Bruder Annet, ferner zwei Katecheten aus Wallis, und die vier bekehrten Vitier. Diese neun Personen bildeten den ersten Stamm der Katholischen Kirche in diesem bevölkerten Inselreiche. Die Einwohner von Namuka hatten dem Bischofe erklärt, wenn er

*) Annal. 1842. III. 34—42.

ihnen Missionäre ließe, den Katholischen Glauben annehmen zu wollen*).

Weitere Nachrichten sind von dieser Mission, die einer sehr großen Ausdehnung fähig ist, da fast alle Einwohner sich noch zum Heidenthume bekennen, noch nicht eingegangen. Eben so wissen wir noch nicht, ob es dem Bischofe schon gelungen ist, auf den Schifferinseln eine Mission zu gründen. Jedenfalls muß die Mission von Central-Oceanien, die von einem so kleinen Punkte aus begonnen worden ist, und bis 1840 nur zwei, bis 1844 etwa zehn Priester zählte, in neuester Zeit bedeutend an Ausdehnung gewonnen haben, da ihr fortwährend große Unterstützungen zufließen. Zu Anfangs Octobers 1844 gingen vier Priester aus der Gesellschaft Mariä auf der Corvette „Heroine" nach Central-Oceanien unter Segel**). Im December 1844 reiseten abermals zwölf Mitglieder derselben Gesellschaft, darunter mehre für Central-Oceanien bestimmt, zu der Südsee ab***). Im November 1845 verließen dreizehn Maristen auf dem Schiffe Arche d'Alliance Havre. Acht von ihnen waren für Mitteloceanien und Neucaledonien bestimmt†). Die Zahl der Missionäre muß gegenwärtig wenigstens 25—30 betragen, und wird noch immer vermehrt, so daß zu erwarten ist, daß das Apostolische Vicariat von Central-Oceanien in der nächsten Zukunft bedeutend wachsen wird, wenngleich gerade hier der heftigste Gegenkampf von Seiten des Protestantismus zu erwarten steht.

---

§. 8.

Die Mission von Neu-Caledonien.

Errichtung des Apostolischen Vicariats daselbst.

Nachdem aus dem großen Apostolischen Vicariate von West-Oceanien diejenigen Theile, in denen die protestantischen Missio-

*) Annal. 1846. I. 34.
**) Annal. 1844. VI. 68.
***) Annal. 1845. I. 61.
†) Annal. 1846. I. 67. u. s. w.

näre seit vielen Jahren festen Fuß gefaßt hatten, ausgeschieden, und zu zwei eignen Sprengeln erhoben worden waren, verbreitete sich die Katholische Missionsthätigkeit mit großer Schnelligkeit auch über die mehr nordwärts gelegenen Inseln, welche, wenn man einige Versuche der Spanischen und Deutschen Missionäre abrechnet, noch nie der Fuß eines christlichen Missionärs betreten hatte. Alle diese Inseln sind von Negritos bewohnt, mit Ausnahme der Carolinen und Mulgravesinseln, auf denen die hellere Ainoische Bevölkerung, obwohl mit Negern untermischt, die überwiegende ist. Nur auf den südlichsten und westlichsten Negerinseln ist ein an manchen Orten nicht unbedeutender Bestandtheil von Ainoischer Bevölkerung den Negern beigemischt.

Der erste Punkt, worauf die Missionsgesellschaft ihr Augenmerk warf, war Neu-Caledonien, theils weil diese Insel von allen Negerinseln den südlich am meisten vorgeschobenen Posten bildet, theils weil sie ihrer Ausdehnung und Lage wegen eine vorzügliche Wichtigkeit hat. Die Größe mag 300—360 □Meilen betragen. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 50,000, eine Angabe, die vielleicht bei näherer Untersuchung des Landes sich als noch zu hoch herausstellen dürfte. Mit Tonga unter fast gleicher Breite liegend mußte Neu-Caledonien bei der immer weiteren Ausdehnung der Kolonisation an der Ostküste von Neuholland schon in nächster Zukunft in den Bereich der Schifffahrt kommen, und dem Einflusse der Europäischen Kultur sich öffnen. Bis dahin war aber das Land fast gar nicht bekannt; nur einzelne Küstenpunkte waren von Europäern auf kurze Zeit besucht worden. Die Katholischen Missionäre sind die ersten Europäer, die bleibend hier ihren Sitz genommen, und nähere Nachrichten über das Land gegeben haben. Selbst die Englischen und Americanischen Matrosen, die auf allen oceanischen Inseln des weißen Stammes sich niedergelassen haben, wagten sich nicht hierher.

Der Papst Gregor XVI. erhob im Jahre 1843 Neu-Caledonien zu einem eignen Apostolischen Vicariat, und übertrug die Mission dahin dem Priester Douarre aus der Kongregation der Maristen. Derselbe wurde zu Rom unter dem Titel eines Bischofs von Amata i. p. geweiht, und segelte am 4. Mai 1843 auf der Französischen Fregatte Urania von Toulon ab. Eine

zahlreiche Gesellschaft von Missionären begleitete ihn *). Die ganze Geistlichkeit von Toulon folgte dem Bischofe bis zum Hafen, wo Tausende von Menschen versammelt waren, und kniend um seinen Segen baten. Die Urania hatte auch den neuen Gouverneur von Taïti, Bruat, an Bord. Zu Valparaiso wurden die Missionäre mit der gewohnten Herzlichkeit empfangen. Der Bischof firmte dort 5,000 Menschen, und taufte einen jungen Oceanier von den Markesasinseln. Von da segelte das Schiff nach Sta. Christina, der Hauptinsel der südlichen Markesasgruppe, wo sie die Mission im Aufblühen begriffen fanden. Unter einem uralten Baume wurde ein feierliches Amt gehalten, dem die Insulaner und die Mannschaft des Schiffes beiwohnten. Von da ging die Reise nach Nukahiva, wo der Admiral Dupetit Thouars mit den fünf Fahrzeugen seines Kommandos anwesend war. Derselbe stellte dem Bischof sogleich ein Kriegesschiff, den Bucephalus unter dem Kapitain La Ferrier Behufs der Weiterreise zur Verfügung. Fünf Missionäre blieben auf den Markesen zurück. Am Tage Mariä Opferung waren sie im Angesichte von Tonga-tabu, wo sie die Missionäre Chevron und Grange fanden, und mit allem Nöthigen unterstützten. Im Anfange Decembers gingen sie in Wallis vor Anker, wo Douarre den Bataillon zum Bischof von Enos weihete, und sich dann zu seiner Mission nach Neu-Caledonien vorbereitete. Auf Wallis blieben abermals drei Priester aus der Gesellschaft des Bischofs; dafür beschloß Douarre aber, den Pater Viard, welcher der oceanischen Sprachen sehr kundig war; mit sich zu nehmen. Außerdem blieben nur der Priester Rougeyron und die Brüder Tavagnat und Marmoiton bei ihm. Am 21. December 1843 landete der Bucephalus an der Rhede Ballade auf der Südostküste von Neu-Caledonien **). Der Bischof warf sich mit seiner Begleitung auf den Boden, und nahm im Namen der Kirche von diesem neuen Lande Besitz. Am Weihnachtstage wurde auf einem unter freiem Himmel aufgeschlagenen Altare zum ersten Mal in dieser Weltgegend das h. Meßopfer dargebracht. Die Mannschaft

*) Annal. 1845. I. 26.
**) Annal. 1845. I. 34—38.

des Schiffes sang: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden", während zahlreiche Wilde mit tiefem Schweigen der heiligen Feier, die für sie nicht unverständlich war, beiwohnten.

Die Insel ist von einzelnen Stämmen bewohnt, die von eignen Häuptlingen regiert werden. Die Stämme des südlichen Theiles der Insel stehen unter dem Oberhäuptling von Budet, einem Orte im Innern der Insel, etwa 12 Stunden von Port-Ballade. Ob sein Einfluß sich vielleicht über die ganze Insel erstreckt, ist noch ungewiß. Der Häuptling am Port-Ballade nahm den Bischof freundlich auf, und wies ihm einen Platz zum Baue eines Hauses und einer Kapelle an. Die Missionäre hatten Sämereien und Weinreben aus Europa mitgebracht, welche die Brüder im Garten säeten und pflanzten. Die Schiffsmannschaft half bei der Errichtung eines hölzernen Hauses. Da der Bischof hörte, daß zu Budet im Innern ein Oberhäuptling wohne, beschloß er schon im Anfange Januars, sich dahin zu begeben. Einige Wilde begleiteten ihn, und so drang er mit dem Pater Rougeyron schon tiefer in das unbekannte Land vor. Er fand im Innern hohe, kahle Berge, aber ziemlich weite und einiger Maßen angebauete Thäler mit guten Weideplätzen. Der nutzbaren Pflanzen waren wenige: an vierfüßigen Thieren fehlte es fast ganz. In den langen Querthälern flossen bedeutende, wasserreiche Flüsse, was auf die Höhe der Berge schließen läßt. Einen, über den man nur schwimmend zu setzen vermochte, vergleicht Douarre an Breite mit der Seine. Der Oberhäuptling nahm den Besuch des Bischofs sehr gut auf, und bat ihn dringend, einen Priester bei ihm wohnen zu lassen. Der Bischof ließ den Rougeyron zu Budet zurück, und ging allein mit seinen Wilden wieder nach Port Ballade, wo die Missionäre ihre kleine Wohnung bezogen. Die Sprache der Neu-Caledonier fanden sie sehr schwer, so daß sie es erst in anderthalb Jahren dahin brachten, sich einiger Maßen geläufig ausdrücken zu können. Es fehlte ihnen ein Dolmetscher, so daß sie oft große Mühe hatten, um auch nur die Bedeutung Eines Wortes zu lernen. Dabei fanden sie den Charakter der Insulaner bei weitem nicht so gut, als den des helleren Stammes. Sie waren im höchsten Grade diebisch, so daß die

Missionäre täglichen Beraubungen ausgesetzt waren. Dabei waren sie so träge, daß sie das fruchtbare Land fast unbebaut liegen ließen. Die wenigen Nahrungsmittel waren in drei Monaten aufgezehrt; für die übrige Zeit des Jahres wurde nicht gesorgt. Im vierten Monate begann schon die Noth, die dann bald eine kaum zu beschreibende Höhe erreichte. Die Insulaner verzehrten in dieser Zeit, um ihr Leben zu fristen, die ekelhaftesten und unverdaulichsten Gegenstände. Oft schaffte ein glücklicher Fischfang ihnen Lebensmittel, die aber dann in kürzester Zeit verschlungen wurden. In der äußersten Noth bekriegte ein Stamm den andern, um Gefangene zum Fraße zu gewinnen, und zerstörte dabei auf die unsinnigste Weise die Pflanzungen. Selbst die Brodfruchtbäume und Kokuspalmen wurden bei dieser Gelegenheit nicht verschont. Die Missionäre, die einen solchen Zustand des Landes nicht erwartet hatten, kamen dadurch in die äußerste Noth. Sie hatten nur wenige Vorräthe vom Schiffe bekommen, und diese waren sehr bald durch die zahllosen Ratten zerstört. Anfangs erhielten sie Lebensmittel von den Insulanern, aber bald hatten diese selbst Mangel, und wollten nicht mehr geben. In der dringendsten Verlegenheit brachen sie die Perlen von ihren Meßkelchen, und tauschten dafür Lebensmittel ein. Als auch diese zu Ende waren, geriethen sie wiederholt in Gefahr, zu verschmachten. Harte Kohlstrünke, die der Bruder noch im Garten fand, waren einmal die Nahrung für einen ganzen Tag. Am Feste des heil. Franz Xaver im Jahre 1844 waren sie dem Verhungern nahe. Da erschienen unerwartet Leute aus einer Entfernung von drei Stunden, die ihnen Lebensmittel brachten. Als diese die Yamswurzeln vor ihnen hinwarfen, blickte Rougeyron den Bischof an, und beide konnten sich der Thränen des Dankes nicht enthalten. Dazu war ihr Leben wiederholt in Gefahr. Der Pater Rougeyron entging einmal nur mit harter Verwundung einem Angriffe durch einen im Hinterhalte versteckten Wilden. Gegen den Bischof wurden Steine geschleudert, und wiederholt die Lanzen erhoben. Im November 1844, als die Missionäre eben großen Mangel an Lebensmitteln hatten, brachte ein Insulaner einen großen Fisch, worüber sie sich nicht wenig freueten. Kaum hatten sie aber davon genossen, als sie wahrnahmen, daß sie alle zusammen

vergiftet sein. Ohne alle Hülfe, verlassen von allen Menschen, lagen sie auf ihren Lagern, und nahmen zum Gebete ihre Zuflucht. Nachdem sie große Leiden ausgestanden hatten, konnten sie erst in der vierten Woche sich erholen. Endlich am 28. September 1845 erschien ein Französisches Schiff, dessen Anblick sie mit außerordentlicher Freude erfüllte. Es war die Kriegescorvette „der Rhein" unter Kapitain Berard, der sie mit allem Nöthigen versah. Die Mannschaft des Schiffs bauete eine Kapelle. Die Missionäre hatten ihren Wohnort von Mahamata, welches am Port Ballade liegt, eine halbe Stunde landeinwärts nach dem Dorfe Baiao verlegt, wo auch die neue Kapelle zu stehen kam. Sie hatten schon angefangen, Rundreisen bis tief ins Innere der Insel zu machen. Während sie hinsichtlich der Sprache auf große Hindernisse stießen, wurde ihnen plötzlich eine ganz unerwartete Erleichterung zu Theil. Sie fanden nämlich auf Caledonien eine Anzahl Walliser, die vor Zeiten wegen politischer Partheikämpfe ihre Insel verlassen, und, nachdem sie lange von Insel zu Insel umhergeirrt waren, endlich auf Caledonien eine neue Heimath gefunden hatten. Diese schlossen sich bald an Pater Viard an, und wurden seine Freunde. Durch sie erlernte er die Sprache, stellte ein Lexicon zusammen, und hatte bald das Vater Unser, den Englischen Gruß, die Zehn Gebote und das Apostolische Glaubensbekenntniß übersetzt. Dann wurden auch Gesänge in Caledonischer Sprache verfaßt. Dieselben brachten auch bei den Negritos eine außerordentliche Wirkung hervor. — Ein krankes Kind, das unter dem Namen Joseph getauft wurde, genas alsbald. Die Frau des großen Häuptlings von Koko wurde auf dem Todesbette getauft, und erhielt den Namen Maria. Am Tage Mariä Himmelfahrt kamen zwanzig Insulaner, um dem h. Meßopfer beizuwohnen; sie hatten schon einige Kenntniß vom Glauben. Von jetzt an begann ein regelmäßiger Unterricht, wozu die Insulaner sich von selbst aus verschiedenen Stämmen versammelten. Etwa 15 Stunden von Port Ballade die Küste aufwärts wohnt der mächtige und kriegerische Stamm von Jeugiene. Der Häuptling war im Kriege mit einem Nachbarstamme. Pater Viard ging zu ihm, um den Frieden zu vermitteln, und der Häuptling empfing ihn, umgeben von 7—800 mit

Lanzen und Keulen bewaffneten Kriegern, mit vielen Ehrenbezeugungen. Der Friede war bald hergestellt. Dann führte der Häuptling den Viard zu seiner Wohnung, die 2 Stunden von dem Orte entfernt war. An der Hausthür empfing den Missionär die Gattinn des Häuptlings, und reichte ihm ihren Säugling dar. Der Priester nahm das Kind auf seine Arme, liebkosete es, und ertheilte ihm mit Bewilligung der Eltern die h. Taufe. Dann setzte er sich auf eine hingebreitete herrliche Matte, und es begann ein vertrauliches Gespräch über verschiedene Gegenstände. Man wünschte, daß der Missionär die Lieder sänge, die man in Baiao gehört. Sie erregten großes Entzücken. Man wollte wissen, was das Crucifix an seiner Brust bedeute, und er verkündete ihnen Vieles aus dem Leben und den Lehren des Erlösers. Allein schon brach die Nacht an, und Viard hatte sein Brevier noch nicht gebetet. Da bat er, man möge ihn eine Zeit lang zu dem großen Geiste flehen lassen um Segen und Glück für sie. Alle Anwesenden beobachteten während seines Gebetes ein tiefes Stillschweigen. Dann trug man gekochte Bananen, Pisang und Kokusnüsse auf, und setzte das Gespräch bis tief in die Nacht fort. Als Viard am andern Morgen erwachte, sah er in der Hütte die Reste eines Menschenschenkels, die am Morgen verzehrt werden sollten. Als dem Häuptlinge darüber Vorstellungen gemacht wurden, erklärte dieser, er habe nicht gewußt, daß man kein Menschenfleisch essen dürfe, und versprach, es solle von nun an Solches nicht mehr geschehen. Dann führte er den Missionär durch seine ganze Völkerschaft, bei welcher Gelegenheit alle kleinen Kinder getauft wurden. Beim Abschiede begleitete der Häuptling ihn mit einem Theile seines Stammes. Er selbst trug seinen kleinen Sohn auf dem Arme, und war beim Abschiede sehr gerührt. — Bald darauf besuchte Viard die Insel Bolabio, wo die Erwachsenen unterrichtet, und die Kinder getauft wurden. Auf Bolabio steht ein ungeheurer Fels. Er ist nach der Meinung der Neu-Caledonier der Thron des Gottes, der über die Guten und Bösen nach ihrem Tode hier Gericht hält. Am Fuße des Berges steht ein uralter Baum mit dichtem Laub, unter dem der Gott wohnt. Von da schiffte Viard uach Arama, wo er gut aufgenommen wurde, und viele Kinder taufte.

Leider wurde der Pater Viard, der gewiß zu den vortrefflichsten und glücklichsten Missionären der Südsee gehört, im Jahre 1845 nach Neuseeland, wo er zuerst gewirkt hatte, zurückberufen. Die Corvette „der Rhein" brachte ihn nach Sidney, wo er vom Erzbischofe Polding am 4. Januar 1846 zum Bischofe von Orthosia und zum Coadjutor des Bischofs Pompallier geweiht wurde, und dann zu seiner neuen Bestimmung abreisete. Die Mission von Neu-Caledonien war aber vorzugsweise durch sein Verdienst bereits fest begründet. Der Bischof von Amata und Pater Rougyron verstanden damals schon die Sprache des Landes, und begannen im Anfange Juli 1845 ihre Apostolischen Reisen auf der Insel. Das Volk war den Missionären nicht mehr fremd. Eine Anzahl Katechumenen war bereits zum Empfange der Taufe hinlänglich unterrichtet. Noch mehre hatten die wichtigsten Gebete und fromme Gesänge gelernt, und gegen 270 Kinder waren getauft. Der „Rhein" brachte neue Missionäre nach Caledonien, deren Zahl seitdem durch neue Ankömmlinge noch vermehrt sein muß, so daß zu einem Emporblühen dieser Mission alle Aussicht vorhanden ist*). Wenn es der Katholischen Kirche gelingt, sich auf dieser wichtigen Insel unter der Negerbevölkerung festzusetzen, so ist damit ein bedeutender Schritt geschehen für die Bekehrung aller Negritos der Südsee, deren Inseln viel größer, volkreicher und wichtiger sind, als die Inseln weißen Stammes. Denn alsdann können die auf Neu-Caledonien bereits geübten Missionäre sich über die andern Negerinseln verbreiten, und werden an den bekehrten Eingebornen selbst eine bedeutende Hülfe haben. Die Mission von Neu-Caledonien ist die erste bleibende Unternehmung der Art unter der Negerbevölkerung der Südsee, und wird, wenn sie Erfolg haben sollte, von einer weitgreifenden wohlthätigen Wirkung sein. Sie steht im übereinstimmenden Zusammenhange mit der Errichtung des Bisthums Perth und der beiden Apostolischen Vikariate von Sonda und Port-Essington auf dem Festlande von Australien, deren Hauptzweck ebenfalls die Bekehrung und Rettung der Negerbevölkerung ist.

---

*) Vergl. Annal. 1846. V. 7—19. 19—24.

Die neuesten Nachrichten melden, daß in der Nähe von Port-Ballade an der Küste von Neu-Caledonien die Französische Corvette „Seine“ mit 20 Kanonen in der Nacht des 4. Juli 1846 gänzlich gescheitert ist. Die Mannschaft, aus etwa 200 Köpfen bestehend rettete sich nur mit Mühe auf Kähnen zur Küste. Die Missionäre waren sogleich bemüht, Lebensmittel und Unterkommen für die Gestrandeten zu versorgen. Die Kranken und Schwachen wurden durch ein Englisches Schiff nach Sidney gebracht; die Übrigen sollen, dem Vernehmen nach, durch ein Französisches Kriegesschiff abgeholt werden.

---

§. 9.

Die Mission auf den Salmonsinseln.

Errichtung des Apostolischen Vikariats von Melanesien und Micronesien.

Das zweite Inselreich mit Negerbevölkerung, welches aus dem Apostolischen Vikariat von West-Oceanien ausgeschieden, und zu einem eignen Apostolischen Vikariate erhoben wurde, waren die Salmonsinseln, die zusammen zwischen 4—500 □M. groß recht eigentlich in der Mitte der Negerinseln liegen, und nach Osten und Nordosten mit den Mulgravesinseln und den Carolinen in Verbindung stehen. Die Mission dahin übertrug der Papst Gregor XVI. dem Johannes Baptista Epalle, einem Priester aus der Kongregation Mariä. Derselbe war 1809 zu Marlhes in der Diözese Lyon geboren, hatte vier Jahre als Missionär auf Neuseeland gewirkt, und war, vom Bischofe Pompallier zum Provikar ernannt, in Angelegenheiten der Neuseeländischen Mission zu Ende des Jahres 1842 nach Rom gekommen. Dort wurde er zum Apostolischen Vikar für die Salmonsinseln bestimmt, und am 21. Juli 1844 zum Bischof von Sion in P. geweiht. Der neue Sprengel bekam den Namen Melanesien und Micronesien. Die Abreise Epalles zu seiner Bestimmung verzögerte sich um mehr als sechs Monate, weil er kein Schiff

fand, das diese unbekannte Inselwelt besuchte. Endlich schiffte er sich am 2. Februar 1845 zu London nach Sidney ein. Ihn begleiteten 13 Missionäre, darunter 7 Priester. Zu Sidney miethete sich Epalle auf ein Englisches Schiff ein, das des Handels wegen die Salmonsinseln besuchen wollte. Der Kapitain und die ganze Mannschaft waren mit wenigen Ausnahmen Protestanten.

Am 1. December 1845 war das Schiff im Angesichte von San-Christoval, der südöstlichsten Insel des Salmonarchipels. Am 2. December warf das Schiff Anker in einer bisher unbekannten Bai unterm 159° östl. Länge, und dem 10° 13′ süd. B. An den verschiedenen Buchten dieser Bai lagen Wohnungen gruppirt, die dem Ganzen fast das Ansehen einer Stadt gaben. Der Bischof stieg mit zwei Missionären und vier Englischen Matrosen ans Land, und untersuchte die Ufer der Bai. Das Land hatte überall kleine Berge, doch nirgends eigentliche Bergketten; es hatte frisches Wasser, und schien fruchtbar. Die Einwohner schienen nicht feindlich gestimmt. Doch wollte der Bischof nicht hier bleiben, sondern sich lieber im Mittelpunkte seines Sprengels niederlassen. Das Schiff segelte also die Ostküste von San-Christoval und von Guadalcanar entlang, und erreichte am 12. December die Hauptinsel Isabella. Beim Einlaufen in die Bai „der 1000 Schiffe" kamen gegen 300 Neger auf 60 Fahrzeugen auf das Schiff zugefahren. Sie hatten ein kräftiges Ansehn, ihr Blick war voll Feuer und Leben, ihre Bewegungen rasch und gewandt. Sie luden die Schiffsmannschaft ein, zu landen. Auf die Anzeige aber, daß sie zum Hafen „Astrolabe" sich begeben wollten, schlugen sich die Insulaner den Kopf, und schrien: Mate-mate*), was von der Schiffsmannschaft wenig beachtet wurde. Am Hafen des Astrolabe stieg der Bischof mit zwei Missionären, begleitet von dem Schiffslieutenant Blemy und vier Matrosen ans Land, um einen bequemen Ort zu einer Niederlassung auszuwählen. Während zweier Tage untersuchten sie die nächste Küste von Isabel und einen Theil der Insel St. Georg. Indeß dauerte der Besuch

*) Mate heißt in allen oceanischen Sprachen «Tod», wahrscheinlich verwandt mit dem Hebräischen muth.

[illegible]

§.

Die Mission auf [illegible]

Errichtung des Apostolischen [illegible]
Mi[illegible]

Das zweite Inselreich mi[t]
dem Apostolischen Vikariat von
zu einem eigenen Apostolischen
der Salomonsinseln, die zusamm[en]
recht eigentlich in der Mitte
Osten und Nordosten mit den
nen in Verbindung stehen. D[illegible]
Gregor XVI. dem Johanne[illegible]
ster aus der Kongregation
Marthes in der Diözese Lyon
sionär auf Neuseeland gewi[illegible]
pallier zum Provikar ern[illegible]
ländischen Mission zu Ende
men. Dort wurde er zum
inseln bestimmt, und am
in P. geweiht. [illegible]
und Micronesie[illegible]
verzögerte sich

: schwer verwundet zu Boden. Prosper
…n Kahn; auch Chaurain entging lau…
Mörder. Indeß bemerkte man aus dem
…cen über den zum Tode verwundeten Bi…
…agen und beraubten. Da sprang Pater
. ans Ufer, und während die Matrosen
…ie Wilden in die Flucht trieben, schloß
Arme. Er versuchte ihn fortzubringen,
…ge Schritte von da entfernt im Gehölze
…rtönen ließen, aber seine Kräfte reichten
…und der schwer verwundete Frémont
…gelang es ihnen, den Verwundeten in
…s diese beim Hauptschiffe anlangte, er…
…g die Bemannung. Der Schiffsarzt
…ag für die Heilung des Bischofs vor…
…undung des Schiffslieutenants erkannte
Die ganze Schiffsmannschaft schrie um
. rüstete seine Mannschaft zu einer Lan…
…ber widersetzten sich so entschieden einer
: den Schein annahm, als gäbe er den
…setzte er eine Barke in Bereitschaft, die
frische Lebensmittel, woran das Schiff
…ollte. Aber die Missionäre erriethen seine
…aufs neue gegen jede Handlung der Rache,
…atholischen Mission widersprechend. Da sie
…chten die Mannschaft nicht zurückhalten kön…
…e schriftliche Protestation in diesem Sinne,
…mber 1845, ein, und baten den Kapitain,
…buch einzutragen. Das hatte Wirkung; un…
…Matrosen ihre Flinten bei Seite. Indeß litt
…prechliche Schmerzen. Er hatte nicht weniger
empfangen, darunter allein drei tödtliche. Am
Tode nahe zu sein. Um 11 Uhr Vormittags
…ugen. Man reichte ihm ein Kruzifix, das er
…ände nahm. Um halb 4 Uhr Nachmittags wurde
…wer. Die … und Brüder knieten im Kreise
…; der K… …er Schiffsarzt und ein Offizier

der Insulaner an Bord des Schiffes fort. Sie boten Früchte, zum Theil ganz unbekannte, zum Verkaufe an. Auch brachten sie ein Kind mit dem Bemerken, daß es gut zu essen sei. Alle waren völlig bewaffnet, und trugen außer langen Lanzen und Bogen mit vergifteten Pfeilen prachtvolle Schilde aus Schildkrötenschalen. Gegen ein Stückchen Eisen oder gegen sonstige Kleinigkeiten gaben sie selbst ihre Waffen bereitwillig hin; nur ihre Schilde mißten sie um keinen Preis. Sie zeigten den Missionären die befreundeten Stämme an, und luden sie ein, dorthin zu kommen, aber einen Punkt der Küste bezeichneten sie mit dem Rufe Mate-mate. Auf diesen Punkt hin ließ der Bischof am dritten Tage den Kahn lenken. Zwei Matrosen blieben bei dem Fahrzeuge, der Bischof mit den Priestern Chaurain und Frémont, nebst dem Bruder Prosper ging ans Land. Der Schiffslieutenant und die beiden Matrosen, die ihn begleiteten, hatten ihre Waffen in dem Nachen gelassen. Daß Epalle gerade zu diesem Punkte der Küste sich begab, geschah deßhalb, weil er glaubte, es müsse hier wohl ein mit den andern Stämmen in Feindschaft lebender Stamm wohnen, weßhalb die Insulaner ihn mit Mate-mate bezeichnet hätten. Er hoffte, sein Werk mit der Stiftung des Friedens beginnen, und dann beiden Partheien in gleicher Weise sich freundschaftlich nahen zu können. Am Ufer stand ein Haufe von etwa 300 bewaffneten Insulanern. Ein junger Mann von hohem Wuchse und auffallend weißer Gesichtsfarbe, mit einem prächtigen Schilde und einer langen Lanze bewaffnet, schien ihr Anführer zu sein. Der Bischof ging mit seiner Begleitung zu ihnen, und suchte sie freundlich anzureden, bemerkte aber sehr bald eine feindliche Stimmung bei ihnen. Man sah, daß sie sich in feindlicher Absicht um den Bischof zusammendrängten. Dieser nahm es wahr, und wich einige Schritte zurück. Aber während er sich umwendete, erhielt er von rückwärts einen mächtigen Schlag mit einem Europäischen Beil auf dem Kopf. In diesem Augenblicke erhoben die Wilden ein gräßliches Kriegesgeschrei, und stürzten theils auf den Bischof, der halb besinnungslos unter einem Schmerzensruf beide Hände auf seine Wunde hielt, theils auf dessen Begleiter los. Ein zweiter Schlag streckte den Bischof zu Boden. Der Schiffslieutenant Blemy erreichte verwundet den Kahn. Der Pater Frémont

sank von zwei Schlägen schwer verwundet zu Boden. Prosper erreichte schwimmend den Kahn; auch Chaurain entging laufend den Händen der Mörder. Indeß bemerkte man aus dem Fahrzeuge, wie die Wilden über den zum Tode verwundeten Bischof herfielen, ihn schlugen und beraubten. Da sprang Pater Chaurain von Neuem ans Ufer, und während die Matrosen durch ihr Gewehrfeuer die Wilden in die Flucht trieben, schloß er den Bischof in seine Arme. Er versuchte ihn fortzubringen, während die Wilden einige Schritte von da entfernt im Gehölze ein furchtbares Geschrei ertönen ließen, aber seine Kräfte reichten nicht aus. Prosper und der schwer verwundete Frémont kamen zu Hülfe, und so gelang es ihnen, den Verwundeten in die Barke zu schaffen. Als diese beim Hauptschiffe anlangte, ergriff allgemeine Bestürzung die Bemannung. Der Schiffsarzt erklärte, daß keine Hoffnung für die Heilung des Bischofs vorhanden sei; auch die Verwundung des Schiffslieutenants erkannte er für lebensgefährlich. Die ganze Schiffsmannschaft schrie um Rache, und der Kapitain rüstete seine Mannschaft zu einer Landung. Die Missionäre aber widersetzten sich so entschieden einer solchen Handlung, daß er den Schein annahm, als gäbe er den Plan dazu auf. Indeß setzte er eine Barke in Bereitschaft, die ans Land fahren, und frische Lebensmittel, woran das Schiff Mangel litte, einkaufen sollte. Aber die Missionäre erriethen seine Absicht, und protestirten aufs neue gegen jede Handlung der Rache, als dem Geiste einer Katholischen Mission widersprechend. Da sie aber fürchteten, sie möchten die Mannschaft nicht zurückhalten können, so legten sie eine schriftliche Protestation in diesem Sinne, datirt vom 18. December 1845, ein, und baten den Kapitain, dieselbe in sein Tagebuch einzutragen. Das hatte Wirkung; unwillig legten die Matrosen ihre Flinten bei Seite. Indeß litt der Bischof unaussprechliche Schmerzen. Er hatte nicht weniger als sieben Wunden empfangen, darunter allein drei tödtliche. Am 19. schien er dem Tode nahe zu sein. Um 11 Uhr Vormittags öffnete er die Augen. Man reichte ihm ein Kruzifix, das er zwischen seine Hände nahm. Um halb 4 Uhr Nachmittags wurde sein Athem schwer. Die Priester und Brüder knieten im Kreise um sein Lager; der Kapitain, der Schiffsarzt und ein Offizier

hatten unter dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes ihre Augen unverwandt auf den Sterbenden gerichtet. Die Matrosen waren still; man hatte während vier Tage fast keinen Laut an Bord des Schiffes gehört. Einige Minuten vor 4 Uhr stieß der Bischof den letzten Seufzer aus, um jenseits die Märtyrkrone zu empfangen. Nun erst ließ die ganze Umgebung ihrem Schmerze und ihren Thränen freien Lauf. Ein merkwürdiges Schauspiel bot das Schiff am 20. December da. Auf dem Verdecke war ein Altar errichtet, durch Vorhänge nach der Seite der Insel zu gedeckt, damit die Aufmerksamkeit der Insulaner nicht rege gemacht würde. Vor dem Altare stand die Leiche des Bischofs. Früh Morgens um 4½ Uhr begann die h. Messe. Die ganze Mannschaft des Schiffes, lauter Engländer und Protestanten mit Ausnahme des Schiffsarztes wohnten in ehrfurchtsvoller Haltung dem heiligen Opfer bei. Auch zwei Neger aus Neu-Caledonien waren zugegen. Dann ward die Leiche unter Leitung des ersten Schiffsoffiziers in ein Boot gebracht, welches alle Missionäre bestiegen. In eine andere Barke stieg der Kapitain mit der Mannschaft des Schiffes. Um 6 Uhr Morgens erreichten die Fahrzeuge die kleine unbewohnte St. Georgsinsel dem Hafen des Astrolabe gegenüber. Auf dieser einsamen Insel des Oceans befindet sich nun das Grab des ersten Apostels und Märtyrers des Salmonsarchipels. Kein Kreuz, kein Denkmal bezeichnet die Stätte. Doch die Kirche hofft, daß in nicht ferner Zukunft eine zahlreiche gläubige Christenschaar auf diesem Inselreiche, auf das die Sonne des Glaubens die Welt umkreisend ihre ersten Strahlen geworfen hat, ihm ein nie vergängliches, lebendiges Denkmal bauen wird*).

Schon zwei Tage nach dem Tode ihres Bischofs begannen die Missionäre wieder das Land zu untersuchen. Sie hielten es nicht für rathsam, schon jetzt auf Isabel sich niederzulassen, und begaben sich nach San-Christoval zurück. Hier gelangten sie am 3. Januar 1846 zu einem prächtigen bisher unbekannten Hafen, dem sie den Namen Sta. Maria beilegten. Im Hintergrunde desselben fanden sie ein freundliches Dorf, wo sie sich niederzulassen beschlossen. Sie kauften von den Insulanern ein Stück

*) Annal. 1846. VI. am Ende.

Landes, und baueten sich ein Haus, wozu die Wilden größten Theils das Holz herbeischafften, und Dächer aus künstlich zusammengefügten Palmblättern bereiteten. Sie lebten bisher mit den Insulanern in gutem Vernehmen, und hofften, auf San-Christoval Eingang zu finden. Ein neuer Bischof für die Salmonsinseln scheint noch nicht ernannt zu sein.

---

§. 10.

Schluß.

a.

Gewiß gehört die Südseemission zu einer der aller interessantesten Erscheinungen der neuen Kirchengeschichte auch deßhalb, weil in ihr drei große Europäische Nationen, die seit der Reformation in dieser Weise noch nie vereinigt gewirkt haben, Einem Ziele entgegenstreben. Die Spanische Mission überragt zwar an Kühnheit und Großartigkeit, so wie an bedeutenden Erfolgen bei weitem die Französische und Brittische, aber sie gehört mehr der Vergangenheit, als Gegenwart an. Wohl ist sie bis auf unsere Tage hin noch immer auf dem Gebiete, worauf sie sich einmal festgesetzt hat, fortgeschritten, und hat darum auch in der neuesten Zeit zahlreichere Bekehrungen gemacht, als die Französische und Brittische Mission, aber nach Außen hat sie seit 100 Jahren ihr Gebiet wenig mehr erweitert, und der kühne Unternehmungsgeist, der früher die Spanischen Missionäre auszeichnete, scheint gelähmt zu sein. Doch wissen wir, daß die Missionäre Spaniens noch immer sehr tüchtig sind, und daß es auch gegenwärtig in Spanien nicht schwer wird, Männer für eine große Katholische Idee zu begeistern. Spanien sollte es für eine Ehrensache halten, daß wenigstens die Missionen auf den Carolinen durch Priester seiner Nation erneuert würden. Auch auf viele Inseln der Negritos hat Spanien, das sie entdeckte, gegründeten Anspruch. Will auch der Staat seine Rechte dort nicht geltend machen, so sollten Bischöfe und Priester sich die Ansprüche nicht nehmen lassen, auf die-

sen Inseln das Evangelium zu verkünden. Als der Verfasser vor Kurzem in einem Zeitungsblatte las, daß 16 Spanische Missionäre auf einmal nach den Philippinen unter Segel gegangen, da bestärkte sich in ihm die schon seit langer Zeit gehegte Hoffnung, daß Spanien dahin zu bringen sei, es einmal recht klar zu begreifen, welche Stellung es in der Südsee einzunehmen berufen sei. Im Besitze der Marianen hat es den Schlüssel zu den Carolinen und zu den Mulgravesinseln in seinen Händen. Über 4 Millionen Katholiken des Oceanischen Stammes wohnen in den Spanischen Besitzungen auf den Philippinen, und selbst die Negritos sind dem Spanischen Einflusse nicht mehr verschlossen. Keine Nation ist im Stande, auf die Bekehrung der großen Inselgruppen auf beiden Seiten des Äquators einen wohlthätigern Einfluß zu üben, als gerade die Spanische. Möge die Propaganda in Rom dazu mitwirken, daß von Zebu, Manilla und Agaña aus die Missionen nach Süden hin recht bald erneuert werden. Italienische Missionäre könnten sich hier an die Spanischen anschließen, und wie oft nicht die Idee die That, sondern umgekehrt die That die Idee weckt, so könnte auch hier die That das Wiedererwachen eines großen Gedankens im Spanischen Volke befördern, der seine reichen Früchte sowohl für die Sache des Katholischen Glaubens, als auch für das Volk, das ihr diente, hervorbrächte.

b.

Die Französischen Missionen begannen etwas später, als die Brittischen auf Neuholland. Sie erregen durch die Raschheit ihrer Erfolge, durch die Hingabe und die schnelle Vermehrung ihrer Arbeiter unsere Bewunderung. Kaum seit 10 Jahren begonnen umfassen sie bereits einen großen Theil der Südsee. Nicht nur haben sie die protestantischen Missionen auf einem Boden, wo dieselben seit 50 Jahren einheimisch waren, überflügelt, und an manchen Orten sogar deren Forteristenz in Frage gestellt, sondern sie sind auch während der kurzen Zeit ihres Bestandes bereits in Gebiete eingedrungen, auf welche jene sich niemals hinausgewagt haben. Dabei entwickeln die Französischen Missionsgesellschaften in Ostasien eine große Thätigkeit, und schließen sich hier den großen Spanischen Missionen in Tong-king, Kanton und Fo-Kien

an. Sie unterhalten bereits eine Mission auf der Insel Lieu-Kieu, die auf der Grenzlinie von Oceanien liegend das Eindringen in Japan erleichtern soll, und die Erneurung der alten Mission auf Formosa ist von der Propaganda bereits angeordnet. — Die in diesem Werke dargestellte Geschichte der Französischen Mission umfaßt eigentlich nur das Wirken von 30—40 Priestern. Gegenwärtig sind in den Missionen der Südsee wenigstens 130—140 Französische Missionäre, und es wird nicht lange dauern, so werden 2—300 daselbst thätig sein. Wenn die Erfolge in demselben Verhältnisse wachsen, wie die Kräfte, dann haben wir für die nächste Zukunft für die Südsee noch bedeutende Umgestaltungen zu Gunsten der Katholischen Sache zu erwarten. Jedoch ist auch nicht zu verkennen, daß gerade die Französischen Missionen sehr großen Gefahren ausgesetzt sind, und daß sie durch Klippen hindurchzusteuern haben, durch welche der Franzose seines Charakters wegen weit schwerer, als andere Nationen ganz ohne Anstoß hindurchzugelangen vermag. Die Gefahr liegt hier in dem Verhältnisse der Missionäre zur Französischen Regierung. Es ist wahr, die Französische Marine hat der Sache der Missionen manche sehr wesentliche Dienste geleistet. Sie hat auf den Sandwichinseln und auf Taïti der blinden Verfolgungswuth der Protestanten Einhalt gethan, hat sich willig zum Transporte der Missionäre erboten, und ist in vielen wichtigen Angelegenheiten zum Schutze der Missionäre kräftig aufgetreten. Lutteroth und andere haben darum Frankreich als dienendes Werkzeug der Propaganda bezeichnet. Aber Frankreich ist so weit entfernt, ein Werkzeug der Propaganda zu sein, daß es vielmehr aus allen Kräften dahin strebt, die Missionsgesellschaften zu seinen politischen Zwecken zu gebrauchen. Hier mögen die Missionsgesellschaften in Frankreich wachen, und sich wohl hüten, sich von dem blendenden Schein augenblicklichen Vortheiles, oder durch Französische Nationaleitelkeit in eine schiefe Bahn hineinleiten zu lassen. Sie mögen sich wohl hüten, ihre Abhängigkeit von der Propaganda zu Rom irgendwo zu lockern; denn nur durch diese können sie ihre Unabhängigkeit von den Planen der Regierung, und das Vertrauen der Katholischen Völker sich bewahren. Wollten sie Hand in Hand gehen mit den Planen der Regierung, so würden

sie nicht nur den Zugang zu den Herzen der heidnischen Völker sich versperren, sondern sie würden auch den Glauben der von ihnen bekehrten Inseln und Völkerschaften sehr leicht ähnlichen Mißgeschicken preisgeben, als denen die Katholischen Bevölkerungen des Libanon durch die Schuld der Französischen Politik unterlegen sind. Frankreich gebraucht gerne im Auslande den Namen einer Katholischen Nation, um die Genugthuung zu haben, als Vertreter der Katholischen Interessen angesehen und geehrt zu werden, und das Vertrauen kleinerer Katholischer Völker zu gewinnen; aber es ist auch jeden Augenblick bereit, diejenigen, die als Katholiken seinem Schutze vertrauet haben, auf die gewissenloseste Weise zu opfern, wenn es dieselben zu seinem Zwecke nicht mehr gebrauchen kann. Darum muß den Missionsgesellschaften der Gedanke eines Französischen Protektorats in der Südsee ganz und gar fremd und ferne bleiben. Ein solches würde der Katholischen Sache im Falle eines Krieges unersetzliche Verluste bringen, und der Lyoner Gesellschaft die Theilnahme der andern Katholischen Länder sofort entziehen. Wenngleich in dem Benehmen der Picpusgesellschaft hin und wieder wenigstens der Schein einer Übereinstimmung mit den Planen der Französischen Politik nicht sorgfältig genug vermieden, und dadurch der Katholischen Sache nicht geringe Nachtheile bereitet worden sind, so muß doch jeder Unbefangene eingestehen, daß bis jetzt nirgends der Fall vorliegt, daß ein Französischer Missionär sich wirklich als Werkzeug für die Plane der Regierung habe gebrauchen lassen. Namentlich ist das Benehmen des Bischofs Pompallier auf Neuseeland in der That musterhaft zu nennen. In eine überaus schwierige Lage zwischen zwei sich widerstrebende politische Partheiinteressen hingestellt, von der einen Seite mit Mißtrauen beobachtet, von der andern Seite mit Ehren überhäuft, weil man von ihm einen großen Gewinn für die politischen Interessen hoffte, hat er vom Anfange an seine Stellung richtig begriffen, und über allen Partheien stehend hat er nur seine höhere Sendung zu erfüllen gestrebt, und so ist es ihm gelungen, ohne die Franzosen zurückzustoßen, das Vertrauen der Britten im hohen Grade zu gewinnen, und selbst da, wo blutige Kriege ganz Neuseeland mit Trümmern bedeckten, unter Freund und Feind gleich geachtet und geehrt die Mission eines Apostels fortzusetzen. Er ist auch unter den Fran-

zosen gerade derjenige gewesen, der über die Vorurtheile seiner Nation sich hinwegsetzend die hohe Bedeutung der Brittischen Mission für die Südsee mit klarem Blicke erkannt hat. Pompallier hat sich vom Anfange seines Aufenthaltes in Neuseeland an nicht als Franzosen, sondern als Brittischen Bischof betrachtet, und hat in dem engen Anschlusse an den Erzbischof Polding zu Sidney seine Stütze gesucht. Die Maristenkongregation zu Lyon mag sich Glück dazu wünschen, einen Bischof, wie Pompallier, der dem Brittischen Bischof Polding sich würdig an die Seite gestellt hat, zur Südsee gesendet zu haben.

Übrigens sind wir weit davon entfernt, zu verlangen, daß der Missionär durchaus alle Vorliebe für sein Volk, und alle Theilnahme für die Interessen desselben aufgeben solle. Wenn eine Nation sich vorzugsweise zum Träger des Katholischen Glaubens, und zum Vorkämpfer der Kirche zu machen strebt, so ist das ein Ruhm und ein Verdienst für dieses Volk, und es ist etwas ganz Natürliches und von selbst sich Verstehendes, daß die Kirche sich dafür dankbar beweiset. Aber nie vergißt sie darum ihre höhere, von Gott ihr gegebene Sendung, und es widerstrebt ihrer Würde, sich um eines genossenen irdischen Schutzes wegen den Zwecken einer irdischen Macht dienstbar zu machen. Das Volk, unter dem ein Missionär wirkt, erkenne es klar, daß seine Sendung von Gott und von der Kirche, nicht aber von einer weltlichen Regierung ausgehe. Die Französische Mission der Südsee hat in dieser Hinsicht eine um so größere Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt nicht allein vor Gott, sondern auch vor den Menschen anzuwenden, als ihre Gegner gerade das Benehmen Frankreichs in der Südsee als einen Vorwand ergriffen haben, um die Missionäre zu verdächtigen, und ihrem Wirken eine Schranke zu setzen. Man will auf den Inseln keine Franzosen, wohl aber Katholische Priester. Die Gefahr aber, daß die Sache der Katholischen Kirche mit der Sache der Franzosen in der Südsee verwechselt wird, ist in neuester Zeit durch einen besonderen Umstand noch vergrößert worden. Es hat sich nämlich in Havre eine „Französische Handelsgesellschaft“ für Oceanien gebildet, die einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit der Südsee herstellen, und überall Handelsverbindungen zwischen Frankreich und der Oceanischen Inselwelt

anknüpfen will. Es soll auf jedem neubekehrten Archipel ein Etablissement zum Tauschhandel mit den Eingebornen gegründet, und dann die Ansiedlung braver Handwerker und Ackerbauer begünstigt werden. Endlich soll außer den Schiffen, welche zwischen Havre und der Südsee fahren, eine Anzahl von Fahrzeugen angeschafft werden, um die Verbindung der Inselgruppen unter einander zu beleben. Daß daraus für die Missionen großer Nutzen erwachsen könne, liegt am Tage. Denn nichts war ihrem Gedeihen bisher so hinderlich, als die große Schwierigkeit für die Missionäre, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, und, wenn sie einmal dort angelangt waren, zur rechten Zeit Unterstützung und Verstärkung zu bekommen. Auch kann durch die Errichtung Europäischer Etablissements die Unabhängigkeit der Missionäre in Bezug auf ihre zeitlichen Bedürfnisse nicht anders, als bedeutend dadurch gefördert werden. Aber, wird nicht andrer Seits — und das ist eben das Bedenkliche — die Handelsspekulation dieser Französisch-Oceanischen Gesellschaft, wird nicht die Politik der Französischen Regierung für den Vortheil, den sie den Missionen gewährt, auch von diesen verlangen, daß dieselben ihnen in die Hände arbeiten, und wird nicht dadurch die ganze Französische Mission der Südsee eine gewisse politische Färbung bekommen, den Englischen Missionen ähnlich? Der Kaufmann Marziou zu Havre, der zuerst den Gedanken einer Oceanischen Gesellschaft faßte, fand für sein Unternehmen bald vielen Anklang sowohl bei andern Kaufleuten, als auch bei Staatsmännern. Ja die Regierung gestattete dem Herrn Marceau, Lieutenant der königlichen Marine, ohne aus dem Staatsdienste auszuscheiden, mit Beibehaltung seines Gehaltes, und mit Ansprüchen auf das Avancement, das erste Schiff der Gesellschaft nach Oceanien zu führen. Bereits sind drei Schiffe zur Südsee abgegangen. Das erste „die Arche des Bundes“ trug außer einer großen Anzahl Missionäre eine Gesellschaft von Ackerbauern und Handwerkern. Die Missionsgesellschaften sind ausdrücklich von jeder Theilnahme an den Handelsspekulationen ausgeschlossen. Möchte es ihnen gelingen, auch in anderer Hinsicht ihre Unabhängigkeit in der rechten Weise zu bewahren. —

c.

Was der Katholischen Sache in der Südsee eine besonders lichte und erfreuliche Zukunft eröffnet, ist das Emporblühen der Brittischen Katholischen Mission. England ist nicht mehr ausschließlicher Vertreter des Protestantismus, es ist namentlich in seinen Koloniereichen in den letzten 15 Jahren eines der Hauptträger der Katholischen Glaubensverbreitung geworden, und wird, wenn es in derselben Weise, wie bisher, fortschreitet, es hierin den allerthätigsten Nationen gleichthun. Die Brittische Mission auf Neuholland ist, was die Raschheit ihrer Erfolge, und die Großartigkeit ihrer ganzen Anlage betrifft, mit den alten Missionen der Spanier zu vergleichen. Die Gründung des großen Missionsseminars in Irland wird ihre Kräfte noch bedeutend vermehren. Dabei ist es als ein sehr glückliches Ereigniß zu betrachten, daß die Mission der Italiänischen Passionisten sich mit der Brittischen Mission vereinigt hat. —

Für das Gedeihen der Sache der Katholischen Kirche in der Südsee ist es von der größten Wichtigkeit, daß es recht sichtbar werde, wie die Katholische Mission nicht ausschließlich durch Frankreich vertreten wird, und wie das Interesse der Katholischen Kirche ein anderes, ein höheres und weiteres ist, als das der Französischen Politik. Schwerlich würde der Glaube auf den Sandwichinseln einen so glücklichen Eingang gefunden haben, wenn nicht Brittische Missionäre mit den Französischen zusammengewirkt hätten. Die beiden ersten Begründer der dortigen Mission Bachelot und Short gehörten den beiden rivalisirenden Nationen an, und ihre Übereinstimmung brachte bei den Eingebornen eine so günstige Wirkung hervor. Dann war es abermals ein Britte, der Priester Walsh, der die Mission zuerst wieder aufnahm, und in ihr eine so entschiedene Wendung zum Guten hervorbrachte. So ist es jetzt zur Sicherung des Katholischen Einflusses durchaus wünschenswerth, daß auf Neuseeland ein beträchtliches Brittisches Element dem Katholischen Clerus beigemischt wird. Es sollte, sobald als es immer thunlich ist, wenigstens Ein Englischer oder Irischer Bischof für Neuseeland ernannt werden. Ein gleiches ist von der Mission von Central-Oceanien zu sagen.

Seit Jahren sind diese Inseln durch vielfache Beziehungen an England gefesselt; gegen die Bestrebungen der Französischen Politik dagegen herrscht dort fast allgemein eine große Abneigung. Eben diese Stimmung gegen Frankreich und die Vorliebe für England ist dort bisher das mächtigste Hinderniß der Verbreitung des Glaubens, und die stärkste Stütze des Protestantismus gewesen. Man schicke nach Tonga, Viti und zu den Schifferinseln eine gehörige Zahl Brittischer Missionäre, und zeige, daß England und Irland zum großen Theile der allgemeinen Kirche angehören, so wird der Protestantismus der Stütze, die ihn bisher am allermeisten gehalten hat, beraubt sein. In derselben Weise muß nordwärts vom Äquator die Spanische Mission der Französischen friedlich entgegenkommen, damit so die drei Völker, welche die Herrschaft der Südsee sich theilen, und die in irdischer Rücksicht so verschiedene Zwecke verfolgen, in dem Einen und Höchsten, welches der Menschheit als ihr endliches Ziel vorgesteckt ist, in der Versammlung Aller zum Bekenntnisse Eines Glaubens, zusammenwirken. Nicht Franzosen, nicht Engländer, nicht Spanier können den Missionen der Südsee dieses Gepräge der Allgemeinheit verleihen, und die dort thätigen Kräfte in das rechte Gleichgewicht stellen, sondern allein das über Alle waltende Rom.

d.

Die Katholische Kirche von Australien besteht gegenwärtig aus:

1. Dem Erzbisthum Manilla.
2. Dem Bisthum Neo-Segovia.
3. Dem Bisthum Neo-Caceres.
4. Dem Bisthum Zebu.

Alle zusammen umfassen die Philippinischen Inseln nebst Palawan und Mindanao; ferner die Babuyanen, Batanen, Bashiinseln und die Marianen, und zählen etwa 4,500,000 Katholische Einwohner. Alle gehören zur Spanischen Mission. —

5. Das Erzbisthum Sidney nebst den Missionen auf Norfolk und Denwich.
6. Das Bisthum Adelaide.
7. Das Bisthum Hobarttown auf Vandiemensland.

8. Das Bisthum Perth.
9. Das Apostolische Vikariat von Sonda.
10. Das Apostolische Vikariat von Port-Essington (Victoria).

Alle diese sechs Sprengel gehören zur Brittischen Mission, und sind sämmtlich vom Papste Gregor XVI. neu errichtet. Sie mögen zusammen 100—120,000 Katholiken enthalten. —

11. Das Apostolische Vikariat der Sandwichinseln.
12. Das Apostolische Vikariat Taiti mit den Markesas- und Gambierinseln *).
13. Das Apostolische Vikariat Central-Oceanien (Tonga-tabu).
14. Das Apostolische Vikariat Neuseeland.
15. Das Apostolische Vikariat Neu-Caledonien.
16. Das Apostolische Vikariat Melanesien und Micronesien (Salmonsinseln).

Die sechs letzten Sprengel gehören zur Französischen Mission, und sind ebenfalls sämmtlich vom Papste Gregor XVI. errichtet. Bis zum Jahre 1843 rechnete man etwa 50,000 Katholiken, darunter 12,500 auf den Sandwichinseln, und gegen 30,000 auf Neuseeland. Seitdem muß aber diese Zahl noch bedeutend angewachsen sein. — Die Zahl der Protestanten in ganz Australien mag sich mit Einschluß der Kolonisten auf Neuholland und Neuseeland auf 400,000, und die der Heiden auf den Spanischen Inseln auf 1 Million, auf Neuholland gegen 400,000, auf den übrigen Inseln der Südsee auf 1,200,000—1,400,000 belaufen.

*) Neue Nachrichten aus Rom melden, daß abermals ein Priester in Oceanien, der P. Maigret, auf den Sandwichinseln zum Apostolischen Vikar erhoben sei, melden aber nicht, welche Bestimmung er erhalten habe. Auf den Sandwichinseln war schon der Bischof Duboize von Arathia in P. Ich vermuthe, daß entweder die Sandwichinseln in zwei Sprengel getheilt worden sind, oder daß die Markesen, von den Gesellschaftsinseln und Gambier getrennt, ein eignes Vikariat bilden werden.

Druckfehler.

Seite 19 Zeile 2 statt: als solche lies: als solchen
— 29 — 21 — gereicht lies: gereicht hat
— 29 — 25 — wurden lies: worden ist
— 47 Anmerk. ** — Ribbon lies: Rippon
— 59 Zeile 4 — Kriegesschaar lies: Kriegerschaar
— 63 — 17 — Lülke lies: Lütke
— 81 — 19 — Cart lies: Caret
— 95 — 19 — sich lies: sie
— 96 — 15 — communication, avec lies: communication avec etc.
— 101 — 3 — besteht lies: bestand
— 111 — 3 — Marino lies: Marini
— 127 — 7 — To-Kine lies: Fo-Kien
— 135 — 6 — neben den lies: neben dem
— 143 — 2 von unten statt: wurden lies: wurde
— 154 — 11 — — — Urstande lies: Urstamme
— 195 und 196 statt: Kamchamcha lies: Kamehameha
— 209 Zeile 14 statt: Nautelus lies: Nautilus
— 213 — 3 — Krieg lies: Sieg
— 224 — 3 von unten statt: geistliches lies: geistiges
— 245 — 19 statt: umsah und fand lies: umsahen und fanden
— 256 — 3 und 16 statt: Tubotao lies: Tubotoa
— 292 — 8 statt: ihr lies: ihre
— 365 — 4 von unten hinter: einer der Missionäre von Gambier, ist: Caret, einzuschalten.

Andre weniger bedeutende Druckfehler wird der Leser selbst berichtigen.





